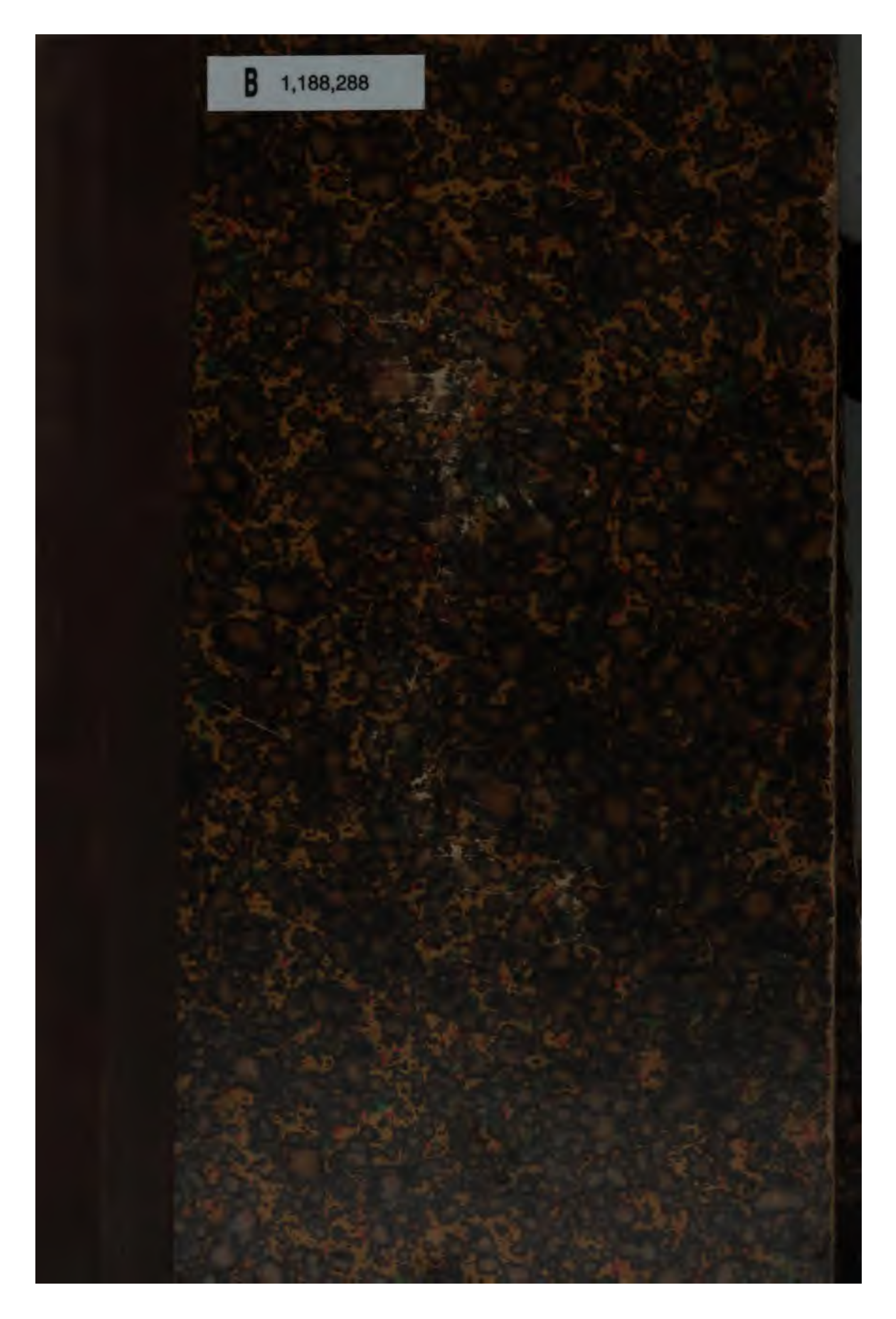
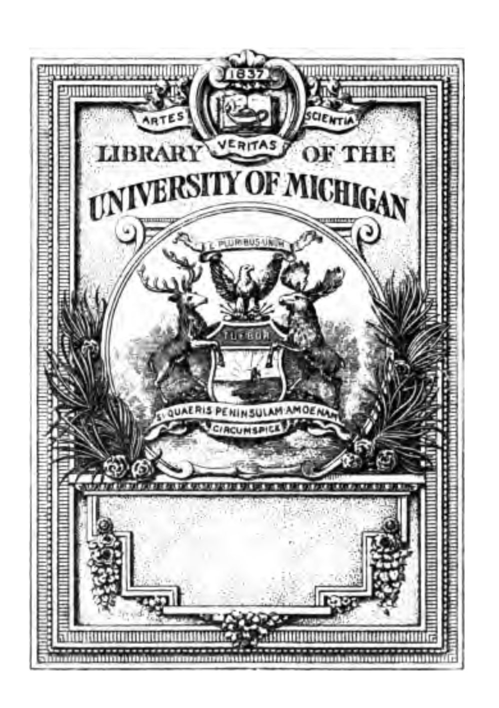



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen

Band XVIII.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1896.





INHALT.

ABHANDLUNGEN.





Ueber die Technik Zola's.

Es sind schon so viele allgemeine Arbeiten über Zola's Romane erschienen, dass es wohl einmal der Mühe verlohnt, im einzelnen die Technik dieses merkwürdigen Schriftstellers zu beobachten, die Kunstgriffe und die künstlerischen Gepflogenheiten, welche er bei der Abfassung seiner Werke öfters anwendet, in seinen Romanen zu zeigen.

Wir legen die Hauptwerke des grossen Romancyclus der Rougon-Macquart unserer Arbeit zu Grunde. An diesem Werke hat Zola seit 1869 mit einem erstaunlichen Fleisse gearbeitet. Man weiss, wie er jedes Werk vorbereitet: bevor er an die eigentliche Ausarbeitung geht, sammelt er unzählige Aufzeichnungen, schreibt an Ort und Stelle seine Eindrücke auf und studiert Personen und Verhältnisse auf das eingehendste. Er lebt sogar immer unter den Leuten, die er in seinen Romanen behandelt und stellt Beobachtungen an, die ähnlich denen eines Naturforschers sind und die er dann in seinem „Roman expérimental“ verwertet. So hat Zola, bevor er l'Assommoir schrieb, Monate hindurch die schmutzigen Arbeiterviertel in Paris täglich aufgesucht und dort das Leben und Treiben der Arbeiter und ihrer Familien beobachtet; die Vorarbeiten zu „Germinal“, zu dem die Bergwerke im nordöstlichen Frankreich den Hintergrund bilden, hat er in den Bergwerken selbst gemacht; und noch nie ist das moderne Eisenbahnleben mit einer solchen Genauigkeit poetisch geschildert worden, wie in „Bête humaine“, welches er auf Grund sorgfältigster Beobachtungen verfasst hat Man erzählt, dass Zola, als er die Vorarbeiten zu diesem Werke betrieb, wochenlang mit dem Lokomotivführer auf der Lokomotive zusammengefahren ist. Ähnlich hat er zu l'Argent das Leben und Treiben an der Börse beobachtet. Und ebenso liegen den Schilderungen der Landschaft, wie in la Terre, ganz bestimmte Gegenden zu Grunde, die er mit seiner wunderbaren Gabe so zu schildern weiss, dass der Leser sie wirklich zu sehen, darin gleichsam zu leben glaubt. Wenn Zola bei seiner ganzen Art zu beobachten zu sehr geneigt ist, den Schmutz und das Elend der Menschen zu schildern, so mag das ein gewisser krankhafter Zug bei ihm sein. Aber alles kann man Zola vorwerfen, nur keine Lüsternheit; dazu



Ueber die Technik Zola's.

Es sind schon so viele allgemeine Arbeiten über Zola's Romane erschienen, dass es wohl einmal der Mühe verlohnt, im einzelnen die Technik dieses merkwürdigen Schriftstellers zu beobachten, die Kunstgriffe und die künstlerischen Gepflogenheiten, welche er bei der Abfassung seiner Werke öfters anwendet, in seinen Romanen zu zeigen.

Wir legen die Hauptwerke des grossen Romancyclus der Rougon-Macquart unserer Arbeit zu Grunde. An diesem Werke hat Zola seit 1869 mit einem erstaunlichen Fleisse gearbeitet. Man weiss, wie er jedes Werk vorbereitet: bevor er an die eigentliche Ausarbeitung geht, sammelt er unzählige Aufzeichnungen, schreibt an Ort und Stelle seine Eindrücke auf und studiert Personen und Verhältnisse auf das eingehendste. Er lebt sogar immer unter den Leuten, die er in seinen Romanen behandelt und stellt Beobachtungen an, die ähnlich denen eines Naturforschers sind und die er dann in seinem „Roman expérimental" verwertet. So hat Zola, bevor er l'Assommoir schrieb, Monate hindurch die schmutzigen Arbeiterviertel in Paris täglich aufgesucht und dort das Leben und Treiben der Arbeiter und ihrer Familien beobachtet; die Vorarbeiten zu „Germinal", zu dem die Bergwerke im nordöstlichen Frankreich den Hintergrund bilden, hat er in den Bergwerken selbst gemacht; und noch nie ist das moderne Eisenbahnleben mit einer solchen Genauigkeit poetisch geschildert worden, wie in „Bête humaine", welches er auf Grund sorgfältigster Beobachtungen verfasst hat Man erzählt, dass Zola, als er die Vorarbeiten zu diesem Werke betrieb, wochenlang mit dem Lokomotivführer auf der Lokomotive zusammengefahren ist. Ähnlich hat er zu l'Argent das Leben und Treiben an der Börse beobachtet. Und ebenso liegen den Schilderungen der Landschaft, wie in la Terre, ganz bestimmte Gegenden zu Grunde, die er mit seiner wunderbaren Gabe so zu schildern weiss, dass der Leser sie wirklich zu sehen, darin gleichsam zu leben glaubt. Wenn Zola bei seiner ganzen Art zu beobachten zu sehr geneigt ist, den Schmutz und das Elend der Menschen zu schildern, so mag das ein gewisser krankhafter Zug bei ihm sein. Aber alles kann man Zola vorwerfen, nur keine Lüsternheit; dazu

ist er zu ernst und zu kräftig. Und in diesem Sinne nennt Zola l'Assommoir, in welchem er zum erstenmal die grauenhaften Nachtseiten menschlicher Verhältnisse in so eigenartiger, packender Weise schildert, das keuscheste seiner Bücher. Er verteidigt sich gegen die rohen Vorwürfe, die man diesem Buche gemacht hat: er habe das verhängnisvolle Verkommen einer Arbeiterfamilie, wie sie in der vergifteten Luft der Vorstädte von Paris leben, zeichnen wollen, wie durch die Trunksucht und den Müssiggang alle Bande der Familie sich auflösen, wie durch den Schmutz und die Not des engen Zusammenlebens alle edleren Gefühle erstickt werden. Oft hätten schon Schriftsteller die furchtbarsten Wunden offen und klar gezeigt, und man habe keinen Anstoss daran genommen. Hier bei ihm sei es nur die Form gewesen, die Worte, welche er gebraucht habe. Sein Verbrechen habe darin bestanden, dass er die litterarische Neugierde gehabt habe, auch einmal die Sprache des Volkes zu reden. Und doch gäbe es Wörterbücher über diese Sprache, welche von Gelehrten studiert werden, die sich an der Frische dieser Sprache, an ihrer Unmittelbarkeit und an der Kraft ihrer Bilder erfreuen. Diese Sprache sei zwar eine reiche Fundgrube für die Grammatiker, aber er habe sicherlich keine philologische Arbeit verfassen wollen, sondern ein Werk, das ein lebhaftes historisches und soziales Interesse beanspruchen könne. Doch will er sich nicht selbst verteidigen; das soll sein Werk thun. Er sagt vom l'Assommoir: „Das ist ein Werk der Wahrheit, der erste Roman über das arme Volk, welcher nicht lügt und welcher wirklich nach armen Leuten riecht. Man darf nicht daraus schliessen, dass das Volk in seiner Gesamtheit schlecht sei, denn meine Personen sind nicht schlecht, sie sind nur unwissend und durch die bittere Not und das Elend, in dem sie leben, verdorben. Nur sollte man meine Romane erst lesen, sie verstehen, sie als Ganzes beurteilen, ehe man so fertige, eigentümliche und gehässige Urteile, die über meine Person und meine Werke umlaufen, fällt. Ach, wenn man nur wüsste, wie sich meine Freunde über die albernen Legenden, mit denen man die Leute über mich unterhält, amüsieren! Wenn man nur wüsste, dass der Blutsauger, der wilde Romanschreiber, ein Mann der Kunst und des Studiums ist, der ruhig und in Abgeschiedenheit lebt, und dessen einziger Ehrgeiz es ist, ein so umfassendes und so lebenswahres Werk zu hinterlassen, wie es nur seine Kräfte gestatten! Ich stelle hier keine Erzählung, die über mich umläuft, in Abrede, ich arbeite, ich überlasse es der Zeit und dem öffentlichen Glauben, mich endlich unter dem Haufen der vielen Gemeinheiten zu entdecken."

Zola mag wohl Vorgänger in seinem realistischen Roman haben, wie besonders Balzac und Flaubert, in deren Bahnen er zuerst ge-

wandelt ist, aber schon seit langer Zeit geht er seine eigenen Wege, folgt er nur seinem eigenen Genie, das für ihn einzig und allein die Richtschnur für sein künstlerisches Schaffen ist. Diesem künstlerischen Schaffen sind wir nachgegangen und unsere Beobachtungen und Ergebnisse wollen wir im Nachfolgenden mitteilen.

Es kann natürlicherweise nicht in unserer Absicht liegen, in die tiefsten Geheimnisse des Kunstschaffens des Schriftstellers zu dringen; das wird stets eine Unmöglichkeit bleiben für den beobachtenden Leser, wie für den schaffenden Künstler selbst. Hier haben wir es zuletzt mit einem unerklärbaren Etwas zu thun, das die sorgfältigste psychologische Forschung nie ergründen wird. Und mag man einer noch so mechanisch-psychologischen Anschauungsweise anhängen, mag man wie Zola selbst glauben, dass sogar die tiefsten Gedanken und die geheimsten Regungen des menschlichen Geistes nach so bestimmten Naturgesetzen vor sich gehen, wie das Fallen eines Steines nach den Gesetzen der Schwerkraft erfolgt, so wird doch der erste Anstoss, das erste Aufdämmern der eigenartigen Gedanken uns stets unklar und verschlossen bleiben. Wir wollen besonders die äussere Art des Schaffens, die Technik des Romans ins Auge fassen, wie sie Zola in seinen Werken ausgebildet hat; dann aber auch die inneren Gedanken und allgemeinen Anschauungen betrachten, wie die psychologische Entwicklung seiner Personen, ihre geistigen Krankheiten und die sozialen Ideen der Romane.

Nächst der sorgfältigsten und genauesten Kleinmalerei, wie sie in den Zola'schen Romanen so oft sich zeigt, fällt eine Vorliebe des Schriftstellers auf, Doppelsituationen in und neben einander herlaufen zu lassen. Gerade hierdurch erzielt er besondere Wirkungen. Die beiden Begebenheiten gehen so in einander über, wie es im wirklichen Leben auch oft der Fall ist, dass sie der Wirkung nach wie eine einzige Handlung betrachtet werden müssen. In anderen französischen, deutschen und englischen Romanen habe ich eine solche absichtliche Schilderungsweise nicht wie bei Zola beobachten können. In Schauspielen haben wir einzelne derartige Beispiele; man denke an die Gartenszene im Faust. Auch auf alten Bildern findet man solche Doppelhandlungen; der bekannteste und beliebteste Vorwurf im Mittelalter war Himmel und Hölle. Von strengen Kunstkritikern wird eine solche Kunstform getadelt. Man wird sie wohl am häufigsten bei Dichtern und Malern finden, welche einer mehr oder weniger realistischen Darstellungsweise huldigen. Am häufigsten habe ich sie in den Zeichnungen Hogarth's gefunden, besonders und auffälligerweise wie bei Zola, wenn er Sterbeszenen darstellt. Bei Zola ist mir eine solche Doppelsituation zuerst in der „Nana“ aufgefallen. Es ist im Schlusskapitel von

„Nana“. Als Nana nach langer Abwesenheit aus Russland, wo sie mit einem ungeheuer reichen, russischen Fürsten zusammenlebte, nach Paris zurückkehrt, um ihr armes Kind, das an den Blattern erkrankt ist, zu pflegen, wird sie von ihrem Kinde angesteckt und sie stirbt an derselben Krankheit. An demselben Tage hat Frankreich an Preussen den Krieg erklärt; eine ungeheuere Menschenmenge wälzt sich über die Boulevards, an dem Hôtel entlang, wo die Leiche Nana's in einem Zimmer daliegt; und wie im Takt von schweren Hämmern, die auf den Ambos geschlagen werden, hört man das laute, wilde Gebrüll der aufgeregten Menge: „à Berlin! à Berlin! à Berlin!“ In dem Hôtelzimmer, in dem Nana tot liegt, befinden sich alte Freundinnen und Genossen von ihr; sie kümmern sich zuerst nur sehr wenig um Nana, dann aber gar nicht mehr, sie sprechen vom Krieg, von Bismarck, von ihrem Vater, dem dritten Napoleon. Mitten in diese laut und sehr erregt geführte Unterhaltung hört man innen ganz unvermittelt vom Boulevard die Worte hinaufklingen: „à Berlin! à Berlin! à Berlin!“ Damit schliesst auch der ganze Roman: Nana liegt da, eine entstellte Masse, ein ekles Geschwür am andern, das schöne Gesicht kaum noch zu erkennen; die Augen tief in den Höhlen, ein rötlicher Schorf über dem ganzen Gesicht, den Mund zu einem widerlichen Lächeln verzerrt. Und über das schrecklich aussehende Gesicht floss das lange, schöne, goldblonde Haar wie ein goldener Strom. „Venus se décomposait“. Ein Windhauch stieg vom Boulevard hinauf: „à Berlin! à Berlin! à Berlin!“

Eine Sterbeszene mit solcher Doppelhandlung finden wir auch in l'Assommoir. Die Grossmutter Nana's ist in der Nacht an der Seite Nana's, die mit ihr in einem Bett zusammen schläft, gestorben; die Eltern der Nana werden, als sie den Tod der alten Frau bemerken, für einen Augenblick aus ihrer stumpfen Gleichgiltigkeit und aus ihrer blöden Vertiertheit herausgerissen, ihr Herz wird weich, und sie bejammern den Tod der guten alten Frau. Daneben hört man immer, wie die Nana auf dem Hofe ein gemeines Gassenlied singt, das in das Zimmer, wo die Tote liegt, hineindringt: „Notre âne, notre âne, Il a bien mal au ventre. Madame lui a fait faire, Un joli ventrouilloire, Et des souliers lilas, la, la, Et des souliers lilas“! Aber die Leute im Totenzimmer hören das Lied kaum; sie sprechen von der Beerdigung und streiten sich über die Kosten derselben.

Am häufigsten macht Zola Gebrauch von diesem Ineinanderschieben zweier Handlungen in La Terre, während er sie in den beiden späteren Werken La Bête Humaine und L'Argent gar nicht mehr hat. Vielleicht, dass er eine solche Schilderungsweise nicht mehr für geeignet, ja für unschön hält, als wenn dadurch zu deut-

lich ein Haschen nach Effekt hervorträte. In la Terre stirbt der alte Mouche, ein armer Bauer, der Vater der Schwestern Lise und Françoise. Er hat einen Schlaganfall gehabt. Die beiden Mädchen und einige Frauen, die sich im Zimmer befinden, sind ganz ratlos; sie wissen nicht, wie sie helfen sollen. Da tönt plötzlich der Ruf: „es hagelt, es hagelt". Der Tote wird sofort von allen vergessen, man denkt nur noch an die Erde, an die Mutter, an die Ernährerin. Alle, selbst die beiden Töchter, laufen hinaus, mitten in der Nacht, um nachzusehen, welchen Schaden der Hagel angerichtet hat. Als der Arzt, zu dem man geschickt hat, kommt, findet er niemanden bei dem Todten, er schimpft und tobt deshalb. Als er in dem dunklen Zimmer endlich den Todten sieht, wie er ruhig da liegt, glaubt er, es gehe besser; er fragt, aber er erhält keine Antwort. „Natürlich, wieder zu spät", meint er, „ich sagte es ja; ich wollte auch gar nicht kommen; es ist immer dieselbe Geschichte; sie rufen mich erst, wenn die Kranken schon tot sind". Als die beiden Töchter wiederkommen, fährt er sie an, warum niemand bei dem Gestorbenen wäre. „Ach", jammern sie unter Thränen, „es geschah wegen des Hagels." Da wird der Bauerndoktor ruhig, aber er wundert sich sehr, dass er auf seiner Fahrt nichts von dem Hagel gemerkt hat, und er meint: „Ja das ist ein Unglück, ein grosses Unglück, der Hagel; es giebt kein grösseres Unglück für die Bauern als den Hagel." Da meldet sich noch einmal der Tote, ein dumpfes Geräusch „une sorte de bouillonnement": kommt von dem Toten her, den man schon ganz vergessen hatte. Alle schweigen, die Frauen bekreuzen sich.

Gegen Ende von „La Terre", auch bei einer Sterbeszene, finden wir wieder eine oder mehrere Handlungen, welche in ähnlicher Weise durcheinander sich schieben. Die hochschwangere Françoise stirbt; ihre Schwester Lise hat ihr in der Wut eines Auftrittes mit der Sichel eine tiefe Wunde in den Unterleib geschlagen, an der sie nun sterbend daliegt. An dem Totenbett spricht man von den Rekruten, die grade zu dieser Zeit zu ihren Regimentern sich begeben müssen, und von den anderen jungen Leuten, welche das Glück haben, nicht zu Soldaten gezogen worden zu sein. Man hört vom Totenzimmer aus den Wirbel der Trommel, unter dem die jungen Soldaten abmarschieren! Und Jean, der Mann der sterbenden Françoise, denkt, wie er die Trommel hört, an sein ehemaliges Soldatenleben, an die Feldzüge, an die Schlachten, in denen er gefochten, an das öde Kasernenleben, an die armen Kerle, die weder Weib noch Kind haben, die sie lieben können. Ein Menge von Kindern und Erwachsenen des Dorfes schliessen sich dem Zuge an, an dessen Spitze der Tambour, der schon ganz betrunken ist, marschiert. Der Lärm und die Aufregung, die tolle

Freude derjenigen, deren Söhne freigekommen sind, und die laute Wut der anderen, deren Söhne Soldaten werden müssen, alles das erinnert an die brüllende Menge, die sich in „Nana" bei der Kriegserklärung durch die Strassen von Paris wälzt. Jean steht vor seinem Hause, an die Mauer gelehnt und sieht dem wilden Treiben zu; sein ehemaliger Herr, der reiche Gutsbesitzer Hourdequin kommt zu ihm; diesem klagt Jean sein Leid, dass seine Frau stürbe. Aber auch Hourdequin klagt, die ganze Landwirtschaft gehe zurück, die Erde sei erschöpft, sie wolle nichts mehr von den undankbaren, schlechten Menschen wissen. Als Jean in das Zimmer der Sterbenden hineingeht, ist seine Frau schon tot. — Das jetzt Erwähnte bildet ein ganzes Kapitel für sich. Ebenso ist ein abgeschlossenes Ganzes, in dem der absichtvolle Aufbau von zwei ineinander übergehende Handlungen, die sich hier noch einander entsprechen, durchgeführt ist, das fünfte Kapitel von La Terre. Man könnte es überschreiben: „Geburt eines Kindes und eines Kalbes".

Gleich die Eingangsworte des Kapitels: „Pourvu que la Coliche ne vêle pas en même temps que moi! répetait Lise chaque matin", deuten die eigentümliche Doppelsituation an, deren jede einzelne zur andern gleichsam harmoniert. Jene Worte spricht die Lise, die Frau des rohen Buteau, aus Sorge um die Kuh „la Coliche", welche schon seit zehn Jahren der Familie gehört, die wie ein Kind behandelt wird und von der man wie von einem Glied der Familie spricht. Wie eine Kuh ihr Kalb wirft und wie zu genau gleicher Zeit und an demselben Orte die Frau des Hauses ein Kind gebiert, das wird hier beschrieben, und zwar mit einer umständlichen Genauigkeit und fast ängstlichen Ausführlichkeit, dass der Tierarzt und der praktische Arzt und Geburtshelfer diese Vorgänge nicht sorgfältiger und richtiger darstellen könnten, dass diese es aber auch sind, für welche die ganze Schilderung am interessantesten sein muss. Ich würde den Hergang kaum auf Deutsch übersetzen können, da mir die Ausdrücke in der eigenen Sprache zum teil unbekannt sind. In dieser Doppelsituation zeigt sich der gierige, rohe Charakter dieses Bauernvolkes: um die Frau, um ihr Kind bekümmert man sich gar nicht, sondern man denkt nur an die Kuh und an das Kalb, selbst die schwangere Mutter spricht nur von der Kuh und dem Kalb, und nicht von ihrer Geburt. Zur Kuh wird der Tierarzt gerufen; die Frau will für sich selbst von einem Arzt gar nichts wissen, denn man habe doch kein Geld, um es zum Fenster hinauszuwerfen. Der Tierarzt verlangt, dass die Frau sich ins Bett lege; aber diese geht nicht aus dem Stall weg; sie will sehen, wie es bei ihrer lieben Kuh verläuft. In ihren Wehen und Schmerzen schreit sie: „Ach, Herr Pataud, retten Sie unsere Kuh, unsere alte, liebe Kuh, die uns seit Jahr und Tag

so gute Milch giebt. Wenn das Kalb auch krepiert; retten Sie uns die Kuh, die Kuh!" Grade als der Tierarzt an sein Geschäft geht und das Kalb aus der Kuh herausziehen will, da stösst die gebärende Frau einen rauhen Schmerzensschrei aus. Da fährt Herr Pataud, der Tierarzt, sie an: „Zum Donnerwetter, bist Du noch da, du schwangeres Weib, ich dachte, es wäre die Kuh; aber, mein Gott, mache doch deine Geschichte bei dir, und lass mich hier meine machen. Das geht so nicht, das schlägt mir auf die Nerven, mache, dass du fortkommst." Da erst bringt man die Frau weg. Aber ihre Gedanken bleiben bei der lieben Kuh. Alle Thüren müssen offen bleiben, damit sie hören kann, was im Stall mit der Kuh geschieht. Eine Frau muss in einem fort zwischen dem Stall und dem Zimmer, in dem sie nun liegt, hin und herlaufen und ihr sagen, wie die Sachen stehen. Die Kuh wirft ein Kalb; es ist tot; alles jammert und auch die Lise ist ganz untröstlich; als aber die Kuh ein zweites lebendiges Kalb wirft und dies der Lise gezeigt wird, da lacht sie vor Freude laut auf und nun gebiert sie ihr Kind.

Besonders bei der Schilderung von Versammlungen, von dem Zusammensein vieler Menschen, wo auch in Wirklichkeit ein solches Durcheinandergeschiebe von verschiedenen Handlungen oft stattfindet, liebt es Zola, diese Schilderungsform anzuwenden. Im Anfang von La Terre führt uns Zola in eine Versammlung von Bauern, welche über die Anlage eines neuen Weges beraten. Keiner von ihnen will von seinem eigenen Land hergeben; jeder fürchtet, dass der andere mehr Vorteil haben, mehr Geld dafür bekommen werde, als er selbst. Diese Unterhandlungen, die in einem Wirtszimmer stattfinden, werden immer unterbrochen durch das wüste Geschrei und Gelärme zweier Trunkenbolde, die dort zechen und spielen. Ganz unvermittelt in die Worte der Unterhandlung über den Weg, die ruhig weitergeht, werden die Schelt- und Schimpfworte der beiden Säufer hineingelegt, die aus einer Ecke der Kneipe hinüberdringen. Es wird ganz episch erzählt; mit Reflexionen werden wir verschont. Ähnliches finden wir am Schluss von La Terre, als der alte Fouan beerdigt wird. Der Geistliche fängt an, seine lateinischen Gebete zu sprechen, aber die Bauern hören kaum zu, sie reden über allerlei andere Dinge, die sie gerade interessieren, von ihren Kindern, ob es ihnen gut oder schlecht geht, von ihren Feldern und ihren Gärten. „Amen" singt der Chorknabe. Und der Geistliche hebt wieder an; „De profundis clamavi ad te, Domine!" Da zanken sich die Söhne des Gestorbenen ganz laut wegen des Geldes, das ihr Vater hinterlassen hat, und das der eine Sohn gestohlen haben soll . . . ., „Requiescat in pace . . ." „Amen" sagen die beiden Chorknaben. Und der Sarg wird in das

Grab hineingelassen. Das Gezänke und Gerede der Bauern geht weiter fort.

Solche Schilderungen von mehreren Handlungen, die äusserlich fast unabhängig nebeneinander herlaufen, finden sich noch manche in Zola; einige sind so zweideutigen Inhaltes, und zwar einige der bezeichnendsten und auffälligsten, dass wir vorziehen, sie hier nicht anzuführen. Man muss zugeben, dass Zola auf diese Weise Wirkungen erzielt, wie sie nur selten ein Schriftsteller in der Nachahmung der Wirklichkeit hervorgebracht hat.

Zola hat, wie man aus dem eben Angeführten schon ersehen kann, eine ihm eigene Technik der Erzählung und Schilderung ausgebildet, die aber in so wenig auffälliger Weise sich zeigt, dass der Leser, der seine Werke nur einfach durchliest und sie nicht genauer durcharbeitet und mit einander vergleicht, das was man im schlechten Sinne die „Mache“ nennt, kaum bemerken dürfte. Wenn man die Romane Zola's genauer in ihrem Aufbau beobachtet, so findet man ferner eine besondere Vorliebe des Verfassers für eigentümliche Wiederholungen. Wir sprechen nicht von dem, was sich in den meisten Romanen wiederholt: von der Ausmalung der dunkeln und krankhaften Seiten der Menschen, dem geschlechtlichen Leben, der Schilderung des Schmutzes, der Ausmalung der Örtlichkeit bei Beginn von neuen Kapiteln. Zola hat eine ganz besondere Vorliebe, dasselbe Thema zu wiederholen oder zu variieren. Das sehen wir deutlich schon an der Art und Weise seiner Schilderungen, bei denen er absichtlich gewisse charakteristische Merkmale der Personen und Gegenstände immer wiederholt. Wenn er in La Bête Humaine den Zug, die Lokomotive, die Station, wenn er in La Terre die fruchtbare Ebene der Beauce, wenn er in Germinal das Bergwerk und die Arbeit der Bergleute immer wieder schildert und unter den verschiedensten Verhältnissen vor die Augen seiner Leser führt, so will er diese Bilder dem Leser tief in die Seele hinein einprägen. Solche Wiederholungen finden wir bei vielen neuen Schrifstellern, wenn sie dieselben auch nicht mit der Virtuosität eines Zola anzuwenden verstehen. Jedesmal wenn in „La Bête Humaine“ der Ort der Handlung das öde Häuschen des Bahnwärters Misard ist, das ganz nahe an der Eisenbahnlinie Havre-Paris liegt, hören und sehen wir, wenn die Schnellzüge, die Personenzüge, die Güterzüge daher donnern, dass das Haus und alle Möbel zittern. Das wird uns kein einziges Mal erspart, so dass wenn Zola uns im Laufe der Erzählung wieder in das Haus hineinführt, wir schon darauf gefasst sind, dass im nächsten Augenblick ein Zug vorbeidonnert und das Haus und alle Möbel zittern. Immer wieder heisst es in La Bête Humaine von Jacques Lantier, wenn er von einem seiner häufigen Unfälle des Mordwahnsinnes betroffen

wird, dass es ihm ganz rot vor den Augen wird: il voyait rouge. Dieselbe Eigenschaft wird uns von dem Bruder des Jacques, von Etienne Lantier mitgeteilt; auch da heisst es sehr oft: il voyait rouge. Gleich im Anfang von Germinal haben wir eine eigentümliche Wiederholung: wir begegnen einem alten Bergmann, der sein ganzes Leben hindurch in den Bergwerken gearbeitet hat und nun schon ganz altersschwach ist, in einem fort hüstelt und ausspuckt; auf wenigen Seiten wird ungefähr sechsmal von dem Manne gesagt: „il cracha noir.“ Paul Lindau hat gerade dieserhalb über Zola gespottet, da er nicht nur schildere, wie die Leute sich räuspern und spucken, sondern auch was sie spucken. Aber gerade hier ist der Spott wenig angebracht: denn hier wird sogleich im Eingang der Hauptvorwurf von Germinal, das Elend, die Not und die körperliche Zerrüttung der Bergleute, in allerdings etwas derbsinnlicher Weise angedeutet. Derartige Wiederholungen liebt Zola besonders bei Personen, wenn diese eine auffällige körperliche oder geistige Eigentümlichkeit haben, die denn fast jedesmal, wenn von diesen Personen die Rede ist, dem Leser wieder mitgeteilt wird, damit diese Eigentümlichkeit um so schärfer hervortrete: so der schöne blonde Vollbart des Goujet in l'Assommoir; das wallende, blonde, goldige Haar der Nana, die eigentümliche, scharf nach rechts gebogene Nase des Saccard in L'Argent, die sich auch auf seine beiden Söhne, den ehelichen wie den unehelichen Sohn vererbt hat; die schwächliche Gesundheit des Gundermann in l'Argent, der nur von Milch leben darf; der ängstliche und fast übertriebene Gerechtigkeitssinn der Françoise in La Terre, wie sie immer sagt. „ça, c'est à moi, et ça, c'est à toi,“ die Stinkereien des verlodderten Säufers Jésus Christ in la Terre. Diese Personen können gar nicht auftreten, ohne dass diese Eigentümlichkeiten gezeigt werden. Es ist klar, dass auf diese Weise die Charakterschilderung oft eine sehr einseitige werden muss, wie wir dies später noch im Einzelnen zeigen werden.

Verschiedene der Zola'schen Romane haben die gleiche Eigentümlichkeit, dass sie alle mit dem Kriege von 1870 ausklingen. Die Schlussscene in Nana haben wir schon erwähnt, wie der Pariser Pöbel sich in den Julitagen von 1870 durch die Strassen von Paris wälzt und immer „A Berlin! à Berlin!“ brüllt. In La Terre durchzieht der Gedanke an diesen Krieg das ganze Ende des Romans. Die Bauern sprechen von dem Krieg gegen die Preussen, der schon seit einiger Zeit in der Luft liegt, und zwar in ihrer rohen und derben Weise. Jean, dem man die Frau getötet, dem man sein Eigentum gestohlen hat, verlässt am Ende des Romans das Dorf. Da er nicht mehr die Kraft in sich fühlt, als Bauer das Land zu bearbeiten, so will er wieder Soldat werden, um das Land, das

alte, liebe Frankreich, in dem Kriege, der eben ausbricht, wenigstens zu verteidigen. Man geht mit Jean beim Schluss des Werkes in das Ungewisse des Krieges hinein. In „La Bête Humaine“ ist auch gegen Schluss von dem Kriege gegen Preussen die Rede. Da sitzen die Soldaten in einem Zuge, der sie zur preussischen Grenze befördert; der Zug fährt ohne Lokomotivführer und Heizer, die sich im gegenseitigen Kampfe von der Maschine gestürzt haben, dahin; wie ein wildes, blindes Tier rast er über die Schienen an den Stationen vorbei; und die Soldaten, die keine Ahnung von der Gefahr haben, in der sie schweben, brüllen in ihrer Trunkenheit ihre wilden Lieder weiter.

Auch in l'Argent, dessen Handlung im Jahre 1867 den Höhepunkt erreicht, wird gegen Schluss das Thema vom Kriege gegen Preussen angeschlagen. Damit wird stets der Untergang des zweiten Kaiserreiches, dessen erbittertster Gegner Zola stets war, angedeutet. Von Bismarck ist nicht nur häufig die Rede; er tritt sogar selbst auf; zur Zeit der grossen Weltausstellung, 1867, begleitet er seinen Herrn wie ein getreuer Hund. Gundermann, der Beherrscher der Pariser Börse, prophezeit, dass in dem künftigen Kriege gegen die Preussen Frankreich unterliegen würde. Aber er wird deshalb ausgelacht; man kann nicht glauben, dass Frankreich gegen dieses kleine und unbedeutende Preussen unterliegen würde. Es ist klar, dass Zola mit diesem Kriege gegen Preussen eine Satire gegen das zweite Kaiserreich schreiben will; grade wie die Familie Rougon-Macquart, deren allmählichen Zerfall und sittliche Verkommenheit er in dem Romancyklus schildert, von Stufe zu Stufe herabsinkt und langsam, aber mit Sicherheit durch den Fluch ererbter Sünden und moralischer Widerstandslosigkeit verkommt, so müsse auch das Kaiserreich des entarteten Geschlechts der Napoleoniden seinem Untergang entgegen gehen.

Indessen findet man bei Zola auch Wiederholungen noch viel auffallenderer Art, wo gewisse Ausdrücke öfters wörtlich wiederholt werden. In einer der erwähnten Doppelsituationen in La Terre, wo die beiden Trunkenbolde in der Kneipe sitzen und spielen, während die Bauern wegen eines neuen Weges verhandeln, wird zuerst ausdrücklich gesagt, dass sie bei ihrem Spiel schreien: „Atout, atout, et atout!“ Diese Spielworte setzt dann Zola einfach mitten in den Text der Reden der Bauern hinein, ohne weiteren Zusammenhang mit dem Anderen; das wiederholt er einige Male. Auf diese Weise wird die Wirklichkeit in eigenartiger Weise nachgeahmt; man glaubt das Geschrei der beiden Zecher zu hören, das unmittelbar zwischen dem Gerede an das Ohr des Lesers klingt, als wenn er selbst bei der Handlung zugegen wäre. Eine weitere Schilderung dieser Art haben wir noch in La Terre gegen Schluss

beobachtet. Jean pflügt und treibt sein Pferd an mit den Worten: „Dia hue! hep!“ Dann schildert Zola in sorgfältigster Kleinmalerei, welche an die Bilder der modernsten Maler erinnert, die solche Vorwürfe mit besonderer Vorliebe jetzt ausführen, wie Jean pflügt, wie er sich dann seinen Gedanken überlässt, wie er glaubt, dass er, der ursprünglich Handwerker und dann Soldat war, doch niemals ein echter, rechter Bauer werden würde, wie eine Art Trunkenheit bei dem frischen Duft der Erde über ihn kommt, wie er den stillen, traurigen Frieden der Ebene sieht, den die eigentlichen Bauern nie fühlen. Und mitten in diesen Träumereien ruft er ganz mechanisch dem Pferde zu: „Dia hue! hep!“, das der Verfasser auch hier wieder ganz unvermittelt und als Absatz für sich in den Text hineinsetzt. Ähnlich ist die Szene ausgearbeitet in l'Assommoir, wo die arme, verkommene Gervaise schliesslich in der äussersten Not und vom wildesten Hunger getrieben, nicht anders sich zu helfen weiss, als dass sie sich auf der Strasse den vorübergehenden Männern anbietet. Sie redet sie an mit den Worten: „Monsieur, écoutez donc;“ und diese Worte setzt Zola dann öfters unvermittelt in die Gedanken und Träumereien der Gervaise, die mit jenen Worten halbmechanisch, ohne dass sie selber eigentlich weiss, was sie thut, die Männer anredet, bis sie zuletzt ihren alten Geliebten, den blondbärtigen Goujèt, anredet. Dazu steht im tiefen Gegensatz das Ideal des Familienlebens der Gervaise, das sie im Anfang des Werkes wiederholt ausspricht; „Mein Gott“, sagt sie, „ich verlange nicht viel; ich möchte immer Brod zu essen haben, ein reinliches Nestchen, um zu schlafen, einen Tisch, zwei Stühle; die Kinder möchte ich zu guten Menschen erziehen, und dann selber nicht geschlagen werden, und wenn man so sein Leben verbracht hat, dann möchte ich gern in meinem eigenen Bett zu Hause sterben.“

Weil sie diese Worte mehrfach sagt, prägen sie sich dem Leser um so tiefer ein, und dass dann endlich gerade das Gegenteil von dem Ideal der Gervaise eintritt, dass sie schliesslich in Schmutz und Elend untergeht, das wirkt dann um so tiefer. Namentlich bei Handlungen, in welchen die Personen sich in aufgeregten, nervösen Zuständen befinden, lässt Zola sie gerne dieselben Worte wiederholen: als Sévérine in La Bête Humaine entdeckt, dass ihr Mann sich das Geld des von ihnen ermordeten Präsidenten angeeignet hat, da schreit sie immer wieder: „Voleur! voleur!“; und wie dieselbe Sévérine mit ihrem Geliebten in Paris zusammen ist und von ihrem Liebesgefühl ganz überwältigt wird, da bittet sie ihn immer wieder und ungefähr zehnmal wiederholt sie: „Embrasse—moi, embrasse—moi.“ Solcher Wiederholungen habe ich noch eine ganze Menge gefunden, die ich aber für zu wenig eigenartig halte, um sie hier anzuführen. Nur noch die auffallendste Wiederholung

eines Ausdruckes möchte ich mitteilen, die Zola in ganz merkwürdiger Weise in La Bête Humaine anwendet. Der Bahnwärter Misard hat seine Frau nur geheiratet, damit er die Summe von tausend Francs, welche sie besitzt, von ihr bekommt. Aber seine Frau giebt ihm das Geld nicht; sie hat es irgendwo versteckt. Und nun sucht Misard das ganze Haus durch und durch, er reisst die Steine auf, er wühlt den Garten um, und sucht und sucht. Da setzt nun Zola mitten in die Schilderung die Imperative „Cherche! cherche!“ hinein, gleichsam als wenn er die innere Stimme wäre, die den unglücklichen Misard zu seiner wütenden krankhaften Habgier in einem fort anreizt. Schliesslich vergiftet Misard seine Frau auf eigentümliche Weise, indem er ihr auf ganz heimtückische Weise Gift in den Magen hineinbringt; nachdem er sie getötet hat, sucht er weiter und so muss er ewig in dem öden, einsamen Hause an der Bahnstrecke suchen.

Wenn man die Werke Zola's auch nicht als dichterische Schöpfungen ersten Ranges ansehen kann, so muss man doch zugeben, dass sie sich im einzelnen oft zu wahrhaft dichterischer Empfindung und edlem Schwung erheben. Man muss vor allem bewundern, wie Zola es versteht, bei seinen Schilderungen leblosen Wesen durch seine dichterische Phantasie Leben einzuflössen. Darin ist Zola durchaus eigenartig, selbständig; keinem anderen als sich selbst verdankt er diese wunderbare Fähigkeit, tote Dinge so zu beleben, wie er sie belebt. Fast in allen seinen Romanen kann man dazu Beispiele finden. Am grossartigsten führt er diese Art von Personifizierung durch in La Bête Humaine, wo er die Lokomotive, und in La Terre, wo er die Erde, das Land, in der ganzen Anlage der Werke als lebende Wesen erscheinen lässt. Da entwickelt dieser französische Schriftsteller eine wunderbare Phantasie, die kaum von einem anderen Schriftsteller direkt nachzuahmen wäre und die sich in deutscher Übertragung oft sehr eigentümlich liest. Die Lokomotive in La Bête Humaine hat den Namen „Lison“ nach dem Namen einer Station; aber Jacques nennt sie aus Zärtlichkeit, wie eine Geliebte „la Lison“. Da er jeden Umgang mit Frauen meidet, so hängt er mit ganzem Herzen an seiner lieben Lison. An der Stelle, wo Zola zuerst die Maschine beschreibt, spricht er von derselben mit der Genauigkeit und Kenntnis eines Maschinentechnikers, aber dabei belebt er die Schilderung durch die Personifizierung der Lokomotive, er beschreibt ihre feine Eleganz, ihre langen und mächtigen Lenden, ihre breite, starke Brust. Und wirklich in den vier Jahren, in denen Jacques sie fährt, hat er sie immer lieber gewonnen. Er war schon auf anderen gefahren, auf folgsamen und widerspenstigen, mutigen und faulen Maschinen; er wusste wohl, dass jede ihren besonderen Charakter hätte, gerade

wie die Frauen; aber wenn er seine Lison so von Herzen liebte, dann geschah es deshalb, weil sie die vorzüglichen Eigenschaften einer guten Frau hatte. Sie war so gefügig, sie gehorchte stets, sie war so flink und leicht bei der Abfahrt, sie ging stets ganz gleichmässig. Man behauptete zwar, dass, wenn die Lison so vorzüglich und sicher führe, so rühre das von der Vorzüglichkeit der Konstruktion und dem vollkommenen Zusammenpassen der einzelnen Teile her, aber er wusste, dass es noch etwas war, was andern Maschinen, die ebenso sorgfältig construiert waren, fehlte: das war die Seele, das Geheimnis der Konstruktion, jenes gewisse geheimnisvolle Etwas, welches der Zufall des Hammers, welches die Hand des Arbeiters dem Metall verleiht: die Persönlichkeit der Maschine, das Leben. — Und so liebte er sie als dankbarer Mann. Er liebte sie auch, weil sie ihm, ausser seinem Gehalt, auch noch einige Sous, die er an der Heizung sparte, einbrachte. Nur einen Vorwurf machte er ihr, dass sie zu sehr des Schmierens bedurfte; darauf hatte sie einen wahren Heisshunger, darin schwelgte sie. Umsonst hatte er versucht, sie darin zu mässigen, dann war sie sofort ausser Atem, denn ihr ganzes Temperament verlangte nun einmal so viel Öl. Er hatte sich endlich darein gefunden, dass er diese Schwelgerei ihr gestattete, er drückte darüber ein Auge zu.

So ist Jacques vier Jahre auf der Lison gefahren. Da entsteht in ihm die Liebe zur Sévérine, der Frau des Bahnhofsinspektors. Eines Tages fährt sie mit dem Zuge von Hâvre nach Paris, und Jacques fährt die Lison heute mit ganz besonderer Sorgfalt. Aber grade an diesem Tage, da hatte die Lison noch mehr Öl nötig als gewöhnlich. Und er wusste nicht, warum. Sie leuchtete und glänzte heute so schön, sie zeigte alle die Sorgfalt, welche Jacques ihr zu teil werden liess. Aber heute beunruhigte sie ihn, er misstraute ihr, obwohl er sich doch seit vier Jahren kein einziges Mal über sie zu beklagen hatte.

Auch sein Heizer, der sonst so liederliche Pecqueux, liebte die Lison, und so führten sie zu dreien eine gute Wirtschaft; nie hatten sie mit einander Streit. Aber heute war Jacques mit der Lison nun einmal gar nicht zufrieden. Das kam daher, weil die Lison nicht mehr allein sein Herz besass; eine andere Liebe hatte sich desselben zu jener zarten und feinen Sévérine bemächtigt; heute dachte er zum ersten Male an die Gefahren, welche den Reisenden zustossen könnten, wenn er mit der Schnelligkeit von achtzig Kilometern in der Stunde dahinfuhr, heute war er so argwöhnisch gegen seine Lokomotive. Und auf dieser Fahrt fuhr Jacques mit ganz besonderer Vorsicht, mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit. Selten gehorchte ihm die Lison so vollkommen wie heute; er war ihr absoluter Herr. Dennoch liess er in seiner

Strenge ihr gegenüber nicht nach, er behandelte sie wie ein gezähmtes wildes Tier, dem man stets misstrauen muss. Aber die Lison lief so gleichmässig, als wenn auch sie wüsste, dass die Geliebte des Lokomotivführers im Zuge gesessen hätte; auf der Strecke zwischen Saint-Romain und Harfleur, da wo die stärkste Neigung der ganzen Linie ist, raste sie drei Meilen in dem Galopp eines Pferdes, das von weitem schon den Stall wittert. Am Abend, als sie in ihrem Schuppen war, als noch die dicken Tropfen von ihren Seiten flossen, da wurde sie allmählich wieder kalt, und sie schlief ruhig ein.

Bei einer ähnlichen Fahrt, wo auch Jacques die Sévérine in dem Zuge mit nimmt, tritt ein ungeheurer Schneefall ein, und der Zug bleibt schliesslich im Schnee stecken. Bei dieser Fahrt strengt sich die Maschine an, sie ächzt, sie stöhnt und schnauft wie ein Tier, welchem man eine zu grosse Last aufbürdet, die es nicht fortschleppen kann; man glaubte zu hören, wie ihr die Glieder im Inneren krachten. Jacques behandelte die Lison seit einiger Zeit schlechter, wie eine alt und schwach gewordene Frau; er hegte nicht mehr dieselbe Zärtlichkeit für sie, wie ehemals. „Niemals wird die Faullenzerin den Abhang hinaufkommen,“ sagte er heute, obwohl er sonst niemals unterwegs sprach. Pecqueux sah ihn ganz erstaunt an: was hatte er denn gegen die Lison, die doch immer so gehorsam war und alles that, was er wollte? Wenn eine Maschine so gut geht, dann konnte man ihr alles verzeihen, wie einer sparsamen und tugendhaften Hausfrau. Wenn sie auch gewöhnlich zu viel Öl gebrauchte, was lag daran? Aber heute musste sie noch viel mehr Öl haben, als sonst. Jacques kletterte selbt während der schnellsten Fahrt um die Lokomotive herum und ölte sie ein; als er damit fertig war, murmelte er vor sich hin: „Verdammtes Luder!“ Da sagte Pecqueux: „Das hätten Sie mich thun lassen sollen, ich verstehe mich darauf, die Lison einzuölen.“ Mit grosser Mühe kommen sie endlich bis zur nächsten Station. Und noch einmal fährt die Lison wieder ab, nachdem sie einen jämmerlichen Schrei ausgestossen hatte. Aber der Schnee fällt immer dichter. Der Zug muss durch eine Schlucht fahren, wo der Schnee über einen Meter hoch liegt. Die Lison zittert am ganzen Körper; aber sie dringt noch immer weiter vor. Einen Augenblick scheint sie schon ganz erschöpft zu sein und nicht mehr weiter fahren zu können, wie ein Schiff, das auf eine Sandbank geraten ist. Aber noch einmal dringt sie weiter vor. Endlich hält sie an, sie kann nicht mehr, sie hört auf zu atmen und rührt sich nicht mehr. Es war fertig, der Schnee hielt sie fest.

Als endlich die Schneemauer weggeschaufelt war und der Zug wieder etwas freies Feld gewonnen hatte, fuhr Jacques un-

gefähr dreihundert Meter zurück, um mit der Lison einen Anlauf gegen die Schneemassen zu machen. Als die Lison gegen den Schnee fuhr, macht sie „han!“, sie zitterte am ganzen Körper, aber sie kam nicht durch. Zweimal wiederholte Jacques dieses Manöver, und jedesmal blieb die Lison stecken, trotzdem sie wie eine wütende Riesin keuchte. Endlich, beim dritten Mal, strengte sie ihre eisernen Muskeln in einer höchsten Kraftanstrengung an und sie war wieder frei und fuhr weiter. „Sie ist doch ein gutes Geschöpf“, murmelte Pecqueux. Sie fuhr nun mit mittlerer Geschwindigkeit weiter. Man hatte aus Vorsicht die Lampen vorne und hinten am Zug angezündet, und die vordere Laterne leuchtete in den Tag hinein, wie das Auge eines Cyklopen. So näherte sie sich einer neuen Schlucht, mit dem weit geöffneten Auge. Mitten hinein fuhr sie mit keuchendem Atem in den hohen Schnee. Der Schnee, den sie vor sich her trieb, bildete eine Mauer vor ihr. Mit einem letzten Stoss ihres ganzen Körpers rückte sie noch dreissig Meter vor, aber dann hörte sie auf zu atmen, sie hauchte tief aus und blieb stehen.

Diesmal dauerte es lange Stunden, ehe der Schnee beiseite geschafft war. Und als Jacques die Lison wieder bestieg, da merkte er, dass sie verwundet war, dass sie eine Schramme am Cylinder hatte. Aber das war der ganze äusserlich sichtbare Fehler, vielleicht aber war eine innere Unordnung in dem Geschiebe der Gehäuse, wo das Herz der Maschine schlägt. Es dauerte lange, ehe die Lison sich wieder bewegte, wie ein durch den Sturz betäubter Mensch auch den Gebrauch seiner Glieder erst allmählich wiederfindet. Endlich, mit einem langsamen, mühsamen Atemzug setzte sie sich wieder in Bewegung, noch ganz verwirrt und schwerfällig. Jacques jedoch merkte bei dem ersten Griff, dass die Lison eine ganz andere geworden war, dass sie einen Stich in eine tötliche Stelle bekommen hatte, einen Stich ins Herz, gleichsam eine tötliche Erkältung, wie eine junge Frau, die ganz gesund und kräftig abends auf einen Ball geht und sich dann auf dem Heimweg durch einen eiskalten Regen eine tötliche Erkältung zuzieht.

Später, bei einem fürchterlichen Eisenbahnunglück, als Jacques im letzten Augenblick noch die Gefahr bemerkt und die Maschine zurückhalten will, da gehorcht sie nicht mehr wie früher, denn seitdem sie damals in dem Schnee stecken geblieben war, hatte sie ihre alte Fügsamkeit und Beweglickeit verloren, sie war launisch und störrig geworden, wie eine Frau (und das oben erwähnte Bild wiederholt sich hier), die sich eine tötliche Erkältung der Brust zugezogen hat. Die Lison atmete schwer, sie bäumte sich unter dem Zügel, aber sie fuhr weiter, weiter, in dem Eigensinn ihrer schweren

Masse. Der Heizer, wahnsinnig vor Furcht, springt ab. Jacques bleibt auf seinem Posten stehen. Mit aller Wucht fährt die Lison gegen den schweren Wagen, den die Flore auf die Schienen geführt hat. Das Eisenbahnunglück wird dann bis ins Einzelnste mit wissenschaftlichster Genauigkeit beschrieben. Die Lison, der die Eingeweide herausgeplatzt sind, fällt auf die linke Seite; und wie sie so auf ihrer Seite da lag, mit offenem Bauch, verlor sie ihren Dampf in wilden Atemzügen, welche hervordonnerten gleich dem wilden Röcheln einer Riesin. Sie war ganz zerschmettert, sie zeigte ihr Inneres durch eine schreckliche, offene Wunde; die Seele entfloh ihrem Inneren unter einem schrecklichen Geprassel des Dampfes. Als der Heizer, der sich durch den tollen Sprung von der Lokomotive gerettet und sich kein einziges Glied verletzt hatte, herbeigeeilt war, um nach seinem Lokomotivführer, der unter den Trümmern der Lison lag, zu sehen, da bemerkte er, wie ihre liebe, arme Maschine, die gute, treue Geliebte elend da lag und ihre letzten Atemzüge aus ihrer Brust durch die zerrissenen Lungen hervorstiess.

Als Jacques hervorgegraben wurde und endlich die Augen wieder aufschlug, da erblickte er zuerst seine Lison. Er erinnerte sich des fürchterlichen Zusammenstosses, von dem er selbst sich wohl erholen würde, während die Lison aber sicherlich zu Grunde gehen müsste. Sie war ja auch nicht schuld daran, dass sie sich so widerspenstig gezeigt hatte, wenn sie nicht mehr so frisch und gefügig war wie früher; sie war auch jetzt so viel älter, und ihre Glieder waren dabei steif und ihre Gelenke hart geworden. Auch verzieh Jacques ihr gerne, wie sie da im Todeskampf vor ihm lag und nur noch einige Minuten leben konnte. Sie wurde schon ganz kalt, der Atem, der so wild und rasch aus ihren Seiten hervorstiess, wurde allmählich immer matter wie die leise Klage eines Kindes, das weint. — Mit Erde und Schmutz bedeckt, lag die Lison da, sie, die früher immer so klar und hell glänzte, in einer schwarzen Kohlenlache; sie hatte das traurige Ende eines edlen Pferdes, welches durch einen Unfall mitten auf der Strasse zu Grunde geht. Einen Augenblick hatte man durch die offene Stelle sehen können, wie die inneren Organe noch funktionierten, wie der Dampf durch die Röhren lief, wie das Blut durch die Adern. Jetzt aber zitterte sie noch einmal: es war das letzte Aufflackern ihres Lebens; und die Seele der Lison entwich mit der Kraft, die sie einst so lebendig machte, mit dem Ausatmen des Dampfes, den sie kaum von sich geben konnte. Allmählich schlummerte sie wie in einen süssen Schlaf ein und schwieg endlich; sie war tot. Die tote Masse von Eisen, Stahl und Kupfer, die da lag, gewährte den grässlichen Anblick eines ungeheueren Leichnams, eines menschlichen Organismus, aus dem das Leben entwichen ist.

Als Jacques sah, dass die Lison nicht mehr war, da schloss er die Augen und wünschte, nun auch selber zu sterben, und langsam flossen ihm die Thränen aus den Augen nnd benetzten seine Wangen. Das war zu viel für den Heizer Pecqueux, der unbeweglich und schweren Herzens da stand: die Geliebte starb und nun wollte der Lokomotivführer ihr folgen? Nun war also ihre zufriedene Wirtschaft zu dreien zu Ende! zu Ende ihre Fahrten zu dreien, wo sie Hunderte von Meilen zurücklegten, ohne ein Wort zu sprechen, wo sie sich doch so gut gegenseitig verstanden, dass sie sich nicht einmal ein Zeichen zu geben brauchten. Ach, die arme Lison, die so milde und sanft bei all ihrer Kraft war, die so schön aussah, wenn sie in der Sonne glänzte. Und Pecqueux, der doch heute nichts getrunken hatte, brach in heftiges Weinen aus, und sein ganzer Körper erzitterte bei dem heftigen Schluchzen.

Erst nach drei Monaten ist Jacques so weit wieder hergestellt, dass er von neuem die Lokomotive führen kann. Die Lison ist nicht mehr. Seine neue Maschine, welche Zola die Nummer 608 nennt, ist ganz anders als die Lison. Jacques kann nicht in ein ähnliches persönliches Verhältnis zu der Nummer 608 treten, wie zu der früheren Maschine. Er hatte zwar ihre Jungfernschaft, wie er zuweilen im Scherz sagte, und allmählich lernte er sie auch etwas näher kennen, aber sie war nicht so gefügig wie die Lison; sie war widerspenstig, launisch, gerade wie ein junges Pferd, das sich nicht anschirren lassen will. Er war oft ganz wütend auf sie und gedachte dann mit Wehmut der guten Lison. Er musste sie immer streng bewachen und genau beobachten. Auch die gute Freundschaft zwischen Jacques und seinem Heizer hatte mit dem Tode der Lison aufgehört; dazu kam, dass Jacques seit einiger Zeit sich in ein Liebesverhältnis mit der Geliebten des Pecqueux eingelassen hatte, und sein Heizer war dadurch furchtbar eifersüchtig auf seinen Herrn geworden: die menschliche Bestie regte sich in ihm. Auf einer Fahrt schilt Jacques seinen Heizer, dass er zu viele Kohlen aufwürfe, da die Maschine schon schnell genug fahre. Da murmelt Pecqueux: „Ach, verdammt ja, das ist eine nette Dirne, ein schmutziges Geschöpf. Ich darf gar nicht an die gute, alte Maschine von früher denken. Diese da ist ein gemeines Gassenweib, die nicht einmal wert ist, dass man ihr einen Tritt giebt." Auf der letzten Fahrt, die sie auf der Maschine machen, gleich nach Ausbruch des Krieges von 1870, fährt Jacques einen Zug mit Soldaten, mit Kanonenfutter. Trotz aller Mühe war er doch noch nicht Herr der Maschine geworden, deren Launen und jugendliche Sprünge ihn immer von neuem überraschten. Und gerade bei dieser nächtlichen Fahrt merkte er, wie sie launisch und ungehorsam war. Es bricht ein wütender Streit zwischen ihm und

Pecqueux aus, der endlich seinem geheimen, giftigen Groll gegen Jacques die Zügel schiessen lässt; es entspinnt sich ein wilder Kampf zwischen beiden auf der Lokomotive, in dem sie von der Maschine herabstürzen und von derselben zermalmt werden. Dann fährt der Zug ohne jede Leitung wie ein wildes Ungeheuer in die Nacht hinein. Immer wiederholt Zola die Worte: „il roulait, roulait toujours.“ Die trunkenen Soldaten brüllen ihre wilden Kriegs- und Siegeslieder; sie haben keine Ahnung von der Gefahr, in der sie sich befinden; der Zugführer ist eingeschlafen. So jagt der geisterhafte Zug darauf los, wie ein wildes Tier, das mit gesenktem Kopf schnell keuchend daher rennt. Es war unmöglich, das Ungeheuer in seinem wütenden Lauf aufzuhalten. Was lag auch der Maschine an den Menschenopfern, die sie unterwegs zermalmen würde! Unbesorgt um das vergossene Blut, fuhr sie abermals in die dunkle Zukunft hinein, ohne Führer und beladen mit Kanonenfutter, mit den Soldaten, die betrunken und stumpfsinnig ihre Lieder sangen. Das ist auch der Schluss des ganzen Romans. Es ist nicht unschwer, dem letzten Bild eine symbolische Deutung zu geben: die Maschine mit dem Zug ist das Bild des Kaiserreiches. Es rollt hinein in sein Verderben, hinein in eine ungewisse Zukunft, führerlos, in einem Zustande der Berauschung, der 1870 das ganze französische Volk ergriffen hatte, gerade so wie dieser Zug, dessen Führer nicht auf ihrem Posten, dessen Soldaten betrunken sind. Zola sagt mit Absicht nichts von dem endlichen Schicksal dieses geisterhaften Zuges. Er liebt, wie wir schon gesehen haben, diese Schlüsse ins Ungewisse hinein. Man erkennt hier wieder mit Deutlichkeit, dass seine Werke nicht künstlerisch abgeschlossene Ganze sind, sondern fast alle nur Ausschnitte aus dem menschlichen Leben, wie sie sich dem Auge des Verfassers gerade zur Ansicht darbieten, ohne einen eigentlichen Anfang und ohne ein eigentliches Ende.

So sehen wir, wie Zola es meisterhaft versteht, in die modernsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, wie hier in das Eisenbahnwesen, das gemeinhin von den Schriftstellern, die nur Sinn für die romantischen Schönheiten längst verstrichener Vergangenheit haben, für etwas Unpoetisches gehalten wird, dichterische Anschauung und Schwung hineinzutragen. In deutscher Übertragung, wo notwendigerweise die dichterische Eigenart des Originals nicht deutlich zur Geltung kommen kann, mag manches nicht den tiefen und natürlichen Eindruck desselben machen, besonders wenn man nur einen Abschnitt des ganzen Werkes vor sich hat. Hier ist Zola ganz eigenartig, ganz er selbst, hier erkennt man auch den Ernst der Zola'schen Dichtung; hier offenbart sich vor allem seine ursprüngliche Eigenart: die ungeheuerste, stark übertreibende und

fast ans Lächerliche streifende Phantasie, die mit nüchternstem mathematischem und naturwissenschaftlichem Sinn verbunden ist, der sich in dem genannten Werke in der genauesten Beschreibung der Lokomotive und des Zuges zeigt. Zola versteht es so, neue Beziehungen zwischen der modernen Kultur und dem inneren Fühlen und Empfinden des menschlichen Geistes aufzudecken; das sind neue Wege, die er hier wandelt, auf denen andere, die mehr künstlerischen Geschmack und feinere Empfindung als er besitzen, wandeln mögen, um vielleicht zu schöneren Zielen zu gelangen.

Ähnlich wie in „La Bête Humaine" versteht es Zola in „La Terre" den Hauptgegenstand, der hier die Erde, die Mutter Erde ist, zu beleben. Nie hat sich Zola in einem seiner Werke so streng an sein Grundthema gehalten wie in La Terre. Jede einzelne Person setzt er in deutliche Beziehung zur Erde und lässt die wichtigsten Charaktereigenschaften derselben aus ihrem Verhältnis zur Erde hervorgehen. Alle Laster und Tugenden der Bauern entspringen aus ihrem Verhältnis zu der Erde, der Ernährerin, der Mutter aller Menschen, der Quelle alles Lebens. Die süssliche, sentimentale Betrachtungsweise der Natur und des Landes fehlt den Landleuten ganz; sie betrachten sie mit habsüchtigen, gierigen Augen. Damit verbindet Zola die wunderbarste Schilderung der Landschaft, der ebenen, einförmigen, traurigen Beauce, die im Südwesten von Paris liegt. In ihrer Einförmigkeit und Fruchtbarkeit hat die Beauce den Bauer kalt und überlegend gemacht; er kennt nur die Leidenschaft zur Erde, von deren Haut er sich nährt, wie ein Insekt, das vom Blute lebt. Wir sehen die Bauern zu jeder Jahreszeit und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Immer tritt dieser Hintergrund mit so photographischer Deutlichkeit vor unsere Augen, wie sie nur aus unmittelbarer Beobachtung und Erfassung der Wirklichkeit entstanden sein kann. Und durch diese Schilderungen hindurch zieht sich immer die Personifizierung der Erde, die Zola nie aus den Augen lässt und die den Grundton des ganzen Werkes bildet: immer wieder wird die Erde als fruchtbare Frau, als Mutter dargestellt, und dieses Bild in einem fort variiert.

Das Bild des zähen, habsüchtigen, unermüdlich fleissigen Bauern der Beauce ist der alte Fouan, der fast eins mit der Erde ist. Als seine Glieder steif werden und er die Erde nicht mehr so bearbeiten kann, wie er es wohl möchte, geht er mit seinen Kindern zum Notar, um mit ihnen einen Vertrag abzuschliessen, wodurch er ihnen seinen Landbesitz übergiebt, während sie ihm dafür eine Leibrente auszahlen müssen. Da überfällt ihn eine unendliche Traurigkeit; er war am ganzen Körper wie gelähmt, als er sich von der geliebten Erde trennen musste, an der er mit seinem ganzen Herzen so sehr hing. Weder Frau, noch Kind, noch irgend jemand hatte

je sein Herz besessen; immer war es die Erde, die sein ganzes Sinnen und Denken einnahm. Und nun war er alt und schwach geworden, nun musste er sie seinen Kindern abtreten. „Ach Gott“, klagte er dem Notar, „sehen Sie, ich muss das Land abgeben; die Beine wollen nicht mehr, und, bei Gott, die Erde leidet darunter. Das schneidet mir ins Herz, ich will den Kindern lieber alles geben, als diesen jammervollen Anblick noch länger ertragen.“ Später spricht er einmal von der Erde, wie sie der Bauer noch als der Leibeigene des Adeligen bearbeiten musste; schon damals liebte sie der Bauer und zwar wie die Frau eines anderen, die man pflegt, die man umarmt, aber die man doch nicht besitzen darf. Jetzt aber, wo sie der Bauer selbst besitzt, da quält er die Erde zu sehr und dann giebt sie doch nicht mehr, da sie nicht will. Als sein verlumpter Sohn Jésus-Christ das Land, das ihm zugefallen ist, verkauft hat, da ist der alte Fouan ganz unglücklich; er zittert vor Wut und weint wie ein Kind. „Du bist ein Mörder“, sagt er zu ihm, „es ist, als wenn du ein Messer nähmest und mir ein Stück aus dem eigenen Körper schnittest, dass du ein so schönes Feld verkauft hast.“ Das war noch seine einzige Freude, durch die Felder, die ihm früher gehört hatten, zu gehen und sie zu besehen, gerade wie ein Mann noch immer gerne seine frühere Geliebte sieht. Später aber wird der alte Fouan ganz steif, er kann nicht mehr gehen, und nun wusste er, dass er selber nach seinem Tode in der Erde verfaulen und dass sie sich aus seinen Knochen wieder verjüngen würde.

Hourdequin, der reiche Gutsbesitzer, liebt die Erde ganz anders als der ungebildete Bauer der Beauce. Er fühlt, wie die Erde die gemeinsame Mutter ist, die allen das Leben giebt, die alle ernährt und zu der alle einmal zurückkehren müssen. Schon als Junge hasste er seine Bücher und liebte die Erde. Als junger Mann sieht er in der Erde seine Geliebte, später, als er nach dem Tode seines Vaters das Gut übernimmt, da liebt er sie wie seine rechtmässige Frau, mit der er Kinder zeugen will. Seine Liebe zur Erde wuchs in dem Masse, wie er der Erde seine Zeit, sein Geld, sein ganzes Leben opferte, gleich wie zu einer fruchtbaren und lieben Frau, deren Launen, ja deren Untreue man verzeiht. Zuweilen war er erregt über die Erde, wenn sie unfruchtbar war und den Samen verzehrte, ohne Frucht zu bringen. Dann zweifelte er an sich selbst, er kam sich wie ein ungeschickter und unfruchtbarer Mann vor, an dem selbst die Schuld lag, wenn er mit der Erde kein Kind zeugte. Er wusste, dass er stets der Sklave der Erde bleiben würde. Einst, als er auch so an sich und an der Erde gezweifelt hatte, da ging Hourdequin durch die Felder, um nach den Arbeitern zu sehen: da hing sich die Erde an seine Schuhe,

als wenn sie ihn selbst hätte zurückhalten und umarmen wollen, da fühlte er, wie sie fett und fruchtbar war, da hielt sie ihn wieder ganz fest, und er fand die Manneskraft seiner früheren Jahre wieder. Auch er klagt, dass die Erde vor Erschöpfung sterben werde, weil man sie zu sehr aussauge. Aber er kann nicht von ihr lassen, von dieser verfluchten Erde, die einen nicht mehr loslässt, wenn sie einen einmal festgehalten hat. Wenn die Ernte kommt, ist Hourdequin ganz fieberhaft erregt, dann befindet er sich in der grossen alljährlichen Krise seiner Leidenschaft zur Erde; wenn dagegen der Dünger auf die Felder gefahren wird, dann wird er ganz fröhlich, er liebt den Mistgeruch, der ihm wie der Duft der Begattung der Erde zu sein schien.

Ganz roh und brutal liebt der eine Sohn des alten Fouan, Buteau, die Erde. Er ist der eigentliche Typus des rohen, geizigen verschlagenen Bauers der Beauce. Wie er in den Besitz seines Erbstückes gelangt, da arbeitet er mit verdoppelter Anstrengung, da liebt er die Erde ganz fieberhaft, da erst gehört sie ihm, da will er in sie hineindringen, da will er sie befruchten bis zum Innersten. Er arbeitet in einem fort, und wenn die Felder seiner Arbeit nicht mehr bedürfen, dann geht er um dieselben herum, um sie zu betrachten, wie ein Mann seine Geliebte. Dann nahm er zuweilen eine Handvoll Erde, zerrieb sie zwischen den Fingern und freute sich, wenn sie nicht zu trocken und nicht zu feucht war, dann sah er in Gedanken schon das Korn wachsen. Zu Hause sass er immer an dem Fenster, von dem er sein Grundstück übersehen konnte. Als es nach langer Dürre wieder regnet, da glaubt er zu sehen, wie die durstige Beauce trinkt, diese Beauce ohne Fluss und ohne Quelle. Und auch er selbst schien wie die Erde selbst mit allen Poren seines Körpers den Regen aufzusaugen, eine Art Wollust kommt über ihn, und er ruft aus: „Ha, es regnet Hundertsousstücke!“ Sein Bruder, der liederliche, verkommene, aber herzensgute Jésus-Christ will nichts von der Erde wissen, denn man komme doch früh genug zu ihr. Daher verkauft er möglichst bald sein Erbteil Land und vertrinkt und verjubelt das Geld. Er sagt zu seinem Bruder, der alle seine Kräfte der Erde widmet: „Du bist ihr Sklave, sie nimmt dir all dein Vergnügen, deine Kraft, während ich sie verachte und ihr Fusstritte versetze. Ich bin der Rentner. Man kann die Erde doch nicht essen; wenn man sie einem zum Essen vorsetzen wollte, da würde man ein merkwürdiges Gesicht machen. Ach Gott, man hat ja noch Zeit genug, tot zu sein und die Erde ganz für sich zu haben.“ So steht jede Person in einem eigenartigen Verhältnis zur Erde, aus dem heraus sich ihre besonderen Charaktereigenschaften entwickeln. Der ehemalige Soldat, Jean, der als Fremder in die Beauce ge-

kommen ist und ein Fremder bleibt, obschon er eine Bäuerin aus dem Dorfe geheiratet hat, betrachtet die Erde ganz anders, als die Bauern selber: er sieht noch den idyllischen, sentimentalen Frieden der Erde, den die Bauern nicht sehen, er liebt die Erde in dem Sinne, wie man von ihr in den Kinderschriften spricht. Wie er am Ende des Werkes, nachdem man ihm seine Frau getötet und sein Eigentum entwendet hat, das Dorf verlässt, da dachte er in wehmütiger Weise bei sich: was liegt daran, wenn auch alles vergeht; die Erde wird bleiben, die ewige Ernährerin und die Menschen auch, welche sie bearbeiten müssen. Wenn die Erde auch einst in andere Hände kommen oder niemandem mehr gehören, wenn auch die Ernte anderer Länder die Ernten in der Beauce zu nichte machen würde, was könne daraus schliesslich folgen: wenn die Erde nicht mehr bearbeitet würde, wenn Dornen und Unkraut darauf wüchsen, dann würde sie sich ausruhen und wieder von neuem jung und fruchtbar werden. Die Erde lässt sich nicht in den Zank der Menschen ein, so wenig wie in den Kampf wütender, giftiger Insekten; sie bekümmert sich nicht mehr um uns als um die Ameisen, sie die grosse Arbeiterin, die beständig bei der Arbeit ist. Und die Erde allein bleibt unsterblich, sie bleibt die Mutter, aus der wir hervorgehen und zu der wir zurückkehren, sie, die man bis zum Verbrechen liebt, welche beständig neues Leben zu einem uns unbekannten Zwecke hervorbringt, trotz unseres Elendes, trotz unserer Laster. Noch einmal übersieht er die unendliche, gleichförmige, ebene Beauce, wie die Bauern sie mit der beständig gleichmässigen Handbewegung mit Samen bestreuen. Tote, Samen und Brot wuchsen aus der Erde." Mit solchen Gedanken verlässt er die Beauce und zieht in den Krieg gegen Deutschland. Auch hier wieder am Schluss führt Zola den Leser in eine ungewisse Zukunft hinein.

Eine ähnliche Auffassung von der Erde finden wir noch ganz am Schluss von Germinal, welcher mit dem in La Terre grosse Ähnlichkeit hat. Etienne Lantier verlässt das Bergwerk und geht wieder nach Paris zurück. Wie er dahin wandert, sieht er das Land, das sich mit jungem Grün bedeckt hat; er sieht, wie an dem schönen, lauen Aprilmorgen alles neu anfängt zu blühen und zu wachsen; da denkt er an die Zukunft der Arbeiter, wie diese von allen Richtungen her zum Bergwerk wandern und nach dem erbitterten Ausstand die Arbeit wieder aufnehmen; da sieht er im Geiste, wie einst aus der Mutter Erde eine Armee von Rächern entstehen werde, welche langsam zwischen den Furchen hervorkeimen und welche die Erde in ihren Fugen erbeben machen würden. Sonst wird in Germinal das Bergwerk selbst oft mit einem riesigen Ungeheuer verglichen, welches die Menschen verschlingt und

Menschenfleisch verdaut; das Rauchen der Schlöte ist dabei das tiefe Stöhnen des Ungeheuers, dem die Verdauung des Menschenfleisches schwer fällt. In „Bonheur des Dames" ist das grosse Magazin das gewaltige Ungeheuer, welches all die kleineren Läden und Magazine verschlingt. — Dagegen hat es Zola ganz vermieden, in L'Argent den Begriff des Geldes irgendwie zu personifizieren. Das Geld ist nur der geheime Antrieb, der alle Menschen anstachelt zu der ruhelosen Jagd nach ihm selbst. Die Menschen wissen selbst gar nicht, warum sie mit dieser tollen Hast nach dem Gelde streben. Für den Helden Saccard hat das Geld nur den Zweck, dass man damit spielen, spekulieren kann. Er denkt nicht im entferntesten daran, als er mitten im Reichtum sitzt und ihm die Millionen zufliessen, irgend eine Summe Geldes sicher anzulegen, so dass er nach dem grossen Krach ganz arm wieder dasteht. Und als man den ungeheuer reichen Gundermann fragt, warum er trotz seiner Milliarde noch immer weiter arbeite und noch immer mehr Geld zusammenhäufe und nicht aufhöre, Geld zu erwerben, da sieht er den Fragenden ganz verwundert an und giebt einfach die Antwort: „Ich kann nicht." Die Menschen sind wie Maschinen, sie streben, sie arbeiten, weil sie müssen; sie wissen aber nicht warum. So scheint das Geld für Zola zu unfassbar gewesen zu sein, um es in irgend einer Weise zu personifizieren.

Was Zola aus Tieren zu machen versteht, wie er sie mit menschlichen Eigenschaften auszustatten weiss, das mag an einigen Beispielen gezeigt werden. Der Esel Gédéon in La Terre ist ein komisches Tier, voller Launen und boshafter Einfälle; mit seiner Schnauze hebt er gerne die Klinke der Küchenthür auf, um dort nach Brod zu suchen. An der Art und Weise, wie er die langen Ohren bewegt, wenn man ihn wegen seiner Spitzbübereien ausschimpfte, konnte man erkennen, dass er einen verstand. Sobald er sich bei einem dummen Streich entdeckt sah, machte er ein ganz gleichgiltiges und gutmütiges Gesicht, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Einst war er auch in der Küche beim Brotfressen ertappt worden, und als Jean ihn prügeln wollte, lief er weg in den Gemüsegarten. Als ihn eine der Schwestern, denen er gehörte, eingefangen hatte, da kauerte er sich zusammen, zog Hals und Beine in den Körper hinein, um sich recht schwer zu machen, damit sie ihn nicht von der Stelle treiben konnten. Nichts half, weder Fusstritte noch gute Worte; Jean musste endlich helfen; denn Gédéon hatte alle Achtung vor den Weibern verloren, seitdem er den beiden Schwestern gehörte und von diesen regiert wurde.

Als man einst bei Buteau sitzt, um den neuen Wein zu probieren, da sehen plötzlich die eingeladenen Gäste, wie Gédéon auf dem Hofe steht und einen Kübel Most, den man hatte stehen lassen,

aussäuft. Alle schreien laut auf, um den Esel zu vertreiben; der aber säuft den Most mit grösster Seelenruhe ganz aus. Vielleicht, dass er schon seit einer Viertelstunde schlürfte, denn das Gefäss enthielt wohl an die zwanzig Liter. Alles aber hatte er gesoffen, sein Bauch war rund wie ein voller Sack, dass er fast zu platzen schien. Als er endlich den Kopf erhob, sah man, wie ihm der Wein von der Schnauze herabtropfte, und eine rote Linie unter den Augen zeigte, wie weit er den Kopf in den Wein gesteckt hatte. Buteau ist ganz ausser sich vor Aerger und Wut und fängt an zu schimpfen. Gewöhnlich, wenn man Gédéon seine dummen Streiche vorhielt, sah er aus, als wenn er darüber Reue empfände, dann liess er die langen Ohren hängen. Diesmal aber hatte er den Respekt vor jedermann verloren, er machte sich über alle lustig und wiegte seinen vollen Bauch hin und her, um zu zeigen, wie gut ihm die Schlemmerei bekommen war. Als sein Herr und einige Männer ihn nun mit Gewalt in den Stall schaffen wollten, da wich er nicht von der Stelle; dabei sah er ganz friedlich und kindlich aus, machte ganz trunkene und verschmitzte Augen und verzog den Mund zu einem Lächeln. Er machte sich ganz schwer, wackelte hin und her auf den Beinen, die er weit von einander gespreizt hatte; bei jedem Stoss, den man ihm gab, wich er zurück, als wenn ihm die ganze Geschichte viel Spass machte. Als sie ihn aber noch heftiger stiessen, da liess er sich auf die Erde fallen, so lang wie er war und alle Viere streckte er in die Luft; er wälzte sich auf dem Rücken und fing an, so laut zu schreien, als wenn er sich über all die Leute, die da zusahen, hätte lustig machen wollen.

Nun wollten die Männer den Esel wieder auf die Beine stellen. Aber das verrückte Tier mit dem Kübel Wein im Bauch wog so schwer, dass, wenn man es von der einen Seite aufgerichtet hatte, es nach der anderen wieder niederfiel. Als sie ihn endlich zum Stehen gebracht hatten und er schon einige Schritte nach dem Stalle zu gegangen war, da fiel er wieder hin. Aber, als man ihn nun stiess, sprang er auf und machte allerlei lustige Sprünge, lief kreuz nnd quer durch den Hof. Da aber wurde ihm ganz übel, er fiel hin und brüllte wie ein betrunkener Mensch. Bald aber schlief er ein und schnarchte dabei so laut, dass er zu schreien schien, und so nahmen ihn endlich sechs starke Männer, legten ihn auf eine Bahre und trugen ihn in den Stall.

Das ist einer der wenigen Fälle, wo Zola etwas von Humor zeigt, der bei ihm so selten zu finden ist.

Ein Meisterstück der Schilderung des Seelenlebens der Tiere, wie es in der Phantasie des Dichters besteht, befindet sich in Germinal, wo Zola das innere Leben der Pferde, die da unten im

Bergwerk, in ewiger Dunkelheit arbeiten müssen, ausmalt. Das Pferd Bataille ist das älteste im Bergwerk, ein Schimmel, der schon zehn Jahre unter der Erde lebt, ohne jemals wieder an das Tageslicht gekommen zu sein. Es hatte sich so sehr daran gewöhnt, im Bergwerk zu arbeiten und seine bestimmte Anzahl Fahrten zu machen, dass es sich weigerte, noch eine Fahrt zu machen, wenn man mehr als die Regel war, von ihm verlangte. Jetzt, wo es älter wurde, legte sich über seine Augen oft ein schwermütiger Schleier. Vielleicht sah es dann in seinen dunklen Träumen die Mühle, in deren Nähe es geboren wurde, wo in der Luft eine ungeheuere Lampe brannte, als welche ihm die Sonne in seiner Erinnerung noch erschien.

Einst wurde ein neues Pferd in das Bergwerk hinabgelassen. Das war immer eine aufregende Arbeit, denn zuweilen kam es vor, dass ein Tier während der ersten Einfahrt so erschreckt wurde, dass es unten sofort starb. Als das neue Pferd, Trompette, in der Tiefe ankam, näherte sich ihm sofort Bataille und beschnüffelte seinen neuen Gefährten. Die Arbeiter fingen an zu lachen: warum beschnüffelt es wohl das neue Pferd? ohne Zweifel roch es da noch den Duft der frischen Luft und des grünen Grases. Laut fing Bataille an zu wiehern; es klang ganz kläglich. Das war der Willkommengruss; eine Erinnerung an vergangene Dinge stieg in ihm auf und die Trauer über das Geschick des neuen Pferdes, das erst tot wieder an das Sonnenlicht kommen würde. — Wenn nun Bataille bei seinen Fahrten seinem neuen Kameraden Trompette begegnete, dann streckte es den Kopf vor und beschnüffelte ihn liebevoll mit der Schnauze, als wollte es ihm, wie ein Philosoph, der sich in seine Lage schickt, Trost einsprechen. Aber Trompette konnte sich nicht an die Dunkelheit gewöhnen, es war und blieb traurig, zog die Wagen nur widerwillig und träumte stets von dem Sonnenlichte. Es hielt das Leben nicht lange aus und starb. Vergebens hatte Bataille ihm Trost spenden wollen; Trompette war dadurch nur noch trauriger geworden. Als Trompette tot da lag, fing Bataille laut an zu wiehern, als ob es darüber klagen wollte, dass ihm nun auch diese Freude, diese letzte Erinnerung an seine Jugend und an die frische Luft genommen wäre. Bataille musste das tote Pferd selbst bis an den Schacht ziehen, durch den es in dem Fahrkorb hinaufbefördert werden sollte: als man es dort eingeladen hatte, streckte es den Kopf vor, um dem Kameraden noch einmal nachzusehen. Nun wusste es, dass Trompette tot war; am ganzen Körper fing es an zu zittern, und man musste es wie betrunken und betäubt zum Stall führen. — Einige Zeit darauf, bei einem fürchterlichen Bergwerksunglück, dringt das Wasser in alle Gänge und Stollen, und auch in den Stall des Pferdes hinein. Bataille

floh davon, in einem tollen Galopp. Es kannte alle Wege so genau, trotz der ewigen Dunkelheit, in der es lebte. Es lief in einem fort. Wohin? Vielleicht zu dem Orte der Träumereien aus seiner Jugendzeit, zu der Mühle, wo es geboren war, zu dem Ufer des Flusses, wo die Sonne wie eine ungeheuere Lampe in der Luft hing. Es wollte leben, sein Tiergedächtnis wachte in ihm auf; die Wonne, die Luft der Wiese noch einmal zu atmen, trieb es an, zu rennen und zu suchen, bis es den Weg zu der frischen Luft und zum hellen Licht gefunden hätte. Seine frühere Resignation hörte jetzt auf, es wollte leben, leben. Das Wasser drang ihm schon bis an den Bauch, der Gang wurde immer enger, in dem es dahin galoppierte, bis es schliesslich sich so eng an einer Stelle eingekeilt hatte, dass es nicht mehr weiter konnte. Das Wasser bedeckte es bald, es wieherte und stiess jenen langen, wilden, rauhen Ton aus, mit dem die anderen Pferde im Stalle verendeten. Es war ein schrecklicher Todeskampf, wie dieses arme, alte Tier in dieser Tiefe, fern vom Tageslichte, starb.

Aus dem Angeführten ersehen wir, wie Zola bemüht ist, in das innere Leben der Tiere gleichsam menschliches Fühlen und Denken hineinzulegen. Hier bekundet er deutlich seine grosse Anlage, auch die tierischen Geschöpfe zu beseelen. Aber er bleibt doch immer der Romane, dem es versagt ist, sich so liebevoll und mit solchem Gemüt, wie es dem Germanen von der Natur mitgegeben ist, in das Leben und Weben der Geschöpfe der Natur zu vertiefen. Wir können ihm unsere Anerkennung nicht versagen, trotz der eisigen Kälte, mit denen er uns gerade hier gegenübersteht. Hier wie in so vielen Dingen, geht Zola die einfache, schlichte Treue des Deutschen ab; seine Fantasie geht über jedes Mass hinaus.

Bei der gewaltigen Fantasie, welche in der Seele Zola's wohnt, ist es nicht zu verwundern, dass er oft die Grenzen dessen, was man allgemein für zulässig hält, überschreitet. Dadurch, dass er so oft das gemeine Volk in seinen Werken auftreten und die Leute so sprechen lässt, wie sie in Wirklichkeit sprechen, hat sich der gewaltige Reichtum an Bildern in seiner Sprache aufgehäuft. In einem besonderen Aufsatze über die Sprache Zola's gedenke ich des näheren zu zeigen, wie seine eigene Sprache dadurch beeinflusst worden ist. Es bleibt sein Verdienst, dass er die Franzosen mit Nachdruck wieder auf diese unversiegbare Quelle alles wahren und gesunden Lebens einer Sprache hingewiesen hat; er selbst hat gezeigt, wie diese Sprache wieder zu Ehren gebracht werden kann. Daher denn auch die Schwierigkeit, Zola in französischer Sprache zu lesen; die besten lexikalischen Hilfsmittel reichen oft nicht aus, um die Bedeutung der Wörter zu finden; mit besonderer Vorliebe wendet

Zola Redensarten und Wörter, wie sie im Leben der neuesten Gegenwart entstehen, in seinen Romanen an.

So gross auch das Talent Zola's als Erzähler und Schilderer ist, so ist doch nicht zu leugnen, dass ihm mancherlei Fehler und Schwächen anhaften, welche man bei weit weniger bedeutenden Schriftstellern nicht findet. Es giebt vielleicht kaum einen neueren hervorragenden Romanschreiber, bei dem der Zufall eine solche Rolle spielt, wie bei Zola. Wenn man das genauer im Einzelnen nachweisen wollte, so könnte man eine grosse Anzahl bezeichnender Fälle finden. Es mag nur angedeutet werden, dass in La Bête Humaine Zola uns in die ganz zufällig zusammengekommene Gesellschaft von Leuten wie dem Bahnhofsinspektor, seiner Frau, dem Lokomotivführer, dem Heizer, dem Bahnwärter und seiner Tochter führt, welche alle Totschläger, ja wirkliche Mörder sind, und auch nur durch ihre Mordsucht einander genähert werden. Die verschiedenen Eisenbahnunfälle und der Mord des Präsidenten, welche sich auf der langen Strecke zwischen Havre und Paris in dem Zug ereignen, passieren immer genau an der einen Stelle, wo das Häuschen des Bahnwärters Misard steht. In La Terre ist der rohe Buteau Mörder von Vater und Mutter, die er nacheinander tötet: und das wird so dargestellt, als wenn eine solche Ausnahme etwas ganz Gewöhnliches wäre. Der grösste Zufall herrscht oft in den einzelnen Situationen und der Begegnung der handelnden Personen. Und bei diesen wird es als eine ganz gewöhnliche Thatsache hingestellt, dass viele, ja fast alle Glieder einer grossen, weitverzweigten Familie mit schweren moralischen Fehlern behaftet sind, derart, dass die meisten als Verbrecher zu betrachten sind.

Eine andere aesthetisch wenig zu rechtfertigende Manier Zola's ist es, wenn er oft mitten in Augenblicken der höchsten Spannung abbricht, und dann von etwas anderem zu erzählen beginnt. Zwar halten wir es immer für gestattet, wenn ein Schriftsteller in einem Romane, wie Zola es häufig thut, mehrere Fäden der Erzählung völlig unabhängig von einander nebenher laufen lässt, ohne sie überhaupt einmal zu verbinden. Das findet man öfter bei Zola, aber damit will er das Leben, wie es eben ist, getreulich darstellen. Es berührt den Leser unangenehm, wenn er wie in so vielen Zola'schen Romanen immer von einer Handlung zur anderen, von einer Schilderung zur anderen hin und hergeworfen wird. Das auffallendste Beispiel dieser Art habe ich in La Bête Humaine gefunden, in dem Kapitel, in welchem das fürchterliche Eisenbahnunglück geschildert wird. Flore, die verschmähte Geliebte des Jacques treibt ein schwer beladenes Gefährt auf die Schienen; der Fuhrmann hat die Pferde ihr zur Obhut anvertraut. Schon braust der Zug heran, eben kommt er aus dem Tunnel her-

vor. Die Lokomotive donnert heran, das Unvermeidliche muss geschehen, nichts in der Welt kann den Zusammenstoss hindern. Der Eisenbahnwächter eilt herbei, und brüllt vor Angst und Entsetzen, die Hände in der Luft, als wenn er den Zug noch aufhalten könnte. Flore sieht Jacques deutlich, wie er die Hand an dem Griff der Maschine hält; er aber wandte sich von ihr ab, als sich ihre Blicke trafen. Und nun in diesem Augenblick der höchsten Spannung, da bricht die Erzählung ab, und Zola fängt an zu schildern, wie eben dieser Zug früh von Havre abfährt. In die Stimmung des Lesers kommt durch ein derartiges Abbrechen ein Riss; man fühlt sich gerade bei der Lektüre eines solchen Werkes, in dem die Nachahmung der Wirklichkeit das Wichtigste ist, sehr unangenehm berührt.

Formlosigkeit ist ein Fehler, den man Zola schon oft und mit Recht vorgeworfen hat. Man muss sich dabei immer vor Augen halten, dass seine Romane nur Abschnitte aus dem Leben sein sollen, die er herausnimmt, fast ohne Anfang und ohne Ende. Er will gar keine in sich abgeschlossene Werke geben. Eine andere fehlerhafte Art zeigt sich in der Weise, wie Zola übertreibt. Darin gleicht er fast ganz jugendlichen Schriftstellern, die auch gerne in diesen Fehler verfallen. Gerade in den Bildern und bildlichen Wendungen, in welchen Zola so eigenartige und neue Vergleiche anwendet, findet sich diese Übertreibung, dadurch leidet die Kraft und Wirkung der bildlichen Ausdrücke oft. Er hält nicht das richtige Mass ein. Ganz auffallend ist die Häufung der bildlichen Wendungen in L'Assommoir und hier wieder am meisten in dem Kapitel, in welchem Zola schildert, wie bei den Coupeau's zum Namenstag der Hausfrau, der Gervaise, eine Gans verzehrt wird. Aber hier muss man bedenken, dass Zola bei der ganzen Schilderung sich so verhält, als wenn er in der Sprache der Arbeiter und der armen Leute, welche da die Gans verschmausen, redete; da diese in ihrer Sprache die bildlichen Ausdrücke und Wendungen lieben, so ist es klar, dass Zola hier zum Teil ganz realistisch schildert, wie man dies aus der folgenden abgekürzten Schilderung dieses Essens, in welcher ich die bezeichnendsten Hyperbeln hervortreten lasse, ersehen kann: An diesem Fest, da assen sich diese Leute einmal gehörig satt, und ihr Bauch wurde rund wie eine Kugel; sie stopften sich für die ganze Woche voll. Von der Gans sprachen sie schon vorher mit ganz lüsternen Augen, so riesig dick war sie. Die Frauen des Hauses schrieen laut auf, als sie die dicke Gans sahen. Gervaise selbst war so sehr mit den Vorbereitungen zum Essen beschäftigt, dass sie alle andere Arbeit liegen liess; selbst wenn der Sultan der Türkei gekommen wäre und hätte ihr hunderttausend Francs geboten, um einen Kragen zu bügeln, sie hätte es

jetzt nicht gethan. Als Gervaise die Gans auf den Tisch bringt, da stossen die Leutchen einander an und zwinken sich mit den Augen zu; und die Leute von gegenüber machen Augen so gross wie Tassen, als sie dem Schmausen zusehen. Es war die grösste Gans, die man jemals in dem Faubourg gesehen hatte; sie zweifelten, ob sie sie ganz aufessen würden. Und doch sind sie vierzehn Personen, ohne die Kinder und ohne das Mädchen; aber die Gans wird geschildert, als wenn sie so schwer wöge wie ein Ochs. Keiner der Essenden konnte sich erinnern, sich jemals so vollgestopft zu zu haben, wie an diesem Tage. Als sie mit dem Essen fertig sind, sitzen sie alle da und können kaum noch atmen. Die neidischen, gierigen Verwandten der Coupeaus assen sich für drei Tage dick und satt, sie hätten die Schüssel, den Tisch und das ganze Zimmer mit heruntergeschluckt, nur um die Coupeaus zu ruinieren; die anderen hätten die ganze Nacht in einem fort von der Gans gegessen, so gut schmeckte es ihnen. Und so sassen sie da, diese Leute, den Mund und das Gesicht voll Fett. Dazu floss der Wein, wie das Wasser der Seine. Sie waren so glücklich; ganz Paris gehörte ihnen; sie hätten nicht mit dem Kaiser Napoleon getauscht. Geld hatte Coupeau nicht mehr; aber er schlug auf seine Tasche, in der noch drei Sous waren, als wenn es Hundertsousstücke gewesen wären. — Man öffnete nun die Thüren und das ganze Quartier kam herbei, um zuzusehen und so an der Schmauserei teilzunehmen. Die Vorübergehenden blieben stehen. Die Kutscher warfen einander Blicke zu, wie sie die Leute essen sahen, und riefen, als sie die dicken Bäuche der Frauen bemerkten, ihnen zu: „Wir werden die Hebamme holen." — Der Duft der Gans labte und betäubte die ganze Strasse; die Jungen des Krämers gegenüber assen in Gedanken mit; die Nachbarinnen stellten sich an die Thüre, sogen den Duft der Gans ein und leckten sich die Lippen. Die ganze Strasse — man merke dieses ungeheuerliche Bild — platzte vor Sattheit. Der kleine Juwelier gegenüber war nicht mehr imstande zu arbeiten; er war ganz betrunken davon, dass er die Menge von Flaschen Wein, welche sie geleert, gezählt hatte. Man trank den Leuten auf der Strasse zu. Und alle Leute, welche in der Rue de la Goutte d'Or wohnten, hielten sich bei diesem Schmauss ihren Bauch fest.

Nachher fangen die Schmausenden an zu singen. Einer von ihnen, ein alter Soldat, sang so gut, dass er beinahe die Flaschen zum Lachen gebracht hätte. Sie singen so laut und kräftig, dass durch den Hauch ihrer Stimme die Vorhänge sich hin- und herbewegen; sie sangen so, bis auch hier wieder die ganze Strasse, das ganze Quartier mitsang. Die Nachbarn gegenüber sangen mit und schlugen mit den Händen den Takt dazu; sie alle waren endlich auch völlig betrunken; sogar die Vorübergehenden wurden durch

den Duft des Weines, der aus dem Hause der Coupeau's strömte, ganz lustig. —

Man merkt dieser Schilderung an, wie Zola sich ganz in die Stimmung der Schmausenden hinein versetzt und aus dieser heraus den ganzen Hergang ausmalt; wie diesen in ihrem satten Behagen die fette Gans als ein riesig grosses Geschöpf vorkommt, so versucht Zola seine Leser in einen ähnlichen Zustand durch seine übertriebene Schilderung zu versetzen. Das ganze Kapitel ist das grösste Meisterwerk Zola'scher Kleinmalerei; hier ist er wirklich Dichter, hier zeigt er seine dichterische Empfindungskraft von der besten Seite; hier ist Zola trotz all seines Realismus Romantiker durch und durch. Er ist ein Freund des Ungewöhnlichen und Grossartigen und Gewaltigen; und diese Eigenschaft trägt er in diese Schilderungen von Vorgängen aus dem gewöhnlichen Leben hinein.

Wenn man nun die Art und Weise ins Auge fasst, wie Zola die Menschen in ihrem ganzen Charakter und Wesen sich entwickeln lässt, so fällt auch hier als erstes auf, dass er übertreibt. Seine Personen haben fast alle eine fixe Idee. Sie gehen so sehr in ihrer einen Leidenschaft auf, lassen sich so sehr von dieser einen Leidenschaft beherrschen, dass ihr ganzes Denken und Fühlen nur im Trinken, im Spielen, in der wildesten Genusssucht, im Mordwahnsinn und anderen Leidenschaften besteht. Man lernt sie von gar keiner anderen Seite kennen; oft ist nur diese eine Leidenschaft an ihnen zu bemerken. In diesem Sinne hat der französische Kritiker Jules Lemaître den Zola'schen Roman „La Bête Humaine", ein Epos aus vorsintflutlichen Zeiten genannt: die Figuren erinnern an jene Zeiten, wo der Mensch noch völlig unter der Herrschaft seiner rohesten und wildesten Instinkte lebte, wo ihm noch gar nicht der Gedanke kam, sich von ruhiger, kalter Überlegung leiten zu lassen, wo die Erziehung noch nicht die Bestie im Menschen gebändigt hatte, die nach Zola's Ansicht noch immer in allen Menschen ruht. Diese Auffassung und Durchführung der menschlichen Charaktere hängt innig mit der ganzen mechanisch-psychologischen Anschauungsweise Zola's zusammen, wonach der Mensch fast wie eine Maschine alle seine Gedanken hervorbringt und alle Handlungen ausführt. Es scheint, dass Zola bei der Ausführung des Charakters seiner Gestalten erst eine allgemeine Idee aufstellt, diese durcharbeitet und ihr zuliebe dann den Charakter des Menschen und das ganze Bild desselben ausführt. Darin liegt die eigenartige Symbolik der Zola'schen Werke: will er beispielsweise den Spieltrieb, die Genusssucht, die Mordlust, die Prunksucht darstellen, so wird dieser Idee zu liebe der Charakter der Person in äusserst greller Weise ausgemalt, dergestalt, dass man sagen kann: die meisten Charaktere leiden geradezu an einer fixen Idee oder an irgend einer ganz be-

stimmten auffallenden, ihnen eigentümlichen Gewohnheit oder Eigenschaft: sie führen Redensarten im Munde, die sie bei jeder Gelegenheit anbringen. Darin befolgt Zola das bekannte Dickens'sche Rezept, der auch seinen Gestalten gerne eine besondere Merkwürdigkeit zuerteilt und diese bei jedem Auftreten derselben wieder hervorhebt; aber Dickens verfällt dabei nicht in die Übertreibungen und Einseitigkeiten Zola's, der oft dem Glauben der Leser ein starkes Stück zumutet und weit über die Grenzen der psychologischen Wahrscheinlichkeiten hinaus geht.

Wie einseitig ist die Mutter Josserand in Pot Bouille aufgefasst: ihr ganzes Denken und Sinnen geht nur darin auf, ihre Töchter zu verheiraten; was sie spricht, was sie denkt, bezieht sich darauf; und fast genau dieselben Ausdrücke sind es, mit denen sie ihre Gedanken ausspricht. Noch viel enger gezeichnet ist der Onkel Bachelard, der alte Schlemmer und Wüstling in Pot Bouille; seine Eigentümlichkeit ist, dass er jedesmal bei Gesellschaften, wenn er mit anderen zu Tische sitzt, in seiner unflätigen Weise seinen Nachbarn auf die Kleider spuckt, so dass wir immer schon vorher wissen, wenn er in der Erzählung auftritt, dass er bald wieder jemandem auf die Kleider spucken wird. — In L'Argent ist die Hauptfigur Saccard: er spielt und spekuliert ganz wahnsinnig; wie er auf dem Höhepunkt seiner Geldmacht steht, wie er der Geliebten des Kaisers Napoleon zweihunderttausend Francs zum Geschenk giebt, da denkt er gar nicht daran, irgend etwas für sich zu behalten; er ist so hochmütig, dass er seinem Diener sagt, als er die Leute, die an seiner Bank mit ihm arbeiten, nicht empfangen will: „Stelle meinen Spazierstock an die Thüre und lass die Leute ihn küssen!“ Er lebt wie ein König; er ist der poète de l'argent, der alle Welt in den Taumel des glänzenden Metalles hineinzieht. So ist er eine Verkörperung der Spekulation. Später hat er nach dem Krach keinen Sous; aber sein Mut ist nicht gebrochen, und neue Riesenpläne wälzt er schon wieder in seinem Hirn, durch die er die Leute wieder in seine Spekulationen hineinziehen will. Und fast immer, wenn Saccard neu auftritt, wird eine äussere Eigentümlichkeit desselben mitgeteilt: seine scharf nach rechts gebogene Nase. Die finden wir auch bei seinen beiden Söhnen wieder, dem ehelichen wie dem unehelichen. Der eheliche Sohn Saccard's verkörpert die Idee des elendsten Egoismus; jedes andere Gefühl ist in ihm erstickt; er denkt nur an sich und an seine Gesundheit; er kennt nur „le culte de lui — même.“ Die Freundin Saccard's, die Madame Caroline, ist die Verkörperung der ewigen, unzerstörbaren Lebenskraft, die immer wieder, trotz allen Unglücks, das sie erfahren, neuen Mut und neue Hoffnung fasst. Ihre äusserlich erkennbare Eigentümlichkeit, die ja keiner Person Zola's fehlen darf,

ist, dass sie noch ein ganz jugendlich frisches Gesicht hat; aber ihr Haar ist schon schneeweiss, trotzdem sie erst einige dreissig Jahre alt ist. Und an diese jugendlichen Züge, an dieses schneeweisse Haar wird der Leser jedesmal erinnert, wenn die Rede von Madame Caroline ist; jedesmal wird der eigentümliche Eindruck beschrieben, den das frische junge Gesicht, die elastische, schlanke Gestalt der Caroline und der Gegensatz des weissen Haares hervorruft. Caroline ist eine der wenigen edlen weiblichen Gestalten, die wir in den Werken Zola's finden. Nur sie allein steht in L'Argent über dem Gelde. Als der grosse Krach der Banque universelle herannaht, giebt sie ganz ruhigen Herzens ihre gewonnenen acht Millionen Francs hin, um die Katastrophe zu verhindern. Obwohl sie weiss, dass sie nun wieder wie früher mühselig von Privatstunden leben muss, ist sie doch im Innersten ganz fröhlich und glücklich. Sie denkt oft über sich und ihren Seelenzustand, der trotz allen Unglücks, das sie erlitten, keine andauernde Traurigkeit aufkommen lässt. „Du bist die Liebe zum Leben," sagt einst ihr Bruder zu ihr; und spricht damit genau den Gedanken aus, den Zola in ihrer Person verkörpern will. Das hat Zola ganz meisterhaft verstanden; wenn man liest, wie Caroline das Leben auffasst, wird man an Schopenhauer's Gedanken vom Willen zum Leben und an ähnliche Ideen, wie sie in unseren Tagen Nietzsche ausgesprochen hat, erinnert.

In einem Gespräch mit Saccard teilt sie ihm ihre Lebensphilosophie und die Grundstimmung ihres inneren Lebens mit. „Wie kommt es, dass ich nicht lange traurig sein kann? Die Traurigkeit hält bei mir nie lange an, was mir auch zustossen mag. Ist es Egoismus? Wahrhaftig, ich glaube es nicht. Das wäre zu gemein. Übrigens, wenn ich auch noch so froh sein mag, das Herz thut mir weh, wenn ich das kleinste Unglück sehe. Erklären Sie mir das: ich bin ganz fröhlich und möchte doch über die Unglücklichen, die ich sehe, weinen; aber ich halte mich zurück, da ich weiss, dass das kleinste Stückchen Brod diese Armen mehr trösten würde, als meine unnützen Thränen." Dabei lachte sie mit ihrem mutigen Lächeln, als mutige Frau, welche das Handeln geschwätzigen Klagen vorzieht. „Gott weiss es," fuhr sie fort, dass ich allen Grund habe, am Leben zu verzweifeln. Das Glück hat mich bis jetzt wahrhaftig nicht verwöhnt. Nach meiner Ehe, der Hölle, in der ich lebte, wo man mich höhnte, wo man mich schlug, da habe ich geglaubt, dass mir nichts anderes übrig bliebe, als mich in's Wasser zu stürzen. Das habe ich nicht gethan; ich wurde wieder heiter in meinem Sinn; eine unendliche Hoffnung überkam mich schon nach wenigen Wochen, als ich mit meinem Bruder nach Rom fuhr. Und als wir wieder nach Paris zurückkehrten, als uns bei-

nahe alles fehlte, da habe ich schreckliche Nächte verlebt, und ich glaubte, dass wir sterben müssten. Wir sind nicht gestorben. Das Leben hat mich immer von neuem gefasst, heute lache ich, morgen hoffe ich, und ich möchte immer, immer leben. Ist das so eigentümlich, dass ich nicht lange traurig sein kann? Es scheint mir, dass es Leute giebt, die so traurig sind, die niemals fröhlich sind, die sich das Leben fast unmöglich machen, weil sie es sich zu schwarz ausmalen. Ich täusche mich wahrhaftig nicht über die Freuden und das Glück des menschlichen Lebens. Das Leben ist für mich zu hart gewesen, ich habe es zu genau kennen gelernt. Es ist scheusslich, wenn es nicht gemein ist. Aber was wollen Sie? Ich lebe noch immer gern. Warum? Ich weiss es nicht. Ich habe oft gedacht, das mein eigenes Dasein wie das Leben der ganzen Menschheit ist, welche sicherlich in einem schrecklichen Elend lebt, die aber sich wie die Jugend durch jede neue Generation aufheitert und auffrischt. Nach jeder Krise, die mich niedergeschlagen hat, ist es wie eine neue Jugendzeit, wie ein neuer Frühling, dessen frischer Saft mich aufs neue durchdringt und mir das Herz wieder gross und voll macht. Das ist so sehr wahr, dass, wenn ich nach einem Unglück wieder auf die Strasse gehe und wenn ich dann die Sonne scheinen sehe, so werde ich sofort wieder fröhlich, dann hoffe ich wieder, dann bin ich wieder glücklich. Die Jahre haben das noch nicht geändert, obwohl ich älter geworden bin, ohne es zu bemerken. Ich meine immer, trotz allem, was geschehen mag, dass wir alle einem Ziele entgegen gehen, das sehr gut und edel und heiter ist.“ Darauf sagt ihr Bruder, der zuerst die riesigen Pläne zur Kultivierung des Orients gefasst hat und der auch immer neue Kraft aus dem Umgang mit seiner Schwester schöpft: „Du bist für die Katastrophen des Lebens geschaffen. Du bist die Liebe zum Leben.“ Und so, wie Caroline spricht, so handelt sie auch. Kein Unglück kann sie beugen. Wie sie nach dem grossen Zusammenbruch der Bank ihr ganzes Vermögen geopfert hat, da bleibt sie ruhig und fröhlich wie immer. Sie versteht sich selber nicht. Sie ist nun im Begriff, wieder nach Rom zu ihrem Bruder zu gehen, um dort von Privatunterricht zu leben. An dem letzten Tage, da sie noch in Paris ist, an einem schönen Frühlingstage, geht sie über die Boulevards. Der Duft des neuen Frühlings machte sie wieder ganz fröhlich. Sie fühlte wieder die unbesiegliche Hoffnung, die sie von neuem ergriff. Und eine freudige Stimmung überkam sie; aber sie wollte traurig sein, nach den schrecklichen Katastrophen, die sie erst eben durchgemacht hatte. Sie rief sich alle die grausamen Erlebnisse der letzten Zeit ins Gedächtnis zurück; sie dachte daran, dass auch sie mitschuldig daran wäre, dass so viele Menschen ins Elend gestürzt worden wären. Sie hielt sich die verschiedenen

Thatsachen vor, die sie ihr ganzes Leben lang hätte beweinen sollen. Aber die Lebenssäfte regten sich in ihr von neuem, sie fühlte sich bald überwunden und überliess sich der unwiderstehlichen Kraft der ewigen Verjüngung. Sie konnte nicht traurig sein, die Probe war gemacht, sie hatte eben erst das Unglück bis zur Neige durchkostet, und nun wachte die Hoffnung schon von neuem in ihr auf. Sicherlich, es blieben ihr keine Illusionen mehr, das Leben war wahrhaftig ungerecht und gemein, wie die Natur selbst. Warum denn dieses unvernünftige Festhalten daran, das Leben zu lieben und immer noch leben zu wollen? Täuscht uns das Leben nicht, wie man ein Kind täuscht, dem man immer neues Vergnügen verspricht? Oder führt es uns nicht alle zu einem fernen, unbekannten, guten Ziele? Dann dachte sie nicht mehr. Die Philosophie in ihr hörte auf zu reflektiren. Sie fühlte sich nur noch als ein fröhliches Geschöpf des schönen Himmels und der milden Luft; sie war glücklich, dass sie sich so wohl fühlte, wie sie jetzt über die Boulevards dahin ging. Ja, die Freude zu sein, zu leben, zu handeln, giebt es im Grunde wohl eine andere? Das Leben, so wie es ist, in seiner Kraft, in seinen Sorgen und Qualen und mit seiner ewigen Hoffnung!" Am Schluss des Romans lässt Zola noch einmal dieselben Gedanken durchklingen; da sagt Caroline zu sich: „Mein Gott, trotz all des Schmutzes, der aufgewühlt wird, trotz all der Opfer, die gebracht worden, trotz all des schrecklichen Leidens, welches die Menschen jeder Schritt vorwärts kostet, giebt es da nicht ein dunkles und fernes Ziel, etwas Höheres und Gerechtes und Edeles, dem wir alle entgegen gehen, ohne es zu wissen, und welches uns das Herz erhebt und immer wieder in uns das Bedürfnis aufweckt, zu leben und zu hoffen?" — Und sie war wieder heiter und froh, trotz allem, was geschehen war, mit ihrem noch immer jugendlich frischen Gesicht und ihrem glänzenden schneeweissen Haar, als wenn sie selber sich mit jedem neuen Frühling der Erde verjüngte. Und bei der Erinnerung an ihr Verhältnis zu Saccard, da dachte sie an den fürchterlichen Schmutz, mit dem man überall die Liebe befleckt hat. Warum also das Geld allein beschuldigen, dass es die Ursache all des Schmutzes und der Verbrechen sei? Ist die Liebe vielleicht weniger besudelt, sie, die doch allein das Leben schafft? — So sehen wir, wie Zola in dieser eigenartigen Figur der Caroline seine merkwürdige Symbolik durchführt. Philosophische Ideen liegen dieser Person zu Grunde und werden durch dieselbe verkörpert: das Geheimnis des eigentlichen Zweckes und Zieles des menschlichen Lebens, dann die Freude am Leben, die ewig wiederkehrende Hoffnung zum Leben, der Wille zum Leben, das ein beständiges Kämpfen und Ringen ist, in dem man abwechselnd unterliegt und siegt. Nur dass Caroline zu wenig

thätig gezeigt wird; sie reflectiert und philosophiert mehr über ihren Charakter, als dass sie ihn bethätigt. Zwar ist sie voller Kraft und Hoffnung im Unglück; aber sie hat nur wenig Gelegenheit, ihre eigene Thatkraft und Widerstandsfähigkeit in dem Sinne der Gedanken, die sie öfters ausspricht, zu zeigen. Die Idee der Thatkraft und des freudigen Schaffens hat Zola bei verschiedenen seiner Charaktere zu Grunde gelegt: so besonders in der Person des Octave in Pot-Bouille und im Bonheur des Dames: Octave ist ein junger Mann, der nicht durch allerlei vererbte krankhafte Familieneigenschaften verdorben ist, er kommt aus der Provinz, er ist mit natürlicher Energie geladen, die Arbeit und der Genuss sind seine Lebenszwecke, er gelangt zu riesigen Reichtümern. Kämpfen, Siegen, Unterliegen, wieder von neuem sich in die Höhe arbeiten, das ist für ihn das Leben. Eine ähnliche Figur, welche den modernen Unternehmungsgeist, der aber mit der wüstesten und gewissenlosesten Spekulationswut gepaart ist, verkörpert, haben wir in Saccard in l'Argent. Durch diesen Charakter hat Zola seine Absicht ausgeführt, welche er vor Veröffentlichung des Romans L'Argent einem seiner französischen Kollegen mitteilte. Diesem sagte er bei einer Gelegenheit: „Ich will ein Buch schreiben, in welchem das Geld die Hauptrolle spielt. Ich will die Bedeutung des Geldes im modernen Leben nach allen Seiten hin erschöpfend darstellen. Aber glauben Sie nicht, dass ich zu denjenigen gehöre, welche donnernde Philippiken gegen das schnöde Metall loslassen. Mein Buch soll im Gegenteil ein Loblied auf das Geld sein." Saccard selbst hält der Caroline und ihrem Bruder, dem bescheidenen und genialen Ingenieur, der der eigentliche Schöpfer der grossen genialen Pläne ist, grosse Lobreden auf die Spekulation. Saccard ist ein moderner Heros, der die Poesie der Spekulation, die Poesie des Geldes, auf dem das ganze Getriebe der Welt in unseren Tagen beruht, darstellt. Für ihn ist die Spekulation das Herz, das Blut der Welt; ohne sie würden wir keine Eisenbahn, meint er, keine der grossen Unternehmungen haben, durch die sich die Welt erneuert hat.

Im Gegensatz zu dem spekulationstollen Saccard steht Gundermann, welcher wiederum eine abstrakte Idee verkörpert: die kühle, berechnende Arbeit mit dem Geld, die streng und nüchtern mit den Thatsachen rechnet und sich auf keine phantastische Spekulation einlässt. Wie so oft geht Zola bei der Zeichnung dieses Charakters über die Grenzen der Wahrheit und Natürlichkeit hinaus: er bietet uns einen völlig verzerrten Menschen dar, der körperlich ganz krank und verkümmert ist, der nur von Milch leben darf, der, wenn er besonders fröhlicher Stimmung ist, einige Rosinen isst und dann wegen dieser Schwelgerei mehrere Tage zu leiden hat; trotz seiner Milliarde denkt er keinen Augenblick daran,

seine Arbeit aufzugeben und die Ruhe zu geniessen: als Saccard ihn einst fragt, warum er denn trotz seines Riesenreichtums nicht aufhöre zu arbeiten, da sieht er ihn ganz verwundert an und weiss nichts anderes zu erwidern als: „Je ne peux pas!“ Hier fällt wieder die mechanische Handlungsweise dieser Charaktere auf, die kaum wissen, was sie thun, die in ihrem ganzen Wesen durch eine einzige Richtung beherrscht werden.

Man kann in fast sämtlichen Romanen Zola's Charaktere finden, welche so irgend eine Idee symbolisch darstellen; in Wahrheit sind die Charaktere der meisten Menschen nicht so einfach, die Menschen selbst werden in ihrem ganzen Thun und Lassen nicht so sehr von einer Grundidee beherrscht, wie dies bei den Personen, die Zola uns vorführt, der Fall ist; daher werden durch diese Symbolisierung die Personen zu exzentrischen Wesen, die fast von fixen Ideen beherrscht werden. Das Ungeheuerlichste bietet uns Zola in La Bête Humaine; um den Mordwahnsinn und die Mordlust zu schildern, führt er uns in diese Gesellschaft von sechs Personen hinein, die der blosse Zufall zusammengeführt hat und die alle Mörder sind. Jacques selbst, der Held der Erzählung, leidet an dem fürchterlichsten Mordwahnsinn; vergebens kämpft er gegen diesen grauenhaften Instinkt an, bis er demselben unterliegt und seine Geliebte, die ihn selbst zum Morde ihres Mannes antreibt, tötet. Dieser selbst, der Bahnhofsinspektor Roubaud, ist ein Bild der Gewissensqual, die er als Mörder des Präsidenten Grandmorin empfindet und die er nur durch das wildeste, unsinnigste Hazardspiel zu betäuben vermag: er spielt und spielt in einem fort und hat gar keine anderen Ideen mehr als sein Spiel. Diejenige Figur, welche durch ihre Einseitigkeit fast zur Karrikatur geworden ist, ist der Bahnwärter Misard, welcher die wütendste und kleinlichste Habgier und den berechnenden, kaltblütigen Mord, der aus der Habgier entspringt, darstellt. Seine Frau ist in den Besitz von tausend Francs gelangt, die sie ihm nicht herausgeben will. Schon hat er versucht, sie zu vergiften, aber sie ist noch mit dem Leben davongekommen, wenngleich sie an allen Gliedern gelähmt ist. Nun sucht Misard überall nach den tausend Francs, welche seine Frau versteckt hat; er sucht im ganzen Hause, im Hofe, im Garten, in allen Möbeln, sogar in dem Bett der Kranken; er sucht und sucht und sucht und findet das Geld nicht. Cherche! Cherche! schliesst Zola gewöhnlich, wenn er von Misard spricht. Schliesslich gelingt es ihm, seine Frau durch eine Einspritzung zu töten. Und nun sucht er sogar in dem Leichnam der Frau selbst nach den tausend Francs, aber ohne sie zu finden. Er sucht weiter, bis ihm eine Frau vorspiegelt, sie wüsste, wo die tausend Francs verborgen seien, und sie würde es ihm sagen, wenn er sie heiratete.

Auf diese plumpe Lüge fällt er hinein; und nachdem er sieht, dass er so getäuscht worden ist, beginnt er wieder zu suchen. Cherche! cherche! Sein ganzes Denken und Empfinden wird durch den Gedanken an die versteckten tausend Francs so beherrscht, dass kein anderer Gedanke mehr bei ihm aufkommen kann.

Die tierischeste Grausamkeit und ekelhafteste Rohheit verkörpert Zola in dem Vater der Lalie in L'Assommoir, der sein armes, krankes, schwindsüchtiges Kind, das trotz seiner Schwäche ihm noch den Haushalt führt, jeden Abend mit der Peitsche züchtigt, aus blossem Vergnügen an dieser grausamen Quälerei, der sein schwindsüchtiges Kind zwingt, glühend heisse Soustücke, die er auf den Ofen legt, zu nehmen und dafür Einkäufe zu machen, ja der sein Kind noch, als es im Sterben liegt, durchpeitschen will. Solche Rohheiten sind übertrieben und überdies der Idee zu liebe auf eine einzige Person gehäuft. Lantier in L'Assommoir ist die verkörperte Gemeinheit und raffinierteste Schlechtigkeit; er ruht nicht eher, bis er seine frühere Geliebte und deren Haushalt völlig ruiniert hat. In der Person der Nana, dieses üppigen und sinnlichen Weibes, stellt er die wildeste Wollust des Weibes dar, dem jeder Halt fehlt, diesen Trieben Einhalt zu thun. Wenn Zola Kinder darstellt, so werden sie ihm immer zu Engeln oder zu Teufeln, sie sind der Segen oder der Fluch ihrer Eltern; sie haben nur gute oder nur schlechte Eigenschaften geerbt und er zeigt, um die Vererbungstheorie zu beweisen, wie sich diese Eigenschaften nach dem Guten oder Schlechten hin immer schärfer und deutlicher entwickeln. So ist es erklärlich, wenn Zola nur in geringem Masse die Fähigkeit besitzt, uns einfache, wahre, natürliche Menschen vorzuführen; fast alle sind geschraubte, künstliche Wesen, die einer Idee zuliebe konstruiert worden sind und denen Fleisch und Blut fehlt. Die Gabe der einfachen, schlichten Wahrhaftigkeit der Charakterzeichnung ist ihm versagt. Er versteht es nicht, die Menschen so zu schildern, wie sie sind; er hat fast nur Sinn für das Krankhafte, für das Uebertriebene, für die Verzerrtheiten und Auswüchse der menschlichen Natur. Er übertreibt das Gute und Edle wie das Schlechte und Gemeine in der menschlichen Natur. Fröhliche, harmlose, gesunde Naturen sucht man vergebens bei ihm. Wie er die Landschaften immer nur in düsteren, dunklen Farben malt, so sieht er auch fast nur die Nachtseiten des menschlichen Charakters; selbst die Madame Caroline in L'Argent und Jean in La Terre, die in ihrer Art noch am meisten die einfache Natürlichkeit menschlicher Denk- und Empfindungsweise gewahrt haben, sind in einzelnen Zügen übertrieben und einseitig dargestellt; und auch sie sehen, wie Zola selbst, das Leben von einer sehr ernsten Seite an. Selbst der einzige Charakter, den wir in Zola's Werken gefunden haben, der einen Anflug von

Humor hat, der verbummelte Stänker in „La Terre“ Jésus-Christ, wie ihn die Bauern wegen seiner Aehnlichkeit mit Christus benannt haben, ist im Grunde ein völliger Pessimist, dessen Lebensweisheit darin besteht, dass er von allem einfach sagt: tout ça ne vaut pas un pet.

Mit besonderer Vorliebe zeigt Zola in seinen Charakteren und deren Entwicklung und Grundanlagen die Vererbungstheorie der Laster und moralischen Defekte. Die ganze Reihe der Bände von Rougon-Macquard ist darauf angelegt, diese Anschauung des näheren zu beweisen. Den Rougon-Macquard fehlt in ihrer fieberhaften Genusssucht und bei der schrankenlosen Herrschaft der sinnlichen Triebe die Kraft, wie sie die normal angelegten Menschen besitzen, diese tierischen Instinkte, die sich ja in jedem Menschen regen, zu bändigen. Durch die verwilderte und sittenlose Lebensweise ganzer Generationen ist diese moralische Schwäche der Rougon-Macquard immer grösser geworden. Man muss immer diese Theorien und die Ansichten Zola's über die Vererbung im Auge halten, um so zu verstehen, wenn er seine Personen oft in so einseitiger Weise auffasst. Hier sieht man wieder, wie er der Theorie zuliebe und der Absichten wegen, die er verfolgt, Eigenschaften seinen Personen andichtet, die sie haben müssen, um die Vererbungstheorie durch ihr ganzes Verhalten ins rechte Licht zu stellen.

In Germinal geht durch das ganze Werk der Gedanke hindurch, wie die Bergleute durch die harte, schwere und ungesunde Arbeit in den Bergwerken, wie sie von ihren Vorfahren schon seit Generationen ausgeübt worden ist, körperlich und sittlich so sehr heruntergekommen sind. Das ganze Geschlecht ist blutarm; die Mädchen sind alle bleichsüchtig. Schon in frühesten Jahren unterliegen beide Geschlechter den Instinkten der Geschlechtsliebe. Gut essen und trinken ist das Höchste, was es für sie auf der Welt giebt. Einer der Bergleute muss denn auch, um die Vererbungstheorie zu zeigen, die Geschichte seiner Vorfahren erzählen, die schon gleich bei dem ersten Betrieb dieser Bergwerke in diesen Gruben als Bergleute gearbeitet haben, wie die meisten derselben durch Unglücksfälle in den Bergwerken umgekommen sind, und wie sie nun für sich selber auch kaum ein anderes Geschick erwarten. So sind sie im Laufe der Zeiten gegen ihr eigenes Loos ganz abgestumpft und gleichgiltig geworden, sie empfinden das Elend ihrer Lage gar nicht mehr, da sie ja nichts anderes kennen. Ein Arbeiter aus Paris erst bringt ihnen das Trostlose ihrer Lage zum Bewusstsein; und bei dem langwierigen Ausstand und den Gräuelthaten, welche sie dabei begehen, platzt die lang verhaltene Wut, die so lange geschlummert hat, vulkanisch auf, um nachher wieder in eine dumpfe, blöde Ergebung zu verfallen. Die Bergleute hassen

die Bürger, welche die Besitzer der Bergwerke sind und die von ihrer saueren Arbeit ein üppiges, faules Leben führen. Das thun auch die Bauern in „La Terre", welche wütender auf die Bürger sind, als die schlimmsten Sozialdemokraten, ohne dass sie jedoch etwas von Teilung des Besitzes, vor allem des Landes, wissen wollen. Diese Bauern sind so engherzig, so hart, so geizig und kleinlich geworden, weil sie jahrhundertelang unter dem Druck des Feudalbesitzers gelebt und wie Sklaven um das tägliche Brod gearbeitet haben; da ist ihr Geist so verkümmert. Was so im allgemeinen von den Bergleuten und den Bauern gilt, das zeigt Zola an einzelnen typischen Vertretern dieser Stände.

Die Hauptvertreter der Familie Rougon-Macquard sind alle mit moralischen Mängeln behaftet. Saccard in L'Argent ist der gewissenlose Börsenspieler, dem das Gefühl für Recht und Unrecht ganz abgeht. Sein Bruder, der allmächtige Minister unter dem zweiten Kaiserreich ist ähnlich konstruiert. Die beiden Söhne Saccard's, der eheliche und der uneheliche haben von ihrem Vater denselben Mangel an moralischen Sinn geerbt. Der uneheliche ist trotz seines jugendlichen Alters schon völlig verderbt und sittlich verkommen, er ist in dem gemeinsten Elend von Paris aufgewachsen; der andere hat den krassen Egoismus seines Vaters geerbt, aber die wilden Instinkte sind bei ihm durch die Erziehung geregelt, er denkt nur an sich, er betreibt den culte de lui-même; wie in seinem Vater die Liebe zu ihm ganz abgestorben ist, so auch bei ihm das Gefühl der Zuneigung zu seinem Vater, der ihm fremder ist als irgendwer.

Der Alkohol ist es besonders, weit mehr, als die grössten und wildesten Ausschweifungen der sinnlichen Liebe, der die einzelnen Glieder der Familie Rougon-Macquard bis in ihr innerstes Wesen ruiniert hat. Das zeigt Zola besonders an den Brüdern Lantier, die von Eltern herstammen, welche beide durch die Branntweinpest verkommen und verdorben sind, und deren Vorfahren ebenfalls Gewohnheitssäufer waren. Die ererbte Vergiftung durch den Alkohol hat sie alle drei zu ganz abnormen Menschen gemacht. Sie dürfen keinen Tropfen Alkohol geniessen, sonst brechen die unbändigsten tierischen Triebe in ihnen durch, denen sie nicht wiederstehen können. Ils voient rouge, wie Zola sagt, es wird ihnen blutrot vor Augen, sie werden wild und sie wollen morden. Das Eigentümliche ist, dass sie über diese ererbten Eigenschaften, von denen sie einander und keinem Menschen überhaupt etwas sagen, selber lange Betrachtungen anstellen, besonders Jacques Lantier in La Bête Humaine, dessen Mordwahnsinn von Zola nach den eingehendsten Studien ganz ausführlich geschildert wird. Wir werden diese Schilderung Zola's, wie sie durch den ganzen Roman

hindurchzieht, als das geeignetste Beispiel für die Art und Weise, wie Zola die Vererbungstheorien in seinen Werken durch die Charaktere sich bethätigen lässt, näher betrachten und die verschiedenen Betrachtungen, die in dem Romane selbst weit auseinanderliegen, zusammenfassen.

Wir finden Jacques Lantier zuerst, als er eines Abends mit der Tochter des Bahnwärters Misard, mit der riesenhaft stark gebauten Flore, dem schönen blonden Weib, allein ist. Sie fragt ihn, warum er denn eigentlich so sehr die Frauen meide, warum er denn nur seine Maschine, die Lison, liebe, warum er alle seine Liebe an dieser auslasse. Jacques antwortet nicht, denn nie verriet er einem anderen Menschen das Geheimnis seiner Krankheit, dass er die Frauen wegen seines Mordwahnsinnes meide. Wie er aber das starke Weib so vor sich sieht, wie ihre schönen Augen so wild leuchten, da regte sich in ihm die alte wilde Gier, es wurde ihm blutrot vor Augen; der wildeste, unheimlichste Trieb, der das Weib besitzen will bis in den Tod, erwachte, und ohne ein Wort zu reden, wollte er sich ihrer bemächtigen und er kämpfte mit dem starken Weib, das sich gegen ihn sträubte. Als er aber die nackte Brust des Weibes sieht, da fängt er plötzlich am ganzen Körper an zu zittern. Eine Wut überkam ihn, eine grässliche Wildheit leuchtete in seinen Augen auf, und er suchte nach einer Waffe, um die Flore zu töten. Da fiel sein Blick auf eine Schere, mit welcher die Flore vorher an Seilen geschnitten hatte; er ergriff sie und wollte sie dem Weib in die nackte Brust hineinstechen. Aber ein eigentümliches Gefühl, das ihn ganz kalt durchlief, machte ihn plötzlich wieder nüchtern, er warf die Schere weit von sich und floh davon. Flore aber lag nun ruhig da mit geschlossenen Augen, und sie glaubte, er liebe sie jetzt nicht mehr, da sie ihm solange widerstanden hätte. Jacques floh in die dunkle, traurige Nacht hinein. Er lief und lief, bis er nicht mehr weiter konnte und dann warf er sich auf die Erde nieder, hielt den Kopf ins Gras und brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Mein Gott, mein Gott, es war also wiedergekommen, das alte, schreckliche Leiden, von dem er sich seit einiger Zeit geheilt glaubte. Er hatte sie töten wollen, diese Flore! Ein Weib töten! ein Weib töten! das klang ihm seit frühester Jugend in die Ohren, und das wilde Fieber war immer heftiger bei ihm geworden. Wie die anderen bei dem Erwachen der Mannbarkeit stets daran denken, ein Weib zu besitzen, so verfolgte ihn der Gedanke, ein Weib zu töten. Und nun fiel ihm deutlich ein, dass er die Schere nur deshalb ergriffen hatte, um sie der Flore ins Fleisch zu stossen, sobald er ihre Brust, die so heiss und weiss war, gesehen hatte. Nicht weil sie ihm widerstanden hatte, geschah es, sondern weil ihn eine so heftige Begierde

ergriff, der er nicht widerstehen konnte, und auch jetzt überfiel ihn dieselbe Begierde, dass er sich an das Gras festklammern musste, um nicht wieder zurückzulaufen und die Flore zu töten, diese Flore, die er hatte aufwachsen sehen und die ihn so innig liebte. Seine gekrümmten Finger krallten sich in den Erdboden hinein, tiefe rasche Seufzer entfuhren seiner Brust und er röchelte tief in seiner Verzweiflung. — Endlich wurde er etwas ruhiger — was hatte er denn eigentlich, wenn er sich mit den anderen verglich? Das fragte er sich jetzt wieder. Seine Mutter hatte ihn schon geboren, als sie kaum fünfzehneinhalb Jahre alt war, und er war schon der zweite Sohn, denn sie war kaum vierzehn Jahre alt, als sie ihr erstes Kind, den Claude Lantier, bekam. Und keiner seiner Brüder, weder Claude noch Etienne, der später geboren wurde, schienen darunter zu leiden, dass ihre Mutter so jung war und dass sie einen so jungen Vater hatten, den schönen Lantier, dessen gemeines Herz seiner Mutter so viel Herzeleid bereitet hatte. Vielleicht hatten seine Brüder auch ein Leiden, das sie, wie er, verheimlichten, der ältere besonders, der sich vergebens so abmühte, Maler zu werden, dass man ihn fast für verrückt hielt. Sie waren wirklich nicht normal angelegt. Ehemals hatte ihn wohl die Furcht und das Schreckensgefühl wegen seiner Anfälle ganz mager gemacht; da fühlte er, wie sein ganzes Wesen aus dem Gleichgewicht fiel, wie in seinem Innern Risse sich aufthaten, durch welche sein eigenes Ich entwich. Dann gehörte er sich selbst nicht mehr an, dann gehörte er nur noch seinen Muskeln, dem wilden Tier in ihm. Und doch trank er nicht; er rührte keinen Tropfen Branntwein an, da er wusste, dass der kleinste Tropfen ihn wild machte. Und der Gedanke stieg in ihm auf, dass er für die anderen eine Schuld abtragen müsste, für seinen Vater, seinen Grossvater, für ganze Generationen von Trunkenbolden, deren vergiftetes Blut er geerbt hatte. Es war eine wilde Krankheit, die ihn verzehrte, bei der er sich wie einer jener Wölfe vorkam, welche die Frauen fressen.

Von neuem fing er an, heftig zu schluchzen. Er sank wieder zur Erde, er warf sich hin und her, und schrie vor Schmerz laut auf. Jenes Mädchen hatte er in der That töten wollen. Ein so heftiger Schmerz durchzuckte ihn, als wenn ihm die Schere ins eigene Fleisch gebohrt worden wäre. Keine Ueberlegung machte ihn ruhig; er hatte sie töten wollen, er würde sie jetzt noch töten, wenn sie da läge mit entblösstem Busen. Er erinnerte sich wohl der ganzen Geschichte seines Leidens: er war kaum sechzehn Jahre alt, als ihn das Leiden zum erstenmal durchzuckte; es war eines Abends, als er mit einem Mädchen spielte, der Tochter eines Verwandten, die zwei Jahre jünger war, als er; sie fiel hin und da sah er ihre Beine, da überfiel ihn die Mordgier; aber er floh davon.

Im nächsten Jahre hatte er, wie er sich erinnerte, ein grosses Messer geschliffen, um es einer anderen, einer kleinen Blonden, die immer morgens an seiner Thüre vorbeiging, in den Hals zu stossen; diese hatte einen vollen, runden Hals, an dem er sich schon die Stelle, ein kleines braunes Mal unterhalb des Ohres, gemerkt hatte, wo er das Messer hineinstossen wollte. Dann waren es andere, immer andere, solche, die er einmal gesehen, und bei denen sich seine Mordgier plötzlich regte: Frauen, die er auf der Strasse beim Vorbeigehen streifte; Frauen, die durch Zufall seine Nachbarinnen wurden, wie eine besonders, die neben ihm im Theater sass, eine Frau, die erst kurz verheiratet zu sein schien und die so laut und fröhlich lachte; mitten im Akt hatte er fliehen müssen, um sich nicht auf sie zu stürzen und sie zu ermorden. Und er fragte sich, warum er denn diese Wut auf die Frauen in sich hatte, da er sie doch gar nicht kannte. Denn jedesmal war es wie eine plötzliche Krise über ihn gekommen; vielleicht war es der Drang, alte Beleidigungen zu rächen, an die er sich nur noch ganz dunkel erinnern konnte; das kam wie aus einer längst entschwundenen Zeit her, vielleicht von dem Unrecht, das die Frauen seinen Vorfahren zugefügt hatten. Er fühlte in sich den unwiderstehlichen Drang, das Weib zu töten, wie eine Beute, die man einem anderen entreisst. Sein Schädel schien zu zerspringen bei dieser Angst und Qual; er fühlte sich zu Thaten hingerissen, gegen die sein Wille ohnmächtig war. Als nun in diesem Augenblick ein Zug vorbeifuhr, da schrak Jacques zusammen und er unterdrückte sein beständiges Schluchzen. Wie oft war er bei diesen Anfällen bei dem kleinsten Geräusch zusammengefahren, wie ein Verbrecher. Nur auf seiner Maschine war er ruhig und zufrieden. Wenn er auf der Lokomotive stand und wenn er sie leitete, wenn er mit gespanntester Aufmerksamkeit die Signale und die Schienen betrachtete, dann vergass er sein Leid, dann atmete er mit Entzücken die frische Luft, die ihm entgegenwehte. Daher liebte er auch so sehr seine Maschine. Er floh die Frauen; niemals würde er heiraten; er hatte keine andere Zukunft vor sich, als zu fahren, zu fahren. Seine Vorgesetzten hielten ihn für den vorzüglichsten Lokomotivführer, er trank nicht, er lief nicht den Weibern nach; nur verfiel er zuweilen in seine tiefe Schwermut und Trauer, dann sah er ganz bleich und fahl aus und er mied alle Menschen. Und er dachte an das kleine Zimmer in der Strasse Candinet, in das er sich bei seiner Schwermut wie ein Mönch in seine Zelle einschloss, wo er die fieberhafte Wut seines Gehirns durch Schlafen zu betäuben suchte. — Nun wollte er aufstehen und weggehen. Aber wohin? Zu den Misards? Da würde er die Flore wiedertreffen; er würde sie in ihrem Schlafzimmer atmen hören, denn er wusste, dass sie nie die Thüre ver-

schloss; und wieder überfiel ihn eine furchtbare Angst, er sah in Gedanken die Jungfrau da liegen, deren Glieder noch warm und matt vom Schlafe waren, und ein so heftiges Schluchzen durchfuhr seinen ganzen Körper, dass er zu Boden fiel. Wenn er jetzt zurückkehrte, dann würde er die Flore sicherlich töten. Obwohl er keine Waffe hatte und obwohl er den Kopf mit beiden Händen so presste, als wollte er ihn zerdrücken, so fühlte er doch, dass das wilde Tier in ihm, das über seinem Willen stand, die Thüre aufstossen und das Mädchen erwürgen würde, unter dem wilden Drang, das Weib zu rauben und alles Unrecht zu rächen. Nein, lieber wollte er die Nacht draussen im freien Felde verbringen, als wieder in die Nähe der Flore zurückkehren. Mit einem Sprung hob er sich auf und floh davon. Eine halbe Stunde lief er darauf los, als wenn die wilde Jagd hinter ihm gewesen wäre. Er jagte die Hügel hinauf und hinab und stürmte durch enge Schluchten hindurch. Er wollte über einen breiten Bach, der ihm den Weg versperrte, springen, und er musste bis an die Hüfte durch das Wasser waten. Er wollte fliehen, fliehen, das wilde Tier fliehen, das in ihm tobte. Aber er trug es weiter mit sich, es galoppierte ebenso schnell wie er selbst. Seit sieben Monaten glaubte er, das wilde Tier aus sich heraus verjagt zu haben, und jetzt lebte es wieder in ihm auf; er musste es also noch immer bändigen, damit er sich nicht auf die erste Frau, welche er zufällig sah, stürzte. Endlich wurde er etwas ruhiger. Ein Zug donnerte vorbei; er sah nun zufällig, wie der Präsident Grandmorin in dem Coupé ermordet wurde. Als der Zug vorbei war, glaubte er, dass der Mord, den er soeben gesehen hatte, eine Fieberphantasie seines Hirnes sei, die durch seinen Anfall hervorgebracht worden wäre. Als er aber nachher hört, dass wirklich ein Leichnam auf den Schienen liege, läuft er dorthin, um zu sehen. Da dachte er: ach, der andere, den er gesehen hatte, wie er das Messer schwang, der hatte es gewagt, zu töten! Der andere hatte seinen Wunsch erfüllt. Ha, nicht feige sein, endlich den Wunsch erfüllen, das Messer auch tief hineinstossen und töten! Ihn peinigte dieses Fieber seit zehn Jahren und er wagte es nicht, zu töten. Er verachtete sich selbst und bewunderte den anderen. Er empfand das Bedürfnis, den Ermordeten, der da auf dem Bauche lag, und die Wunde, die an der Kehle sich befand, näher zu besehen und die weiche leblose Masse, die ein Messerstich aus einem lebendigen Menschen macht, zu befühlen. Wovon er immer träumte, das hatte der andere gethan. Ebenso würde also der Leichnam da liegen, wenn er selbst töten würde. Sein Herz klopfte, als wenn es zerspringen wollte. Er that einen Schritt vorwärts und näherte sich dem Ermordeten ganz langsam, wie ein Kind, das sich mit dem Gegenstand der Furcht

vertraut macht. Er konnte den Wunsch, die Wunde zu sehen, nicht mehr unterdrücken. Eine Unruhe aber beschlich ihn, dass, wenn er den Kopf berührte und herumdrehte, so würde man das nachher bemerken. Und er dachte daran, dass Misard bald kommen würde, dieser Mensch, der mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt seine eigene Frau mit Gift zu töten versuchte. Es war also so leicht zu töten? Jedermann tötete also? Aber als Jacques den Kopf des Ermordeten berührte, da hörte er plötzlich ein Geräusch hinter sich. Es war Flore, die herankam und die sich sofort über den Toten beugte und ihn auf den Rücken legte, um das Gesicht zu sehen. Bald kamen noch mehr Leute, und Jacques wurde von seinen wilden Gedanken abgelenkt.

Später glaubt er sich endlich von seiner Mordlust geheilt, als er die Sévérine, die er von Herzen liebte, öfters bei sich sah, ohne dass er den Wunsch gehabt hätte sie zu töten; und nun liebte er sie mit der ganzen Kraft seiner Seele. Er war glücklicher denn je; er fühlte nicht mehr in sich den wütenden Drang, altes Unrecht zu rächen; er dachte nicht mehr an das innere Gift, das er von längst verstorbenen Vorfahren geerbt hatte. Aber eines Nachts, als Jacques mit Sévérine in Paris zusammen ist und diese ihm den Mord des Präsidenten im Eisenbahnwagen erzählt, da wachte in ihm das alte Übel wieder auf, das wilde Tier regte sich in ihm und es wurde ihm ganz blutrot vor Augen. Er fragte sie ganz genau, nachdem sie ihre Erzählung beendet hatte, nach den einzelnen Erscheinungen, die der Ermordete in den letzten Augenblicken noch zeigte: „Du hast also gefühlt, wie das Messer in das Fleisch hineindrang? —

Es war wie ein langsames Hineinstechen.

So, ein langsamer Stich . . . Kein Zerreissen, weisst du es genau?

Nein, nein, nur ein Stich.

Und dann ein Stoss, nicht wahr?

Ja, drei Stösse, die durch den ganzen Körper fahren, so lange dass ich sie bis in die Füsse hinein verfolgen konnte?

Stösse, die ihn starr machten, nicht wahr?

Ja, der erste war stärker, die beiden anderen schwächer.

Und er ist dann gestorben. Was hast du dabei empfunden, als du merktest, wie er so durch den Messerstich starb?

Ach, das weiss ich nicht.

Das weisst du nicht; warum lügst du? Sage es mir, sage es mir doch, was du dabei empfunden hast, frei heraus . . . . Schmerzen?

Nein, keine Schmerzen!

Ein Lustgefühl?

Oh nein, nein, kein Lustgefühl!

Was denn, meine Liebe? Ich bitte dich, sage mir alles. Wenn du wüsstest . . . . Sage mir, was man dabei fühlt?

Mein Gott, kann man das sagen? Es ist schrecklich, das nimmt einen mit sich, weit, weit weg! In der einen Minute habe ich mehr gelebt, als in meinem ganzen Leben."

Sévérine schläft bald ein; aber Jacques liegt da, und heftiger denn je regt sich in ihm die Gier zu töten. Jedesmal wenn er den Willen fasste, einzuschlafen, dann erschienen ihm dieselben Gebilde. Immer war es der Mord, der sich ihm in regelmässigen Zwischenräumen in den verschiedensten Formen zeigte. Das Messer drang also mit einem langsamen Stich in die Kehle ein, den Körper durchfuhren drei lange Stösse, das Leben verliess den Körper mit einem Strom lauwarmen Blutes, das er auf seinen Händen zu spüren glaubte. Zwanzigmal, dreissigmal drang so das Messer hinein, und ebenso oft zitterte der Körper. Das erstickte ihn fast und brachte ihn von Sinnen. Oh, wenn er doch auch einen solchen Stich mit dem Messer thun könnte, wenn er seinen alten Wunsch befriedigen und erfahren könnte, was man in jener Minute fühlt, in der man mehr lebt als in seinem ganzen Leben. Und immer wieder erschien der Mord in allerlei Formen vor ihm. Unsichtbare Finger öffneten ihm die Augenlieder, und er sah in dem Dunkel, wie das Messer in den Körper drang und dieser zuckte. Er fühlte wie sein Gehirn wütete, wie sein ganzer Organismus in ihm auseinanderging. Das kam von sehr langer Zeit, von seiner Jugend her. Und doch hatte er sich für geheilt gehalten, denn der Wunsch zu morden, war mit dem Besitz dieser Frau in ihm geschwunden; und nun regte die alte Mordgier sich in ihm wilder denn je bei der Erzählung der Mordthat, die ihm diese Frau soeben zugeflüstert hatte Er vermied es, sie zu berühren, die geringste Berührung mit ihrer Haut machte ihn ganz heiss. Eine unerträgliche Hitze empfand er im Rücken, als wenn das Bett sich unter ihm in einen Ofen verwandelt hätte. Einen Augenblick versuchte er, die Hände unter der Decke hervorzustecken, aber sie wurden ihm sofort kalt wie Eis und es schauerte ihn vor Frost. Er hatte Angst vor seinen eigenen Händen, und er legte sie wieder unter die Decke, er faltete sie auf seinem Leib zusammen; endlich steckte er sie unter seinen Rücken, als wenn er gefürchtet hätte, dass sie irgend welche That begehen würden, die er selbst nicht ausführen wollte und die gegen seinen Willen geschehen würde. Als es nun morgens in dem Zimmer endlich hell wurde, da sah er auf dem Tisch das Messer liegen, mit dem er Abends zuvor den Kuchen geschnitten hatte. Er sah nur noch dieses Messer, ein kleines Messer mit scharfer Spitze. Und aus Angst vor seinen Händen

steckte er sie noch tiefer unter seinen Körper, denn er merkte wohl, wie sie sich bewegten, wie sie sich ihm widersetzten, wie sie stärker waren, als sein eigener Wille. Gehörten ihm denn diese Hände eigentlich nicht mehr? Waren es Hände, die er von einem anderen ererbt hatte, Hände, die ihm irgend ein Vorfahr hinterlassen hatte, aus jenen Zeiten, wo der Mensch in den Wäldern die wilden Tiere erwürgte? — Um das Messer nicht mehr zu sehen, wendete sich Jacques der Sévérine zu. Aber dieser Anblick machte ihn ganz besinnungslos: die Begierde, das Messer auf dem Tisch zu ergreifen und es dieser Frau tief bis ans Heft in das Fleisch zu bohren, wurde immer wilder. Jeden Augenblick verlor er etwas mehr von seiner Herrschaft über seinen Willen und er wurde immer wehrloser gegen seinen Instinkt. Er merkte, wie er nicht mehr Herr seiner Hände war, dass sie ihr Werk vollbringen würden, wenn er noch weiter die Sévérine ansähe, und er nahm seine letzte Kraft zusammen und warf sich aus dem Bett; wie ein Betrunkener fiel er zu Boden. Kaum war er fähig, seine Kleider zu finden; er hatte nur noch den einen Gedanken, sich schnell anzukleiden, das Messer zu ergreifen, auf die Strasse zu laufen und eine andere Frau zu töten. Dieses Mal quälte ihn seine Begierde zu sehr, er musste ein Weib töten. Obwohl es heller Tag war, schien ihm das Zimmer mit einem rötlichen Rauch angefüllt zu sein. Er zitterte am ganzen Körper, und als er sich endlich nach vieler Mühe angekleidet hatte, ergriff er das Messer, verbarg es in seinem Ärmel, fest entschlossen eine Frau zu töten, die erste, welche er auf der Strasse sehen würde, als plötzlich die Sévérine wach wurde. Sie fragt ihn, warum er schon weggehe; aber er antwortet nicht; er sieht sie nicht an, da er sicher wusste, wenn er jetzt mit dem Messer in der Hand sie wieder ansehen würde, wie sie so ruhig in ihrer Nacktheit daläge, dann wäre es um seinen Willen geschehen, seine Hand würde sich erheben und ihr das Messer in den Hals stossen. Sévérine schläft wieder ein, und Jacques stürzt auf die Strasse. Zuerst sah er eine alte Frau, aber die bog bald um eine Ecke, wo ihm zwei Männer den Weg versperrten, dass er sie nicht mehr sah. Dann sah er, wie ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren aus einem Hause kam, er ging ihr nach, aber sie trat bald in einen Bäckerladen ein. Und er ging weiter, denn er war zu ungeduldig, um zu warten. Seitdem er mit dem Messer in der Hand das Zimmer verlassen hatte, war er nicht mehr er selbst, sondern der andere, dessen Existenz er so oft im tiefsten Grunde seines Wesens gemerkt hatte, jener Unbekannte, der von so weit herkam, der durch die ererbte Mordwut verzehrt wurde. Früher hatte er getötet, er würde nun wieder töten. Alles kam ihm wie ein Traum vor, er sah alle Dinge durch seine fixe Idee hindurch

an. Er hatte die Erinnerung an sein vergangenes Leben verloren, er dachte nicht mehr an die Zukunft, er gehörte nur noch seiner tierischen Natur an Ja, seinem Körper, der dahinwandelte, fehlte die Person. Und immer wieder folgt er anderen Frauen, ohne dass er seine Begierde befriedigt. Endlich steigt er mit einer hübschen jungen Frau zusammen in ein Eisenbahncoupé ein; und um nun den Gegensatz recht grell hervortreten zu lassen, ist das eine glückliche, heitere Frau, die einer Bekannten von ihrem Glück erzählt und in einem fort lacht und scherzt. Schon hat er genau die Stelle am Hals gesucht, wohin er stechen will, da steigt ein Beamter, den er näher kennt, in dasselbe Coupé ein; dieser fing an vom Dienst zu sprechen. Jacques wurde ganz wirr, und als er wieder zu sich kam, war die junge Frau ausgestiegen. Dann irrte er noch stundenlang bis zum Nachmittag in den Strassen umher. Es war, als wenn sich sein ganzes Wesen in einem dunklen Abgrund verlöre, in einem Nichts, wo es weder Raum noch Zeit gäbe, wo sein Wesen vielleicht seit Jahrhunderten unthätig geruht hätte. Als er wieder in sein Zimmer kam, wartete Sévérine noch immer auf ihn. Sie glaubte, er wäre nun ganz weggegangen, er hätte sie verlassen, weil sie ihm die Mordthat erzählt hätte. Und sie begann zu weinen. Auch Jacques weinte bei dem Bewusstsein des schrecklichen Leidens, das ihn wieder ergriffen hatte und von dem er niemals geheilt werden würde. Als Sévérine ihn fragte, ob er einen geheimen Kummer hätte, der ihn drückte und den er ihr verheimlichte, da erwidert er: „Nein, nein, keinen Kummer, es sind Dinge, die nicht existieren, die mich entsetzlich unglücklich machen und die ich niemandem sagen kann.“ — Da umarmten sich beide und empfanden die tiefe Traurigkeit ihres Elends. Es war ein unendliches Weh, das nicht vergeben und vergessen werden konnte. Sie weinten und sie fühlten über sich die blinden Kräfte des Lebens, das zum Kämpfen und zum Sterben gemacht ist.

Von dieser Zeit ab konnte Jacques seine Geliebte nicht mehr ruhig ansehen, wie früher. Licht durfte nie mehr brennen, wenn sie zusammen waren, da er fürchtete, dass seine Raserei über ihn kommen würde, wenn er sie nackt sähe. Der Gedanke erdrückte ihn fast, dass er niemals von seinem Leiden geheilt werden würde. Je mehr er die Sévérine liebte, um so mehr wollte er sie ganz für sich allein bis in den Tod hinein besitzen; ja das war es, wie die Erde dem Menschen, so sollte sie ganz ihm sein. — Endlich beschliessen sie, um ganz ihrer Liebe leben zu können, den Tod des Mannes der Sévérine. Eine der grauenhaftesten Szenen entrollt hier Zola vor unseren Augen, in welcher der Mordwahnsinn des Jacques, der bis jetzt immer nur wild aufloderte, zur That übergeht. Zola zeigt hier seine wissenschaftliche Methode: auf Grund

genauer, exakter Beobachtung der einzelnen Erscheinungen entwirft er hier das Bild eines Mordes, der in solchem Wahnsinn begangen wird. — Jacques ergreift mit Freuden den Plan der Sévérine, ihren Mann zu töten; denn er glaubt, er würde, wenn er einmal getötet hätte, von seinem schrecklichen Leiden geheilt sein, und dann wäre auch Roubaud nicht mehr, dessen Existenz sie beide daran hinderte, glücklich zusammen zu leben. Seit der Nacht, in welcher Sévérine ihm den Mord des Präsidenten erzählt und seit dem schrecklichen Anfall des Mordwahnsinns, den er darauf gehabt hatte, konnte er kaum noch die Sévérine ansehen, ohne dass es ihm in den Ohren gellte und ohne dass er es wie dumpfe Hammerschläge in seinem Schädel dröhnen fühlte; dann hatte er jedesmal einen Anfall seines alten Leidens. Oefters kamen jetzt auch die wildesten Krisen über ihn, ohne dass er irgend eine Ursache dafür gewusst hätte. Und je mehr er die Sévérine liebte, um so grösser wurde die Gier in ihm, sie zu töten.

Sévérine selbst entwirft den Plan, wie sie ihren Mann töten wollen. Roubaud soll von ihr in später Abendstunde zu dem Landhause, in welchem sie selbst sich zur Erholung befindet, telegraphisch bestellt werden; Roubaud werde dann gegen Mitternacht dorthin kommen, Jacques soll ihn durch einen Stich in den Hals töten, dann wollen sie den Leichnam auf die Schienen schleppen, derart dass die Räder ihm gerade über den Hals fahren; keiner würde dann einen Mord vermuten, sondern man würde an einen Selbstmord glauben, zumal Roubaud in letzter Zeit durch seine schreckliche Spielwut, die schon allgemein bekannt war, so eigentümlich verstört und fast tiefsinnig in seinem ganzen Wesen geworden sei. Wie nun Jacques und Sévérine Abends zusammen sind, um den Mord auszuführen, da ergreift Jacques wieder sein altes Leiden; er zittert am ganzen Körper, als er Sévérine vor sich sieht, wie sie halb angekleidet vor ihm steht; er bittet sie inständigst, sich ins Bett zu legen, damit er sie nur nicht sähe; aber sie will es nicht, sie versteht ihn nicht, und immer näher will sie sich an ihn heranschmiegen. Jacques spricht kein Wort mehr. Er geht aufgeregt im Zimmer auf und ab. Er fragt sich, ob er diesmal imstande sein würde, zu töten. Er kannte genau den Gang der ganzen Krise, wie es sich in seinem Inneren vollzog, da er sie so oft durchgemacht hatte: zuerst war es eine völlige Sicherheit und Gewissheit, dass er töten würde; dann ein schwerer Druck auf der Brust, ein allmähliches Kaltwerden der Hände und Füsse; und dann plötzlich ein völliges Schwinden seiner Kräfte, ein völliges Erschlaffen seiner Muskeln. Um sich zu kräftigen in seinem Vorsatz, Roubaud zu töten, hielt er sich alle Gründe vor, die er hatte, jenen Mann zu töten. Er würde es können, sagte er sich. Und

er ging weiter auf und ab. Als Sévérine, die sich unterdessen zu Bett gelegt hatte, Jacques ansah, war sie ganz entsetzt über seinen Gesichtsausdruck: er hatte noch immer den schönen runden Kopf mit dem gelockten Haar, den schwarzen Schnurrbart, die glänzenden braunen Augen, aber der Unterkiefer ragte in so schrecklicher Weise im Gesicht vor, dass er ganz entstellt war. Als er an ihr vorüber kam, sah er sie an, fast ohne es zu wollen, und der Glanz seiner Augen hatte einen merkwürdig rötlichen Schimmer, und mit einem Ruck wandte er sich plötzlich von ihr ab. Warum mied er sie denn? Würde er nicht den Mut haben? Da sprang Sévérine aus dem Bett, um ihm Mut einzusprechen. Als er sie aber wieder sah, rief er in Angst: „Um Gottes willen, nimm die Lampe weg!“ Aber sie that das nicht, sie schmiegte sich näher an ihn und redete ihm süsse Worte zu. Aber er hörte nichts. In seinem Schädel dröhnte es, hinter dem Ohr fühlte er es wie wütende Bisse, die ihm tief in den Kopf hineindrangen, es war die wilde Bestie, die seine eigene Person aus ihm herausjagte. Seine Hände gehörten ihm nicht mehr. Er hatte schon das Messer in der Hand, mit dem er Roubaud töten wollte. Der alte Rachedurst regte sich wieder, altes Unrecht zu rächen, dessen Erinnerung in ihm nur noch ganz dunkel lebte, den Groll austoben zu lassen, der sich von Geschlecht zu Geschlecht seit der Zeit, wo seine Vorfahren noch in Höhlen hausten, aufgehäuft hatte. Er heftete seine wilden Augen auf Sévérine; er hatte nur noch das Bedürfnis, sie tot auf den Rücken zu werfen, wie eine Beute, die man einem andern entreisst. Eine weite Öffnung that sich auf über diesem schwarzen Abgrund der Geschlechtsliebe, der Liebe bis in den Tod, die vernichten muss, weil sie ganz besitzen will. Als er nun die weiche, weisse Haut der Sévérine sah, da erhob er die Faust, in der er das Messer hielt. Sie sah die blitzende Waffe, sie wich zurück, starr vor Entsetzen und schrie: „Jacques, Jacques, mich? mein Gott, warum? warum?“ Aber er sprach kein Wort. Mit aufeinander gebissenen Zähnen verfolgte er sie, sie fiel auf das Bett zurück und schrie: „Warum? mein Gott! warum?“ Und er stiess ihr das Messer in den Hals hinein, und das Messer schloss ihr die Frage in der Kehle. Wie er zustiess, drehte er das Messer herum, als ob seine Hand das Bedürfnis hätte, sich völlig zu befriedigen. Hatte Sévérine geschrieen? Er wusste es nicht. Nun lag sie tot da, mit einem grässlich verzerrten Gesicht und mit ihren weit geöffneten Augen, die zu fragen schienen: Warum? warum? — Aber Jacques fuhr plötzlich zusammen: er hörte ein wildes, tierisches Röcheln, ein Gebrüll wie das eines Löwen. Aber er wurde wieder ruhig, denn er selbst war es, der so tief und laut ächzte. Endlich, endlich also hatte er jetzt seinen Wunsch

erfüllt. Er hatte getötet! Ja, er hatte es gethan. Eine grässliche Freude, ein ungeheueres Selbstgefühl durchdrang ihn, dass er endlich die ewig quälende Gier befriedigt hatte. Er empfand eine Art Stolz, ein Gefühl seiner männlichen Kraft. Die Frau dort hatte er getötet, er hatte sie endlich ganz besessen, bis in den Tod, wie er es seit so langer Zeit gewünscht hatte; sie war nicht mehr, sie würde künftig keinem andern mehr gehören. Da lag die leblose weiche Masse, die ein Messerstich aus einem lebenden Körper macht. So war es: er hatte getötet und das da lag auf der Erde. Und er dachte an den Mord des Präsidenten, bei dem Sévérine selbst mitgeholfen hatte. Seit jener Nacht, da er den Ermordeten auf den Schienen hatte liegen sehen, als ihm beinahe das Herz vor Erregung zersprang, da hatte er sich geschworen zu töten. Ja, nicht feige sein, die Begierde befriedigen, das Messer tief hinein in das Fleisch zu bohren: das hatte zwar dunkel in ihm geruht, aber der Wunsch war immer wilder und dringender in ihm geworden; keine Stunde, seit einem Jahre, war vergangen, in der er nicht dem Unvermeidlichen entgegen gegangen war, selbst bei den Umarmungen und den Küssen dieser Frau vollzog sich die dumpfe Arbeit in langsamer Notwendigkeit. — Dann aber dachte er an den Mann, den er hatte töten wollen. Das hatte er ganz vergessen. Was war denn eigentlich vorgegangen? Die Frau, welche er liebte, von der er so leidenschaftlich geliebt wurde, die lag tot da in ihrem Blute, während der Mann, der das Hindernis zu seinem Glück war, noch lebte und nun bald ankommen musste. Aber tötet man denn aus ruhiger Ueberlegung? Nein, man tötet nur unter dem Impuls des Blutes und der Nerven; das blieb noch von den früheren Kämpfen seiner Vorfahren in seinem Blut zurück; es war die Notwendigkeit zu lieben, die Freude, stark zu sein. — Dann aber floh er in die dunkle Nacht hinein, und er lief und lief wie ein gehetztes Wild, bis er wieder in seine Herberge kam. Nun kommt Roubaud zu der Stätte, wo Sévérine liegt. Er und ein Landstreicher werden verhaftet und des Mordes schuldig gefunden. Jacques jedoch ist nicht geheilt. Später überfällt ihn wieder seine alte Raserei. Sein tragisches Ende findet er auf der Lokomotive, wo er in einem fürchterlichen Kampfe mit seinem Heizer, dessen Geliebte er verführt hat, von der Lokomotive stürzt und von dieser mit dem Heizer zusammen zermalmt wird.

So sehen wir, wie Zola mit ganz besonderer Vorliebe seelische Krankheiten und abnorme Zustände der Menschen schildert; und zwar merkt man diesen Schilderungen an, dass sie auf Grund genauer Beobachtungen und eingehender Studien gemacht worden sind, wenn man natürlich auch oft genug erkennt, dass Zola nur kurze Zeit diesen Erscheinungen gewidmet hat und nun die er-

worbenen Kenntnisse schnell wieder von sich giebt. Die Schilderung der Geburt eines Kindes in Pot-Bouille, die des Säuferwahnsinns in L'Assommoir sind künstlerische Werke, in denen die wissenschaftliche Methode, wie sie Zola mit vollem Bewusstsein anwendet, sich am eigenartigsten zeigt; künstlerische Fähigkeiten verbinden sich hier mit Kenntnissen, über die sonst nur der Arzt verfügt. Schon mehrfach ist besonders von Ärzten darauf hingewiesen worden, wie Zola in diesen Schilderungen die Erscheinungen dieser Krankheiten ganz richtig beschreibt, wenn auch Übertreibungen und Irrtümer unterlaufen. So ist es eine Thatsache, dass die Gerichte oft genug mit Mördern zu thun haben, die mordeten, weil sie morden mussten; sie konnten nicht anders, und zuweilen bezeichnen sie sich fast in Zola'scher Anschauungsweise als Mordmaschinen. Der Trieb ist stärker als ihr Wille, der in den Augenblicken ihrer Erregung ganz machtlos ist. Und immer ist es ein spitzer, scharfer Gegenstand, mit dem solche Menschen den Mord begehen, niemals eine Schusswaffe oder gar Gift. — Nur durch das Bestreben Zola's, den Fluch der Vererbung zu zeigen und den Ursprung eines solchen Mordwahnsinns zu zeigen, dichtet Zola dem Jacques in „Bête humaine" derartige Eigenschaften an und lässt ihn Gedanken über seinen Zustand aussprechen, wie sie Jacques selber niemals gehabt hat und die nur der Arzt selber wissen kann. Das Gefährliche solcher Schilderungen wie diese von dem epileptischen Wahnsinn, der im Liebesrausch zum Morden treibt, ist, dass sie ansteckend wirken und dazu veranlagte Menschen in solche Krisen bringen können, wie sie Jacques so oft durchmacht. Das wäre dann eine ähnliche Erscheinung, wie diejenige, die im vorigen Jahrhundert nach dem Erscheinen von Werther's Leiden auftrat, als nämlich viele junge Leute, die an unglücklicher Liebe wie der junge Werther litten, wie dieser ihrem Leben und ihrer Herzensqual ein Ende machten. Paul Lindau hat in einem Aufsatze in Nord und Süd (1890 p. 343): „Über Mord in der Dichtung und in Wahrheit", worin er „La Bête humaine" ausführlich bespricht, darauf hingewiesen, dass zuweilen in den Gerichtsverhandlungen die Mörder erklärten, dass sie nur dadurch auf die Idee des Mordes gekommen seien, weil sie in den Zeitungen Berichte über Mordthaten gelesen hätten; und nun liesse es sie nicht ruhen, bis auch sie den fürchterlichen Trieb, der tief in ihrer Brust ruhte und der nun bei solchem Anlass plötzlich mit elementarer Gewalt emporlodert, befriedigt hätten. Aber selbst wenn die Schilderungen Zola's ähnliche Folgen bei dazu veranlagten Menschen hervorbringen sollten, und diese dichterisch ausgeführten Schilderungen sind wohl eher dazu angethan, als nüchterne Zeitungsberichte, so würde dies doch kein Grund sein, dass der Dichter solche krankhafte Erscheinungen des mensch-

lichen Seelenlebens nicht in den Bereich seiner Betrachtung ziehen dürfte. Zola lässt uns hier in fürchterliche Abgründe des menschlichen Geistes hineinsehen, die das Blut in den Adern erstarren machen; er zeigt uns Menschen, die ohne eigene Schuld an Leib und Seele kranken, welche die Sünden früherer Geschlechter büssen müssen, die nicht die Kraft in sich haben, ihren wilden Trieben zu widerstehen. Zola verurteilt diese unglücklichen Menschen nicht; er zeigt nur, wie sie sind.

Es hängt mit der Vorliebe Zola's für die Nachtseiten der menschlichen Natur zusammen, wenn er weiter in verschiedenen Werken zeigt, wie Menschen aus geordneten äusseren Verhältnissen und gesunden seelischen Zuständen allmählich verkommen und in das tiefste Elend hinabsinken. Wie in dem Drama die Kräfte und das Wesen des Helden sich immer mächtiger entfalten, wie das Heroische in ihm mit den Verhältnissen immer deutlicher zu Tage tritt, so findet hier gerade das Gegenteil statt: der Verfall der geistigen und sittlichen Kräfte der Menschen wird hier gezeigt, wie sie willenlos ins Elend hineintreiben und nachher ganz stumpf und gleichgiltig gegen ihren eigenen Jammer sind, dass sie überhaupt nicht mehr den Entschluss fassen, sich wieder aufzurichten. Zola zeigt, wie durch irgend welche Gründe, durch den Trunk, durch die Spielwut, durch den Geiz und durch den raffiniert sinnlichen Lebensgenuss alle Bande, welche die Menschen an einander knüpfen, gelockert werden. Kein Theologe oder Moralprediger kann erschütternder wirken, als Zola, obwohl er durchaus nicht die Absicht hat, Moral zu predigen.

Die gewaltigste Schilderung des traurigen Niedergangs einer Familie findet sich in L'Assommoir. Kein Glied fehlt in der Kette des allmählichen Verfalls der Familie der Coupeau und der Gervaise, den guten fleissigen Leutchen, die sich so fröhlich und zufrieden bei ihrer Arbeit durch das Leben schlagen und in so einfachen, idyllischen Verhältnissen leben. Da kommt der Unglücksfall des Coupeau, der bei seiner Arbeit vom Dach stürzt und ein Bein bricht und nun sich allmählich an das Nichtsthun gewöhnt. Er, der früher keinen Tropfen Branntwein angerührt, fängt an zu trinken. Und damit beginnt das Elend der Familie. Das Ideal der Gervaise, das sie vor ihrer Ehe so oft ausspricht, erfüllt sich so wenig. Sie verlangt nicht viel, sie ist, wie erwähnt, zufrieden, wenn sie ruhig arbeiten kann, wenn sie immer Brod zu essen hat, wenn sie ein reinliches Nestchen hat, wo sie schlafen kann, einen Tisch und zwei Stühle, nicht mehr, wenn sie ihre Kinder gut erziehen kann, wenn sie nicht geschlagen würde und endlich in ihrem eigenen Bett sterben könnte. Das aber, was sie sich so wünscht, kommt schliesslich ganz anders. Der Verfall der

Familie geht ganz langsam vor sich; so unmerklich, dass die Leute selber kaum ihren eigenen Niedergang merken. Sie haben nachher gar kein Gefühl mehr für ihr Elend. Der Alkohol ruiniert Mann und Weib und lässt sie in stumpfe, blöde Gleichgiltigkeit gegen ihr Geschick versinken. Wenn man im Hinblick hierauf l'Assommoir liest, so muss man sagen, dass dieses Werk zu den ergreifendsten nnd gewaltigsten Schöpfungen gehört, die je ein Dichter hervorgebracht hat und die dabei auf den genauesten Einzelbeobachtungen der Wirklichkeit beruht. Dasselbe gilt auch von der Tochter der Gervaise, der Nana: auch ihr allmähliches Hinabsinken von der Blumenverfertigerin, die sich an allerlei Liebeleien und Tändeleien ergötzt, bis zur gewöhnlichen Strassendirne, wird ganz ausführlich ausgemalt. Jn „Nana" selbst ist es der Graf Muffat, der streng kirchliche und hocharistokratisch gesinnte Mann, der niemals einen unkeuschen Gedanken gehabt hat und der nun durch Nana selbst in den wildesten Sinnenrausch hineingezogen wird, aus dem er durchaus unfähig ist sich emporzuheben und in dem er verkommt und seine Familie und sein ganzes Vermögen ruiniert. Wie die Spielwut den Menschen an Leib und Seele verkommen lässt, das zeigt Zola an dem Bahnhofsinspektor Roubaud in La Bête humaine. Der strenge pflichttreue, ängstlich korrekte Subalternbeamte mit dem nüchternen militärisch geschulten Sinn, der immer gelobt wird wegen seiner Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, wird allmählich ganz pflichtvergessen und verlottert. Den Anlass dazu giebt der Mord des Präsidenten, den er aus wütender Eifersucht in Gemeinschaft mit seiner Frau begeht. Roubaud sucht seine Gewissensbisse durch das Spiel zu betäuben; die Spielwut treibt ihn schliesslich soweit, dass er endlich auch das dem Präsidenten abgenommene Geld, das er ängstlich bewahrt hat, beim Spiel gebraucht und verliert. Der allmähliche geistige, sittliche und körperliche Verfall des Mannes zieht sich durch das ganze Werk hindurch.

Selten finden wir bei Zola Charaktere, die umgekehrt sich in aufsteigender Linie entwickeln, die den Kampf mit dem Leben als gesunde, vollkräftige Menschen mit Freuden aufnehmen und die gerade in diesem Kampfe immer edlere und menschlichere Seiten ihres ganzen Wesens zeigen. Solchen gesunden, normalen Menschen steht Zola seiner ganzen Art nach etwas fremd gegenüber, er kann sich nicht in ihr Wesen so hineinleben und es dichterisch so ausgestalten, wie bei Menschen, deren Charaktereigenschaften negative und abnorme sind. Es ist zu zweifeln, ob Zola überhaupt imstande wäre, eine den Rougon-Macquard entgegengesetzte Reihe von Bänden zu schreiben, in denen statt des Verfalls und des Entartens einer Familie gezeigt würde, wie die Nachkommen gesunder Vorfahren emporkommen, wie sie kämpfen, wie die besseren und edelen Eigen-

schaften der menschlichen Natur sich in ihnen entwickeln, wie sie gewappnet sind für das Leben, wie es ist.

Gleichwohl muss man die vielgestaltige Menge der Charaktere, die sich in Zola's Schriften befinden, bewundern, trotz aller Übertreibungen, trotz der Aufhäufung der verschiedensten Eigenschaften auf dieselbe Person und trotz aller Einseitigkeiten; wahre Züge finden sich doch bei den meisten Charakteren. Diese Menge von Gestalten, die einander so ganz unähnlich sind, setzt uns in Erstaunen: immer neue andere Menschen mit anderen Begierden, mit anderen Ideen und Anschauungen treffen wir bei ihm, wie im Leben selbst. Man sieht immer wieder, dass Zola nach dem Leben selbst arbeitet und aus dem vollen Born der Wirklichkeit schöpft. Bei jedem neuen Werke Zola's, das erscheint, fällt es dem Leser auf, wie die Gestalten mit denen der früheren Romane so wenig gemein haben, wie sie so ganz und gar neu und anders sind. Zola hat sich noch lange nicht ausgeschrieben, wie das bei fruchtbaren Schriftstellern so leicht eintritt.

Wenn es Zola versagt ist, die Menschen so zu schildern, wie sie in Wirklichkeit und in Wahrheit sind, so liegt das daran, dass sein geistiges Auge nicht ruhig und objektiv genug ist, um die empfangenen Eindrücke richtig wiederzugeben. Er sieht zu schwarz und zu düster. Andererseits aber scheint es, als ob er die Menschen unter ein Mikroskop setzte und nun nur einzelne Seiten derselben sieht, diese aber dann mit fast zu grosser Klarheit erkennt. Es fällt Zola sehr schwer, sich den Erscheinungen des individuellen Lebens der Menschen zu unterordnen; er ist zu sehr Theoretiker und er tritt mit vorgefassten Meinungen an die Charaktereigenheiten der Menschen heran. Seine Vorstellungen von dem Seelenleben der Menschen sind so einseitig mechanisch, dass er die Menschen gar nicht anders als von den Prinzipien dieser Anschauungsweise aus betrachten kann.

Zola liebt es, die seelischen Zustände des Kummers, des Grams, des Entsetzens, und der drückenden, wie Blei auf dem Menschen lastenden Sorgen auszumalen. Er hat das Leben und die Menschen immer furchtbar ernst angesehen und darnach diese und jenes auch in seinen Werken geschildert. Die ewige Trösterin der Menschheit, die Poesie, ist nicht bei ihm zu finden. Ein Duft umgiebt uns, der uns betäubt und schwer auf den Nerven lastet. Aber trotzdem muss man gestehen, dass Zola in seinem Innersten ein edler Geist ist, der für die Leiden seiner Mitmenschen ein offenes, warmes Herz hat; jedenfalls Zola eher, als so viele der idealthuenden, süsslichen Dichterlinge. Es bedarf einer besonderen Arbeit, um zu zeigen, wie Zola alles das, was mit der sozialen Frage zusammenhängt, in seinen Werken zur Darstellung bringt. Er ist der

Vater der Schule, die jetzt in allen Litteraturen und auch bei uns in Deutschland so viel Lärm von sich selber macht, derjenigen Schriftsteller, welche so gerne mit dem schmutzigen Hemd renommieren. Aber Zola geht unbekümmert seinen eigenen Weg weiter, mögen die ästhetisch-philosophischen Kritiker mitleidig über ihn mit den Achseln zucken oder ihn auch in Grund und Boden verurteilen, mögen andererseits seine eigenen Nachtreter und Nachbeter nichts weiter von ihm lernen, als dass sie den Schmutz und den Jammer der Menschen schildern. Er lässt sich durch nichts abhalten, seinem Ziel weiter entgegen zu streben. Für ihn und seine Lebensauffassung gilt das, was im Bonheur des Dames der Held von sich selber sagt: „Agir, créer, se battre contre les faits, les vaincre ou être vaincu par eux, toute la joie et toute la santé humaines sont là."

Noch mancherlei liesse sich über Zola sagen, wenn es nicht vorzuziehen wäre, in einer besonderen Arbeit noch auf verschiedene Dinge zurückzukommen. So haben wir hier fast gar nicht von der Sprache Zola's gehandelt, wie er durch gewisse eigene Mittel ganz besondere Wirkungen erzielt, wie und wodurch seine Ausdrucksweise jene wunderbare Monumentalität erreicht, in der er in ganz Frankreich unter allen lebenden Schriftstellern einzig dasteht. Auch über die Stellung Zola's zur Politik, zur Religion und zur sozialen Frage wäre mancherlei noch zu sagen. Doch würde es schwer sein, aus dem bunten, farbenreichen Bild, das er in seinen Romanen von der jetzigen Gesellschaft Frankreichs entwirft, seine eigene Stellung zu diesen Fragen klar und deutlich zu bestimmen. Er selbst mit seinen eigenen Ansichten und Ueberzeugungen lässt sich wenig fassen, da er in seinen Romanen ganz zurücktritt und die einzelnen Personen die verschiedensten Ansichten aussprechen, ohne dass es möglich wäre, darnach die eigene Ansicht des Verfassers zu bestimmen. Mit grosser Vorliebe lässt uns Zola in seinen Romanen in die moderne Gesellschaft hineinsehen, wie der Zusammenhang der einzelnen Gesellschaftsgruppen ein ganz loser geworden ist, ja wie teilweise gar keine Verbindung mehr besteht, wie die Besitzenden und Nichtbesitzenden einander innerlich kaum noch kennen, und wie dadurch die verhängnisvolle Kluft zwischen diesen beiden Gruppen entstanden ist und endlich, wie eine grosse Anzahl der Besitzenden in ihrer platten Lebensauffassung den eigentlichen Zweck des Lebens in dem Geniessen erblicken. Romane wie Germinal, La Terre, Au Bonheur des Dames kann man sozialistische Romane nennen. Eine Lösung dessen, was man soziale Frage nennt, giebt Zola nirgendwo in seinen Romanen; wohl schwebt ihm eine Art idyllischen Glückes vor, das er gerne als das Ideal einzelner Personen hinstellt, und auch seine eigene Lebens-



auffassung, die das Leben als einen Kampf ansieht und in dem Kämpfen selbst den Zweck und das Glück der Menschen erblickt, wird durch verschiedene Personen verkörpert; aber das erscheint im Ganzen als etwas Nebensächliches.

In keinem anderen französischen Schriftsteller zeigen sich die Beziehungen zwischen dem Kulturleben seiner Nation und dem modernen Romane, der ja ein getreues Spiegelbild jenes Lebens sein will, so scharf und deutlich ausgeprägt wie bei Zola. Andere mögen ja den Charakter der heutigen Franzosen besser treffen als er, wie man das wohl von Alphonse Daudet behaupten darf; aber keiner stellt die ungeheuere Mannigfaltigkeit der thatsächlichen Verhältnisse des heutigen Lebens und in so wahren Farben dar wie Zola.

In seiner derben, sinnlichen Auffassung erinnert Zola stark an die alten Niederländer. Er ist so derb und robust wie diese Maler; aber er ist ebenso wenig lüstern und künstlich erregt wie sie. Wie diese liebt er und giebt er das Leben wieder, wie es ist, er moralisiert nicht, er ist jenseits von Gut und Böse in seinen Romanen. Aber es fehlt ihm die Tiefe des Blickes und die Gemütswärme der Auffassung; die weichen Töne fehlen ihm. Das rührt von seiner mechanischen Auffassung des geistigen Lebens der Menschen her, nach der alles Handeln und Denken sich nach ehernen Gesetzen, gegen die der einzelne ganz machtlos ist, vollzieht, nach der, wie die Leber Galle, so das Gehirn Gedanken absondert. Solche Auffassung mag vielleicht wissenschaftlich sein, künstlerisch und poetisch ist sie niemals. Wie die grossen niederländischen Maler ist er ein Kleinmaler, und wie diesen fehlt ihm die Anlage zu vollendeter abgeschlossener Komposition. Aber im Gegensatz zu jenen liebt er nicht die gesunden, kräftigen Menschen, sondern die kranken, elenden und verkommenen Naturen. Er wühlt mit Vorliebe in dem Elend, ja in dem Schmutz der Menschen umher; er durchsucht wohl den Grund und die Tiefen der Seelen und Herzen; aber er sieht fast stets den Schlamm dort unten; doch will er diesen Schlamm näher kennen lernen und so nimmt er ihn unter seine Lupe und betrachtet ihn nach seiner Art auf das genaueste. Alles in allem genommen, ist er ein durchaus männlicher Schriftsteller, der nicht für zarte weibliche und jugendliche Seelen schreibt; auf diese muss er mit seiner Härte und Derbheit abstossend wirken, und in manche empfindsame Natur mag er das Gift der Wollust gesenkt haben. Das kann man nicht abstreiten. Doch ungerecht und einseitig ist die giftige Bezeichnung von Adolf Nietzsche: „Zola oder die Freude zu stinken.“ Es ist ja so leicht mit einem Schlagwort Zola und mit einem moralischen Achselzucken über französische Frivolität den Realismus in der Litteratur abzuthun.

Aber die Menschen von heute wollen nun einmal kräftige Kost in der Litteratur; die Periode der süssen Sentimentalität oder des Lyrismus, wie Zola sagt, ist vorüber; wir haben von der süssen Speise genug. Wir wollen jetzt kräftigere Menschen von unserm eigenen Fleisch und Blut. Zola's Grundsatz ist: dass der Schriftsteller alles darstellen kann, was die menschliche Handlungsweise bestimmt, dass er es der Wahrheit schuldig ist, nichts zu verschweigen und nichts zu beschönigen. Derjenige Schriftsteller aber, der die Schlechtigkeiten und Erbärmlichkeiten der menschlichen Naturen wahr und getreu schildert, ist nicht unsittlich, sondern weit eher derjenige, welcher sie nur zwischen den Zeilen andeutet, wenn er von ihnen spricht. Vielleicht mag man es beklagen, dass das jetzige Publikum an diesen Schilderungen Vergnügen findet; aber darin handelt es getreu dem ewig wahren Grundsatze, den Schiller so oft ausgesprochen hat, dass nämlich für die Natur das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck sein mag, dass es für die Kunst stets der höchste sein wird. Nehmen wir daher diese Richtung, deren Haupt Zola ist, gelassen und ruhig; sie wird sich weiter entwickeln, bis andere auf diesen neuen Pfaden zu edleren Zielen gelangen. Aber legen wir nur nicht den alten ästhetischen Masstab an; für Zola selbst giebt es in der Kunst keinen anderen Masstab, keine andere Souveränität als die des Genies. Kein anderer hat so wie er die Schulfüchse verspottet, welche die Künstler belehren wollen, die Thoren, welche behaupten, dass unsere Kunst sterbe, die langweiligen Pedanten, welche alle aus der Wahrheit von gestern die Wahrheit von heute machen wollen.

KARL WEHRMANN.

Zur Mundart des Departements Oise.

Das Departement Oise liegt genau nördlich von Paris. Es setzt sich zusammen aus den ehemaligen Landschaften Valois, Noyonnais, Bray und Vexin, die zum Teil den umliegenden Departements angehören, und der Landschaft Beauvaisis, die ganz ins Departement fällt und den Kern desselben bildet. Valois, südöstlich von der Oise, gehört zur alten Provinz Isle de France, Noyonnais und Beauvaisis zur Picardie, das Pays de Bray zur Normandie, das Vexin [normand u. français] teils zur Normandie, teils zur Isle de France. Da nun mit diesen 3 Provinzen Isle de France, Picardie und Normandie, von denen unser Departement Teile enthält, die Sprachgebiete dreier wichtiger nach ihnen benannter französischen Dialekte ungefähr zusammenfallen, so ist das Departement der Oise in sprachlicher Beziehung ein interessantes Gebiet. Wir dürfen nämlich erwarten, francische, pikardische und normannische Dialekte in demselben zu finden, erstere im Süden, die anderen im Centrum und Norden, die dritten im Westen. Wie weit das der Fall ist, soll im Folgenden an der Hand von afrz. Urkunden — patois war mir aus dem Departement nicht zugänglich — festzustellen versucht werden.

Das mir zur Verfügung stehende Material besteht aus Folgendem:

1) 7 Urkunden aus der Kollektion Dom Grenier 304 (zitiert als **2, 3, 4**), 311 (zitiert als **5, 6, 7**) und 303 (zitiert als **8**).

2) 10 Urkunden aus der Handschrift 9973 der *Bibliothèque nationale* Bl. 1a 1b 6b 6c 42ab 46a 46bcd 92bc 92c 121cd 93a (zitiert als **9—18**).

3) 2 Urkunden aus Dom Grenier 337 (zitiert als **22** u. **23**).

4) 7 Urkunden aus der Handschrift 11003 der *bibl. nat.* Bl. 22 v bis 23 v (zitiert als **24**), 24r — 27r (**25**), 43r — 45r (**26**), 104r — 105 v (**27**), 211r — 212r (**28**), 232r — 233r (**29**), 273r — 274r (**30**).

5) 2 Urkunden aus Dom Grenier 306 u. 314 (**31** u. **32**) 1—5 sämtlich nach Abschriften des Herrn Prof. Suchier.

6) Eine Urkunde gedruckt in Huillard-Bréholles, *Titres de la maison ducale de Bourbon* p. 999 (zitiert als **1**).

7) Eine Urkunde *Arch. nat.* J. 1035 No. 33 gedruckt in dem *Recueil de Facsimiles à l'usage de l'École nationale* No. 58 (**19**).

8) Ein Bruchstück einer Urkunde aus *Arch. nat.* J 1033 No. 17 gedruckt im *Bulletin de la société de l'histoire de France* p. 93 (**20**).

9) Eine Urkunde aus *Bibl. nat. mscr. fr.* 4663_{115} gedruckt in Luçay, *Comté de Clermont, Pièces justificatives* 3 (zitiert als **LIII**).

10) 2 Urkunden aus *Bibl. nat. ms. fr.* 4663 ff. 97 u. 114 gedruckt in den *Mémoires de la Société des Antiquaires* Bd. 31: *Les Comtes de Dammartin, Pièces justif.* VI u. X (zitiert als **AVI** u. **AX**).

11) Eine Urkunde gedruckt in Bordiers *Beaumanoir* p. 89 (**B 89**).

12) 5 Urkunden gedruckt ebenda *Pièces justif.* XIV, XX, XXIII, XXXII, XXXIII. (zitiert als **XIV, XX** u. s. w.).

13) 18 Urkunden gedruckt in Lépinois, *Recherches sur le comté de Clermont, Pièces justif.* 39, 40, 52, 61, 70, 83, 84[1], 84[3], 87, 94, 95, 97, 99, 104, 110, 113, 116, 118 (zitiert als **Cl 39, Cl 40** u. s. w.).

14) Der grösste Teil der im *Cartulaire d'Ourscamp* enthaltenen französischen Urkunden (zitiert als **O 768, O 664** u. s. w.).

15) 7 Urkunden gedruckt in *Layettes du Trésor des Chartes* Bd. III. No. 4610 (zitiert als **4610**), 4628 (zitiert als **NR**), 4612 (**CI**), 4445 (**CII**), 4598 (**NI**), 4652 (**NII**), 4592 (**Cr**).

16) 6 Urkunden gedruckt in Flammermont, *Histoire des institutions municipales de Senlis, Pièces justif.* II bis, VII bis, X bis, XV, XVIII, XIX (zitiert als **S 2, S 7** u. s. w.).

Sehen wir uns die Stücke näher an in Bezug auf ihr Alter und ihren sprachlichen Wert.

1) Die Kollektion Dom Grenier enthält lauter Originalurkunden

a) 304. 3 Urkunden, davon die erste aus dem Jahre 1266, die andern beiden aus dem Jahre 1261. **2** dürfen wir nach seinem Inhalt in Beauvais lokalisieren, die Sprachform ist entschieden pikardisch. **3** u. **4**, eng zusammengehörig, sind wohl eben dahin zu setzen, auch sie sind pikardisch.

b) 311. 3 Urkunden (**5, 6, 7**) aus den Jahren 1282, 1277, 1290, dem Inhalte nach in Beauvais zu Hause, sprachlich bis auf 2 Pikardismen in **5** und je einen in **6** u. **7** völlig francisch. Daher, obwohl Originalurkunden, wertlos.

c) 303. Diese Urkunde (**8**) aus dem Jahre 1262, anscheinend dem Inhalte nach auch nach Beauvais gehörend, ist die einzige, die normannische Formen aufweist. Beauvais, und noch mehr das Kloster St. Pol westlich von B., aus dem sie vielleicht stammt, könnte seiner Lage nach sehr wohl einen normannischen Dialekt haben; dagegen spricht jedoch die entschieden pikardische Färbung der andern in Beauvais zu lokalisierenden Urkunden, sowie einer ganzen Reihe von Urkunden aus dem nordwestlich gelegenen Beaupré. Daher auch **8** wertlos.

2) 9973. **9—18** datiert von 1258—1324, sämtlich auf Beaupré, ein Kloster nordwestlich von Beauvais, bezüglich und auch wohl dort zu lokalisieren, da sie aus dem *Cartulaire de l'abbaye de Beaupré en Beauvaisis* (d. i. die Handschrift 9973) stammen. Deswegen in ihrer heutigen Gestalt erst ins 14. Jh. zu setzen, vgl. unten O. Der Dialekt ist pikardisch und repräsentiert wohl den in Beaupré gesprochenen.

3) Dom Grenier 337. Original s. o. **22** ist datiert 1297, **23** undatiert, aber wohl ungefähr derselben Zeit angehörig. Der Dialekt ist francisch. Danach und nach dem Inhalt beide nach Senlis zu setzen.

4) 11003 (**24—30**). *Cartulaire de l'abbaye de Chaalis* (südwestlich von Senlis), nach Ulysse-Robert, *Inventaire des Cartulaires* aus dem 14. Jh., die Originale stammen aus den Jahren 1250—1289. Nach Chaalis zu setzen, wozu die ganz francische Mundart stimmt.

5) Dom Grenier
  a) 306 (**31**) aus dem Jahre 1280 bezieht sich auf Senlis und ist francisch.
  b) 314 (**32**) aus dem Jahre 1296 bezieht sich auf Chaalis, ebenfalls francisch.

6) Gedruckte Originalurkunde (**1**) aus dem Jahre 1298, dem Inhalte nach aus Clermont, was durch den pikardischen Dialekt bestätigt wird.

7) **19** stammt aus dem Jahre 1275, ist bezüglich auf Noyon, aber gänzlich in francischem Dialekt, daher wertlos.

8) **20** kann eher als den Dialekt von Noyon darstellend gelten. Es zeigt entschieden pikardisches Gepräge mit einigen Francismen. Die Zeit ist wohl ebenfalls Ende des 13. oder Anfang des 14. Jh.

9) u. 10) Uebersetzungen aus dem Lateinischen im Anfange des 14. Jh. angefertigt, aus Clermont, denn Handschrift 4663 ist das *Cartulaire du Comté de Clermont.* **LIII** ist pikardisch mit francischen Formen gemischt, **A VI** und **A X** noch mehr pikardisch. Für die Untersuchung kommen besonders die pikard. Formen in Betracht.

11) **B 89** stammt aus dem Jahre 1281 und ist in Clermont zu Hause. Die Sprache ist dementsprechend pikardisch.

12) **XIV** stammt aus dem *Cartulaire de Clermont* (s. o.), gehört also in den Anfang des 14. Jh. u. ist nach Clermont zu setzen. Der Wert ist gering, weil die Sprache ein Gemisch von francischen u. pikardischen Formen zeigt.

Dasselbe gilt von **XXIII**.

XX, aus dem Jahre 1312, stammt augenscheinlich aus Noyon und ist entschieden pikardisch.

XXXII u. **XXXIII** sind Copien von der Hand Affortys nach Urkunden, die aus dem Jahre 1293 stammen; sie sind vielleicht zu lokalisieren in Moncel bei Pont-Sainte-Maixence, die Sprache ist francisch mit einigen Pikardismen. Der Wert wohl gering.

13) **Cl 39, Cl. 40** etc. sämtlich aus *Bibl. nat. ms. fr.* 9493, Übersetzungen des 14. Jh. von latein. Urkunden, wahrscheinlich aus Clermont. Dialekt pikardisch.

14) **O.** Das *Cartulaire d'Ourscamp* enthält unter mehr als 900 Urkunden ungefähr 100 französische, sämtlich Copien. Diese sind, weil alle in einem u. demselben, wohl in dem Dialekt von Ourscamp geschrieben. Der Text besteht zwar aus einem Gemisch von francischen und pikardischen Formen, doch zeigt sich das Francische überwiegend nur in der Orthographie, der zu Grunde liegende gesprochene Dialekt ist entschieden pikardisch. Es handelt sich noch um die Zeitbestimmung. Ist das Cartulaire auf einmal zusammengestellt oder allmählich, je nachdem die Urkunden einliefen? Das erstere ist der Fall. Die Urkunden sind

nämlich nicht chronologisch geordnet, sondern in eine Reihe von Gruppen nach den Ausstellern; in diesen einzelnen Gruppen ist ebensowenig eine chronologische Ordnung bemerkbar. Da nun die Urkunden bis ins 14. Jh. reichen, so ist die Abfassung des Cartulaire in dieses Jahrhundert zu setzen und zwar in das 2. Jahrzehnt. Die Urkunden erstrecken sich zurück bis in den Anfang des 12. Jh. Am zahlreichsten sind sie von 1190 bis 1280, 60—90 im Jahrzehnt. Danach nehmen sie aber nicht so bedeutend ab (1280—90 : 39, 1290—1300 : 22, 1300—1310 : 32, 1310—13 : 10), dass ihr Aufhören mit dem Jahre 1313 nicht als ein plötzliches bezeichnet werden müsste, das als Ursache wohl die Abfassung hatte. Die 4 Urkunden, die aus späterer Zeit stammen, 506 (1325), 507 (1417), 406 (1372) und 440 (1496) machen entweder durch ihren Platz (am Ende einer Gruppe) oder sonst den Eindruck späterer Eintragungen. Welches ist der sprachliche Wert der Urkunden? Sie bieten nicht den ursprünglichen Text; das geht schon hervor aus der Uniformität; Urkunden aus francischen Gegenden sehen genau so aus wie die aus Gegenden mit entschieden pikardischem Dialekt. Der jetzige Text scheint von 2 Schreibern herzurühren: die Einleitungsformel der französischen Urkunden lautet in 1—500 *a tous chiaus*, in allen nach 600 *a tous ceus* (mit Ausnahme von 806 u. 866). von 500—600 überwiegend *ceus*, *chiaus* nur in 534, 542, 543, 567, 578. Diese Schreiber verfuhren sehr wenig sorgfältig. Drei frz. Urkunden finden sich doppelt: 169—551, 195—663, 675—855; in allen 3 Fällen finden sich bedeutende, lediglich auf Nachlässigkeit beruhende Verschiedenheiten in Ausdrücken und Schreibung. Aber auch in Ourscamp kann so, wie wir die Urkunden finden, nicht gesprochen worden sein. Die Schreiber sind jedenfalls durch das zu Anfang des 14. Jh. als Schriftsprache schon weit verbreitete Francische stark beeinflusst worden, so dass die Orthographie, namentlich in Bezug auf einzelne Laute, fast ganz francisch ist, und auch die Formen vielfach francisiert worden sind. Wir haben es daher im allgemeinen nur mit den in O vorkommenden pikardischen Spracheigentümlichkeiten zu thun.

15) Von den in den *Layettes* enthaltenen Dokumenten sind sämtliche mit Ausnahme von 4445 (**C II**) Abdrücke von Originalurkunden aus dem 13. Jh. **4610** gehört nach Beauvais und ist pikardisch. Das letztere gilt auch von **NR** (4628), das sich auf Neuville-Roy bezieht, und von **N I** und **N II**, nach Noyon zu setzen, ebenso von **C I** aus Compiègne, wogegen das ebenfalls nach Compiègne zu setzende nur nach einer Abschrift gedruckte **C II** noch mehr francisch ist als O, immerhin aber durch seine entschiedenen Pikardismen auch für Compiègne pikardischen Dialekt zulässt u. mit heranzuziehen ist. **Cr** gehört nach Crespy und ist dementsprechend francisch.

16) Die aus Flammermont herangezogenen Urkunden sind sämtlich in Senlis zu Hause und francisch. Nach dem was Flammermont pp. 10 u. 11 sagt sind IIbis VIIbis u. X^bis^ um 1250 geschrieben, die anderen um 1273 resp. 1311.

Die für uns in Betracht kommenden Urkunden stammen also sämtlich entweder aus dem Ende des 13. oder dem Anfang des 14. Jh., am jüngsten sind die aus den *Cartulaires* entnommenen, einige wie **S2**, **S7**, **S10** reichen bis 1250 hinauf. In diesem Zeitraum von noch nicht ganz

einem Jh. wird die Entwickelung der Dialekte keine bedeutende gewesen sein, so dass wir in dieser Beziehung die Dokumente ziemlich gleich setzen können. Das Ziel der Untersuchung wird also sein der Sprachstand unseres Departements um den Anfang des 14. Jh.

Was nun die örtliche Verbreitung der Dokumente betrifft, so ist diese eine sehr ungleichmässige. Wir haben Dokumente aus Beaupré, Beauvais, Clermont, Neuville-Roy, Noyon, Ourscamp, Compiègne, Pont-Sainte-Maixence(?), Crépy, Senlis und Chaalis. Es sind also nicht vertreten der äusserste Westen und der Südwesten unseres Departements, d. h. die etwa normannischen Gegenden, wir haben nur pikardische und francische Texte. Die Urkunden verteilen sich wieder sehr verschieden auf die einzelnen Orte. Am besten vertreten ist Clermont mit Texten aus 4 oder 5 verschiedenen Quellen. Ihm am nächsten kommt Ourscamp durch die grosse Zahl der Urkunden. Daran reihen sich an Senlis mit Urkunden aus 3 verschiedenen Quellen, Beaupré und Chaalis mit einer beträchtlichen Zahl von Urkunden, schliesslich Beauvais und Noyon. Compiègne, Crépy und Neuville-Roy sind nur durch je eine sichere Urkunde vertreten, für Pont-Sainte-Maixence (Moncel) liegen nur 2 wertlose Urkunden vor. Danach stuft sich auch der Wert der Untersuchungsergebnisse ab.

In sprachlicher Beziehung lassen sich unsere Urkunden nach dem oben Ausgeführten in 2 Gruppen sondern, pikardische: **9—18**; **2—4, 4610**; 1. **Cl, B89, AVI, AX, LIII**, **XIV**, **XXIII**; **NR; NI, NII, XX, 20**; **O**; **CI**, **CII**, **XXXII**? **XXXIII** und francische: **Cr**; **S, 22, 23, 31, 33; 24—30,** **32**, und damit zerfällt unsere sprachliche Untersuchung in 2 Teile, deren erster sich mit den pikardischen Urkunden zu beschäftigen hat, der 2. mit den francischen. In der pikardischen Gruppe sind die reiner pikardisch gefärbten voranzustellen, vor allen also **2—4**. Wie steht es nun aber mit denen, wo teilweise francische Spracheigentümlichkeiten überwiegen, wie in O? Zu den obigen Motivierungen, sie als pikardisch zu betrachten, sei noch folgendes bemerkt. Es ist viel leichter denkbar, dass sich ein Dialekt — mehr ist das Pikardische nie gewesen — von einer schon ziemlich verbreiteten Schriftsprache in solch durchgreifender Weise beeinflussen liess, als dass ein Ausläufer eines bereits zur Schriftsprache entwickelten und offenbar im Vorrücken begriffenen Dialekts von einem litterarisch nur noch wenig lebendigen Dialekte sich derartig in seinen Grundvesten habe erschüttern lassen. So werden von diesen Urkunden hauptsächlich nur die Pikardismen in Betracht kommen, von den pikardischen Urkunden strengerer Observanz jedoch auch die Francismen, da diese wohl nur zum Teil auf Beeinflussung durch die Schriftsprache, zum andern Teil auf dialektische Eigentümlichkeiten zurückzuführen sein werden. Für die 2. Gruppe, die der francischen Dokumente, ist eine derartige Scheidung nicht erforderlich, weil eine so weit gehende Beeinflussung durch einen fremden Dialekt von vornherein ausgeschlossen ist. Ferner sind die zur Verfügung stehenden Urkunden nur gering an Zahl und erstrecken sich über einen kleinen Raum, sind auch endlich ziemlich jung.

I Pikardischer Teil.

1. Lautstand. A. Konsonantismus.

C, ch. Die Laute, die sich an diese beiden Lautzeichen knüpfen, bilden einen der wichtigsten Unterscheidungspunkte zwischen dem Francischen und Pikardischen.

1) Unsere Texte zeigen *c* vor *a* in pikardischer Weise, die aus Beauvais und Beaupré nicht minder, wie die aus den im Centrum gelegenen Clermont, nur **8** (s. o.) hat stets *ch*. Beispiele sind selbst in den Dokumenten 2. Ranges (**O** u. s. w.) nicht selten, selbst **XXXIII** zeigt *capitre*. Ausnahmen finden sich in fast allen Dokumenten, doch zeigt sich gerade in **O** das pikardische *c* zu häufig, als dass man an blosse Pikardismen glauben sollte, zumal Noyon entschieden pikardisch und für das südlichere Compiègne pikardisches Verhalten in diesem Punkte wahrscheinlicher ist als nicht. (Es wird sich aus dem Folgenden sogar ergeben, dass **O** pikardischer[1] ist als z. B. Clermont.)

2) Nach Tobler, *Dis dou vrai aniel XX.* (vgl. auch Suchier, *Z. f. rom. Phil.* II. 276 Anm. 3) ist im Pikardischen *c* vor *a* und *c* vor aus *a* entstandenem *e* oder *ie* nicht gleich behandelt worden, sondern in letzterem Falle ist oft wie im Francischen der *tš*-Laut eingetreten. Derartige Worte sind in unseren Texten ziemlich selten, indessen doch häufig genug, um den Anschein zu erwecken, als hätten wir es hier mit Denkmälern „strengerer Observanz" zu thun. Es finden sich aus Beaupré *quemin* $12_{8,14}$, *empeesquemens* 11_{30} *empeesquie* 11_{10}, aus Beauvais *franke* 3_{26} *markie* 3_{19}, aus Clermont *quemin* B 89_{2} Cl 31_{11} *quemise* B 89_{8} *requief* Cl 70_{7} *Miquel* Cl 39_{8} *derequief* XIV_{3} *franquement* XIV_{67} AX_{11}. Die konstante Schreibung mit *qu* oder *k*, nie mit einfachem *c*, lässt darauf schliessen, dass auch hier der ursprüngliche *k*-Laut sich erhalten habe, wiewohl sämtliche übrigen Dokumente, namentlich O, nur *ch* aufweisen, und dies auch in den obigen weit zahlreicher ist als *qu* oder *k*: durchgehends *chevalier* (sehr häufig vorkommend) und *chevaus*, weiter *franchement, franchise, empeechement, chemin, chier, marchie, derechief.* Wir dürfen wohl für das ganze pikardische Gebiet unseres Departements *k* Laut für *c* vor aus *a* entstandenem *e* oder *ie* annehmen, auch für O, das zwar trotz der grossen Zahl seiner Urkunden kein Beispiel bietet, was sich aber damit erklären lässt, dass, weil hier der Unterschied zwischen francisch u. pikardisch am

---

[1]) Pikardisch nennen wir hier nicht nur die einzig dem insgemein als pikardisch bezeichneten Sprachgebiet angehörigen Spracherscheinungen, sondern alle solche, die sich mindestens über einen Teil des pikardischen Gebietes, vielleicht auch über Teile der anderen Dialektgebiete erstrecken und das Pikardische in Gegensatz zu einem der beiden hier in Betracht kommenden Nachbardialekte setzen.

augenfälligsten war, gerade in Bezug auf die Schreibung des *c* die Francisierung am meisten hervortritt, auch *ch* vor *a* überwiegt bei weitem über einfaches *c*.

3) Ursprüngliches *c* vor *e* oder *i* und urspr. *ti* + Vokal werden in unseren Dokumenten im allgemeinen durch *ch* wiedergegeben, nur 8 zeigt stets *c*. Die Ausnahmen sind verhältnismässig weniger zahlreich als für *c* vor *a*, einzelne Urkunden wie 9—11, 17; 2—4; 1, Cl, B 89, 14; NI bieten gar keine, wir dürfen also für das ganze pikardische Gebiet *ch* mit dem *tš* Laut ansetzen.

4) Das auf deutsches Etymon zurückgehende *blesser* erscheint in pikardischer Weise mit *ch*: *blecha* B 89$_{33}$ *blechies* 4610.

5) Merkwürdig ist, dass der francische Einfluss sich selbst so weit erstreckt, dass sich nur im Francischen mögliche Vertauschungen von *s* und *c* (das bereits den *t* Vorschlag verloren und lautlich = stimmlosem *s* geworden) einige Male finden: *sinc* C II$_{11}$, *fransois* O 667$_{6}$, *s'est* = *c'est* NII$_{39}$, *ses* = *ces* O 897$_{3}$, O 890$_{6}$, *grasse* = *grace; conceill* = *conseil* O 348$_{28}$, *cil* = *si il* O 758$_{9}$, *ce* = *se* O 541$_{22}$, *c'est* = *si est* O 704$_{1}$, vgl. *personniers* O 195$_{17}$ *parchonniers* O 636$_{12}$ O 664$_{2}$ *(parconniers 8)*.

G, w. 1) Ursprüngliches *g* vor *a* erhalten, vorkommend nur in *gardins XIV*, Gauffroy Cl 52$_{51,54}$, so dass sich unsere Denkmäler pikardisch zu verhalten scheinen; doch *joir* 4610 neben *goir* O 597,$_{18}$ *goient* O 541,$_{29}$ *obligons* 2, O 676$_{7}$ etc. — *g* vor aus *a* entstandenen *e* in *largue* Cl 84$_{10}$ (*longuement* Cl 83$_{26}$), *vergue* B 89, dagegen *Gieffroi* 11$_{27}$; danach auch hier unsere Denkmäler pikardisch. Sogar die Erscheinung, dass vor *a* selbst ein wirkliches *j* (mit dž-Laut) sich in *g* wandelt, findet sich: *sergant* Cl 52$_{43}$ LIII$_{43}$ NI O 348$_{49}$ [dagegen *sergans* 4610], vgl. Suchier, *Aucassin* p 62. Scheinbar gegen die Annahme, dass dem *g* hier der ursprüngl. Laut zuzuschreiben ist, spricht *bourgois* Cl 110$_{3}$ LIII$_{17,18}$ CII O 765$_{21}$ [*bourjois* NR.], sowie die ausnahmslose Schreibung *gent*; in Bezug auf *escanga* Cl 84$^{3}_{27}$ und *haubergon* B 89 ist die Sache zweifelhaft; soll man *escanga* zu *sergant* stellen u. *haubergon* zu *bourgois*? Sicher ist, dass *g*, namentlich vor *a*, weit häufiger den gutturalen Laut zeigt, wo es nämlich deutschem *w* entspricht: *gaite* u. s. w.

2) Unsere Urkunden weisen ziemlich oft germanisches *w* auf; daneben erscheint ebenso oft, teilweise häufiger *g*, u. es ist die Frage, haben wir letztere Schreibungen nur als Francismen anzusehen und für das pikardische Gebiet des Departements noch durchgängig den alten *w* Laut anzusetzen? Für Beauvais und Beaupré finden sich nur wenige Beispiele: *waignable* 2, *Wuillaume* 2, *Willaume* 3, *Willame* 4610, *warandir* 3, 4, *warder* 2; *waaignaule* 14, *warder* 17, *Waleri* 9. Dagegen *gaite* 4610, *gages* 4610,

garandir 13, 16, 17, *garder* 13, 15. *Clermont* hat häufiger *g: warde* B 89, *garde* B 89, *garder* Cl 97_{2} LIII$_{44}$, *rewarder* B 89, *esgarder* Cl 94_{2} *regard* Cl 84^{3}_{8} Cl 83_{9}, *regarder*, *Witasse* XIV, *garant* B 89, *garnissement* Cl 84^{3}_{30} etc. AX$_{15}$, *garnir* Cl 84^{1}_{16}, *Guarin* A VI$_{10}$. Auffallend ist, dass O, trotz der überwiegend francischen Schreibung in Bezug auf *c* u. *ch*, dem *w* vor dem *g* entschieden den Vorzug giebt: *warde* O 897_{9}, *warder* Regel [1 Mal *garder* O 655_{18}], *warandir* dgl. [3 Mal *garandir*], *warandise* häufiger als *garandise*, *warnissement* und *garnissement*, *waresne* u. *garesne*; *werpies* O 541_{28} *waises* O 909_{7} *wasons* O $349_{9,30}$ *wans* O 758_{10}: vor allem in Eigennamen: neben regelmässigem *Willaume* uur 2 Mal *Guillaume*, *Wautier* neben *Gautier*, *Widegoie* O $909_{4,8,10}$, *Waignars* O 704_{1}, doch überall *Gius* und *Gauchiers*. Sollen wir annehmen, dass der Osten das *w* noch unverändert bewahrt hatte, der Westen dagegen im Begriff stand, es durch *gu* u. *g* zu ersetzen? Ich glaube, dass auch im Centrum u. im Westen noch *w* gesprochen wurde, da das *w* in Beauvais sich noch zu häufig zeigt; seine Seltenheit in Clermont mag Zufall sein. Zu beachten ist für letztern Ort, falls nicht Druck- oder Schreibfehler vorliegt, *Villiaumes* Cl 83_{10}.

N u. C haben zu wenig Beispiele, um einen Schluss daraus zu gestatten, scheinen sich aber dem strengeren O anzuschliessen: *garder* NI *wages* NI *Willa(u)me* CII *Wistasse* NI *Weremont* NII.

3) Das *w* greift sogar in den romanischen Wortschatz über: Sämtliche Dokumente schreiben *welg* 3 oder *wel* 13, 14, 17, am häufigsten *weil* 16, 9, Regel in O; ferner *wide* [= vide] 14, 16, LIII$_{13}$ Cl 52_{13} und O; *ewangeliste* O 918_{35}, *Walois* XXXIII [*Valois* XXXII]. Eine etwas andere Aussprache hatte *wit* = octo, das stets in dieser Form erscheint. Schreibungen wie *wide, weil* begegnen allerdings auch in Pariser Urkunden (s. u.).

T. 1) Auslautendes *t* nach Vokalen ist überall auch in der Schrift abgefallen, nur *salut* erscheint häufiger mit *t* als ohne. Merkwürdig sind die Participia von *connaître* und *recevoir*, die einige Male ein *t* erhalten haben: *recheu* O 909_{20} *receu* O 748_{32} *recheuest conneue* O 597_{2} *connue* O 833_{8} *rechut* O 541_{34} O 897_{16} *reconnut* 4, O 765_{5}, O 890_{3}, O 675_{2} *cogneut* Cl 116_{2} *cognute* Cl 83_{2}. Sollen wir hierin einen pikardischen Zug erblicken (vgl. Suchier, *Aucassin u. Nicolete* p 58) und annehmen, dass *t* hinter *u* noch nicht verstummt war? *Fu* nimmt ja eine Ausnahmestellung ein, und *salut* hat meist *t*!

2) Auslautendes *d* nach Konsonanten wird zu *t*: *rent*, *grant*, *secont etc.*

D. Die Hilfslaute *d* u. *b*, die zwischen *l* — *r*, *n* — *r* und *m* — *l* zu entstehen pflegen, fehlen in pikardischer Weise: *genre* Cl 116_{3}, *tenra* in O, Cl, AVI$_{15}$ XIV, *tenront* O, XIV, 3, *venrai* O,

venra O, sogar in 8, das auch *venront* hat, aber *tendront* u. *voudra*, *venront* O, 3; *vaurrai* O, *vorra* O, *vaurront* O, *voulront* O 664_{36}, *vaurroient*, *vorroient*, *volroient* O [nur *voldroient* O 192_{6}], *vauroient* 3, 4. Dazu *ensanle* O, Cl, 1, 11, *assanle* 11, daneben einige Male *sanble*. Unter diesem Einfluss erscheint *prendre* stets ohne *d: penre* (selten *prenre*), *penront* u. s. w. in O, Cl; *penre* 1, *prenront* AVI$_{12}$, *prenray* LIII$_{18}$. Dagegen *vindrent* im passé défini 4610.

S, z. 1) *s* und *z* werden von unseren Urkunden gänzlich promiscue angewendet, sowohl für stimmhaftes wie für stimmloses *s*, daher niemals für den *ts* oder *dz* Laut. Daraus folgt, dass in der ihnen zu Grunde liegenden Mundart nicht blos Konsonanten wie *f*, *c*, *g*, *l* vor flexivischem *s* ausfallen, sondern auch auslautendes *t* und selbst *st*, eine pikardische Eigentümlichkeit. Beispiele: *poinz* B 89. *temoins* Cl 39_{29}, Cl 43_{11} *clers* 4610 *fies* NII O 195_{19}, *nies* (= nef) O 348_{24} *nes* (= nef) O 348_{24} *gries* O 193_{5} O 348_{10} *saus* O 193_{8} *vies* 18, O 758_{4}, 4610 *nus* 7 *baillis* XXXII (*baillif* XXXII), *ques* u. *ces* (= *quels* u. *cels*) häufig in O, *cous*, *prevos*, *mainfez*. Für *s* = *ts* sind die Beispiele Legion und aus sämtlichen Dokumenten zu belegen. 8 allein fügt sich wieder nicht ein; zwar finden sich *nus*, *seus* = *seuls*, *saus* = *saufs*, aber *s* u. *z* sind im ganzen strenge geschieden, und *z* steht überall für *s* + vorhergehendem *t*, sei es, dass dies in den nicht flektierten Formen schon geschwunden oder noch vorhanden: *presenz*, *droiz* etc.; *sesiz*, *venuz* etc.

2) In den älteren Urkunden aus dem 13. Jh. finden sich nur wenige Beispiele für den Ausfall des inlautenden *s* vor Konsonanten: *temoing* B 89, *apotre* 18, *Chitiaus* 9, mehr in den jüngeren, obwohl auch in ihnen die Formen ohne *s* noch verhältnismässig sehr selten auftreten — nur fast regelmässig *Notre Dame* u. *Notre Seigneur*. — Dass die Verstummung des *s* auch vor Muten mindestens schon begonnen, geht wohl daraus hervor, dass öfters ein *s* eingeschoben wird: *mestre* (= mettre) Cl 119_{12} Cl 110_{12}, (*avesne* NII *semaisne* O 873_{12}), *chapistre* O 641_{18} etc., *austres* O 666_{18}, *empeeschier* und *empeeschie*.

N. 1) In den Auslaut tretendes mouilliertes *n* scheint als solches noch erhalten zu sein oder höchstens im Begriff, die Mouillierung aufzugeben; wir finden in diesem Falle *ng*, zuweilen *n*, dagegen für ursprünglich nasales *n* im Auslaut nur *n*, nie *ng* geschrieben. Vor flexivischem *s* war die Mouillierung sicher aufgegeben. *te(s)moing* B 89, 13, Cl, O, XXIII, *te(s)moin O*, *te(s)moins* Cl, O., *loing* O 897_{9}, *juing* O, *jung* XIV, *tieng* O NII, *devieng* NII.

2) Bewirkt *n* stets Nasalierung des vorhergehenden Vokals in gedeckter Silbe?

L. 1) *l* + Konsonanz ist bereits überall zu *u* geworden. Vereinzelt ist noch *l* geschrieben, auch *l* u. *u* neben einander.

l mouillée giebt vor flexivischem *s* die Mouillierung auf und verwandelt sich besonders nach *i* in pikardischer Weise in *u: fius* O (daneben öfters *fils*, dasselbe?), *fieus* O 833₁, *fiex* 4610 B 89, (*fielz* 4610), *courtiex* O 664₃₃,₃₇.

2) Die bekannte Verwandlung von *rl* in *ll* begegnet in *Allemont* XIV, *pallement* 4610, XXXII, *Challe* XXXII.

R. 1) Es begegnen die bekannten Erscheinungen: Ausfall, Umstellung und Vertauschung mit *l: Oscans (= Ourscamp), penre, orde* u. *ordre, preste* Cl 39₅,₇ etc., *regat* (= *regart)* Cl 83₉, *hebergier* Cl 113₆, *herbegier* AX₇, *merquedy* XXIII, 1, *mecredi* NI; *formenterie* 4610, *ferpiers* XXIII, *tourblier* O 667₁₁, *pourfit*; *capitre, chartre* O, 10, *apotre* 18 [*apostole* O 765₂₅].

2) Die nach Suchier *(Aucassin 62)* pikardische Umstellung von Konsonant + *er* zu Kons. + *re* findet sich nur 3 Mal: *confremé* 3, 4, 13, sonst *confermer*.

B. *bl.* Unsere Texte zeigen die pikardische Verwandlung von *bl* in *vl, ul* u. selbst einfaches *l*: *estaule* 3, 4, 12, O, *estauli* 1, O, *waaignaule* 14, *paisiwlement* 14, O 929₈, *eraule* AX₈, *taule* B 89 *ataule* Cl 83₂₈ *gagnaule* XIV *paiaule* CI *(h)iretaulement* O *honneraule* O 667₂₉; öfters findet sich *b* neben *u* geschrieben: *estaubli* Cl, AVI₇ *estaublissans* Cl 52₈ LIII₈ *estauble* Cl 84¹₁₅ XIV, *agréauble* Cl AVI₁₆ *gaaignauble* XIV *hiretaublement* O 213₉ *foiaublement* O 748₂₅; einfaches *l* einmal *estale* O 209₁₁. Daneben häufig genug *bl*: *estable* 2, 14, 1, XIV, CII, O, *waaignable* 2, *perdurablement* 13, 16, 17, *honourables* 1, *establi* LIII₅₃, O, *paisiblement* AX₁₁, *paisible* XXIII, *hiretablement* O, *agréable* Cl, *permenablement, ahanable* etc., doch ist das nicht von Belang, die meisten *bl* begegnen noch dazu in O. *b* als Hilfslaut s. o. **d.**

F. 1) *f* im Auslaut verstummt bereits in gewissen Wörtern: *fief* 16, XIV, NII, *fie* 15, O *ballif* 15, *baillif* XXXII, *bailli* O 905₁; *bailliu* ist Regel in O, vergl. Suchier, *Z. f. r. Ph.* II 198.

2) *f* wechselt mit *h* im Anlaut von *fors*. Fast sämtliche Dokumente haben *fors* und *hors*. Doch lässt sich eine Differenzierung in der Bedeutung nicht verkennen: *fors* hat nur den Sinn von *excepté*, *hors* örtliche Bedeutung.

B. Vokalismus.

O, eu. 1) o^1 hat wohl die Aussprache = deutschem *u*, es wird teils *o*, teils *u*, am häufigsten *ou* geschrieben.

2) Lateinischem *ō* oder *u* in freier Silbe entsprechendes o^1 ist durchgängig über *ou* zu *eu* geworden, für das wir auch wohl schon die heutige Aussprache ansetzen dürfen: *sereur, plus(i)eur, demeure, meneur, honneur* etc. *o* zeigen nur wenige Worte: *lor* ist die regelmässige Form in B 89 (1 mal *lour*). 11 Mal ist es neben dem weit zahlreicheren *leur* in O nachzuweisen, einmal in 14, sonst

nur *leur*; ebenso hat B 89 fast ausschliesslich *monseignor*, das nur 3 Mal ausserdem vorkommt AX 65, 3, O 905_{2}; sonst noch *millour* O 683_{6} (für *meilleur*) u. *ancissours* O 915_{2}, O 683_{3}. Eigentümlich ist das Verhalten von B 89, das nur wenige Male *eu* zeigt (*seigneur, sereur*), während alle anderen aus Clermont stammenden Urkunden (mit Ausnahme von AX) nur *eu* haben!

In der unbetonten Silbe findet sich *eu*, häufiger *ou* und *o*, auch *e* geschrieben: *seigneurie*, *seignourie*, *seignorie seignerie* u. s. w.

3) Eine Sonderstellung nimmt das unbetonte *sur* ein; es erscheint meist in der Form *seur* 9—18, 1, 4610, Cl, LIII, NI, CII, O; daneben findet sich *sor* B 89 u. O (6 Mal), *sour* B 89, 14, O (2 Mal) und *sur* Cl 95_{10} CII (4 Mal), O. Die herrschende Form *seur* hat wohl auch *ö* Laut, vgl. *seurplus* XIV, *enseurquetost* XIV, *deseure* NI NII O. Stellt *sur* bereits eine jüngere mit der nfr. identische Aussprache dar, oder ist es nur Fehler der nfr. Herausgeber?

4) *eu* findet sich ein paar Mal für den älteren Diphthong *ue* oder *oe*: *peuent* 3, XXXIII, *seulg* Cl 52_{33}, LIII_{32}, *neuf* Cl 87_{6} O, *aveuc* XIV O 765_{12} O 613_{10}, *meubles* O 565_{12} etc., *appreuve* O 641_{6} etc., *preuve* O 613_{10}, *sieut* O 873_{11} etc. Häufiger sind (mit Ausnahme von O) die Formen, die den ursprünglichen Diphthong noch zeigen: *crievecuer* 2, 14, *cuer* 9, *muevent* 2 O 195_{19}, *muet* 16, *muebles* 1, *nuef* 9, 1, NII *noef* CII *nueve* Cl, LIII_{25} AVI_{18} *nueuve* Cl 70_{13} *aprueve* 14 *prueve* O 748_{30} *pueent* 14, O 195_{35} *puet* 1, 4610, O 664_{18} *illuec* B 89 Cl $\mathrm{LIII}_{13,28}$ AX_{17} *avoec* O 891_{5} O 929_{9} *suel* Cl 52_{35} *ouef* B 89 *despuelles* O 159_{19}. *Eu* findet sich also fast bloss in O, so dass wir für das Ganze noch *ue* ansetzen dürfen.

5) In einer Anzahl von Wörtern ist *eu* aus 2 ursprünglich in gesonderten Silben stehenden Vokalen zusammengewachsen. Diese Verbindung ist im älteren Altfranzösisch noch 2silbig: *ëu*. Wie ist es hier? Die Schreibung ist fast durchgängig *eu*: *peusse*, *peussent, peust, deust, deusse, armeure, aleure, veue, bateure, cheue, meus, seu* u. s. w. Nebenformen mit *u* weisen auf *recevoir* u. *connaître*: *recheumes*, *rec(h)eu* — *rechut* O 541_{34} O 897_{16}, *conneu* — *reconnue* O 833_{8}, *reconnut* O 675_{2}, *recognurent* O $748_{6,18}$, dazu *mus* = *meus* 14, *dust* 14. Da die Vereinfachung von *eu* zu *u* sich im wesentlichen auf die auch sonst merkwürdigen Participialformen von *recevoir* u. *connaître* beschränkt und namentlich die Einsetzung von *eu* für einfaches *u* nur einmal — *feussent* 11 — vorkommt, wo es durch das danebenstehende *meus* veranlasst sein kann, so glaube ich, dass wir diesem *eu* noch 2silbige Aussprache zusprechen dürfen.

6) *chandeleur* O 576_{5} O 914_{6} [von *festum candelarum*] hat ein *eu* nach Analogie von *seigneur, successeur*, woneben das lautlich korrektere *chandeler* O 764_{10} u. *chandelier* O 208_{5} 12 begegnen. —

Procureurs O 541 25 ist auf procuratóres, *procureres* O 748 30 auf *procurátor* + *s* zurückzuführen.

7) Die nicht francische Form *avoques* = *avec* findet sich B 89; gehört auch *mobles* 15 hierher? Vgl. Suchier, *Aucassin* p. 59.

8) *au* aus offenem *o* + gedecktem *l* kommt vor, wenn auch einfaches *o* oder *ou* häufiger ist: *vau(r)roient* 3, 4, O (3 Mal), *vaurai* O 758 3 *vaurront* O 664_{15} *vaus(s)ist* O 348 6 O 597_{16} *faus* O 86 9 O 675 6 *caupoit* O 236 7 *saus* (= solidos) O 915 4 O 597 27 16, 17, öfter allerdings *sous*, ferner *volt* B 89 *vousi(s)t* B 89 O 194 5 *vosismes* O 348 5 *vousisent* B 89 *vouroient* O 893 9 *vorroient* O *volroient* O 833 22 *vorront* O *vorrent* O 916 8 *vorra* O 195 27. Auch diese Erscheinung ist nicht francisch und scheint sich über den ganzen Norden zu erstrecken.

9) *men* = *mon* siehe „Pronomina". *(l')en* = *on* u. *volenté* sind Regel, so weit sie vorkommen.

Oi, ui. 1) Oi stammt a) aus *o* + *i* b) aus älterem *ei* = lt. *ē* oder *ĭ* in freier Silbe (ausgenommen vor Nasalen). Aus anderen Quellen in folgenden Wörtern: *acoison* 4610 *oquoison* O 700 4 O 664 39 *ocoison* O 541_{17} *oroison* O 915 3 O 578 7 *loira* Cl 52_{18} LIII_{17}; *doians* $\text{LIII}_{7,41}$ [particip praesens v. *devoir]; boin* O 909 3 *boine* 15, 16 *boinement* 9, 17; stets in *roine* und in *Beauvoisis* 13, 14, 17, 9, LIII_{17} NR, während der Name der Stadt nur *ai* oder *e* zeigt: *Beauvais* u. *Beauves. Tempoire* NI wohl von einem Plural *tempória.* Statt *rechoite* 4610 2 mal *rechoete* 4610; deutet das auf eine Aussprache hin, wie wir sie noch im Schriftfranzösisch des 17. Jh. finden? *minus* hat einige Male *moins* XXIII, sonst meist *mains* ergeben; *deens* XXXIII steht neben regelmässigen *doyens.* 8 zeigt meist *ei* u. *ai*, also normannisch, während die nach Beauvais zu setzenden 4610 und 2—4 nur *oi* zeigen.

2) *ui* selten, hauptsächlich nur in *mui(d)* vorkommend. Ausserdem in *huitave* O 905 6 (gewöhnlich *octave*) u. *tuilerie* O 348_{15} *(tieulerie* O 348 40,42).

3) Statt *oi* u. *ui* erscheinen in einigen Wörtern einfaches *o* resp. *u* oder einfaches *i*: *bos* ist Regel in Cl, B 89, NII, O; in XIV *bos* u. *bois*, sonst *bois* O (4 Mal), Cl 70 5, in 14 Regel; auch *bus* O 675 6, *us* [= ustium] O 674 6. *otroier* erscheint häufig als *otrier* O, *otrie*(t) 13, O 664 2, 10, *otria* 13 (dagegen nur *proieres*, nie *priere*); *issi* [v. *exire*] NI, (*oissir* 12); das pikardische *sissante* in NII, sonst nur *soissante* in fast allen Dokumenten. Dazu noch *diens* = *doyens* O 167 1; *ui* zu *i* in *autri* O 676 14 (vgl. *li*, *cheli*).

4) *oi* u. *ui* wechseln im Nominativ von *deus*: *doi* O 683 6, O 872 9, *li dui* B 89.

A. 1) unsere Texte kennen den Uebertritt von *ẽ* zu *ã* nicht, sondern scheiden im allgemeinen streng *ẽ* und *ã*. *ã* für *ẽ* findet sich

nur in *tans* (fast in allen Urkunden, einmal *tens* 4610), *samble* oder *sanle*, welche beiden Worte auch in anderen pikardischen Texten fast nur *a* zeigen, und *dedans* (häufiger *dedens*). Dagegen findet sich öfter der umgekehrte Fall, nämlich *ẽ* für *ã*: *Jehen* 1 (sonst *Jehan*), *Yolens* 18, *jenvier* Cl 83$_{23}$ O 897$_{33}$ [mlt. allerdings auch *Jenuarius*, aber *janvier* Cl 116$_{20}$], *Engleterre* 4610, NI [auf *Englaland* zurückzuführen?], *Esglentiers* NR, *mengier* B 89, *devent* O 704$_{28}$, *en* = *an* NI CII. Hier schliesst sich auch 8 an, das nirgends *ã* für *ẽ*, wohl aber *ẽ* für *ã* zeigt: *enceseurs*, *chenceliers* etc. Das Normannische, und ich glaube, dass 8 nach der Normandie, vielleicht nach Rouen gehört, hat ja ebenso wie das Pikardische u. Wallonische *ẽ* erhalten.

2) *femina* erscheint in unseren Texten als *fame*, nur O hat häufiger das zu erwartende *femme*, das sonst nur noch wenige Male vorkommt: 15, Cl 116$_{18}$.

Ai. 1) *ai* bewahrt im Pikardischen den diphthongischen Laut länger als im Francischen, kann also nicht durch *e* ersetzt werden. Unsere Texte verhalten sich eigentümlich in Bezug auf diesen Punkt.

Beauvais: 2—4 enthalten nur 6 einschlägige Fälle, davon 2 mit *e*: *mes* 3, *reson* 3; 4610 hat fast nur *e*: *merie, fet, fere, mestre pes, plet* u. s. w., nur einige Male *maires, mairie*. — Beaupré: 9 bis 18 zeigen *e* nur 3 Mal: *ples* 11, *sesines* 11, *tretier* 11, also nur in einer Urkunde, sonst immer *ai*, wenn auch fast nur in Formen von *faire*. — Clermont: 1 hat *mestre*, 4 Mal aber *ai*. Cl zeigt *e* häufiger, aber nicht in allen Urkunden, wogegen *fait* und *faisons* in fast keiner fehlen. B 89 endlich zeigt fast nur *e*. LIII hat 2 Mal *e*: *meson* $_{8,26}$, XIV, *retret, fesoient, faisons*, XXIII *saisine*. — Neuville-Roy: *Biauvais* NR. — Noyon: *vilenie* NI, sonst *ai*: *maires mairie, laissa, pais, raison, plaisir, faire* in NI, *maire, Caisnoi, faites (plaine)* in NII. — Compiègne: *mairie* C I, *maison* (8 Mal), *faite, faire* C II, 2 Mal *messon* in C II. (Moncel: XXXII *resaisine* 4 Mal, *faite* XXXIII *resaisine* 2 Mal, *feite*.) — O hat *e* in *meson* O 915$_{5}$, *reson* O 535$_{5}$, sonst nur *ai*, was um so auffälliger ist, als O doch sonst gern francische Schreibung zeigt.

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, dass im Westen des pikardischen Nordens unseres Departements der Diphthong *ai* in francisch = normannischer Weise bereits zu *e* vereinfacht worden ist; allerdings zeigen 9—18 nur 3 Beispiele dafür, allein die einschlägigen Fälle sind überhaupt nicht zahlreich und meist Formen von *faire*; *faire* aber hat auch im Francischen im Infinitiv die diphthongische Aussprache erst im 13. Jh. aufgegeben [Suchier, *Gröbers Grundriss* I p. 582] und vielleicht dadurch auch für die anderen Formen wenigstens in der Schrift *ai* noch länger festge-

halten. Oder sollen wir für Beaupré, weil es nördlicher liegt, eine Abweichung von dem Dialekt von Beauvais u. Clermont annehmen? Der Osten dagegen, Neuville-Roy, Noyon, Compiègne, (Moncel?) und vor allem Ourscamp haben noch den diphthongischen Charakter von *ai* in pikardischer Weise bewahrt.

2) *ai* zu *a* nur 2 Mal im Infinitiv von *faire*: *fare* 14, *refare* O 548 9.

3) Umgekehrt begegnet *ai* für *a* auch nur 2 Mal: *tesmoignaige* 14, *faichent* 14.

Au. 1) Statt *au* ist einige Male *a* geschrieben: *Willame* 4610, CII, *amosnes* 4610, *Isabias* O 748 5. Das Futur von *avoir* lautet häufig *arai* etc.

2) Lateinisches *ĭl* + Konsonanz und lat. *ĕl* + Kons. werden in unseren Texten beide zu *iau* oder *au*: *chaus* 4610, *chiaus* 3,4, *aus* 4610 (selbst in 8 *aus* und *caus*); *Biauvais* 10 (auch *Beauvais*), *Biauvoisis* 13, *nouviaus* 11, *seaus* 11 etc., *chaus* 9, 10, 11, 13, 17, *chiaus* 11, 18, *aus* 10; *chaus* 1, Cl, *consaus* Cl $52_{19,28}$ LIII_{19}, *aus* 1, B 89, *Blondiaus* 1, *seaus* 1 etc; *c(h)iaus* NII XX CII 30, *consaus* NI; *chiaus* O 666_{15} u. s. w., *iaus* O 609 5 O 941 8, *aus* O 666 5 u. s. w. Daneben finden sich die francischen Formen *cheus* 15, 16, *eus* 15; *cheus* Cl, LIII, *chieus* B 89, *eus* Cl, LIII; namentlich in O sind *c(h)eus* und *eus* häufig, was hier nicht befremden kann. Anzumerken ist, dass O die, man möchte sie nennen, Compromissform zwischen *iaus* u. *eus* — *aus* zwar häufig hat, das entsprechende *chaus* aber gar nicht kennt. Dasselbe gilt von Noyon und Compiègne. In Beauvais finden sich beide: *chiaus* u. *chaus*, ebenso in Beaupré, in Clermont dagegen nur *chaus* u. *aus* neben *cheus* und *eus* (sind letztere nur als Francismen im Sinne der in O enthaltenen anzusehen?). Da die Formen mit *iau* jedenfalls reiner pikardisch, d. h. dem Francischen ferner stehende Formen sind, so zeigt sich hier O wieder pikardischer als die übrigen, namentlich als das Centrum Clermont, während der Nordwesten noch die Formen auf *iaus* neben denen auf *aus* aufweist.

E. 1) $\tilde{e} = \tilde{a}$ s. o. *a*.

2) Über die Feminina *le*, *me* u. s. w. siehe „Pronomina."

3) Unbetontes *e* im Innern eines Wortes ist meist noch erhalten, vgl. oben *eu*, ferner *seeler, seel* in fast sämtlichen Urkunden, *meesme*, *meisme*, nur einige Male *mesme* B 89, Cl 118 9, *veoir* Cl 83 2 u. s. w., AVI 2 $AX_{1,5}$, Beneoit Cl 39 8, daneben *benoite* Cl 83 7, *Creeilg* Cl 84^3_{10}, *conteeurs* 4610, *abeie* O 208 8, 11, aber *abie* O 208 7, 9 O 209 8 *empee(s)chement, empee(s)chier* u. s. w. Unsere Texte nähern sich also dem Francischen, das dieses *e* länger erhalten hat als die nördlichen Dialekte.

Ei. 1) *ei* entstanden aus lat. ĭ oder ē in freier Silbe ist zu *oi* geworden (s. o.), nur einmal *deeirs* Cl 119 4; in *candeille* Cl 84^3_{92} dient *i* wohl mit zur Bezeichnung des mouillierten *l* Lautes, daneben allerdings *candoile* Cl 83 29.

2) *ei* für *e* begegnet in *ateindons* O 609 8, *leitres* CII; bisweilen auch für *ai*.

I und ihaltige Diphthonge und Triphthonge,

1) *i*=*oi* oder *ui* s. o. *oi* 3).

2) *ie* = *iée* siehe „Verbum."

3) *ie* = e¹ (*tierre*) findet sich nicht in unseren Texten.

4) Dagegen findet sich ein *i* Vorschlag vor *e*³: *chiez* B 89, *quiez* Cl 83 20, Cl 94 5, Cl 61 5.

5) *quiez* führt uns zum Triphthong *ieu,* der sich öfter in unseren Texten findet. Er entsteht a) durch Vorschlag eines *i*: *quiex* 2, *kieus* 3, *quieus* 18, *quiex* $LIII_{18,22}$, Cl 52 19, XIV, *vieut* XXXII, b) durch Einschiebung eines *e*: *plaintieus* LIII 21, *baillieus* 1, *chieus* B 89, *s'ensieut* B 89, *fiex* B 89, XIV, *gentieus* NI, *courtiex* O 664 33, 37, *sieut* O 873 11, *ensievant* NI (*ensivant* B 89). Doch findet sich auch der umgekehrte Fall, Vereinfachung des Triphthongs *ieu* zum Diphthong *iu*: *Andrieu* 18 — *Andriu* 1, *lesquix* 1, *Diu* NII, *deu* O 348 1, *liu* XIV, O 758 4 u. öfter, XX (sonst *lieu*), *mex* = *mieux* B 89. *Plusieurs* erscheint schon häufig mit *i*: 11, O 909 3, O 213 4 etc., sonst *pluseurs* 4610, B 89, O 987 4.

In Formen wie *segnieur* 11 AVI_{18}, *aillieurs* 11, *seignieur* XIV und *meillieur* Cl $84^3_{11,24}$ dient *i* wohl nur mit zum Ausdruck der Mouillierung.

6) *Estenes* 2 Mal: 15, 17, sonst *Estienes.*

7) Ein *i* findet sich merkwürdiger Weise einige Male vor tonlosem auslautendem *e*: *vergies* Cl 52 31, *fianchie* O 749_{16} O 704_{21}, *justichie* O 765_{19}, *controversie* O 897 3. In *Conpiegnie* CII etc., *Borgnie* CII und *vignies* CII dient es wohl nur zur verstärkten Hervorhebung der Mouillierung. Zu den ersten Beispielen ist noch zu stellen *communiement* Cl 52 7.

8) *ie* = lt. *a* ist wie in andern Dialekten nach Palatalen und nach anderen auf ein *i* folgenden Konsonanten noch nicht wie in der heutigen Schriftsprache zu *e* vereinfacht oder analogisch durch *e* verdrängt: *obligier*, *brisier*, *tesmongnier*, *empeeschier* [— *quier*], *markie* (— *chie*), *apaisier*, *renonchier*, *aidier*, *laissier*, *cachier*, *calangier*, *accompagnier*, *efforcier*, *franchie*, *pechie*, *chancie*, *traitier*, *congie*, *(pitie)*, *chier*, *chief*, *derechief*, *eveschie*, *qui(c)tier*, *mengier*, *damagier*, *jugier*, *alongier*, *taillier*, *blechier*, *apparellier*, *exploitier*.

9) *-aris*: *sengler* O 348 etc. [*Berenger* CII, *boulenger* CII]; *-arum*: *chandeler*, daneben *chandelier* u. *chandeleur* s. o. *o* 6).

10) *eau* (aqua) hat noch die 2silbige Form *iaue* O 929_{24} u. s. w., einmal *ieaus* O 535_{18}.

2. Flexion. A. Verbum.

1) 1 ps. sg. praes. der 1. schw. Konjugation hat schon häufig *e*: *otroi-otroie*, *lais-laisse*, *gre-gree*, *lo-loe* u. s. w., überwiegend allerdings noch ohne *e*, wenn wir absehen von Formen wie *oblige*, *use*, *ordenne*, *assenne* u. s. w.

2) die entsprechende Form von *donner* ist *doins* 18, O, CII, AVI_9. Davon die Subjunctivform *doint* Cl 119_{11}.

3) In den anderen Konjugationen einige Male *ch* [davon die Subjunktive *mechent* O 749_{17} u. *paieche* O 612_8?]: *promech* O 643_8 O 213_1, *consench* O 918_{19}; einmal *s*: *prames* O 542_{16} ausser in *fais* u. *fas* (letzteres überwiegend), *fach* kommt dagegen gar nicht vor.

Im übrigen nur die alten Formen: *sui* 3, 14 etc., *doi, weil*, *tieng*, *promet*, *met* etc.

4) Das Imperfekt hat noch überall *oie*.

5) Dem Subjunktiv der 1. schw. Konj. fehlt noch auslautendes *e*: *gart* Cl 104_6 AVI_6.

6) Das Pikardische hat im Gegensatz zum Francischen nicht alle 1. ps. pl. auf-*ons* ausgehen lassen; unsere Texte, soweit sie einschlägige Formen haben, zeigen *iens* im Imperfekt u. Konditional: *disiens* 11, *estiens* 11, *aviens* 11, *disiemmes* 11, *aviem(m)es* O 542_3 O $664_{4,15}$, *penriens* O 195_{28}, *puissiens* O 597_{18} u. s. w. Dagegen *eussions* XXXIIII, *poions* 2, ferner drei Ausnahmen in einem einzigen Stück aus O: *disions* O 941_7, *volions* O 941_8, *seusions* O 941_{13}. Merkwürdig sind die Schreibungen *disom*, *estaulissom*, *ordenom* 12.

7) Die 1 p. pl. des passé défini hat schon häufig *s*: *-asmes*, *-ismes*.

8) Die pikardischen Perfektformen *misent*, *fisent* zeigt von unseren Texten nur O: *fisent* O 348_{27} *misent* O 897_{11} *promisent* O 897_{12} (*prinsent* = *prisent?* O 348_{19} *print* = *prist?* XXXII], sonst *promirent* O 748_{11}, *firent* 14, 4610, B 89, *mistrent* B 89, *pristrent* XXXII.

9) Das intervokalische *s* im passé défini und imparfait du subjonctif fehlt in unseren Texten schon wiederholt, doch findet es sich noch häufig genug, um wenigstens für den Osten ein pikardisches Charakteristicum zu bilden: *feisset* 14, *feissent* 14, 4610 O 667_{52}, *preisse* O 871_5, *deissent* O 666_{41}, *desissent* O 667_{27}, *mesimes* NII, *apresimes* O 348_{10}, *desimes* O 897_{14}.

10) *avoir*, *pouvoir*, *savoir* haben in den stammbetonten Perfectformen noch *o* resp. *ou*: *ot*, *orent*, *sot*, *porent* in B 89, *sot* O 907, *peurent* O 348_{48}.

11) *vouloir* bildet das Perfect mit *s* (s. o. *au*], vgl. *defausist* O 676_8, 17, *contrainsist* O 639_{11}.

12) Die 1. Konjugation hat im imparfait du subjonctif — *iss* —: *levissiens* O 348_{48} *alissiez* XXXIII *enveissiez* XXXIII.

13) Starke Perfektbildungen schwacher Verba sind: *resaisisist* XXXIII, *peresist* O 194_6 (*acquesist* O 664_{39}).

14) Unsere Texte lieben die Futurformen auf *erai* (vgl. Suchier, *Aucassin* p. 70): *vivera* Cl 83_{11} Cl 84^3_8 *vendera* O 666_{15} *rendera* O 675_9 (*rendra* O 855_9) *renderont* 3, *remeterons* O 348_{57}, besonders bei *avoir, recevoir, devoir: averont* O $704_{15,17}$, *avera* O 666_8, *averoit* NI, *recheverra* O 666_{14}, *recheverroient* O 918_9, *devera* O 666_{10}, *deveront* O 655_{13}, *deveroit* O 667_{58}, *deveroient* O 541_{13}.

15) Häufiger sind bei *avoir* allerdings die kontrahierten Formen: *auroient* [*au* = *av*] O 236_{10} O 666_{19}, *auroit* O 597_{16}, besonders die mit einfachem *a* (vgl. *au*): *ara* LIII$_{9,10}$, Cl, O, *arons* Cl 99_2, *aront* LIII$_{21}$ O 641_{27} *aroit* O 640_9 *aroient* 15, O 542_{21} etc.; auch *oront* O 641_{10}, *oroient* O 597_{31}.

16) Andere Kontraktionen: *jurront* LIII$_{20}$ Cl 52_{21}, *durront* Cl. 40_5, *verront, orront, porront* etc. — Umstellung in *soufferrons* O 348_{46}.

17) *venrai, tenrai, vaurai, tenrai* s. o. d. Dazu noch *defaura* O 765_{10} O 676_{10}, *defauroit* O 918_8.

18) Einige heute verschwundene Infinitive: *manoir* Cl 52_{19}, *ardoir* Cl 113_5 etc. *apparoir* (*des pons* = *adparare*) O 348.

19) Das Femininum des participe passé der Verben auf *-ier* geht auf *ie* aus. Ausnahmslos in O (*baillee* O 655_{15} ist wohl nur verschrieben oder verdruckt). Beispiele aus den anderen Urkunden: *paies* (*detes*) 4610, *baillies* (letres) 13, 14, 10, *brisies* (*mesures*) 11, *decriiez, empecquiez* (*choses*) 1, *brisie* (*prison*) 1, *enforchiez* (*lettres*) AVI$_{17}$, AX$_{13}$, *alongiez* (*trieves*) B 89. *Quictees* XIV neben *quictie* ist wohl auch als Fehler zu betrachten.

20) *vouloir.* Die 1. ps. sg. praes. zeigt die verschiedensten Formen s. o. *g.* 3) Die erste Silbe der mehrsilbigen Formen zeigt stets *o*, nur das Particip Präsens hat anologisches *eu*: *veullians* Cl 84^1_8, *veullans* Cl 13_8, AVI$_{10}$.

21) Auch *pouvoir* hat stets nur *o* und kennt kein *v*: *pooir, pooit* etc.

22) Von *devoir* begegnen einigemal Formen ohne *v*: *doie* = *doive* 16, *doians* s. o. *oi.* 1) *deeirs* Cl 119_4.

23) *dire:* Im Plural *dient* noch ohne *s*.

24) *reconnaître* zeigt *n* mouillée.

B. Substantiv.

Die Flexion des Substantivs ist im allgemeinen die radikal durchgeführte altfranzösische; im nom. sg. und acc. plur. ein *s*: *sires, procureres, maires* etc., daneben noch Formen wie *sire, pere.* Doch hat auch der nom. pl. der Masculina schon öfter ein *s*: *presens* Cl 39_1, *apparelliés* NI, *nez* O $348_{24,58}$ u. s. w. Ein *s* im acc. sg.

ist wohl Schreibfehler: *Pierres* 4610, *Colars* 4610. Ziemlich häufig fehlt ein *s* im nom. sg., so dass die Flexion teilweise schon einen neufrz. Anstrich hat: *Perrin*, *Jehan*, *Robert*, *Blondel*, *filg*, *escuier*, *evesque*, *capelain*, *ballif* u. s. w. In der 3. Deklination werden nom. u. acc. vielfach verwechselt: *mesire* (acc.) B 89, Cl, 4610 etc. *Gui* (acc.) B 89, gewöhnlich *Guion*; *conte(s)* (nom.) Cl 52_1, CI etc. (*quens* NI), *Hue* (acc.) 4610, *sereur* (nom.) B 89 u. s. w.

C. Adjektiv.

Die Adjektive einer Endung haben noch ihren vollen Bestand. Ausnahmen: *especialement* O 748_8 (*especiaument* O 643_{10} etc.), *annuele* O 700_3, *quele* selten neben *quel*, ebenso *tele* neben *tel*.

D. Pronomina.

Personalia. Casus rectus: Die Form der 1 ps. sg. ist überwiegend *je*, daneben das pikardische *jou* nur in O, auch geschrieben *ju* O 213 O $893_{9,14}$. O zeigt sich also hier wieder pikardischer als die anderen Texte.

ils begegnet nur wenige Male.

Casus obliqui. a) Betonte Formen: Neben *moi* öfter *mi* in O u. NII; ebenso *li* = *lui* O 348_{34} O $765_{17,28}$, B 89, XIV, XXXII.

Im Plural *eus*, *aus*, *iaus* s. o. *au* 2).

b) Unbetonte Formen: *α*) Dativ. *lor* u. *leur* s. o. *o*. 2).

β) Accusativ. Statt *me* 2 Mal, *mi* O 733_4, O 597_{28}. Das Femininum der 3. ps. sg. nur einige Male in O: *le* O $758_{1,10}$ O 167_4.

Possessiva. 1) Unbetonte Formen. Neben *mes*, *ses* 2 Mal *mis* Cl 39_6 NII. Im *Accusativ* zeigen unsere Texte *men* u. *mon*, *sen* u. *son*: Beauvais 2—4: *men* (2 Mal), 4610: *son* (1 Mal). Beaupré: *men* überwiegend, *mon* meist nur in *monseigneur*, *sen* (2 Mal). Clermont 1: *sen* (1 Mal); B 89: *sen* überwiegend, *son* 1 Mal; Cl: *men* u. *sen* überwiegend, *mon* u. *son* je 2 Mal; AVI: *men*; AX: *son* (1 Mal); LIII: *mon* u. *son*; XIV: *mon* u. *son*. Neuville-Roy: *sen*. Noyon NI: *son*, NII: *mon*. Compiègne CII: *son* u. *mon* je 1 Mal, *men* 2 Mal. Auch in O sind *men* u. *sen* zahlreicher, so dass wir für das ganze nördliche Gebiet die pikardischen Formen *men* und *sen* ansetzen dürfen.

Der nom. plur. ist *mi*, einmal *mes* O 213_8.

Im Femininum *me* und *ma*, *se* und *sa*. *Me* und *se* überwiegen bei weitem, in einzelnen Urkunden ausschliesslich. Vor Vokalen findet Elision statt. Plural: *nostre* sg. häufig zu *no* verkürzt in O. Die Form *nostre* begegnet hier fast nur in formelhaften Wendungen wie *Nostre Seigneur*, *Nostre Dame*. Regelmässig *no* in NI. u. II: *noe*, *no*, *vo*, auch in XX. Sonst nur noch 3 Mal *nostre*: Cl AX_{10}, 11. Alle übrigen Urkunden und auch diese letzteren zeigen *nostre*, soweit sie überhaupt einschlägige Fälle aufweisen. Der Osten unterscheidet

sich also vom Westen; Ourscamp und Noyon (vielleicht auch Compiègne) verkürzen *nostre* zu *no*, Clermont, Beauvais, Beaupré nicht, die 3 Beispiele sind wohl blosse Pikardismen. Der Plural *nostres* erscheint natürlich überall zu *nos* verkürzt.

lor = *leur* s. o. *o* 2); einige Male hat *leur* im pl. bereits ein *s*: *leurs* 13, Cl 1165 O 541_{10} etc.

2) Betonte Formen. Selten in unseren Texten: *le mien* Cl 39_5, Cl 40_6, Cl 52_{31}, NII, O 564_3, *le sien* XIV, *la moie* O 213_7 O 917_7 O 918_{34}.

Demonstrativa. 1) Artikel. Masculinum: *li* — *le* — *li* — *les*. Im nom. pl. begegnet schon einige Male *les*: O $348_{24, 58, 59}$. Femininum: *le* (*la*) — *les*. *le* (siehe *me, se*) wird teils überwiegend, teils ausschliesslich gebraucht, also pikardisch. Im nom. sg. einige Male *li*: 13, 14, NI (6 Mal!) O 542_{11}, O 897_{14}, O 639_{13}. Genitiv sing. *dou*, *du*, *del*. Am häufigsten *dou*, nur Beaupré hat öfter *du*, während *du* sich in andern Texten gar nicht, in wieder andern nur vereinzelt findet, selbst O hat häufiger *dou*. Vor Vokalen findet sich stets *del* (fem. u. masc.), zuweilen auch *del* vor Konsonanten: CII, O 348_{29}, O $704_{1, 18, 23}$, O $567_{7, 12, 15}$. Der Genitiv des Fem. ist *de le* u. wird nur vor Vokalen in *del* kontrahiert. — Dativ sing. *au* (*ou*, *u*). Zum Ausdruck des reinen Dativverhältnisses dient überall *au; ou* bezeichnet nur lokale und temporale Verhältnisse: *ou mois de*, *se mist ou bois* B 89, *u servise de le vile* 4610, *ou tesmoing* 13. Ab und zu, im ganzen aber nur selten, erscheint auch *au* in letzterer Bedeutung. — Dativ plur. *au*, *aus, as*. O hat ausschliesslich *as*, ebenso Beaupré, Beauvais und Noyon. Ausserdem *as* 2 Mal in CII [aber auch *aus* 1 Mal in CII] u. 1. In allen anderen Urkunden ebenso ausschliesslich *aus* u. *au*, letzteres Cl 94_6 etc., LIII 18, XIV, XXXII, XXXIII. Hier stehen also, wie schon einige Male, Ourscamp u. Beaupré zusammen gegen das Centrum, von dem sich dieses Mal noch Beauvais loslöst.

2) Stärkere Demonstrativa: *chil* — *chel*(*ui*) — *chil* — *chiaus*. Ueber den Anlaut siehe oben *c*. *Chil* nom. sg. bekommt öfter ein *s*, dabei schwindet *l*: *c(h)is* B. 89, O 749_{19}, O 855_4, O 663_3 oder es erscheint als *u*: *chius* O 779_5 *chieus* s. o., *chuis* O 541_8 O 592_7 O $593_{6, 8}$ O $693_{4, 5}$ *cuis* O 676 O 666_2. *chel* acc. sg. ist selten NI O 236_7 etc., meist *chelui* oder *cheli*. Die Formen mit *i ichil* u. s. w. sind besonders häufig in Cl. Statt *chil* nom. pl. einmal *chieus* B 89. Ueber den acc. pl. *c(h)iaus*, *c(h)aus*, *c(h)euss*. o. *au* 2). Auch das fem. hat zuweilen *cheli* als acc. O $707_{7, 12}$, Cl 83_9. Neutrum: *c*(*h*)*e*, einige Male *chou* O 167_5 O 213_{15}, O 214_{18}. — Das andere Demonstrativ *chest*, *cheste* ist ziemlich selten.

Relativa. *Qui*, *que*. Im acc. wird statt *cui* häufig *qui* geschrieben; ersteres steht ausserdem sowohl in ursprünglich dativischer Be-

deutung O 567_8 O 666_{15} etc., als auch in genitivischer = *cuius* 16, 9, O 194s O 195_{12}. — Neben *qui* häufig *lequel.* Ueber *quel* + *s* s. o. *l* 1) u. *i* 4) 5). Ueber das Fem. *quele* s. o. Adjektiv.

E. Numeralia.

1) Cardinalia. *Deus, doi, dui. C(h)inc* u. *c(h)inq*, daneben *chuinq* O 348_{69} O 752_3 etc., *chiunc* NII, 6, ähnlich *c(h)inquante* O 909_{28} etc. u. *chuincquante* Cl 118_7; *wit* s. o.; *neuf* Regel, daneben *nuef* O 535_{12} NII. Neben *soissante* begegnet *sissante* nur in NII.

2) Ordinalia. Zu *li premiers* findet sich ein fem. *premeraine* O 609_8; *tiers* O 348_{35}, *tierch* O 348_{43}, fem. *tierche* XIV; auch 4 u. 5 sind lat. gebildet: *quart* O 348_{39} *quarte* XIV *quint* O 348_{44} *quinte* XIV; *tresime* O 683_5 ist wohl = *treizième*; *quinzainne* O 871_8.

3) Merkwürdig ist der Gebrauch von *li tiers* in B 89: *Perrins . . . . li tiers estoit monté — Perros vint a li li tiers et li coururent suz — trouverent cheli Perrot . . . . lui tiers;* etwa = zu dreien, zu dritt.

F. Monatsnamen.

Jenvier u. *janvier* s. o. *Mars*, daneben die pikardische Form *march*, findet sich besonders häufig in O. *Avril* O 938_{35}, mit *l* mouillée *avrilg* Cl 94_{12}, Cl 83_{23}. *Juing* O 643ıs etc.; angelehnt an dieses *jugnet* O 639_{17} u. *juingnet* Cl 83_{24}. Ueberall *octembre.*

Das Resultat dieser Darstellung ist: Unsere Texte sind entschieden pikardisch gefärbt. Um so mehr muss es der ihnen zu Grunde liegende gesprochene Dialekt sein, da, um zu diesem zu gelangen, wir von den durch den übermächtigen Einfluss der francischen Schriftsprache veranlassten Francismen abstrahieren müssen, wozu noch kommt, dass diese Francismen zum grossen Teil nur äusserlicher, orthographischer Natur sind [z. B. *c* vor *e*, *i*, *ch* vor *a*]. Das ganze nördliche Gebiet, vielleicht mit Ausschluss des äussersten Westens, aus dem wir keine Texte haben, sprach danach einen ziemlich streng pikardischen Dialekt, (es fehlen nur wenige Züge, die sonst auch als pikardisch bezeichnet zu werden pflegen, z. B. *tierre*). Die nicht pikardische Urkunde aus Beauvais, 8, dürfen wir wohl in ihrer jetzigen Gestalt als nicht in B. entstanden ansehen, sie ist wohl in Rouen geschrieben, da sie völlig normannisch ist, während wir nach anderen Urkunden Beauvais und dem nordwestlich gelegenen Beaupré pikardischen Dialekt zuschreiben. Die andern nicht pikardischen Urkunden aus Beauvais waren völlig francisch. Im Süden u. Südwesten deckt sich die Sprachgrenze des Pikardischen gegen das Francische nicht etwa mit dem Lauf der Oise, wir haben vielmehr noch ziemlich auf der ganzen Strecke der Oise in unserem Departement auch das linke Ufer in grösserer oder geringerer Breite als pikardisch sprechend anzusehen. Aus Compiègne haben wir nur 2 Urkunden, eine kürzere, die aber entschieden

pikardisch ist (*le* = *la*, *paiaule*) und eine längere, stark francisiert, aber nicht Original, sondern nur nach einer *copie authentique* gedruckt und dabei noch einige streng pikardische Formen enthaltend (*ciaus, men*). Weniger sicher lässt sich über den Dialekt von Pont-Sainte-Maixence urteilen. Wir haben 2 Urkunden aus Moncel bei P. S. M. aus der Kanzlei Beaumanoirs. Sie enthalten einige Pikardismen, sind aber sonst ganz francisch. Zudem stammt Beaumanoir aus dem nördlicher gelegenen, sicher pikardischen Remi. Das Pikardische greift schon mit Ourscamp hinüber auf das südliche Ufer. Altfranzösische Ortsnamen, wie *Caine*, *Carlepont*, *Trachi le Val* lassen die ganze Ecke zwischen Oise u. Aisne als pikardisch erscheinen. Von hier aus zogen sich (siehe die Karte in Bordiers *Beaumanoir*) bedeutende Waldungen auf dem linken Ufer in einiger Entfernung an der Oise entlang: *Forêt de l'Aigle* nördlich von der Aisne, der grosse Wald von Compiègne südlich davon, und ein anderer nicht benannter zwischen Pont-Sainte-Maixence und Creil auf der einen und Senlis auf der andern Seite. Es entsteht dadurch ein breiter, nur in der Nähe von Verberie unterbrochener Streifen, auf welchem sich keine oder doch nur vereinzelte Ortschaften befinden. Dass ein solcher Streifen aber geeignet ist, die Verbreitung von Sprachveränderungen zu hindern und also eine Sprachgrenze zu bilden, leuchtet wohl ein. Daher Compiègne pikardisch, das südlich des Waldes liegende Crépy francisch (s. u.). Aus demselben Grunde möchte ich Ponte-Sainte-Maixence im Gegensatz zu Lorenz (*Über die Sprache des Garnier v. Pont-Sainte-Maxence*, Hallesche Dissertation 1881, p. 24) für pikardisch erklären. Dasselbe würde auch für Creil gelten.

Das in diesem Gebiet gesprochene Pikardisch bildet natürlich keinen einheitlichen Dialekt. Es ist nach dem Fancischen zu abgestuft oder korrekter ausgedrückt, einige Spracherscheinungen, die wir als francisch bezeichnen, erstrecken sich über Teile des Verbreitungsbezirkes anderer, die wir pikardisch nennen. Die derartigen Fälle, wie sie sich aus obiger Untersuchung ergeben, sind folgende:

1) der Osten [O(urscamp), N(oyon), C(ompiègne)] u. der Nordwesten [Beauvais, Beaupré] bewahren das deutsche *w* besser als das Centrum [Clermont], vgl. p. 64.

2) *au* aus $\breve{o} + l$ vor Konsonanz nur in O, Beauvais und Beaupré, also im Osten und Nordwesten, wenn auch namentlich im letzteren nur sporadisch, vgl. p. 71.

3) *ai* mit diphthongischer Aussprache sicher im Osten [O, N, C, NR (Neuville-Roy)], vielleicht auch im äussersten Nordwesten in Beaupré; in Beauvais und Clermont *ai* = *e*, also franzisch, vgl. p. 70.

4) *fare* nur in O und Beaupré, vgl. p. 71.

5) *chiaus* u. *iaus* nur im Osten [O, N, C]. Der Westen ist zweifelhaft, vereinzelt in Beauvais, noch seltener in Beaupré. Cl(ermont) hat die Mittelformen (?) *chaus* u. *aus*, vgl. p. 71.

6) Präsensformen auf *ch* nur in O, vgl. p. 73.

7) Die Endung *-iens* in der 1. ps. pl. nur in O u. Beaupré, vgl. p. 73.

8) *misent*, *fisent* nur in O, vgl. p. 73.

9) Formen wie *desimes* u. s. w. nur in O u. N, vgl. p. 73.

10) *jou* nur in O, vgl. p. 75.

11) *nostre* zu *no* verkürzt fast nur in O (u. N), vgl. p. 75.

12) *del* vor Konsonanten nur in O (u. N), vgl. p. 76.

13) *as* in O, N, Beaupré, Beauvais, im Centrum *aus* u. *au*, vgl. p. 76.

14) *chuinq* u. *chiunq* nur im Osten [O, N], *sissante* in N, vgl. p. 77.

Eine Anzahl pikardischer Erscheinungen beherrschen also nur den Osten unseres Departements: *ai* 3, *chiaus*, *iaus* 5, *promech* 6, *-iens* 7, *fisent* 8, *desimes* 9, *jou* 10, *no* 11, *del* 12, *chuing* 14; andere den Osten u. Nordwesten: *w* 1, $au = \breve{o} + l$ 2, 3?, *fare* 4, 5?, 7, *as* 13; während Clermont, zum Teil auch Beauvais u. in noch geringerem Masse Beaupré die entsprechenden francischen Spracherscheinungen aufweisen. Die Abstufung des Pikardischen zum Francischen hin ist also folgende: der Dialekt von Ourscamp u. Umgegend (Noyon, Compiègne) am strengsten pikardisch, Dialekt von Beaupré, Dialekt von Beauvais, endlich Dialekt von Clermont. Die Grenzen der einzelnen Spracherscheinungen lassen sich leider gerade zwischen Clermont u. Ourscamp nicht näher feststellen; nur in einem Falle, der Aussprache des *ai*, können wir konstatieren, dass die pikardische Aussprache bis Neuville-Roy reicht. Eine eingehende Untersuchung der Ortsnamen, deren wir eine ganze Anzahl aus verschiedenen Quellen kennen, würde vielleicht genauere Ergebnisse liefern können.

II. Francischer Teil.

Die nördliche Grenze des Francischen ist bereits so weit als möglich festgestellt. Die Untersuchung kann daher nur darauf ausgehen etwaige Abweichungen von der Schriftsprache (pikardische Züge etc.) oder lokale Verschiedenheiten zu konstatieren. Auch letzteres wird kaum möglich sein, da wir aus Crépy nur ein kurzes Dokument haben und Senlis und Chaalis einander sehr nahe liegen.

Die südliche Grenze des Pikardischen, d. i. die nördl. des Francischen, fällt, wie wir gesehen haben, so ziemlich zusammen mit dem Laufe der Aisne u. der Oise. Doch war diese Grenzbestimmung keine ganz genaue. Die eingehende Untersuchung lehrte vielmehr, dass diese Grenzlinie durchaus nicht für alle pikardischen Eigentümlichkeiten zutreffe. Einige erstrecken sich nicht soweit

u. erreichen grössere u. geringere Teile des Nordens nicht. Es wäre nun möglich, dass sich einige über obige Grenzlinie hinaus erstreckten. In dieser Richtung werden die Hauptergebnisse der folgenden Darstellung liegen.

1. Lautstand. A. Konsonantismus.

C, ch. 1) *ch* vor *a* u. aus *a* entstandenen *e* oder *ie*. — 2) *c* vor ursprüngl. *e* u. *i*, sowie aus *t i* + Vokal. Ein paar Pikardismen in S 19: *jostiche* u. *justiche*.

G, w. 1) Deutsches *w* nur einmal: *Willaumes* Cr, sonst *gu* oder *g*. — 2) Ein *w* in *Lowis* S 2, S 7, S 10 u. *wit*.

T. Auslautendes *t* nach Vokalen ist überall geschwunden, sogar *salut* meist ohne *t*, vgl. *s*. —

D. In Bezug auf den Hilfslaut *d* verhalten sich unsere Texte aus S(enlis) pikardisch, sie zeigen ausschliesslich *vourront*, *tenront*, nur einmal *remaindra*. In Ch(aalis) dagegen stehen neben Formen wie *vourront*, *venrons*, *venrai*, *penre* häufiger Formen wie *voudra*, *vendrai*, *vendrons*, *prendre*, *defaudra*. Wir dürfen aber wohl trotzdem für beide Orte pikardisches Verhalten annehmen.

S, z. 1) Unsere Texte unterscheiden im ganzen *s* u. *z*. *Z* steht meist nur da, wo *ts* stehen oder früher gestanden haben sollte: *touz*, *couvenz*, *diz* u. s. w., immer *Chaaliz* (einmal *Chaalit* 32) u. *Senliz*. Merkwürdig ist, dass die participes passés überall *z* zeigen, ihr *t* muss also eben erst verstummt sein. Ausnahmen finden sich freilich überall, besonders schwanken 22 u. 23; S 19 zeigt sogar fast nur *s*.

2) *s* vor Konsonanten fällt öfter aus oder wird eingeschoben, besonders in S.

3) Vor flexivischem *s* fällt also *t* nicht aus, wohl aber öfter *l*: *nus* S 18, S 19, 25, *vies* 25, *fiz* (= filius) 28. Auch *f* fällt öfter aus: *fiez* 25, 26 (*fie* 30), *saus* 26; *c* fällt in *frans* (= francs) 25.

B. *-ble* bleibt erhalten.

F. Hinsichtlich *fors* u. *hors* findet derselbe Unterschied statt wie oben.

B. Vokalismus.

O, eu. 1) *eu* begegnet überall an Stelle eines lt. $\bar{o}$ oder $\breve{u}$ n freier Silbe; Ausnahme: *demorent* S 2_{93} S 10_{21}.

2) *ue* ist meist noch diphthongisch: *nuef* etc. Einige Male bereits *eu*: *meubles* 26, 27 *peut* 26 *peuent* 29, 32 *dileuques* 25 *ileuc* 26 *preuue* 27 *aveuc* 24, 25, 32 *veut* S 2_{53}.

3) Die gewöhnliche Form von *sur* auch hier *seur*, *sur* nur 24.

4) Überall *l'en* = *on*, ebenso *volente*, einmal sogar *volante* 34.

Oi. 1) *ei* zu *oi*. Ausnahmen: *heirs* 32, *hers* 27, sonst *hoirs*.

2) *oi* steht einige Male an Stelle von *ai*: *toigle* (= *taille*) S 2_{10}, *poiez* 27, *poier* 30, *moire* (= maire) 23.

3) *oi* zu *o*: *bos* 26 (sonst *bois*).

4) In unbetonter Silbe begegnet einige Male *e* statt *oi*: *real* S 7_{27}, *acresement* S 7_{9}, *crera* (= ?) S 2_{76}, *leal* 22 (vgl. *avera*, *devera*).

A. 1) *ã* und *ẽ* sind im ganzen in unseren Texten geschieden. Z. B. immer *Senliz* (nur in 34 *Sanliz*, auch *volante*, *novambre*, *Tample*); *ẽ* = *ã* *devent* 23, in S überall *en* = *an*. *Tans* S 15_{2} S 19_{17} 22 ist nicht auffällig, *temps* S $18_{1,2}$, in 24—32 nur *tens*; *jenvier* 22 s. o. p. 70. Danach haben wir für den Süden auch Scheidung von *ẽ* u. *ã* anzunehmen; die Urkunde 34 kann in Paris entstanden sein.

2) S hat *femme*, dies scheint aber nur dem Schreiber anzugehören, da die anderen Texte sämtlich wie der Norden *fame* haben.

Ai. Aus der häufigen Schreibung von *e* für *ai* ergiebt sich, dass *ai* nicht mehr diphthongischen Laut hat. Vor *n* jedoch bleibt *ai*. Nur S 19, das auch sonst eine Sonderstellung einnimmt, schreibt konstant *ai* (einmal *meson*). *ai* für *ei*: *paine* 25,30 *plain(e)* 27, S 15_{8}. *ai* für *oi*: *draitment* S 2_{9}, *trais* 22, *mains*. *ei* für *ai*: *meis* S 2_{16} etc. *Bertein* 23, *traveilglait* S 2_{18}. In 22 auch *-aige* für das gewöhnliche *-age*: *heritaige*, *damaige*, *messaige*.

E. 1) Unbetontes *e* vor der Tonsilbe ist noch überall erhalten: *paiement*, *aideeurs*, *meisme*, *serement*, *acheteeurs* u. s. w.; *creuz*, *cheu*, *meues*, *receu* u. s. w. Sind *feussent* 25 u. *feusse* 32 als blosse Angleichungen an *eusse* und *peusse* zu betrachten?

2) *ĕl* + Konsonanz und *ĭl* + Konsonanz geben verschiedene Laute, ersteres wird zu *eau* und *iau*: *Ansiaus* 24,25 *Anseaus* 27, *Miaus* (= *Meaux*) 30, *ruisseau* 25, *oiseau* 26, *Cysteaus* u. *Cystiaus*, letzteres zu *eu*: *ceus*, *eus*.

I, ie und **ieu.** 1) An Stelle eines *ie* steht einige Male *e*, also Ausstossung eines *i*: *Compeigne* S 2_{8}, *veilgle* S 2_{12} [*bouteiller*? S 2_{112} S 7_{33} S 10_{21}].

2) *ie*: *Michiel* Cr, *congié*, *provostiéz*, *aidier*, *obligier*, *damagier*, *chacier*, *baillier*, *eveschié* s. o. p. 72.

3) Einige eigentümliche Formen mit *iee* (*partiees* 23, *metairiees* 23, *fiees* 24) rühren wohl nur vom Schreiber her.

4) Auch in diesen Texten wechseln Formen mit *eu*, *iu*, *ieu*: *tonliu* S 2_{144}, *tonlieu* S 7_{22}, *liu* 25, 26, S $2_{87,111}$ *lieu* 31, 32, 22, *liue* S 2_{45}, *banlieue* S 7_{12}, *Mahiu* S 2_{112} S 10_{12}, *Maheu* 24, *Maheut* 29 *Mahieu(s)* 28, S 7_{33} *deu* S 2_{1} S 7_{1} S 10_{1}; *suivre*: *ensuiant* 25, *poursuir* 27, *poursieuir* 32, *poursieuisse* 27.

2. Flexion.

A. Verb. 1) Die 1 ps. sg. praes. streng ohne *e* oder *s*: *otroi*, *quit* etc., *promet*, *assent* etc.

2) In unseren Texten finden sich merkwürdiger Weise Formen der 1 ps. plur. auf *-iens*: *eussiens* 24, *avien(s)* 25,30, *pourriens* 25 *feussiens* 30, daneben *gaignions* 25 *fesions* 25 *avions* 25 *defaudrion*

30. Wenn auch S. keine solche Formen zeigt, dürfen wir doch wohl annehmen, dass sich dieser pikardische Zug auch über den Süden erstreckt.

3) Auch hier einige Formen auf — *om* (s. o. p. 73): *avom* 25,32,33, *vendrom* 25.

4) Ein *s* im passé défini 1 ps. plur. begegnet nur in *meismes.*

5) Die 3 ps. pl. des passé défini: *mistrent* 26 francisch.

6) Intervokalisches *s* ist ausgefallen vor Nasal in *veimes* 25.

7) Von stammbetonten Formen des Perfekts von *avoir* begegnet nur *eurent* 26.

8) *vouloir* mit *s*: *vousist.*

9) Futur: *rendera* 22, S 10_{21}, *renderont* S $10_{14,18}$ auch *soufferont* S $2_{10,86}$; einmal *raveront* S 2_{87}, sonst *aura, auront* u. *ara, aront* 32, sogar *donra, donrons* 26.

10) die Verben auf *-ier* haben im part. perf. nur *iée* nicht *ie.*

11) *pouvoir* wohl schon mit *v* : *pouoir, pouoient.*

12) *vouloir* 1 ps. sg. praes: *weul* u. *weil*, einmal *voil.*

B. Substantiv. In der Flexion der Substantive herrscht namentlich in S grosse Verwirrung. Die übrigen Texte zeigen etwas mehr Regelmässigkeit, doch fehlt auch in ihnen häufig flexivisches *s* oder steht an falscher Stelle.

C. Adjektiv. Die Adjektive einer Endung sind noch sämtlich erhalten, nur *presente page* in S.

D. Pronomina. Personalia. *jou* findet sich nicht, auch nicht *mi* für *moi*, wohl aber *li* als betontes masculinum in S u. 22. *eus* vgl. o. p. 81 u. p. 71.

Possessiva. *Mon, son, ma, sa; nostre,* nie *no; leur* schon häufig mit *s*; eigentümlich *les nos bestes* u. *les leur bestes* 25. Von betonten Formen begegnet nur *soue: riens des soues choses* S 2_{11} u. *li sien* 26.

Demonstrativa. 1) Artikel. Im fem. *la*, einmal *le* S 19, s. o. c. 2) p. 80. Genitiv sg. *dou* Cr, S 2_{14} etc. S 19_2 22, 23, 32, *du* S 18 S 19, 24—32. Sollen wir danach für Senlis *dou* u. für Chaalis *du* annehmen? Eigentümlich ist, dass das dem Pikardischen sonst näher stehende S 19 gerade *du* zeigt. Im Dativ sg. *au*, im präpositionalen Sinne dagegen auch hier meist *ou* u. *u.* Dativ plur.: meist *au* 24—32 (in 27 einige Male *aus*), S 15_{18} u. Cr. Daneben *aus* S 2 S 10 und *as* Regel in Cr, ferner 31. Hiernach würde in diesem Punkte Crépy zur Gruppe O N C hinzukommen.

2) *cil*, im acc. plur. *ceus.*

3) *cest*, hierzu findet sich das Neutrum *cen.*

Relativa. Ausser *qui* noch *quel*: *liquiex* u. *lesquiex*, auch *quex* geschrieben 29, einmal *quix* 22, vgl. *i.* Im Fem. *quele* (wie *tele*).

E. Numeralia. *nuef* s. o. p. 80; *sexante* lt. Schreibung 24, 25, sonst *soisante* S 15_1. Ordinalzahlen: *primer* S 10_{29}, *seconde* Cr, *tierce* 28, *quarte* 28, *quart* 25, *l'uitime* 25, *ouitisme* S 10_{15} *vint — deusime* S 7_{30}.

Es scheinen sich also in der That einige pikardische Erscheinungen über die oben bestimmte Südgrenze des Pikardischen hinauszuerstrecken:

1) Fehlen des Hilfslautes *d*, p. 80. — 2) Scheidung von *ã* u. *ẽ*, p. 81. — 3) Die Endung *iens*, p. 81. — 4) *dou* im genit. sg. des Artikels, p. 81.

Andere gemeinschaftliche, nicht wesentl. pikardische Erscheinungen: 5) *ara* futur von *avoir*. — 6) *as* im dativ plur. des Artikels. — 7) Die Scheidung von *fors* u. *hors*.

An Unterschieden zwischen der Sprache dieser 3 südlichen Orte sind zu nennen: 1) Chaalis zeigt häufiger den Hilfslaut *d*. — 2) Für *dou* erscheint in Chaalis fast nur *du*. — 3) Crépy allein zeigt einen einzigen Fall des Überganges *oi* zu *i*. — 4) *as* dat. plur. nur in Crépy.

Stellen wir zum Schluss kurz das Gesamtergebnis unserer Untersuchung auf. Die Lage unseres Departements liess uns francische, pikardische und normannische Dialekte vermuten. Es ergab sich zunächst, dass wir es nur mit francischen und pikardischen Dialekten zu thun haben; doch waren damit nicht normannische Dialekte gänzlich ausgeschlossen, da aus dem äussersten Westen Texte fehlen. Ferner fehlen Texte aus dem Südwesten, den wir als francisch ansahen, und aus einem breiten Streifen im Norden, den wir noch sicherer als pikardisch reklamieren dürfen. Als Grenze zwischen dem nach seinen Hauptmerkmalen als pikardisch zu bezeichnenden Sprachgebiete und dem francischen hatten wir den Lauf der Aisne und eine Linie parallell der Oise auf dem linken Ufer von der Einmündung der Aisne ab südwestlich teils gewonnen, teils vermutet. Wir hatten ferner gesehen, dass sich nicht sämtliche pikardische Erscheinungen so weit erstrecken; der 2. Teil der Untersuchung hat ergeben, dass einige wieder weiter gehen. Es ist daher notwendig, noch eine zusammenhängende Übersicht über die Verbreitung der wichtigsten Spracherscheinungen in unserem Departement zu geben.

I Ueber das ganze Departement erstrecken sich:

1) Formen wie *weil*, pp. 65 und 82. — 2) Fehlen des Hilfslautes *d*, pp. 65 und 80. — 3) Scheidung von *fors* u. *hors*, pp. 67 und 80. — 4) *eu* = freies o^1, pp. 67 und 80. — 5) *seur* pp. 68 und 80. — 6) *ue* pp. 68 und 80. — 7) Nichtausfall des *e* in un-

betonter Silbe (francisch!), pp. 71 und 81. — 8) *oi* = *ei*, pp. 69 und 80. — 9) Scheidung von *ã* u. *ẽ*, pp. 69 und 81. — 10) *-iens*, pp. 73 und 81. — 11) *ara*, *aront* pp. 74 und 82.

II Ueber Teile des Departements erstrecken sich u. zwar

A) über den gesamten Norden u. (Crépy) Senlis 1) Fehlen des eingeschobenen *d*, pp. 65 und 80. — 2) *dou*, pp. 76 und 82.

B) Ueber den gesamten Norden: Beaupré, Beauvais, Clermont, Neuville-Roy, Noyon, Ourscamp, Compiègne (Pont-Sainte-Maixence): 1) *c* vor *a* u. vor *e*, *ie* aus *a*, p. 63. — 2) *ch* vor *e* u. *i*, p. 64. — 3) *g* vor *a* u. vor *e* aus *a*, p. 64. — 4) Germanisches *w*, p. 64. — 5) [auslautendes *t* nach *u* erhalten, p. 65]. — 6) Fehlen des Hilfslautes *b*, p. 67 — 7) Ausfall des *t* vor flexivischem *s*, p. 66 — 8) Verwandlung des *l̦* mouillée vor flexivischem *s* in *u* p. 67. — 9) (Verwandlungvon Konsonanz + *er* in Konsonanz + *re*, p. 67. — 10) Verwandlung von *bl* in *vl* u. *ul*, p. 67. — 11) (*au* = *ŏ* + *l* + Konsonanz, p. 69). — 12) (*au* zu *a*. p. 71). — 13) *iau* oder *au* = *ĕl* + Konsonanz u. *ĕl* + Konsonanz, p. 71. — 14) *ieu*, p. 72. — 15) Futurformen auf *erai*, p. 74. — 16) *ie* = *iée*, p. 74. — 17) *men*, *sen*, p. 75. — 18) *me*, *se*, p. 75. — 19) *le* = *la*, p. 76.

C) Ueber den Norden mit Ausnahme von Clermont u. über Crépy: *as* im dat. plur., pp. 76 und 82.

D) Ueber Beaupré, Beauvais, Noyon, Ourscamp Compiègne): 1) (*w*? p. 65). — 2) (*au* = *ŏ* + *l* + Konsonanz p. 69). — 3) *chiaus*, *iaus*, p. 71. —

E) Ueber (Beaupré), Neuville-Roy, Noyon, Ourscamp, Compiègne: *ai* diphthongisch, p. 70.

F) Ueber die Nordostecke O. N. C: 1) (*chiaus*, *iaus* p. 71). — 2) (*promech*, p. 73). — 3) *fisent* p. 73 (nur in O). — 4) *jou* p. 75 (nur in O). — 5) *no* = *nostre*, p. 75. — 6) *del* vor Konsonaten, p. 76. — 7) *chiunq sissante* p. 77.

G. Krause.

Departement der Oise.

Aumale
Poix de Picardie
Conty
Ailly
Neele
Roye
Formerie
Grandvilliers
Breteuil
Montdidier
Guiscard
Pays de Bray
Crèvecoeur
Lassigny
Noyon
Marseille le Petit
Maignelay
Songeons
Beaupré
Froissy
Ressons
Ourscamp
St. Just
Ribécourt
Carlepont
Gournay
Beauvaisis
Nivillers
Bulles
La Neuville-Roy
Beauvais
Le Coudray
Estrées
Compiègne
Clermont
S. Denis
Aumeuil
Forêt de Compiègne
Vexin Normand
Noailles
Liancourt
Pierrefonds
Soissons
Valois
Mouy
Creil
Pont St. Maxence
Chaumont
Méru
Crépy
Neuilly
Chantilly
Senlis
Vexin Français
Chaalis
Magny
Forêt de Chantilly
Betz
Isle Adam
Pontoise
Méry
Dammartin
Mantes
Montmorency
Meaux
St. Denis

Dr. Steffens im *Archiv f. d. St. d. n. Sp.* liefern, nach seiner Abschrift habe ich mir inzwischen mit seiner freundlichen Einwilligung die mich besonderes interessierende Abteilung kopiert.

1. Was zunächst die Bezeichnung *Balletes* anlangt, so sagt P. Meyer noch *Romania* 1890 XIX S. 29 kurz und bündig: *Le nom français correspondant [au provençal ballada] est ballete, qui, dans le chansonnier Douce, désigne une poésie composée en général de trois couplets à refrain .... Mais, dans la seconde moitié du XIII*[e] *siècle le nom ballade fut introduit dans le Nord ... et suplanta ballete. Pourquoi? Nous n'en savons rien.* P. Meyer selbst bemerkt in einer Fussnote: *Ce mot manque dans le dict. de M. Godefroy.* Er bringt auch keinerlei weitere Belege für das Wort bei, ebenso wenig habe ich bis jetzt irgendwo, insbesondere auch nicht in den Liedertexten selbst ein neues Beispiel dafür zu entdecken vermocht. Jeanroy, *Origine de la poésie lyr. en France* S. 403 Anm. meint: *C'est probablement le mot de balada qui a passé au nord sous la forme ballette... Le mot balada ou balade est donc un terme assez large ... Au contraire, le mot ballette ... désigne une forme très déterminée.* Einen Beleg für *ballette* giebt auch er nicht. G. Paris endlich äussert sich in seinem *Compte rendu* über Jeanroy's Buch (im *Journal des Savants* 1892) über diesen Punkt gar nicht. Er sagt nur S. 54 (des *Extrait)* Anm. 3: *Les ballettes du ms. d'Oxford appartiennent à un genre plus récent et plus conventionnel* als die ältesten *chansons de carole*, von denen uns inbesondere in Guillaume de Dole leider zumeist nur Bruchstücke überliefert seien.[1]) Somit scheint festzustehen, dass die Namensform lediglich auf der vorher angeführten Abteilungsüberschrift der Oxforder Liederhandschrift beruht. Dazu kommt nun noch, dass die dritte Strophe eines der Lieder (Nr. 14) unserer Abteilung beginnt: *Balaide, sans demoreir Vai ou je t'envoie,* also die sonst übliche Bezeichnung verwendet. Sollte die Form *ballete* daher etwa nur eine schlechte Schreibung für *balaide* sein? Ich wage es nicht bestimmt zu behaupten, obwohl es dem nachlässigen Kopisten der Oxforder Hs. wohl zuzutrauen wäre. (Vgl. *mette* = *matte, amesse* = *amasse* 183, I 3 u. 7.) Wie dem auch sei, jedenfalls kann man *ballete* nicht ohne weiteres als nordfranzösische Namensform, gleichberechtigt

[1]) Gegenüber Paris' Ansicht (s. Roman de Dole. Introd. S. C.), dass noch keines dieser Lieder die Form des Roondet oder Triolet aufweise, welche im 13. Jh. die herschende wurde, hebe ich im Jahresbericht f. rom. Phil. hervor, dass sich darunter gleichwohl recht viele Triolets finden; es ist nur zu beachten, dass hier überall, gerade so wie in vielen Balletes der Oxforder Sammlung der Refrain im Anfang weggeblieben ist. In den beiden gleich anzuführenden Triolets der letzteren Sammlung ist umgekehrt der Refrain am Schluss unterdrückt.

mit der südfranzösischen *balada*, ansehen und noch weniger ist ausgemacht, dass sie im Gegensatz zu *balada* eine ganz bestimmte Gedichtform bezeichnet, aber von letzterer in der zweiten Hälfte des 13. Jh.'s auch in Nordfrankreich ersetzt worden ist. Gegen die Bildung des Wortes *ballete* ist allerdings nichts einzuwenden. Während *balada* als weibliche Partizipialform durch Ergänzung eines weiblichen Substantivs sich als ein getanztes Lied, ein Tanzlied zu erkennen giebt, wird *ballete* als Deminutiv der altfranz. Substantiva *bal* oder *bale* anzusehen sein, also eigentlich „ein Tänzchen" bedeuten, ähnlich wie *rondet, rondel, rondelet* zunächst „eine kleine Runde" bezeichneten, dann aber auf die bei solchen Tänzen gesungenen Gedichtformen übertragen wurden. Aus praktischen Gründen wird man darum immerhin die Bezeichnung *Ballete* für die ältesten nordfranzösischen Balladenformen beibehalten dürfen.

2. Die Zahl der in der Oxforder Sammlung enthaltenen *Balletes* ist bisher noch nicht genau festgestellt. Der Zählung der Hs. selbst nach hätten wir 185, denen noch 3 unnumerierte folgen. Dazu würden nach P. Meyer *Grans Chans II,* sowie die Pastourellen VI, XIII und XXXI kommen. Ich rechne ausserdem *Pastour.* I und XXV hinzu. Überdies sind aber unter Nr. 58 und 126 je zwei, unter Nummer 136 sogar drei verschiedene Lieder zusammengenommen. Es würde also die Gesamtzahl auf 198 steigen. Indessen sind 16 Texte doppelt und zwar unter verschiedenen Nummern überliefert (nämlich 11, 115; 15, 117; 19, 119; 22, 73; 24, Past. XXXI; 32, *104;* 33 *105*; 34, *106*; 36, *112*; 38, *109;* 39, *108;* 41, *135*; 42, *64*; 49 *92*; 113, Past. I; *134*, 136c), nicht nur 10, wie Raynaud's Verweise im Verzeichnis andeuten, so dass sich die Zahl auf 182 reduziert. Unter diesen 179 Liedern sind aber noch viele, die schon ihrer Form nach als *Balletes* nicht anzusehen, also fälschlich in die Abteilung geraten und auszuscheiden sind. Dahin gehören zunächst die beiden der Nummer 58, welche sich als *Triolets* zu erkennen geben,[2]) ferner Nr. 71, 72, 182; 183; 70, 74, 134,

[2]) Nr. 58a:

	Por deu, car ne m'oblïeis,)*	A_7
	Douce, plaixans, simple et coie!	B'_7
3	Se de vos suix aloigniés,	a_7
	Por deu, car ne m'oblïeiz!	A_7
	Car plus soffre de grietei,	a_7
6	Que quant sovant vos veoie.	b'_7
	[Por deu, car ne m'oblïeis,	A_7
	Douce, plaixans, simple et coie!]	B'_7

*) Man beachte, dass *oblïés* im Afr. sowohl: *ié* wie: *é* reimt, daher hier: *aloigniés* und zu: *grietei*. Vgl. überdies den Refrain von Nr. 133: *Emmi, brunette jolie, Por deu ne m'oblïeis mie!* und den Trioletrefrain in No. 65 der Motets unserer Hs. (Raynaud Rec. II S. 23): *Por deu, dame, ne m'oblieis,*

(136c), 139, 184, 185, der *Grant chant* II; 110 und 136a b., welche refrainlose Lieder sind und aus je 5, 6, 3 oder 1 Strophe bestehen. Auszuscheiden werden auch noch sein 6, 52, 8, 17. Jede ihrer 3 Strophen weist einen anderen Refrain auf, bei 6 sind diese Refrains anderen Liedern unserer Sammlung (34, 36, 7) entnommen.[3]) In 17 hat die völlige Gleichheit der 3 Strophen darunter keinerlei Einbusse erfahren,[4]) in 8 ist in Folge verschiedenen Reimausgangs der drei einzeiligen Refrains, für die unmittelbar voraufgehende Strophenschlusszeile Reimwechsel durchgeführt, so dass sie immer

---

Si fereis vostre cortoisie. — Nebenbei bemerkt sind sämtliche Motets der Hs. von No. 64—101 (mit alleiniger Ausnahme von No. 97) regelrechte Rondels, was bei No. 66 von Raynaud verkannt ist. Ähnlich Romanze 22 bei Bartsch.

Nr. 58b: *Maris, cant plus m'i destraigniez,* A_8
Tant est mes cuer[s] d'ameir an grant; B_8
3 Car amors vuelt ke cous soieis. a_8
Maris, can plus m'i destraigniez, A_8
Saichiés, ke petit i gaigniés, a_8
Au riotei perdeis vos tans. b_8
[Maris, cant plus m'i destraigniez, A_8
Tant est mes cuers d'ameir an grant.] B_8

[3]) Nr. 6. 1 Haute pensee me done C''_8
De desireir belle et bone a'_4
D'un dous espoir, s'an vuel chanteir b'^3
De volentei; c'amors m'i point: c_8
Trop me destrent Li malz don point C_4 C'_4
N'ai de confort et si me point. C_8
2 Comant c'amors me contraigne, a'_7
N'ai voloir, ke je me faigne, a'_7
Ansois an vorrai je chanteir b_8
Iceste chansonette: c'_6
Or lai truix trop fierete, C'_6
Voir, voir, voir, (D_3)
A ceu k'elle est simplete. C'_6
3 Cant a ceu (a)meneir me daigne a'_7
Loialz amors, ke je taigne a'_7
Mon cuer an si tres haut penser, b_8
Chanter voil joliement: c_7
Et comant? C_3
Par son dous comandement. C_7

Der Rfr. von Str. 1 ist der von Nr. 34 (106, der Rfr. von Str. 2 der von Nr. 36 (112, (s. S. 97) der Rfr. von Str. 3 der von Nr. 7 (s. S. 96).

[4]) Nr. 17. 1 Amors me semont et prie a'_7
D'ameir celle a cui s'otrie a'_7
Mes cuers; mais ozeis ke die a'_7
Ne suix. mercit, ke ferai? b_7
Ay, ai, ai, (ai) comant saurait elle donc les malz ke j'ai? B_{14}
2 Je vuel bien a chiere li(e)e a'_7
La poinne ke j'ai sentie a'_7
Andurer, cai ke nuns die a'_7
Et de boin cuer chanterai: a'_7

mit der Refrainzeile reimt.[5]) In 6 ist die Strophenschlusszeile auch der Silbenzahl nach der in den einzelnen Strophen verschieden langen letzten Refrainzeile angeglichen, und in 52 ist sogar der ganze Strophenabschluss, welcher durch eine Diäsis vom Hauptteil der Strophe deutlich getrennt ist, mit dem ganzen von Strophe zu Strophe variierenden Refrain in genaue Übereinstimmung gesetzt.[6])

Je me ting joliement pour un dous espoir ke j'ai. B_{14}
3 Dame de graice garnie, a'_7
An jolïetei norie, a'_7
Soffreis, ke je chante et die a'_7
De cuer anvoixié et gai: b_7
C'est la fins, lai fins [que j'] ai), ke nuns die, j'amerai.* B_{14}
*) Hs. *c'ai.*

[5]) Nr. 8. 1 J'ai lon tans estei, a_5
Que je n'ai chanteit. a_5
Or me vient an grei, a_5
Que je chant(e) ceste chanson: b_7
Je n'ai joie, se de ma dame non. B_{10}
2 Fine volontei a_5
M'ait a ceu meneit, a_5
Ke san faucetei a_5
Ain, s'an val mues nuit et jour: b_7
On doit [mues] valoir por [sa] bone amour. B_{10}
3 Amors (m'ait) aseneit a_5
[M'ait] an loialtei, a_5
Par jolïetei a_5
Chanterai de cuer jolis: b_7
A ma volontei ait mes cuers choisit. B_{10}

[6]) Nr. 52. 1 Je ne chantai onkes mais a_7
De si bone volantei; b_7
C'est bien drois, c'ai mon chant paire, c'_7
Se je suis jolis et gais; a_7
Ma daime l'ait comandeit b_7
Pouxans noble et debonnaire, c'_7
Novelle chanson a faire, c'_7
S'an di por faire son grei b_7
Iceste chansonette Doucette: d'_6 d'_2
J'ai cuer et cors tot donnei B_7
An vous douce simplete, Noblette. D'_6 D'_2
2 Car je suis vos amins vrais a_7
Pour faire vos volenteis, b_7
C'il vuelt a vostre cuer plaire, c'_7
Gracious cors et parfais, a_7
An sovrainne humilitei b_7
Por doner vrai examplaire c'_7
De tous biens dire et retraire. c'_7
Por ceu obeïr d_5
Vos vuel, s'an di sans mantir: d_7
Dame, grant desir D_5
Ai de faire vos plaixir. D_7
3 C'a se toujors me suix trais, a_7
Saige, plenne de bontei, b_7
Dont ja ne m'an kier retraire, c'_7

Endlich scheide ich noch aus. Nr. 97 und 171 mit rein oder vorwiegend musikalischen Refrains.[7])

Mais servir a poc de plais a_7
Sans panceir a faucetei b_7
N'a chose que soit contraire c'_7
A vos saverous viaire, c'_7
S'an vuel dire par amistei b_8
Et par dousor: b_4
(Ke) Cis virelis ke j'ai troveit B_8
Me vient d'amor. B_4

[7]) Nr. 97. 1 Je me levai ier main par un matin a_{10}
Par devant moi acoilli mon chamin, a_{10}
Trovai Marot seant dezos un pin, a_{10}
Je m'acis sus son giron. b_7
Sa delaridon darion ma dame, sa delarire donne.

2 De son amor li priai doucement a_{10}
Et li promis corroie a cloz d'argent. a_{10}
De li ai fait mes boins et mes talens a_{10}
Desoz l'ombre d'un boixon. b_7
Sa delaridon darion [ma dame, sa delarire donne.]

3 Robins lou voit que mout s'an mervilloit, a_{10}
Vers iauz ce trait por veoir les donois. a_{10}
„Di moi, Marot, par la foit ke me dois: a_{10}
(Et) Ki fut ores cilz garsons?“ b_7
Sa delaridon darion [ma dame, sa delarire donne.]

4 Se dist Marot: „c'est fiz de mon antein, a_{10}
Il vint arsoir, si s'an irait demain, a_{10}
Aporteit m'ait dou fromaige et dou pain a_{10}
Por moi et por mon chienson.“ b_7
Sa delaridon darion [ma dame, sa delarire donne.]

5 Et dist Robin: „Marot, gran tort aveis. a_{10}
Estre cuidai dou tout li muez ameis; a_{10}
Mais je voi bien, ke je suis ranfuzeis a_{10}
Por un estrainge garson.“ b_7
Sa delaridon darion [*ma dame, sa delarire donne.*]

6 Et dist Marot: „Robin grant tort aveis. a_{10}
Il m'ait promis des biaz jualz asseis; a_{10}
Kant jes arai, si lou lairai alleir, a_{10}
Ne n'amerai ce vos non.“ b_7
Sa delaridon darion [*ma dame, sa de larire donne*].

Nr. 171. 1 Antrai en la ruwelette, a'_7
Si trovai la beguinette, a'_7
Vestu ot cotte percete, a'_7
Pers non pers, Dieu pers, ci pers, pers pers, b
Pers *il vait par lou muguet* C_7
Dondieus, dondieus, hureliva, heuva, heuvien, beurelidon. D_{16}

2 Elle estoit nee de Troie, a'_7
Si avoit a non Maroie. a'_7
Je li achetai corroie, a'_7
Cors non cors, Dieu cors, ci cors, cors cors, b
Cors *i vait par lou muguet* C_7
Dondieus, don(t)dieus, [*hureliva, heuva, heuvien, beurelidon.*] D_{16}

3 Beguine, ce dex me voie, a'_7

Ob die nach Abzug der angeführten 22 Texte verbleibenden 160 Lieder sämtlich als *Balletes* anzusehen sind, möge vorläufig dahin gestellt bleiben. Dass sich ausser „*Balaide*" (für 14) für einzelne auch noch andere Bezeichnungen finden, kann dabei jedenfalls nicht in Betracht gezogen werden.[8])

3. Ueber den Bau der *Balletes* drückt sich Jeanroy[9]) sehr vag und schief aus: „*elle emprunta aux chansons leurs formes savantes, et fit suivre les couplets d'un refrain qu'elle y rattacha ordinairement en allongeant ceux-ci d'un vers ayant la même rime que le refrain tout entier ou que l'un de ses vers . . . on ne s'astreint pas à donner la même dimension aux derniers vers du couplet et au refrain, ce qui serait évidemment plus régulier; la liaison du couplet et du refrain se fait au contraire d'une maniere très libre.*" Demgegenüber habe ich bereits im Grundr. der rom. Philol. (Rom. Metrik Abschn. 198 f.) auf Grund der wenigen mir damals bekannten Texte unserer Sammlung die prinzipielle Uebereinstimmung der nord- und süd-franzö-

---

Volentiers vos baixeroie, a'_7
Ce soulette vos tenoie." a'_7
Soule, non soule, dieus soule, si soule, soule soule, b'
Soule *vait par lou muguet* C_7
Dondieus, [*don*]*dieus hurelivai* [*heuva, heuvien, beurelidon*]. D_{16}
4 „Je ne suis pas si folette, a'_7
Ke soie vostre amïette, a'_7
Se je ne voi lai promesse." a'_7
Folle, non fole, Dieus folle, va folle, folle folle, b'
Folle *i vait par lou muguet.* C_7
Dondieus, dondieus hureliva huva heuvien beurelidon. D_{16}

[8]) So wird 14 gleichzeitig auch als *Chant*, wie 38, 65, 78 (in beiden letzten Fällen nur im Refrain) bezeichnet, als *Chanson* führen sich ein: 21, 50, 60, 77, 88 107, im Refrain 40, 151 und mit Bezug auf den Refrain 46, 120. Nur 77 und 88 sind 5strophig, wie das refrainlose 72, welches sich ebenso wie das gleichfalls refrainlose 8 und das unregelmässige 52 auch „*Chanson*" nennt. Der Name „chansonette" findet sich: 81, 85, 87, 101, 131, 149, und mit Bezug auf den Refrain: 36, 51, 75 (ebenso im unregelmässigen: 52). Endlich begegnen auch noch die Bezeichnungen „Veirelit": 100 (ebenso wie in 52) mit Bezug auf den Refrain, 149 im Refrain selbst, sowie „Motet": 16 mit Bezug auf den Refrain.

Unter der Ueberschrift *Rondeaux et Motets d'Adam de la Hale* hat Raynaud in seinem *Rec. de Motets fr.* (II. 109 f. und 113 f.) zwei Balletes dieses Dichters wieder abgedruckt, welche Coussemaker (*Oeuvres compl. d'A. de la H.* S. 214 und 234) den Rondeaux zugezählt hatte. Ihre Form ist: B_7 B_4 B_4 | a'_7 a'_7 | a'_7 b_7 | B_7 B_4 B_4 und C_7 C_7 | a_5 b_7 a_5 b_7 | b_7 c_5 | C_7 C_7. Die letztere ist nur 2strophig; Raynaud hat die beiden ersten Textzeilen fälschlich zum Refrain gezogen und am Schlusse wiederholt. Ausserdem habe ich noch zwei weitere Balletes in Raynauds Rec. gefunden, nämlich ein etwas unregelmässiges I, 3: a_7 a_3 a_5 a_7 a_5 b_8 b_8 b_7 | a_7 c'_5 | A_7 C'_5 (Str. 2 zeigt Reimwechsel und abgeänderten Refrain) und II, 92: a_7 a_7 | a_7 b_7 | B_5 B_7. Auch Pastourelle 1 bei Bartsch S. 103 ist eine Ballade (Tilge *vos* im Refrain), Form: a_7 b'_5 a_7 b'_5 c_7 | c_7 d'_5 | E_7 D'_5.

[9]) P. Meyer's bereits angeführte Angabe ist noch vager.

sischen, wie der italienischen Balladenstrophen konstatiert.[10]) Als Haupt-Eigentümlichkeit der Balladenstrophe galt mir nicht sowohl die ursprüngliche Uebereinstimmung von Refrain und Strophen-Ausgang als vielmehr die konstante Gewohnheit, diese ursprüngliche Uebereinstimmung durch Angleichung an den Strophengrundstock zu verwischen. Die Angleichung bestand mir darin, dass der Anfang des Strophenausgangs mit dem Schluss des Strophengrundstockes in Uebereinstimmung gebracht wird. Ich möchte nunmehr das Resultat einer Prüfung aller *Ballete*-Formen unserer Sammlung nach diesem Gesichtspunkte vorlegen. Voranschicken kann ich, dass durch dasselbe meine Auffassung in vollem Masse bestätigt wird.

Zwar entspricht der Strophenausgang noch in 59 Fällen genau dem Refrain und zwar in 37 Fällen derart, dass der Strophenausgang mit dem Schluss des Strophengrundstockes auch dem Reime nach unverbunden bleibt[11]). Z. B. No. 114:

Honis soit li jones hons C_7
Qui premiers fut sans amors! C_7
J'ai trop longuement esteit, a_7
Ke je n'amai. b_4
Ceu m'ait fait ma niceteit; a_7
Car bien lou sai. b_4
S'an requier mercit amors, c_7
K'elle m'an faice pardon. c_7
[Honis soit li jones hons C_7
Qui premiers fut sans amors!] C_7

In den übrigen 22 Fällen ist neben völlig gleichem Bau von

---

[10]) Nach den neueren Ermittelungen von Biadene (*Leggenda dello sclavo Dalmasina.* 1894 S. 23 f.), Flamini (*Studi di storia letteraria ital. e straniera* Livorno 1895 S. 145 ff.) und Mussafia (*Sulla antica metrica portoghese* Wien 1895 S. 12) kann man jetzt sogar von einer ursprünglich gemein-romanischen Balladenstrophe reden. Vgl. darüber meine Bemerkung im Jahresber. über die Fortschr. d. rom. Philol. II. (1891—94) im Abschnitt über romanische Metrik.

[11]) Es sind (In Klammer setze ich die Formel für den Refrain) 128 (B_7), 130 (B_8). 126a (C_8, Hs.: C_{10}), 138 (E_8), 132 (A_{10}), 94 (B_{14}), 123 (B'_7 B'_7), 114, 141 (C_7 C_7) 147 (B'_{10} B'_{10}), 148 (C_{10} C_{10}), 24 (C'_6 C'_{11}), 124 (B'_{11} C_7), 25 (B'_6 B'_9) 78 (A_8 B_8 B_8), 76 (C_8 D_8 C_8), 15 [117] (C'_5 A_5 A_7), 3 (A'_6 B_4 A'_6), 77 (A_8 B'_6 A_8), 44 (B_1 B_8 C_6), 158 (B_7 C_5 C_{11}, das entsprechende c_{11} hat in Str. 2 und 3 Binnenreim b_7), 45 (C'_4 C'_4 C'_4 D_4), 54 (B'_5 C_5 C_5 B'_5). 62 (C_7 D_7 C_7 D_7), 160 (C'_3 D_6 C'_3 D_6), 87 (C'_5 C'_5 D_2 D_7). Dazu gehören auch: 48 (mit D'_6 C_6 D'_6 C_6 gegen Strophenabschluss b'_6 c_6 b'_6 c_6). 122 (D_7 B_8 gegen c_7 b_8), 180 (E'_7 D_8 D_8 gegen c'_7 d_8 d_8), 63 (E_7 D_4 E_7 D_4 gegen c_7 d_4 c_7 d_4), 33 [105] (F_7 F_7 E_7) gegen d_7 d_7 e_7). In allen fünf Fällen reimen b', c, c', c, d nicht mit dem Ende des Strophengrundstockes. Ganz verschiedene Reime bei sonst gleichem Bau weisen Refrain und Strophenabschluss auf in 3 Fällen: 186 (E_7 E_7 gegen d_7 d_7), 101 (D_7 D_{14} D_7 gegen b_7 b_7 c'_7 c'_7), 169 (D_8 D_3 D_8 D_5 D_3 gegen c_8 c_3 c_8 c_5 c_3). Auch hier hat der Strophengrundstock keinen der Reime des Strophenausgangs.

Refrain und Strophenabschluss, der Anfang des letzteren mit dem Ende des Strophengrundstocks in Uebereinstimmung[12]). Z. B. Nr. 155:

1 Bonne volenteit ke j'ai a_7
De servir dame au cuer gai a_7
Me tient jolis, s'an dirai a_7
Por amendeir: b_4
Jai ne me repentirai A_7
De bien ameir. B_4
2 Je ne sai, ce jai aurai a_7
Confort, ou ce g'i farrai; a_7
Mais tant com je viverai a_7
Vorrai chanter: b_4
Jai ne me repentirai A_7
De bien amer. B_4

In 87 weiteren Fällen ist aber die Uebereinstimmung des Strophenabschluss-Anfangs mit dem Ende des Strophengrundstocks schon durch Differenzierung des Strophenabschlusses von der Form des Refrains herbeigeführt. Diese Differenzierung erstreckt sich zunächst nur auf Ersatz des ersten Reimes durch den unmittelbar voraufgehenden des Strophengrundstockes. Das lässt sich in 31 Fällen beobachten. Z. B. Nr. 107:

Trop mi destraint l'amor Biautrix B_8
Et sai bouchette et son cleir vis. B_8
1 Por li chanson ferai, a_6
Puis c'ancomanciet l'ai, a_6
Ne jai ne m'an departirai, a_8
Ains la servirai de cuer fin. b_8
[*Trop mi destraint l'amor Biautrix* B_8
Et sai bouchette et son cleir vis.] B_8
2 Nuns ne m'an doit blameir a_6
D'une teil dame ameir, a_6
Kar en li sont tuit mi panceir, a_8
Et se ne pux troveir mercit. b_8
Trop mi destraint l'amor Biautrix B_8
Et sai bouchette et son cleir vis. B_8

Ich setze hier die vollständigen Reimformeln her:

118. a_7 b_7 a_7 b_7 | b_7 a_7 | (A_3) A_7 A_7[13])

Ferner werden wir hierher rechnen dürfen: 93 (B_9 gegen b_8, doch zerfallen beide in zwei 4-Silbner, ersterer nur in einen weiblichen und einen männlichen), 43 (A_7 B'_5 A_7, der Strophenschluss a_7 b'_5 a_7 stimmt in, Str. 1 und 3 völlig überein, die erste Zeile auch Str. 2), 47 (B_7 B'_5 B_6) gegen b_7 b'_5, die letzte Refrainzeile kann ohne Bedenken getilgt werden: *Car j'ain de fin cuer et fin Dame bone et fine Loialz d'amor et fine*).

[12]) Es sind: 23 (A_7 B_7), 156 (B_7 C_7), 18 (A_{11} A_{11}). 22 [73] (B'_7 C_7) 176, 188 (B_7 C'_7), 146 (B'_6 A_8), 155 (A_7 B_4), 10, 153 (B_7 C_4), 82, 116 (A'_7 B_5), 40 (A_8 B_2), 102 (A_7 A_7 A_7), 174 (A'_7 B_7 A'_7), 12 (B_6 C'_6 B_6 C'_6, 162 (A'_7 B_5 A'_7 B_5), 60 (B'_7 A_7 A_7 B'_7), 29 (B'_5 C_5 B'_6 C_5), 98 (A'_7 B_4 A'_7 B_4). Hierher werden auch gehören 140 (B_7 A'_7 die Hs. hat B_7 B_7 gegen Strophenabschluss b_7 a'_7) und 142 (B_7 C_5 [A_7]). Vgl. Bartsch R. u. P. I, 24, II 45.

[13]) Der 3-Silbler *Por ceu chant* ist leicht entbehrlich.

65.	$a_7\ b_5\ a_7\ b_5 \mid b_7\ a_7 \mid A_7\ A_7\ (A_7)$[14])
4.	$a_7\ a_7 \mid a_7\ b_7 \mid B_7\ B_7$
55. 66. 80. 84. 103. 125.	$a_8\ a_8 \mid a_8\ b_8 \mid B_8\ B_8$
30. 85.	$a_{10}\ a_{10}\ \ a_{10}\ b_{10} \mid B_{10}\ B_{10}$
131.	$a_{10}\ a_{10}\ \ a_{10}\ b_{11} \mid B_{10}\ B_{11}$
107.	$a_6\ a_6 \mid a_8\ b_8 \mid B_8\ B_8$[15])
178. 99. 100.[16])	$a'_7\ a'_7 \mid a'_7\ b_7 \mid B_7\ B_7$
37.	$a_8 \mid a_8\ b'_8\ \ B'_8\ B'_8$
179.	$a_{10}\ a_{10}\ \ a_{10}\ b_6 \mid B_{10}\ B_6$[17])
144.	$a'_7\ b_7\ a\ \ b_7 \mid b_7\ c_7\ C_7\ C_7$
175.	$a_7\ b_7\ a_7\ b_7 \mid b_7\ c_7 \mid C_7\ C_7$[18])
32. (104).	$a'_7\ b_8\ a'_7\ b_8 \mid b_8\ c_8 \mid C_8 \mid C_8$
164.	$a'_7\ b_7\ a'_7\ b_7 \mid b_7\ c_7\ A'_7\ C_7$
20.	$a_7\ a_7 \mid a_7\ b_7\ c_7 \mid B_7\ B_7\ C_7$
173.	$a_7\ b_5\ a_7\ b_7 \mid c_5 \mid c_7\ d_7 \mid D_7\ D_7$[19])
172.	$a'_6\ a'_6 \mid a'_7\ b_6\ b_6\ a'_2 \mid B_6\ B_6\ B_6\ A'$[20])
168.	$a_4\ b_4\ a_4\ b_4 \mid b_8\ c_8 \mid B_4\ C_4\ C_8$)[21])
49. (92).	$a_7\ a_7 \mid a_7\ b_4\ b_7 \mid B_7\ [B_4]\ B_7$ Ferner Past. 6, 13, 25.

Ich teile auch den Text von No 49 (92)[22]) ganz mit:

Les malz d'amors santi ai [*Com ami vrai*] $B_7\ B_4$
Et sans et adès ferai. B_7
1 Dame plainne de bontei, a_7
Leaulment vos ai amei, a_7
Bien m'aveis reconfortei, S'an chanterai $a_7\ b_4$
Et plus jolis en serai: b_7

---

14) Das letzte A_7 kann getilgt werden: *Car je n'i puix autrement (Avoir cuer liet ne joiant).*

15) Ebenso gebaut ist Str. 3 von 34 (106), aber in Str. 1. 2 wird a_8 durch $b_4\ b_4$ ersetzt und lautet also die Formel:

$a_6\ a_6 \mid b_4\ b_4\ c_8 \mid C_4\ C_4\ C_8$

16) Nr. 99. lautet der Refrain der Hs. nach $B_7\ B_8$ Ich lese aber: *Mesdixant, c'an tient a vos, Ce (je) voil ameir par amours.* (Vgl. Anm. 18) — Nr. 100 lautet der Refrain in der Hs. $B_5\ B_6\ B_7$. Durch Reduzierung des 5-maligen Ausrufs *Dues* auf einen 1-maligen ist aber die korrekte Form leicht zu gewinnen.

17) Die Hs. hat $B_{10}\ B_{10}$: *Enmi, je muer des jolis malz d'ameir Et si ne puis en li merci troveir*, B. etwa: *N'i puis merci troveir.*

18) Die Hs. bietet $C_7\ C_8$ (Vgl. Anm. 16). Ich bessere: *Helais, je chante et bien voi*: (*Ke*) *Madame aimme autre ke moi.*

19) Die sehr ungleichmässig gebaute Strophe zeigt eine Diäsis, ihr ist nur dem Reime nach der Anfang des Strophenabschlusses angebildet, doch weicht die Silbenzahl ab.

20) Um den Bau regelmässig zu machen, muss a_7 im Anfang des Strophenabschlusses in a_6 verändert werden, was aber in den 2 allein überlieferten Strophen nicht ganz unbedenklich durchzuführen ist.

21) Fasst man $B_4\ C_4{=}C_8$ unter Vernachlässigung des Binnenreimes, so ist die Form regelmässig, nur weicht die Silbenzahl des Strophengrundstock-Endes ab vom Anfang des Strophenabschlusses.

22) Nr. 92 liest 2, 2 *Amours lou m'ait comandei*, 2, 4 *Son voloir*, und Str. 3 lautet ganz abweichend und wohl richtiger:

Mon cuer truix antalentei
De faire vos volentei;
Car tant ait an vos biautei, Ke joie an ai
Je jai ne m'an partirai.

[*Les malz d'amors santi ai Com ami vrai* B_7 B_4
Et sans et adès ferai.] B_7
2 Je chant par joliëtei, a_7
Ma dame lou m'ait mandeit; a
Tout me sant anamorei, Ke je ferai a_7 b_4
Ces voloirs tant com vivrai. b_7
[*Les malz d'amors santi ai Com ami vrai* B_7 B_4
Et sans et adès ferai.] B_7
3 Daime, je vous ai donei a_7
Mon fin cuer sans faucetei, a_7
Si m'an dovriez savoir grei. Or i parrait, a_7 b_4
Li queilz plus loialz serait. b_7
[*Les malz d'amors santi ai Com ami vrai* B_7 B_4
Et sans et adès ferai.] B_7

In 13 weiteren Gedichten ist der Refrain bereits zur 1-Zeile reduziert wie in der späteren Ballade, doch setzt der Bau des abgeänderten Strophenabschlusses, wenigstens ursprünglich, einen 2-zeiligen Refrain voraus. So z. B. Nr. 28:

1 Je chans en espoir joli, a_7
An dezirant de merci a_7
Por celle a cui suix amins; a_7
Ce li proi, b_3
K'i[l] li sovigne de moi B_7
[*Sens anoi.*] B_3
2 Dame, de cuer lou vos pri; a_7
Car riens ne desire si, a_7
Con savoir vostre plaixir a_7
Et l'otroi, b_3
K'il vos sovigne de moi B_7
[*Sens anoi.*] B_3
3 Cant je remir vos cleir vis, a_7
Trestous li cors me fremit. a_7
Lors suix je plus desirans[23]) a_7
De savoir, b_3
K'il vos sovigne de moi B_7
[*Sens anoi.*] B_3

Die Reimformeln der 13 Gedichte lauten:

56. $a_7\ b'_7\ a_7\ b'_7 \mid b'_7\ a_7 \mid A_7\ [A_7]$
151. $a_7\ b_8\ a_7\ b_8 \mid b_7\ a_7 \mid A_7\ [A_7]$
42. (64). $a'_7\ b_3\ a'_7\ b_3 \mid b_7\ a'_7 \mid A'_7\ [A'_7]$
61. $a'_7\ b_5\ a'_7\ b_5 \mid a'_7\ b_7 \mid B_7\ [B_7]$
28. $a_7\ a_7 \mid a_7\ b_3 \mid B_7\ [B_3]$
143. $a_7\ b_7\ a_7\ b_7 \mid b_7\ c'_7 \mid C'_7\ [C'_7]$
166. 167. 187. $a_7\ b_7\ a_7\ b_7 \mid b_7\ c_7 \mid C_7\ [C_7]$
152. $a_7\ b'_7\ a_7\ b'_7 \mid b_7\ c_7 \mid C_7\ [C_7]$
165. $a'_7\ b_7\ a'_7\ b_5 \mid b_7\ c_7 \mid C_7\ [C_7]$
170. $a_7\ a'_5\ a_7\ a'_5 \mid a'_7\ b_5 \mid [B_7]\ B_5$
145. $a_7\ b_5\ a_7\ b_5 \mid c_5 \mid c_7\ c'_5 \mid C'_7\ [C'_5]$

In einem Falle ist nicht nur der erste, sondern sind beide Reime des Strophenabschlusses gegenüber dem Refrain dem Endreim des Strophengrundstockes angeglichen, nämlich in Nr.:

---

[23]) Bessere: *Lors ai je plus grant desir.*

2 a_8 b_8 a_8 b_8 | b_8 b_8 | A_8 A_8.

In zwei Fällen ist die Angleichung durch Umstellung der beiden ersten Reime bewerkstelligt. Es sind Nr.:

14 a_7 b'_5 a_7 b'_5 | b'_7 a_7 | A_7 B'_7.

21 a_7 b'_7 a_7 b'_7 | b'_7 c_7 c_7 | C_7 B'_7 C_7 (abgedr. v. P. Meyer *Documents* S. 237).

Zweimal brauchte dagegen nicht der Reim, sondern nur die Silbenzahl der Anfangszeile des Strophenabschlusses mit der Silbenzahl der Endzeile des Strophengrundstockes in Übereinstimmung gebracht zu werden nämlich in Nr.:

39 (108) a'_7 a'_7 | a'_7 b_7 a'_7 | A'_5 B_7 A_7[24])

86 a_7 b'_5 a_7 b'_5 | a_5 | a_5 b'_5 | A_7 B'_5.

In 8 anderen Fällen erfuhr dagegen sowohl der Reim wie die Silbenzahl eine Abänderung, z. B. in Nr. 7:

1	Dame saige et antandive	a'_7
	A tote honour aconplir	b_7
	Et la plus plaixans qui vive	a'_7
	Me fait joie maintenir	b_7
	Et avoir joli desir	b_7
	Plus que ne suel an chantant.	c_7
	Et comant?	C_3
	Par son dous comandement.	C_7
2	Drois est, c'an mon cuer escrive	a'_7
	Ces grans biens pour sovenir;	b_7
	Car plus an serait soutive	a'_7
	Ma pansee a obeïr	b_7
	A son saverous plaixir.	b_7
	S'an chanterai gaiement:	c_7
	Et comant?	C_3
	[*Par son dous comandement.*]	C_7
3	Fine amour loial et vive	a'_7
	De mon cuer bien esjoïr	b_7
	Or dont (*Hs. dent*) deus, ke soit hastive	a'_7
	Celle de moi retenir	b_7
	A li bonement servir	b_7
	Por cui j'ai trovei cest chant:	c_7
	Et comant?	C_3
	Par son dous comandement.[25])	C_7

Ausserdem in: 137 a_7 b_7 a_7 b_7 | b_7 c'_7 d_5 | D_5 C'_7 D_5 (D_{10})[26])

1: a_7 b_7 a_7 b_7 | b_7 b'_5 | B'_5 B'_5 (abgedr. v. P. Meyer l. c. S. 236)

96 a_{10} a_{10} | a_{10} b'_7 c_7 | C_7 B'_7 C_7

177 a_7 a_7 | a_7 b_5 | B_8 B_5[27])

---

[24]) B ist verderbt. Ich bessere den Refrain wie folgt: *Li hons fait folie Qui cude estre [par servir] Ameis et il ne l'est mies.*

[25]) Strophe 3 bleibt der Sinn verworren.

[26]) Die letzte Refrainzeile ist entbehrlich: *Por ceu chans et pri, Ke dex dont honour et joie, [Et] grant bien a* (*ce*)*li* (*Por cui j'ai lou cuer et lou cors jolit.*)

[27]) Statt B_5 hat die Hs. B_8. Ich bessere: *J'ai un mal si dous qui m'ocist, Dont nuns (fors c'amors) ne garit.*

88 a_7 a_7 | a_7 b_4 b_8 | B_8 [B_4] B_8[28])
111 a_7 b_4 a_7 b_4 | b_7 c_7 | C_{11} C_7[29])
19 (119) a'_7 b_7 a'_7 b_7 | b_7 c_7 | C_8 [C_7][30])
a_7 a_7 | a_7 b_5 | B_5 B_7.

In einem weiteren Falle wurden die syllabisch verschiedenartigen beiden Refrainzeilen im Strophenabschluss umgestellt, ausserdem aber auch noch der erste Reim dem letzten des Strophengrundstockes angeglichen, nämlich in Nr. 35: a_7 a_7 | a_7 b_5 | B_5 B_7.

Besonders interessant sind aber die 20 Fälle, in denen durch Zusammenziehung zweier Zeilen zu einer, oder durch Zerlegung einer in mehrere die Angleichung respektive Differenzierung zu Wege gebracht ist. Zusammenlegung wie Zerlegung erfolgt hier in ganz willkürlicher Weise ohne Rücksicht auf Gliederung und Rythmus der ursprünglichen Gebilde.

a) Ein 6'+1-Silbner, wird in einen 8-Silbner umgestaltet: in Nr. 36 (112):

Or la truix trop durete Voir (voir voir), C'_6 B_1
A ceu k'elle est simplete.[31]) C'_6
1 Trop por outrecuidiés me tains, a_8
Cant je cudoie estre certains a_8
De ceu ke n'averai desmois (oix, oix). b_8
C'est ceu ke plus me blesce. c'_6
[*Or la truix trop durete, Voir,* (*voir, voir,*) C'_6 B_1
A ceu k'elle est simplete.] C'_6
2 Dame, ne vous ain pais an vain; a_8
Car cuer et cors an vostre main a_8
Met, s'i vous plait, si m'ocirois (oix, oix), b_8
Ce ne vous truix doucete. c'_6
[*Or la truix trop durete Voir* (*voir, voir*), C'_6 B_1
A ceu k'elle est simplete.] C'_6
3 Tresdouce dame cui tant ain, a_8
K'il m'an sovient et soir et main, a_8
Faites moi liés, ou vos m'orois (oix, oix) b_8
Dire an ma chansonete: c'_6
[*Or la truix trop durete Voir* (*voir, voir*), C'_6 B_1
A ceu k'elle est simplete.] C'_6

b) Zwei 5-Silbner werden zu einem 10-Silbner zusammengezogen in No. 38 (109):

[28]) B_4 fehlt, ausserdem zeigt *B* den Reim -ait = gem. fr. -a, *b* den Reim -ai = gem. fr. -ai. Der Refrain lautete wohl vollständig: *La saigette blondette m'ait [Pris et m'avrait]. An covent, k'elle m'amerait.* Vgl. Refr. von Nr. 5 (Meyer l. c. S. 236).

[29]) Statt C_7 bietet die Hs. C_{11}: *Trop m'i destraint amorettes. ke ferai? La volenteit de ma dame atandrai.* Ich bessere: *Le vuel ma d. a.* Übrigens ist b_7 aus C_{11} abgeändert ohne syllabisch mit vorhergehendem b_4 in Übereinstimmung gebracht zu sein.

[30]) Hier ist, wie oben der 2-zeilige Refrain zur Einzeile reduziert.

[31]) So wie hier, findet sich der Refrain auch am Schluss der zweiten Strophe von Nr. 6 (s. S. 88), doch steht dort *fierete* statt *durete.* In Nr. 36 ist dagegen *voir* nur ein Mal geschrieben und in Nr. 112 wird *A ceu* durch *Et ceu* ersetzt. In Str. 1, 1 hat 112 *outrecuidier,* 1,3, *damois,* 2,4, *simplete,* st. *doucete,* 3,2. *Qu'aillors ne pans ne soir ne main.*

1 Anver fauce amor ai un chant trovei,[32]) a_{10}
Sovant fait son tor, bien l'ai esprovei, a_{10}
Celle, c'a amin m'avoit recovrei, a_{10}
M'ait dou tout faillit. b_5
Fi face amor, fi! Fi, je vos ren(o)i(e). B_5 B_5
Vos m'aveis traï. B_5
2 Amors ne font riens fors lor volantei[s]. a_{10}
Teilz cude estre ameis c'arier est bouteis. a_{10}
J'ai servi amors iver et esteis; a_{10}
Mal lou m'ont meri. b_5
[*Fi face amour, fi! Fi, je vos reni.* B_5 B_5
Vos m'aveis traï.] B_5
3 Qui poroit joïr un petit d'amor a_{10}
Bien dovroit soffrir et poinne et dolor. a_{10}
On n'i trueve mais solais ne dousor, a_{10}
Ne point de merci. b_5
[*Fi face amour, fi! Fi, je vos reni.* B_5 B_5
Vos m'aveis traï.] B_5

c) Ein 3-, ein 2- und ein 5-Silbner werden zu einem 10-Silbner zusammengezogen in No. 31:

1 Amors cui je voil servir et amer a_{10}
Me fait a celi nut et jor panceir a_{10}
Ki me fait santir les dous malz d'ameir a_{10}
Et ferai. b_3
Navrei m'ait La belle Qui mon cuer [pris] ait, B_3 C'_2 B_5
(*Dues*) *Mort m'avrait (c'elle de moi mercit n'ait).*[33]) B_3
2 Onkes mon vivant ne la so guiler, a_{10}
S'an deüxe mues pitiet recovrer; a_{10}
Mais mes cuers me dit, ke ma loiaulteit a_{10}
M'aderait. b_3
[*Navrei m'ait La belle Qui mon cuer pris ait,* B_3 C'_2 B_5
Mort m'avrait.] B_3
3 Or me voil dou tot a li coumander, a_{10}
Pues ke je ne puis autrement durer. a_{10}
Et cant li plairait, geridons doneis a_{10}
· Me serait. b_3
[*Navrei m'ait La belle Qui mon cuer pris ait,* [B_3 C'_2 B_5
Mort m'avrait.] B_3

d) Ein 10-Silbner (4+6 und 5'+5) wird in zwei 5-Silbner zerlegt in No. 79 und 159.

No. 79: 1 Quant je ving an ceste vile, a'_7
Je n'avoie point d'amie; a'_7
Mais or l'ai jolie Malgreit mesdixant. a'_5 b_5
Tout ansi vait qui aimme(nt) [*loialment*][34]) B_{10}

[32]) Varianten 109: 1,2 *Tousjours* st. *Sovant*, 2,1 *volenteis*, 2,2 *k'est arrier b.*, 2,3 *esteit*. 2,4 *Nou m'ont pais merit.* 3,1 *d'amors.* 3,2 *dolors.* — Man beachte die Binnenreime 1,1 : 2. 1,3 : 4. 3,1 : 2.

[33]) Der Refrain ist sehr verderbt überliefert.

[34]) Hs. *jolietement.* Zu deutsch lautet die Strophe etwa:

2 **Honis** soit la janglerie — a'_7
Qui depairt d'amin (d')amie! — a'_7
De deu soit malditte Et de toutes gens! — a'_5 b_5
[*Tout ansi vait qui aimme lòialment.*] — B_{10}
3 **Or** n'est il si bone vie — a'_7
Com d'ameir, kai ke nuns die, — a'_7
Et d'useir sa vie Amerouzement. — a'_5 b_5
Tout ansi vait qui aimme loiaulment. — B_{10}

No. 159: 1 **Je** ne sai, coment nomeir — a_7
Ceu que si fort me destraint, — b_7
Espirs n'ai per egardeir, — a_7
Biauteis qui tout atre vaint. — b_7
Formant m'ait ataint, Et (*Hs.* A) äye avoir — b_5 c_5
(*Voir por voir,*) — (C_3)
Dame, ne puis mie sans vostre voloir. — C_{10}
2 **Clameir** ne l'oz: mal d'ameir, — a_7
Que j'ai oït dire maint, — b_7
C'om l'apelle: dezireir — a_7
De merci c'an dame maint. — b_7
Deus a moi l'amaint! Mais lou recevoir — b_5 c_5
(*Voir por voir,*) — (C_3)
[*Dame, ne puis mie sans vostre voloir.*] — C_{10}
3. **Ou** k'il me covaigne aleir, — a_7
Dame, mes cuers vos remaint, — b_7
Ne nuns ne l'an puet osteir — a_7
Certes, que il ne vos aint; — b_7
De ceu ne ce faint. Et je riens valoir, — b_5 c_5
(*Voir por voir,*) — (C_3)
Dame, ne puis mie sans vostre voloir. — C_{10}

e) Ein 10-Silbner (6'+4) wird in einem 6'- und in einen 4-Silbner zerlegt in No. 120 (Die zweite Refrainzeile muss entsprechend dem Strophenschluss ein 8-Silbner sein.):

„*On dit, ke trop suis jone, se poize mi.* — C_{10}
(*Mais*) *asseis suis saige*(*tte*) *por* (*faire*) *amin.*“ — C_8
1 **Pancis** d'amour au tens paiscour — a_8
L'atre jor chaminoie — b'_6
Et truix pastore an un destour — a_8
Ki demoinne grant joie. — b'_6
Ver li tornai ma voie, Cant je l'öy — b'_6 c_4
Dire ceste chanson ansi: — c_8
[„*On dit, ke trop suis jone, se poize mi.* — C_{10}
Asseis suis saige por amin.“] — C_8
2 **Molt** fu joious, c'an teil estour — a_8
Trovai la simple et coie — b'_6

Als ich kam in dieses Städtchen,
Hatte ich noch gar kein Mädchen.
Jetzt hab ich ein nettes Lästerern zum Trotz.
Wer ehrlich liebt, dem geht es ebenso.

Vgl. übrigens No. 130.



Je li dix: „dame, mes cuers tous — a_8
Est vostre, ou ke je soie.“ — b'_6
Elle dist: „j(e)' an ai joie. Soiez vos ci — b'_6 c_4
Et vos joerez (*Hs.*: juweiz) avec mi.“ — c_8
[„*On dit, ke trop suis jone, se poize mi.* — C_{10}
Asseis suis saige por amin.“] — C_8

3 Quant il li plait par sai doucour, — a_8
Que je deleiz li soie, — b'_6
Je li ai dit sans lons sejor: — a_8
„Ce vostre amor avoie, — b'_6
Plus jolis an seroie, Je lou vos di.“ — b'_6 c_4
Mais plus ne pou traire de li: — C_8
[„*On dit, ke trop suis jone, se poize mi.* — C_{10}
Asseis suis saige por amin.“] — c_8

f) Ein 3- und ein 7-S., d. h. also ein 10-Silbner wird gleichfalls in zwei 5-Silbner zerlegt in No. 41 (135). (Der überlieferte Refrain bietet allerdings einen 8-S. statt eines 7-S.):

Cant remir[35]) — C_3
La belle a cui (je) n'o[s] gehir — C_7
Lou tourmant — D_3
Ke sant, Je soupir. — C_5 (= D_2 + C_3)

1 S'amor oquixon Vuelt troveir sor mi, — a_5 b_5
Ke soie ses hons, De cuer je l'otri, — a_5 b_5
Mai[s] ke(s) sans anuit — b_5
Me faice joïr — c_5
Doucement — d_3
De ceu ke desir. — c_5
[*Cant remir* — C_3
La belle a cui n'os gehir — C_7
Lou tourmant — D_3
Ke sant, Je sospir.] — C_5

2 S'ansi est raixon, J'aie deservi — a_5 b_5
De ma dame don, Ke m'apelle ami — a_5 b_5
Je vuel bien por li — b_5
Faire son plaixir, — c_5
Son comant — d_3
Son boin acomplir. — c_5
[*Cant remir* — C_3
La belle a cui n'os gehir — C_7
Lou tourmant — D_3
Ke sant, Je sospir] — C_5

3 Dame de renon, Je vos pri merci, — a_5 b_5
Ke faites pardon Moi, ou mar vos vi. — a_5 b_5
Et c'il est ansi, — b_5
Ke doie languir — c_5
Longuement, — d_3

[35]) Varianten 135 Rfr. 2 n'oz, 3 Mon t., 2,2 *C'aie* st. *J'aie*, 5 *tout* st. *bien*.

J'ain mues a morir. c_5
Can[t] remir C_3
La belle a cui (je) n'o[s] gehir C_7
Lou [tourmant] D_3
Ke sant, Je *sospir.* C_5

g) Ein 10-Silbner (= 6'+4) wird ersetzt durch einen 11-Silbner (= 7+4) in: No. 81. (Man beachte den Binnenreim [oder Asson.] in b_{11} zu a_7 in Str. 1—3 und vergleiche S. 107: No. 127. Jeanroy, der S. 502 f. unseren Text schon abdruckte, hat seine metrische Form ziemlich abweichend aufgefasst, nämlich als: a_7 a_7 b_{11} b_{11} B_{10} B_{10}, dabei soll B_{10} nach ihm = 5+5 sein. Er hat das am Schluss des Textes überlieferte *Ma*, womit der Refrain beginnt, übersehen, auch sonst einige falsche Lesarten, so 3,4 *je ai*; 1,4 lässt er unverbessert; 4:4 fügt er *je* ein.)

[Ma] dame, je vos aimme plus ke nuns hons. B_{10}
Por deu n'amez nul(le) autre, se moi sol non! B_{10}

1 Chansonette vos dirai a_7
D'une amïete ke j'ai. a_7
Elle ne m'i daigne amer, ce ne li doing.[36]) b_{11}
Povres hons ne puet faire [nul] riche don. b_{10}
[Ma dame, je vos aimme plus ke nuns hons. B_{10}
Por deu n'amez nul autre, se moi sol non!] B_{10}

2 Ma dame, ce je suis nus, a_7
Mal chaciés et mal vestus, a_7
Se je vos tenoie nue an un destor. b_{11}
Aussi boin cuer avroie com riches hons, b_{10}
[Ma dame, je vos aimme plus ke nuns hons. B_{10}
Por deu n'amez nul autre, se moi sol non!] B_{10}

3 Or li ai je tout doneit: a_7
Cuer et cors et can ke g'ei a_7
A faire sa volenteit a son besoin b_{11}
Et kanque [d'avoir j'aie][37]) an mai maison. b_{10}
[Ma dame, je vos aimme plus ke nuns hons. B_{10}
Por deu n'amez nul autre, se moi sol non!] B_{10}

4 Ancor [fui][38]) je plus hardis, a_7
Par lai blanche main la pris, a_7
Si l'an menai ou vergier leis un bouxon, b_{11}
Puez li baixai lai bouche et lou menton. b_{10}
Ma dame, je vos aimme plus [ke nuns hons. B_{10}
Por deu n'amez nul autre, se moi sol non!] B_{10}

h) Ein 11'-Silbner (7+4') wird zerlegt in einen 7- und einen 4'-Silbner in: No. 50 und No. 129.

No. 50. *Baixiés moi, belle plaixans et graciouse,* C'_{11}
De vostre belle bouchete graciouse! C'_{11}

---

[36]) Vgl. Refrain 18: *Amors ne se donne, mais elle se vant. Il n'est nuns ki soit ameis, s'i n'ait argent.*

[37]) Hs. *j'ai davoir.*

[38]) Hs. *suis.*

1. Bone amor me fait chanter a_7
Cui j'ai loiaulment servi. b_7
J'ain loialment sans faucer, a_7
Liés fu, can premiers la vi. b_7
Nule biautei anver li Gaire me monte. b_7 c'_4
C'est la plus belle qui soit an tout lou monde. c'_{11}
[*Baixiés moi, belle plaixans et graciouse,* C'_{11}
De vostre belle bouchete graciouse!] C'_{11}

2. Dame cui je n'o[s] nomer, a_7
Ameis moi, je vos an pri! b_7
Si vous poreis bien vanter, a_7
Ke vos aureis boin amin. b_7
Medixans soient honi(s), Deus les confonde! b_7 c'_4
Car nuns ne les doit ameir qui doute honte. c'_{11}
[*Baixiés moi, belle plaixans et graciouse,* C'_{11}
De vostre belle bouchete graciouse!] C'_{11}

3 A ma chanson defineir a_7
Por deu vos rekier et pri, b_7
Ke vos voilliés conforteir a_7
D'un dous baixier vostre amin. b_7
Vos ne (Hs.: *ni*) perderiés niant [i], Amie douce, b_7 c'_4
J'an varroie muez assez, ce n'est pas dote. c'_{11}
[*Baixiés moi, belle plaixans et graciouse,* C'_{11}
De vostre belle bouchete graciouse!] C'_{11}

No. 129. *Lai blonde(tte) saige(tte) que j'ain me tient en joie.*[39])

1 Orendroit plus c'onkes mais a_7
Serai joliès et gais; a_7
Ke dou dairt d'amors suis trais Ki (Hs.: *Ke*) me maistroie. a_7 b'_4
[*La blonde, saige que j'ain me tient en joie.*] B'_{11}

2. Dame, sans visces mavais a_7
An vous sont tuit mi retrais, a_7
Vos cors de biauteit parfais M'en met an voie. a_7 b'_4
[*La blonde, saige que j'ain me tient en joie.*] B'_{11}

3 Tres bone, en dis et an fais a_7
De vos servir suis entais. a_7
Com fins amans leaulz, vrais A vos m'otroie. a_7 b'_4
La blonde, saige que j'ain me tient en joie.] B'_{11}

i) Ein 12 Silbner ($= 8 + 4$) wird zerlegt in einen 8- und einen 4-Silbner in No. 68.

1 Mercis je vos proi, fin[s] cuers doz, a_8
Ke vos m'aligiés mes dolors; a_8
Car se je mur, ceu iert por vous, Bien lou vos di. a_8 b_4
Dame, por deu n'ocïeis pas lou vostre amin! B'_{12}

2 E! dame, se je mur por vous, a_8
Adons diront les gens entr'ous, a_8

---

[39]) Ueberliefert ist also kein 11- sondern ein 13-Silbner. Aehnlich bessere ich auch im Refrain von No. 5 einen 9-Silbner in einen 7 Silbner: *La tres saige(tte), blonde(te) m'ait Mis en joie ou m'ocidrait.* Auch im Refrain von No. 102 ist zu bessern: *Saige blonde(tte), vos biauteit M'ait si pres dou cuer navreit* etc. Dagegen ist der Refrain von No. 88: *Lai saigette blondette m'ait, An covent k'elle m'amerait* richtig überliefert.

Ke je suix mors des malz d'amors Par bien servir. $a_8 b_4$
Dame, [por deu n'ocïeis pas lou vostre amin!] B_{12}

3 E! fins cuers dous et saverous, a_8
Cortois, jolis et amerous, a_8
Car me faites prochien secors! Je lou vos pri. $a_8 b_4$
Dame, [por deu n'ocïeis pas lou vostre amin!] B_{12}

k) Die Reimformel von 91 lautet: a_7 b_5 a_7 b_5 | c_5 c_7 | $[C_{12}$. Dabei scheint C_{12} in 8+4 mit schwachem Reihenschlusse zu zerfallen, würde also durch c_5 c_7 wegen des voraufgehenden b_5 ersetzt sein. Jeanroy hat den Sachverhalt gänzlich verkannt, indem er (Orig. p. 495) meint: „*le poète a dû calquer sur lui (*d. h. *le vers-refrain* de *8+4) tous ceux du couplet: il a seulement hésité entre la coupe en 7+5 qui est la plus fréquente, et celle en 8+4 qui lui était fournie par le vers-refrain, et qu'il emploie toujours pour le vers qui précède immédiatement le refrain.*" Jeanroy fasst die Strophe also auf als: a_{12} a_{12} b_{12} B_{12}. Er hat aber dabei die in der Hs. durch Punkte deutlich markierten Binnenreime übersehen. Allerdings sind dieselben in Folge von Textverderbniss einige Male verschwunden oder verwischt, Jeanroy hat bei seinen Emendationen aber ihre Herstellung gänzlich verabsäumt. Der überlieferte Text lautet in Langzeilen abgesetzt:

Deduxans suis et joliette samerai.

1 Ier matin je me levai. Droit au point dou jour.
Ou vergier mon peire antrai. Ki iert plains de flours.
Mon amin plus de cent fois i souhaidai.

2 Jamerai mon amin ke proiet man ait.
Il est biaus et cortois. bien deservir lait.
Mon fin cuer malgreit peire et meire li donrai.

3 Chanson je tanvoi a toz fins amans.
Quil ce gaircent bien des felz. Mavais mesdisans.
Car jain tant bien sai. Ke covrir ne m'an porai.

1,3 Janr. b.: *Mon dous amin,* ich: *plus — ai! — De*
2,1 „ „ *mon dous amin,* ich: *J'ain m. a., j'en ai*
2,2 Jeanr. u. ich b.: *Il est et b . . . . deservit [droit*
3,1 Jeanr. b.: *Chansonette,* ich: *Fins loialz a.*
3,2 Ich b.: *folz.* — 3,3 Jeanr. l.: *J'aim.*

Ich habe in 1, 3; 2, 1 und 3, 2 den verschwundenen Binnenreim wiederhergestellt. Auffällig ist der Reim: 2, 3 *malgreit*: *donrai*, doch reimt ja auch Nr. 81 (S 101)Str. 3, 1. 2 auslautendes *é: ai.* Gegen die hergestellten Reime 3, 1. 2 *toz : folz* und 2, 1. 2 *droit* : *cortois* wird ebensowenig einzuwenden sein wie gegen 1, 1. 2, *jour : flours.* Zu beachten sind noch die ziemlich scharfen Enjambements im Innern von 1, 3; 2, 2; 3, 1. Mit Rücksicht auf sie könnte man sogar auch die Refrainzeile statt in 8 + 4 in 4 + 8 oder gar in 5 + 7 zerlegen und dann annehmen, dass die Partikel *et* : *amerai* reime: *Deduxans suis et Joliette, s'amerai.* Dann würde der Strophenausgang hier gar keine Differenzierung von der Refrainzeile erfahren haben.

l) Ein 12-Silbner (7 + 5') wird in einen 7'- und einen 5'-Silbner zerlegt in Nr. 75:

Jolie ne suix je pas, mais je suix blondette. C'_{12}
(D'amin soulette)[40] (C_4)
1 Bone avanture ait amors a_7
Ki teil cortoixie b'_5
M'ait fait, ke ne pans aillors a_7
C'a dame jolie b'_5
Ki d'amer ne recroit mies, Ens dit chansonete: b'_7 c'_5
Jolie [*ne suix je pas, mais je suix blondette.*] C'_{12}

2 Joliëment voil toz jors a_7
Ma dame proxie b'_5
Servir, c'est trop biaus labors a_7
Et honeste vie. b'_5
Mais de ceu formant m'aigrie, K'elle dist: laisette, b'_7 c'_5
Jolie [*ne suix je pas, mais je suix blondette.*] C'_{12}

3 (O) Douce dame an cui valour a_7
Maint et signourie, b'_5
Vos estes dou mont la flor a_7
Et la plus jolie. b'_5
Pour ceu vous requier et prie, Ke dites, doucette: b'_7 c'_5
Jolie ne suix je pais, [*mais je suix blondette.*] C'_{12}

m) Drei 4-Silbner werden als ein 12-Silbner angesehen und durch einen 7'- und einen 5-Silbner ersetzt in: No. 149.

1 Chansonete m'estuet faire a'_7
De vos simple, debonaire. a'_7
Vos poieis vostre amin faire, S'i vos plait, de mi. a'_7 b_5
Faites ansi Se vireli, Faites ansi! B_4 B_4 B_4

2 N'est nuns qui (Hs.: *que.*) seüst ke dire a'_7
En la belle bien aprise, a'_7
Nes mesdixans plains d'anvie Dient bien de li. a'_7 b_5
Faites ansi [*Se vireli, Faites ansi!*] B_4 B_4 B_4

3 Baichelei[r]s qui vuelt amie a'_7
Ne doit panceir vilonie, a'_7
Mais amer sanz tricherie De fin cuer joli. a'_7 b_5
Faites ansi Se vireli, Faites ansi! B_4 B_4 B_4

n) Ein 14-Silbner (= 7 + 7) wird in zwei 7-Silbner zerlegt in: No. 126b und 157.

No. 126b *Larges et amerouzès et loialz est mes amins* B_{14}
1 De jolie volanteit Voil ameir sans fauceteit a_7 a_7
Celui ke par sai bonteit Doit estre ameis et cheris. a_7 b_7
2 Nuns ne m'an dovrait blameir D'ameir un teil baicheleir. a_7 a_7
Je li ai mon cuer doneit Por faire tout son plaisir. a_7 b_7
3 En li suis bien aseneis, Orguez heit et fauceteit, a_7 a_7
Onkes jour ne fux lasseis De conkerre loz et prix. a_7 b_7
No. 157 1 De vrai cuer humeliant Et an bone amor norris a_7 b_7
Fu tous en vostre comant, Dame, deske je vos vi a_7 b_7

---

[40]) Die zweite Refrainzeile hat nichts Entsprechendes im Strophenabschluss, wird daher zu tilgen sein.

Premierement, si vos pri En chantant a haute voix: b_7 c_7
Ne m'oblïeiz, douce dame, se sovent ver vos ne voix! C_{14}
2 Que jai n'aurai(t) repentant Lou cuer ne lou cors ausi a_7 b_7
De vos servir jusc'ai tant, Que mort m'an aurait partit. a_7 b_7
Et s'ains la mort n'ai merci, Se dirai j(e)'adès: c'est drois b_7 c_7
Ne m'oblïez, douce [dame, se sovent ver vos ne voix!] C_{14}
3 Se je m'an voix, atenant Douce dame, je vos di: a_7 b_7
C'est por ceu, ke mesdisans Qui maint amant ont nusi a_7 b_7
Ne m'eüxent tost choisi, Por ceu pri(s), frans cuers cortois b_7 c_7
Ne m'oblïeis, douce dame, [se sovent ver vos ne voix!] C_{14}

o) Ein weiterer 14-Silbner (= 8 + 6') wird in einen 8- und einen 6'-Silbner zerlegt in: No. 181.

Por ceu[41]) *m'ait point ci poins si point, ke point pert et pointure.*
1 Ponce m'ait point, des ke je vix a_8
Lai douce fasson de son vis. a_8
Et cant je plus sor ceu m'avis, La vision plus dure. a_8 b'_6
Ponce [m'ait point ci poins si point, ke point pert et pointure.] B'_{14}
2 Ponce m'ait point d'un dous regairt a_8
A coi afiert tres bien esgairt; a_8
Mais mes cuers n'est teiz, qu'il s'an gairt. Teile est l'agardeüre.[42]) a_8 b'_6
Ponce [m'ait point ci poins si point, ke point pert et pointure.] B'_{14}
3 Ponce m'ait point d'un sovenir a_8
De coi j'espoir joie avenir, a_8
Et kai qu'il m'an doie avenir, Je n'ain bien l'aventure. a_8 b'_6
Ponce [m'ait point ci poins si point, ke point pert et pointure.] B'_{14}

p) Ein 6- und ein 8-Silbner werden als 14-Silbner zusammengefasst und durch zwei 7-Silbner vertreten in: No. 95.

1 Amours ait bone aventure a'_7
K'an fist teille creature, a'_7
Ke cilz ke ces malz anduret Ke nuns n'an sentent fellons. a'_7 b_7
Tuit biens sont Alixon, Et por ceu suis an sa prixon. B_6 B_8
2 Elle est belle a desmesure a'_7
Et de cors et de faiture, a'_7
D'onor, de ranvoixeüre Desor toutes ait le non. a'_7 b_7
[Tuit biens sont Alixon, Et por ceu suis an sa prixon.] B_6 B_8
3 On n'an doit mesdire mie, a'_7
Elle est de tant biens garnie. a'_7
Por ceu n'an partirai mies, Ainz lai servirai tous jours. a'_7 b_7
[Tuit biens sont Alixon, Et por ceu suis an sa prixon.] B_6 B_8
4 Mercit vos proi, douce amie, a'_7
Por deu, ne m'oblieiz mie! a'_7
Vostre suis sans tricherie, N'an crien mesdisans felons. a'_7 b_7
[Tuit biens sont Alixon, Et por ceu suis an sa prixon.] B_6 B_8
5 Au departir de vos prie a'_7
Com mai dame qui maistrie a'_7
Mon cuer et tient am baillie; Nou raurai, ce par li non. a' b_7
[Tuit biens sont Alixon, Et por ceu suis an sa prixon.] B_6 B_8

---

[41]) Ist *Ponce* zu bessern. Mir ist der Sinn nicht klar.
[42]) *agardeüre* = esgardeüre „Anblick".

q) Ein 15-Silbner (= 5′ + 5′ + 3) ist in zwei 7-Silbner (a' b) zerlegt in: No. 123. (Ob Zeile 5—7 zum Strophengrundstock gehören, oder zum Strophenausgang, mag unentschieden bleiben.)

1 Quant li noviaus tens s'agence — a'_7
Ke cilz doit estre jolis — b_7
Qui an amor ait fience — a'_7
Et por li est esjoïs, — b_7
Lors chans, que je suix espris — b_7
D'une plaisans habundance — a'_7
D'amours qui mon cuer ait mis — b_7
An une douce esmaiance. Par coi tresbien m'est avis: — a'_7 b_7
Qui par amors ainme sovent est malades et garis. — B_{15}

2 Bone amor ait teil poissance; — a'_7
Car cilz qui est ces sogis — b_7
Sovent ait joie et pezance, — a'_7
Si est liez et si pancis. — b_7
Ansi an est mal servis; — b_7
Car lour bien, lour esperance — a'_7
Lour retolt et jeu et ris. — b_7
Mis m'ait an teile balance, K'il me samble voir ce dit: — a'_7 b_7
Qui par amors ainme sovent est malaide[*s*] *et garis.* — B_{15}

3 Bien sai, n'an suis an doutance; — a'_7
Car felons plains de mesdis — b_7
N'av(e)ront jai bone vaillance — a'_7
Vers ciaus c'amours ont saixis. — b_7
Mais s'uns d'iaus li plus sutis — b_7
Esgardoit bien la samblance — a'_7
De ma dame ou son cleir vis, — b_7
Ne poroit kerre escusance, Ne deïst com esbahis: — a'_7 b_7
Qui par amors ainme sovent est malaides et garis. — B_{15}

r) Ein 6′ (od. 5′-) und ein 9 (od. 8-)Silbner sind als ein 15-Silbner betrachtet und durch drei 5-Silbner ersetzt in: No. 113. (Past. 1). (Im Refrain geht der Hs. nach C'_6 C_9 vorauf: C'_4 und folgt noch ein C_9, doch lassen sich diese zwei Zeilen ohne Bedenken unterdrücken.)

(***Bargerounette,***) — C'_4
Tres douce baicelette, — C'_6
Doneiz lou moi, vostre chaipelet! — C_9
(*Donez lou moi, vostre chaipelet*) — C_9

1 L'autre jor moi chivachoie — a'_7
Sor mon pallefroit amblant — b_7
Et trovai en mi ma voie — a'_7
Paistorelle aigniaus gardant — b_7
Et chaipiaus faisant — b_5
Partit a muguet, — c_5
Je li di: „Marguet, — c_5
[*Tres douce baicelette* — C'_6
Doneiz lou moi, vostre chaipelet!] — C_9

Past. 1 (P. Meyer l. c. S. 231) l.: 1,1 *jor ję ch.* — 1,5 chaipial — Schlussrefr. = Anfangsrefr. 113, doch 2 *compaignete*, 3 *lou* fehlt. (Rob. et Mar. ed. Langlois 177 fehlt *Tres*, sonst = 113) — Es folgt noch eine zweite Strophe.

Etwas unregelmässiger gebaut sind endlich folgende noch hierher zu zählende 9 Lieder:

1) Ein 11-Silbner (= 5 + 6) wird zerlegt in einen 6′- und einen 4-S. (Vgl. S. 101: No. 81) in: No. 127. (Doch ist der 6′-Silbner nicht an die nächst- sondern an die zweitnächst-voraufgehende Zeile des Strophengrundstocks angebildet.)

Et por ceu doi je avoir (et) mins an obli C_{11}
Toute vilonie et miex valoir por li. C_{11}

1 Je mercie amours a_5
D'une plaixant pancee b'_6
Qui par sai dousour a_5
Est an mon cuer entree. b'_6
Si an suix resors, a_5
C'est ma joie doblee Et sai de fi; b'_6 c_4
Car j'ai la millour de tout lou mont choisit. c_{11}
[*Et por ceu doi je avoir mins an obli*
Toute vilonie et miex valoir por li.]

2 J'o dire a plusours a_5
Dont l'amour mues m'agree, b'_6
K'elle est de valour a_5
Sor toute renomee. b'_6
Ne roze(s) ne flors a_5
N'est si bial coloree, Por ceu l'ain si; b'_6 c_4
C'a tout deviseir si belle ne naquist. c_{11}
[*Et por ceu doi je avoir mins an obli*
Toute vilonie et miex valoir por li.]

3 An li qui est tors a_5
De biauteit compassee b'_6
Par gracious tor a_5
Ait m'amor prisonnee. b'_6
De prochien secors a_5
Ai mestier, s'a li gree. C'a son amin b'_6 c_4
Me voille clameir, por deu je li soupli. c_{11}
[*Et por ceu doi je avoir mins an obli*
Toute vilonie et miex valoir por li.]

2) Ein 12-Silbner wird in einen 8- und einen 4-Silbner zerlegt in: No. 161. (Doch geht dem 8-Silbner ein mit ihm durch Reim nicht verbundener 4-Silbner (eine Diäsis) voraus und der 8-Silbner reimt mit der vorletzten Zeile des Strophengrundstockes.)

1 Puez ke bone amor ait en soi a_8
Pooir de ceu gueredoneir, b_8
C'a ciaus s'offre qui de sa loi a_8
Sont tuit et vuelent sans fauceir b_8
Parcev[e]reir, b_4
Et je ja (Hs.: *suis*) tous a li m'otroi Con fins amins, a_8 c_4
Por coi dons ne s'aipert an ma dame mercis? C_{12}

2 Quant j'ain si, ke point ne recroi a_8
De li servir et de porteir b_8
Foi a ma dame ki je doi a_8
Et voil sor toutes honoreir, b_8
Si c'a panceir b_4

A son gracious maintien coi Ne suis faintis, a_8 c_4
Por coi dons ne s'apert a ma dame mercis? C_{12}

3 Dame cui j'ain et crien et croi, a_8
Si me suis mis a vos ameir; b_8
Car tout adès, kant je vos voi, a_8
San je mon dezirier doubleir b_8
Por espereir b_4
Les biens c'amours done et l'otroi A ces sougis. a_8 c_4
Por coi dont ne s'apert a ma dame mercis? C_{12}

3) Ein 14-Silbner wird in zwei 7-Silbner zerlegt in: No. 11 (115). Doch ist dies nicht die erste sondern die letzte der beiden Refrainzeilen, durch diese Zerlegung wird A'_7 A'_{14} zu a'_7 b_7 a'_7 und dadurch a'_7 b_7 in Übereinstimmung gebracht mit den beiden letzten Zeilen des Strophengrundstockes.)

1 Amors qui m'ait en la voie a'_7
Mis de loialment ameir b_7
Me semont et me mestroie a'_7
De hautement espireir. b_7
C'ert bien raisons, ke j'an soie a'_7
Plus jolis a l'esproveir b_7
Et c'an chantant dire an doie: a'_7
Dame, boin grei vos sauroie, A'_7
Se vostre bouche riant daignoit touchier a la moie. A'_{14}

2 Si eul ont mon cuer an joie a'_7
Mis, par son dous regardeir b_7
Je l'ain, se s'amour n'est moie; a'_7
Pour ceu ne doi je panser b_7
Ver li riens que li anoie, a'_7
Mais servir et honorer. b_7
Einsi doit faire qui proie. a'_7
[*Dame, boin grei vos sauroie,* A'_7
Se vostre bouche riant daignoit touchier a la moie.] A'_{14}

3 Se j'an bien amer anploie a'_7
Mon tans, n'an fais a blameir; b_7
Car por nelui ne lairoie a'_7
Si joli mestier mener. b_7
Can plus i pans, mues vodroie, a'_7
K'il deüst tous jors dureir, b_7
C'adès m'i amanderoie. a'_7
[*Dame, boin grei vos sauroie,* A'_7
Se vostre bouche riant daignoit touchier a la moie.] A'_{14}

Varianten. No. 115 beginnt mit dem Refrain, lässt ihn aber am Schluss der einzelnen Strophen weg. — 1, 1—2. Vgl. Refrain von No. 116: *Dame d'onour m'ait an voie Mis de bien ameir.* — 1,7. *c'* fehlt No. 11. — 3,1. No. 115: *Se j'ain et bien i amploie.* 3,3 No. 115: *nou lairoie.*

4) Ein 12-Silbner (4' + 7) wird zerlegt und ersetzt durch zwei 7-Silbner, deren erster der Silbenzahl und dem Reime nach sich als eine Anbildung an den Strophengrundstock ergiebt. Es ist No. 154:

1 Douce Mergot, je vos pri, a_7
Ke ce vos n'aveiz amin, a_7

Que vos lou faites de mi. a_7
Je n'ain riens fors vos gent cors. b_7
E Mergot belle, bien amée, tu m'ais mort. B_{12}

2 Mergot, ce vos ne m'ameis, a_7
Mal jour vos soit ajorneis! a_7
Ke por vos suis asoteis, a_7
Li diables vos brit lou col! b_7
E Mergot [belle, bien amee, tu m'ais mort.] B_{12}

3 „Robin, ne me maldi mi! a_7
Je te don(t) l'amor de mi, a_7
A faire tout ton plaisir a_7
Je t'otroi et cuer et cors. b_7
E Mergot [belle, bien amee, tu m'ais mort.] B_{12}

5) Ein 12-Silbner (4 + 4 + 4) ist ersetzt durch einen 7- und einen 6'-Silbner, welche genau mit den unmittelbar voraufgehenden Zeilen des Strophengrundstockes übereinstimmen, in: No. 27. (Der dem 12-Silbner folgende 3-Silbner fehlt in der Hs.)

Dieus j'ai amei et ain ancor et amerai C_{12}
[De cuer vrai.] $[C_3]$

1 De bien servir et ameir a_7
Je ne me puix retraire, b'_6
Ne ne m'an puis eschueir. a_7
Mai dame lou fait faire, b'_6
Elle m'ait si alumei a_7
Lou cors et lou viaire. b'_6
C'an ferai? c_3
[Dieus, j'ai amei et ain ancor et amerai C_{12}
De cuer vrai.] $[C_3]$

2 Bien m'i ait amonestei a_7
Ces vis et sa faiture, b'_6
An li ait tant de bontei a_7
De sans et de mesure. b'_6
Bien l'ait nature formee, a_7
Molt est nette et pure. b'_6
Joie en ai. c_3
[Dieus, j'ai amei et ain ancor et amerai C_{12}
De cuer vrai.] $[C_3]$

3 Nuns ne seit la grant dolor a_7
Ke j'o et lou contraire b'_6
Ke me fist al [premier jor] a_7
La plaxans debonaire. b'_6
Cant li kis la soie amor, a_7
Fierete de couraige b'_6
La trovai. c_3
Diex j'ai amei et ain ancor et amerai C_{12}
[De cuer vrai.] $[C_3]$

Refrain ähnlich No. 89 St. 1,1: *J'ai ameit et amerai* und Refr. von No. 49 (92): *Les malz d'amors santi ai [Com ami vrai] Et sans et adès ferai.* — 2,5. Das nachtonige *e* von *formee* zählt als Silbe in der folgenden Zeile. Es liegt also ein gebrochener Reim vor. Vgl. Grundr. d. rom. Phil. IIa S. 60. — 2,7. Vgl. No. 92, 3,4. — 3,3 Hs.: *a l'acointier.* — 3,5. Hs.: *Cant la soie amor li kis.*

6) Ein 5'- und ein 6-Silbner werden durch drei 7-Silbner ersetzt, deren erster mit der letzten Zeile des Strophengrundstocks übereinstimmt, in: No. 16. (Derselbe Refr.: Bartsch R. und P. II, 27 Z. 77—8).

„*Ne m'i bateis mies,* B'_5
Maleüroz maris! B_6
Vos ne m'aveis pas norrie." B'_7
1 L'autrier par une anjornee a'_7
Chivachoie mon chamin, b_7
Novelette marïee a'_7
Trovai leis un gal foilli b_7
Batüe de son mari, b_7
Si en ot lou cuer doulant c_7
Et por ceu aloit dixant c_7
Cest motet par anradie: b'_7
[„*Ne m'i bateis mies,* B'_5
Maleüroz maris! B_6
Vos ne m'aveis pas norrie."] B'_7
2 Elle dist: „vilains, donee a'_7
Suix a vous, ce poice mi; b_7
Mais par la virge honoree, a'_7
Pueske me destraigniés ci, b_7
Je ferai novel ami. b_7
A cui qu'i voist anuant, c_7
Moi et li irons juant, c_7
Si doublerait la folie. b'_7
[*Ne m'i bateis mies,* B'_5
Maleüroz maris! B_6
Vos ne m'aveis pas norrie."] B'_7
3 Li vilains çu pas n'agree, a'_7
La ranponne, si li dit: b_7
„Pace avant!" grande pamee a'_7
Li donait, pues la saixit b_7
Par la main et se li dit: b_7
„Or rancomance ton chant! c_7
Et deus me dont dolor grant, c_7
Ce je bien ne te chastie!" b'_7
„*Ne me* [*bateis mies,* B'_5
Maleüroz maris! B_6
Vos ne m'aveis pas norrie."] B'_7

7) In No. 9 wird der Reim der ersten Zeile des Strophenausgangs verändert, die Zeile stimmt aber weder dem Reime, noch der Silbenzahl nach zu der letzten des Strophengrundstockes.

1 Or n'est il teil vie a'_5
Con de bien ameir b_5
Ne si grant follie a'_5
Con de haut panseir. b_5
Elais on m'ait deseü, c_7
Non pourtant j'atandrai merci. a_8
Praigne vous pitiet de mi, A_7
Madame, car j'ai trop languit. A_8
2 J'ai amors servie a'_5

Lontans san faucer, b_5
Que confort d'amie a'_5
Cuidoie troveir. b_5
Elais j'ai le tout perdu, c_7
Je ne puix avoir non d'amin. a_8
Praigne [*vous petiet de mi,* A_7
Madame, car j'ai trop languit.] A_8

3 Puis c'amors l'otrie, a'_5
Bien voil andurer, b_5
A li ne doi(e je)mie a'_5
Mes malz demander. b_5
Elais mi eul ont meü c_7
Lou tourmant c'ai lontans sant[i] (Hs.: *santu*) a_8
Praigne vous pitiet de mi, A_7
[*Madame, car j'ai trop languit.*] A_8

8) 9) In No. 51 und No. 67 zeigen die zwei ersten Zeilen des Strophenausgangs gegenüber den entsprechenden des Refrains verschiedenen Reim, ohne darum mit den letzten Zeilen des Strophengrundstockes übereinzustimmen.

No. 51. 1 Chascuns chante de Thierit a_7
Et de son bordon; b_5
Mais la belle a cui je suis a_7
M'ait donei lou don, b_5
Vuelt, ke je chante por li a_7
Et ke por l'amor de li a_7
Faice une chansonette: c'_6
Bon, bon, bon, bon, va burelidon, B_9
Par les sains deu an cordon B_7
J'ain plaixant camusette. C'_6

2 Ses eus, son neis tant mar vi, a_7
Sa gente faison, b_5
Onkes plus belle de li a_7
N'esgardait nuns hons. b_5
C'elle n'ait de moi merci, a_7
Sa tres grant biauteit mar vi a_7
Et sa blanche gorgette. c'_6
[*Bon, bon, bon, bon, va burelidon,* B_9
Par les sains deu an cordon B_7
J'ain plaixant camusette.] C'_6

3 De ma dame a cui je suis a_7
N'o dire lou non, b_5
Por ceu k'elle n'ait anui a_7
Ne mavais renon; b_5
Car loial est anver mi; a_7
Et samblant me monstre auci, a_7
K'elle soit m'amïette. c'_6
[*Bon, bon, bon, bon, va bureledion,* B_9
Par les sains deu an cordon B_7
J'ain plaixant camusette.] C'_6

No. 67. 1 Medixant por moi grever a_7
Me font de celle aloignier b_7
Cui j'ain sans retraire. c'_5
Les cuers lor ferai crever; a_7

Car plus ne me vuel tarsier b_7
De jolit chant faire c'_5
Por la belle an cui baillie d'_7
Ai mis cuer et cors et vie d'_7
Tout an sa saxine. e'_5
Je n'os a celi parleir A_7
Por cui sovant sospirer A_7
Me font amors fine. E'_5

2 De son dous viaire cleir a_7
Se doit on bien mervillier; b_7
Car nuns hons portraire c'_5
Ne porroit mie sa per, a_7
Tant seüst estudïeir. b_7
Trop i ait a faire; c'_5
Car deus la fist per maistrie d'_7
De sa sainte main polie. d'_7
Drois est, c'on l'ancline. e'_5
[*Je n'os a celi parleir* A_7
Por cui sovant sospireir A_7
Me font amors fine.] E'_5

3 Mort m'auront sans recovrer, a_7
C'ele n'ait de moi pitiet b_7
La tres debonaire, c'_5
Si eul ke por moi navrer a_7
Sont li saverous archier b_7
Ki me vinxent traire c'_5
D'une sïete ancochi(e)e. d'_7
Don j'ai espoir de s'aïe d'_7
An ancun termine. e'_5
[*Je n'os a celi parleir* A_7
Por cui sovant sospirer A_7
Me font amors fine.] E'_5

Ganz oder fast ganz verschieden von dem Refrain sind dagegen die Strophenausgänge folgender 11 Lieder:

46 a'_7 b_7 a'_7 b_7 | b_7 c_7 | C_2 C_3 D'_5 C_5 (Refr.: *E ai! Ke ferai? Je mur d'amoretes. Comant garirai?*)

13 a'_8 b_3 a'_8 b_4 | b_7 c_4 b_7 c_4 c_4 | D'_4 D'_2 C_3 C_{12} gedr. bei Jeanroy *l. c.* S. 479, doch fasst er den Refrain als C_{11} C_{11} auf (in der letzten Zeile setzt er *Toz jors loialment st. Tot adès leaulment* ohne die handschriftliche Lesart anzugeben). Eigentlich lautete die Form (bei Nichtberücksichtigung der Binnenreime): a_{12} a_{12} | b_{11} b_{11} b_4 | B_{11} B_{12}.

90 a_7 a_7 | a_7 b_4 a_7 b_4 | B_7 B_7 (Refr.: *Li tres dous panceirs ke j'ai Por vos, dame, me tient gai*).

121 a'_7 b_7 a'_7 b_7 | c_5 c_7 d_7 | $D_7 C_7$ D_7 (Refr.: *Duez confonde mesdixans! Car il n'ont droit ne raison De greveir loialz amans.*)

26 a_5 b_5 c_5 b_5 | a_7 d_5 | B_5 D_7 (Refr.: *Haro, deus, emi! Por coi, dame, m'ocïeis?*)

59 a'_7 b_5 a'_7 b_5 | c' c'_7 b_4 c'_7 | C'_7 B_3 B_6 C'_7 (Refr.: *La vie menrai*

jolie C'ai apris; Car monter puix en prix Et pis valoir n'an puix mies.

5 a_7 b_5 a_7 b_5 | c_7 | C_9 C_7 gedr. bei P. Meyer l c. S. 236.

150 a_6 a_6 | b'_5 c_5 | C_6 C_7 (Refr.: *Dex, je n'i puis dureir. Ceu me font li malz d'ameir.*)

57 a_7 b'_5 a_7 b_5 | c_5 c_7 d_5 | D_3 (Refr.: *Vraiement*).

69 a_7 b_7 a_7 b_7 | c'_5 c'_5 | D'_7 D'_7 (Refr.: *Com est dous li nons d'amie! Mais chascuns ne lou seit mies.*)

163 a_7 b'_7 a_7 b'_7 | b'_7 c_7 c_7 | D_4 D_8 (Refr.: *Et si ne sai, Si jai nuns jor ameis serai.*)

Jegliches eigentlichen Strophenabschlusses bar sind endlich folgende drei Lieder:

83 a_5 a_7 b_7 a_5 a_7 b_7 | B_8 B_7 (Refr.: *Emmi deus, vrais dex, que ferai? Mors suis, se je mercit n'ai*).

89 a_7 b_7 a_7 b_7 | C'_6 B_8 C'_5 B_8, gedr. bei Jeanroy l. c. S. 494.

53 a'_7 b_7 a'_7 a'_7 b_7 | C'_7 B_5 B_7 C'_7 B_5 (Refr.: *Car si sovant con vodroie Ne la puix veïr. Dame cui vuel obeïr, Doigneis, si je vos a[n]voie, Ma complainte oïr!* Die beiden ersten Zeilen fehlen im Eingang. Der Text ist stark verderbt.)

Die letzten drei Lieder werden sicherlich gleichfalls aus der Zahl der *Balletes* zu streichen sein; denn die vorstehenden Erörterungen haben deutlich ergeben, dass die *Ballete*-Strophe eine scharfe Gliederung in Strophengrundstock und Strophenabschluss bedingt. Der Strophenabschluss ist ursprünglich formal genau dem Refrain entsprechend, wird aber in der Mehrzahl der Fälle dem Strophengrundstocke angeglichen. Der Strophengrundstock selbst zerfällt in zwei gleiche Teile, die ursprünglich 1-zeilig waren und es auch noch in sehr vielen Gedichten unserer Sammlung sind, so dass als die beiden Typen der ältesten *Balette*-Formen gelten dürfen: a_7 | a_7 | a_7 | A_7 und a_7 a_7 | b_7 b_7 | B_7 B_7. Letztere Form wurde meist abgeändert zu: a_7 a_7 | a_7 b_7 | B_7 B_7. Die Verwendung längerer Versarten führte zur Zerlegung, wodurch die beiden Stollen des Strophengrundstockes mehrzeilig wurden. Ebenso wuchs die Zeilenzahl des Refrains und Strophenausgangs. Wie willkürlich die Dichter bei Zerlegung von Langzeilen und auch bei Zusammensetzung von Kurzzeilen verfuhren, haben wir gesehen und wird dieses Verfahren bei der Beurteilung aller Strophenformen prinzipiell im Auge zu behalten sein. Zuletzt trat eine einseitige Verkürzung des Refrains ein, indem dessen Ausdehnung auf eine Zeile beschränkt wurde. Dadurch wurde aber das schon verdunkelte Verwandtschaftsverhältnis des Refrains zum Strophenabschluss völlig verwischt. Dieser verwuchs unter dem Einfluss der *Chanson*-Strophe noch enger mit dem immer freier gebauten Strophengrundstocke. So erklärt es sich, dass später als einziges Kennzeichen der Ballade die 3-

Strophigkeit und der einzeilige Refrain angesehen wurden, und dass die Theoretiker rein äusserlich nach der Silbenzahl der verwendeten Versarten auch die Zeilenzahl der Balladen-Strophe bestimmten. Da sie nur 8- oder 10-Silbner zu gebrauchen gestatteten, hielten sie auch im ersteren Falle nur 8-zeilige, im letzteren nur 10-zeilige Balladen-Strophen für zulässig. Ausserdem schrieben sie vor, ein der *Chanson* entlehntes *Envoi* von 4- resp. 5-Zeilen den drei Strophen anzuschliessen. Ähnlich wie bei dem modernen Rondeau liegt also in der jüngeren Balladenstrophe nur ein kümmerlicher Abkömmling der altromanischen *Ballete*-Strophe vor. Die intimen Bande, welche in beiden Fällen ursprünglich die strophische Form mit Melodie und Tanz[43]) verknüpften, sind gleichmässig nicht nur — wie schon in *Balletes* unserer Sammlung — gelockert, sondern gänzlich abgestreift. Nur geringe Spuren verraten noch ihr ehemaliges Vorhandensein.

E. Stengel.

---

[43]) Die Ballete scheint mir ursprünglich für Solo- und Chor-Gesang, das Rondel für Doppelchöre bestimmt gewesen zu sein. — Soeben hat G. Paris in den „Mélanges de philol. romane dediés à C. Wahlund 7. Janvier 1896“ die verschiedenen Formen der so beliebten *Chanson de Carole* von *Bele Aaliz* übersichtlich zusammengestellt. Abgesehen von der aus Baude de la Quariere's Potpourri erschlossenen 5-Zeile, sind es (was Paris wegen verschiedener Textverderbnisse verkannt hat) lauter Triolets, meist ohne Anfangsrefrain (Vgl. S. 85 Anm.) Z. 1, 3 und 4 behandeln dann das Thema von *Bele Aaliz,* Z. 2, 5 und 6 ein anderes damit verquicktes, wie das von *beau Robin.* Offenbar sang nun ein Chor die ersteren, ein zweiter die letzten Zeilen. Keines der beiden Themata ist mit der stets allein überlieferten einen Strophe erschöpft. Ich denke mir daher den Chorgesang durch weitere Strophen fortgesetzt, so jedoch, dass nun der zweite Chor anfing, danach wieder der erste, also etwa: $a^1\ A^1 \mid a^2\ b^1 \mid A^1\ B^1 \parallel A^1\ a^2 \mid A^2\ B^2 \mid a^2\ b^1 \parallel a^2\ A^2 \mid a^3\ b^2 \mid A^2\ B^2 \parallel A^2\ a^3 \mid A^3\ B^3 \mid a^3\ b^2 \parallel a^3\ A^3 \mid a^4\ b^3 \mid A^3\ B^3 \parallel$. Das einstrophige Rondel wäre also anfänglich mehr-, ja vielstrophig gewesen. Vielleicht — darauf scheint die Strophe in Hs. Poitiers 124 zu deuten — ist öfters auch nur das eine Thema in weiteren Strophen fortgesponnen, und dazwischen vom zweiten Chor stets derselbe Refrain wiederholt, also: $a^1\ A\ a^2\ b^1\ A\ B \parallel a^2\ A\ a^3\ b^2\ A\ B \parallel$ u. s. w. Ob der auf Bele Aaliz bezügliche Text auch zum Solo- oder Einzelchor-Vortrag, also ohne Einschiebung einer Refrainbegleitung benutzt worden ist, das lässt sich, so viel ich sehe, nicht feststellen. Die erhaltenen Formen würden aber dann jedenfalls nicht auf eine einreimige 5- oder 4-Zeile, wie Paris anzunehmen scheint, sondern höchstens auf eine zweireimige 3-Zeile zurückweisen.

Das lateinische Passivum und der Passiv-Ausdruck im Französischen[1]).

Die 3 Person Sing. und die 3 P. Plur. Praes. Ind. des lateinischen Passivs und Deponens sind aller Wahrscheinlichkeit nach ursprüngliche Medialformen, an deren Secundärendung ein *-r* angetreten ist (*sequitur*, *amatur* = *sequito* + *r*, *amato* + *r*, *sequuntur*, *amantur* = *sequunto* + *r*, *amanto* + *r*). Ebenso ist in der 2 P. Sg. Praes. Ind. eine ursprüngliche Medialform mit Secundärendung zu erblicken (*amāre*, *sequĕre* aus *amā-so*, *sequĕ-so*; *amāris*, *sequĕris* erklären sich aus Anbildung an die auf *-s* ausgehende 2 P. Sg. des Activs[2]). Die 1 P. Sg. Praes. Ind. ist vermutlich eine ursprüngliche Activform, an welche, wie in der 3 P. Sg. und Pl., ein *r* angetreten ist (*amor*, *sequor* = *amo* + *r*, *sequo* + *r*), indessen ist auch die Möglichkeit anzuerkennen, dass das *o* auf der medialen Endung *-ōį* beruhe. Der Ausgang *-mur* der 1 P. Pl. Praes. Ind. (*amamur*, *sequimur*) scheint aus *-mo* (Activendung) + *r* entstanden oder aber, was wahrscheinlicher ist, aus dem activischen *-mus* umgestaltet worden zu sein. Die 2 P. Pl. Praes. Ind. ist der Nom. Plur. Masc. eines (sonst geschwundenen) Part. Praes. Med. (*sequiminī* entspricht also dem griech. ἑπόμενοι). Die 2 P. Pl. Imperat. ist ursprünglich der Dativ eines mittelst des Suffixes *-men* gebildeten Verbalsubstantivs (*sequiminī* entspricht also einem griech. *ἑπόμεναι vgl. ἴδμεναι). Ebenso ist der Inf. Praes. Pass. und Dep. auf *-ī* (z. B. *legī*, *sequī*) der ursprüngliche Dativ eines (wurzelhaften) Verbalnomens. Das *r* der Infinitive auf *-rī* (z. B. *amarī*) ist aus *s* entstanden (**amasī*), mittelst dessen der Stamm des Verbalnomens erweitert wurde. Vgl. Brugmann, *Grundriss der vgl. Gramm. der idg. Spr.* II 2, S. 1388 ff. und 1413.

---

[1]) Der nachstehende kleine Aufsatz ist keine Wiederholung dessen, was ich in meinem Buche *Der Formenbau des frz. Verbums* (§ 3) über den Gegenstand gesagt habe, sondern es ist in ihm versucht worden, die betreffenden (zum Teil recht wichtigen) Fragen von anderen Gesichtspunkten aus zu behandeln.

[2]) Bopp erblickte — und davon wird weiter unten die Rede sein — in diesem *s* (und überhaupt in der Passivendung) das Reflexivpronomen.

Den Formen des Ind. Praes. sind diejenigen des Conjunctivs sowie die des Imperfects Ind. und Conj. analogisch nachgebildet.

Das lat. Passiv (und Deponens) macht demnach in seiner Formenbildung den Eindruck grosser Buntscheckigkeit, und schon aus diesem Umstande darf man den Schluss ziehen, dass Passiv und Deponens das Erzeugnis einer verhältnismässig späten Sprachschöpfung sind, einer Sprachschöpfung, welche vielleicht erst vollzogen wurde, als der italische Sprachstamm bereits in die Zeit seiner Sonderentwickelung eingetreten war.

Mit Ausnahme der 2 P. Pl. enthalten sämtliche Personen des Praes. Ind. Pass. und Dep. in der Endung ein *-r*, welches demnach, mindestens formal, als das Kennzeichen des Passivs und Dep. betrachtet werden darf. Aber nur in der 2 P. Sg. ist der Ursprung dieses *r* deutlich erkennbar, da es keinem Zweifel unterliegen kann, dass es aus dem *s* der medialen Secundärendung *-so* hervorgegangen ist (*sequĕre* aus **sequĕ-so*). Welche Bewandtnis es dagegen in den übrigen Personen mit dem *r* habe, welche Herkunft und welcher Functionswert ihm zuzuerkennen sei, das ist bis jetzt unaufgeklärt.

Ausserhalb des Passivs und des Deponens erscheint in der lat. Conjugation *r* als Bestandteil der Endung im Conj. Imperf. Act. (*agĕrem*), in der 3 P. Pl. Perf. Ind. (*ēgĕrunt*), im Conj. Perf. (*ēgĕrim*), im Ind. Plusqpf. (*ēgĕram*) und im Fut. exact. (*ēgĕro*). Die betreffenden Formen beruhen wahrscheinlich auf sigmatischer Aoristbildung; dass dieses, aus *s* hervorgegangene, *r* an mediale und activische Praesensformen angefügt worden sei und den Begriffswert der letzteren abgeändert habe, ist durchaus unglaubhaft. Ebenso unglaubhaft ist auch, dass das *r* des lat. Passivs und Deponens etwas zu thun habe mit dem *r*, welches im Altindischen in den Endungen gewisser activischer und medialer Verbalformen auftritt.

Welchen Ursprung aber das *r* des Passivs und des Deponens auch haben möge, von vornherein wird man annehmen müssen, dass es nicht ein functionsloser und also gleichsam müssiger Laut war, der etwa aus euphonischem Grunde angefügt wurde, sondern dass ihm eine bestimmte Function zukam, dass es folglich der Träger eines bestimmten Begriffswertes war.

Passiv und Deponens zeigen im Lat. durchaus gleiche Formenbildung. Diese Thatsache berechtigt nicht nur, sondern zwingt geradezu zu der Annahme, dass die zwischen beiden bestehende Bedeutungsverschiedenheit nicht von Anfang an vorhanden gewesen sein könne, sondern dass entweder die passivische Function aus der deponentialen oder aber die letztere aus der ersteren sich entwickelt habe oder endlich dass beide aus einer dritten Function hervorgegangen seien, welche sowohl das passivische wie auch das deponentiale Element gleichsam keimartig in sich einschloss.

Die lat. Schulgrammatik bezeichnet die Deponentia als Verben, welche active Bedeutung und passive Form besitzen. Für die Praxis des Elementarunterrichtes mag diese Begriffsbestimmung allenfalls ausreichen; wissenschaftlich richtig aber ist sie keinesfalls. Denn wäre sie richtig, so würde es ganz unbegreiflich sein, wie gewisse Verben, welche sowohl in activischer wie auch in deponentialer Form vorhanden sind, in jeder dieser beiden Formen eine verschiedene Bedeutung aufweisen, z. B. *pignerare* „zum Pfande geben", *pignerari* „(für sich) zum Pfande nehmen", *licēre* „feil sein", *licēri* „(für sich) feil sein lassen (in einer Versteigerung), auf etwas bieten". Vgl. Riemann, *Syntaxe latine*, S. 195.

Das Deponens entspricht seiner Function nach im Wesentlichen dem griechischen Medium, dem altindischen *Atmanèpadam*, d. h. es deutet an (oder deutete doch wenigstens ursprünglich an), dass die Handlung, welche durch das Verbum zum Ausdruck gelangt, zum Nutzen oder zum Nachteil des Subjectes erfolgt, also auf das Subject sich zurückbezieht, wie oben z. B. *pignerari* „sich zum Pfande geben lassen, zum Pfande nehmen", *licēri* „für sich feil machen, auf etwas bieten".

Unter dem „Passivum" versteht man diejenige verbale Diathese, vermöge deren das logische Object der durch das Verbum ausgesagten Handlung zum grammatischen Subject erhoben, das logische Subject aber, falls es überhaupt zum Ausdruck gelangt, als Adverbiale aufgefasst wird (z. B. *guttă cavat lapidem* > *lapis cavatur guttā*). Es beruht demnach die Begriffsentwickelung des Passivs auf einer complicierten Verschiebung des logischen Satzverhältnisses.[1]) Man wird sich dessen namentlich dann bewusst, wenn man erwägt, dass Sätze mit passivischem Prädicate, wenn sie ein Adverbiale nicht besitzen (z. B. *epistola scribitur*), nur mit einem grammatischen, nicht aber mit einem logischen Subjecte versehen sind, da ja eben das grammatische Subject logisches Object ist (*epistola* ist das logische Object zu *scribere*), dass sie also, genau genommen, subjectlose Sätze sind.

Das Passiv ist dennoch hinsichtlich seiner begrifflichen Function ein sehr verzwicktes, um nicht zu sagen: ein wunderliches, Gebilde, nahezu ein Unding. Auch diese Thatsache legt die Annahme nahe, dass das Passiv als solches erst in verhältnismässig später Zeit entstanden sei. Diese Annahme wird durch die Sprachgeschichte bestätigt. Die indogermanische Ursprache — (es kann von einer solchen freilich nur in bedingtem und hypothetischem

[1]) Für das deutsche Sprachgefühl tritt diese Verschiebung am deutlichsten hervor in der persönlichen Construction von *dici*, *tradi* etc., sowie bei *videri*. Man vgl. damit das englische *I am told* u. dgl., wenn auch freilich die Construction nicht ganz gleichartig mit lat. *dicor* etc. ist.

Sinne geredet werden) — hat ein Passiv nicht besessen, und wo dasselbe in den Einzelsprachen vorhanden ist, da trägt es überall die Merkmale einer jungen Bildung an sich und ist überdies nirgends zur vollen Durchführung gelangt. Was das Lateinische anbetrifft, so ist sehr zu beachten, dass das Passiv nur im Praesensstamme vorhanden ist[1]), denn das perfectische Passiv (*amatus sum*) ist seinem Wesen nach kein Passiv, sondern eine rein syntaktische (nicht zugleich auch morphologische) Ausdrucksform der Vorstellung der Zuständlichkeit.

Wenn als feststehend betrachtet werden darf, dass die Passivfunction erst verhältnismässig spät sich entwickelt hat, so ist die Vermutung berechtigt, dass die Passivformen ursprünglich nicht in passivischer, sondern in irgend welcher anderen, z. B. in medialer, Function gebraucht worden seien. Denn es ist gewiss glaublicher, dass die Bildung der Passivformen der Ausbildung der Passivfunction vorausgegangen ist, als dass zuerst der Passivbegriff sich entwickelt habe und dann zum Behufe des sprachlichen Ausdruckes für ihn die Passivformen geschaffen worden seien. Das Erstere ist um deswillen glaublicher, weil eben allem Anscheine nach der Passivbegriff sich erst spät entwickelt hat, diese Entwickelung aber doch notwendig einen Ausgangspunkt gehabt haben muss, der wohl in nichts Anderem bestanden haben kann, als darin, dass die späterhin passivisch gebrauchten Formen ursprünglich eine zum Passivbegriffe gleichsam hinleitende Functionsfähigkeit besassen. Man stelle sich einmal vor, dass die lat. Sprache bis zu einem gewissen Zeitraume (der immerhin noch in die Periode der italischen und selbst in die der etwa einst vorhanden gewesenen italo-keltischen Spracheinheit verlegt werden mag) nur ein Activ besessen habe, so wird man urteilen müssen, dass dann sich nie ein Passiv hätte ausbilden können, denn vom Boden des Activs aus war, so scheint es wenigstens, eine zum Passiv hinführende Begriffsentwickelung unmöglich. Höchstens eine sogenannte „man"-Form könnte die Brücke vom Activ zum Passiv schlagen, aber an das einstige Vorhandensein einer solchen im Latein zu glauben, ist unstatthaft, so scharfsinnig auch Zimmer seine diesbezügliche Hypothese zu begründen versucht hat (Kuhn's *Ztschr. f. vgl. Sprachf.* XXX 237). Wäre z. B. *dicitur* eine (aus **dicus* in Anlehnung an das activische *dicit* entstandene) „man"-Form, so würde es unbegreiflich sein, warum *dici* als Prädicat im Nominative c. inf. persönlich construiert wird.[2])

---

[1]) Von den in der alten Sprache vereinzelt vorkommenden noristisch gebildeten Formen, wie z. B *iussitur*, darf hier abgesehen werden.

[2]) Nur zur Erheiterung des Lesers werde hier erwähnt, dass Rhys allen Ernstes die Behauptung aufgestellt hat (*Transactions of the Philol,*

Von vornherein ist anzunehmen, dass die passivische Function sich aus der medialen, d. h., um noch deutlicher zu reden, aus der reflexiven entwickelt habe. Darauf deutet schon der Umstand hin, dass wenigstens drei Passivformen (*legĕre*, *legitur*, *leguntur*) aller Wahrscheinlichkeit nach ursprüngliche mediale Formen sind, und dass bezüglich einer vierten Form (1 P. Sg. Praes. Ind.) die gleiche Annahme wenigstens möglich ist (vgl. oben S. 115). Geradezu beweiskräftig aber ist die zwischen dem Passiv und dem Deponens bestehende Formengleichheit: aus dieser darf gefolgert werden, dass, weil dem Deponens ursprünglich mediale Function zueignet, das gleiche auch bezüglich des Passivs der Fall ist.

Die ursprüngliche (mediale oder) reflexive Function des lat. Passivs bekundet sich übrigens auch innerhalb der lat. Schriftsprache noch häufig genug, so häufig, dass selbst die empirische Grammatik den reflexiven Gebrauch des Passivs als den ursprünglichen anerkennt. Vgl. R. Kühner, *Ausführliche Gramm. der lat. Spr.* II. § 28; Riemann, *Syntaxe latine* § 193. Es bedeutet z. B. *lavari* „sich waschen" (und „gewaschen werden"), *colligi* „sich versammeln" (und „versammelt werden") u. dgl. Daher kann oft das Activ in Verbindung mit dem Reflexivpronomen, bezw. dem reflexiv gebrauchten Personalpronomen, statt des Passivs gesetzt werden. Vgl. Brugmann *a. a. O.* II S 1396..

Das Passiv und das Deponens sind ursprünglich ein Medium mit stark reflexiver Bedeutung, vermöge deren hervorgehoben wurde, dass das Subject der Handlung zugleich auch das, sei es unmittelbare oder mittelbare, Object derselben sei.

Dieses stark reflexive Medium konnte nun, indem seine reflexive Function sich mehr und mehr abschwächte (wie dies thatsächlich geschehen sein muss), ebensowohl zum Activ wie zum Passiv sich entwickeln, je nachdem mit der Reflexivfunction zugleich auch entweder die Objects- oder die Subjectsbeziehung von dem Bewusstsein der Sprechenden aufgegeben wurde. Geschah das erstere, so wandelte sich das Medium selbstverständlich zum Activ um. Erfolgte dagegen das letztere, so war damit notwendig die Verschiebung des Objects zum (grammatischen) Subjecte verbunden. Es sei das an einem Beispiele erläutert: *puer lavatur* hat ursprünglich bedeutet (und hat auch später noch bedeuten können) „der Knabe wäscht sich", in welchem Satze also *puer* sowohl Subject wie Object ist, da der *puer* zugleich wäscht und gewaschen wird. Wenn nun der Sprechende in dem genannten Satze die Handlung

---

Soc. 1865 p. 293), dass in der lat. Passivendung das Subst. *vir* „Mann" enthalten sei, dass also z. B. *moneris* bedeute „Mann mahnt dich". Fürwahr, ein ganz niedlicher Scherz!

insofern nicht mehr reflexiv auffasst, als es ihm gleichgültig erscheint, dass das Object derselben zugleich auch ihr Subject ist, so schwindet aus der Aussage die Subjectsbeziehung, und es bleibt lediglich die Objectsbeziehung übrig: der *puer* wird nicht mehr als ein waschender, sondern nur noch als ein gewaschen werdender vorgestellt; in Folge dieser Vorstellung aber verbleibt *puer* zwar logisches Object der Aussage, wird aber formal zum Subjecte derselben.[1]) Ist dieser Vorgang vollzogen, so kann (nicht muss) die Aussage ein neues logisches Subject (z. B. *mater*) erhalten, welches jedoch, da ein formales (grammatisches) Subject bereits vorhanden ist, nicht in Form des Subjects (d. h. im Nominative), sondern nur in Form eines Adverbialcasus (instrumentaler Ablativ, bezw. mit der Praepos. *a* verbundener Ablativ) auftreten kann: *puer a matre lavatur* = *mater puerum lavat.*[2])

Wenn, wie wohl zweifellos ist, angenommen werden darf, dass Passiv und Deponens ursprünglich die Function eines verstärkten Mediums besessen haben, so ist, falls man lediglich die ursprüngliche Bedeutung der Passiv- und Deponensformen berücksichtigt, die Annahme gerechtfertigt, dass das an die ursprüngliche Medial- (bezw. Activ-)Formen angefügte *-r* (*amatu-r*, *sequitu-r* etc.) dem Zwecke gedient habe, die reflexive Kraft der Medialformen zu verstärken, den Activformen aber solche Kraft überhaupt zu verleihen. Und wenn diese Annahme als begründet erscheint, so kann man,

---

[1]) Der Sachverhalt ist nämlich folgender: in dem Satze *puer lavatur* „der Knabe wäscht sich" ist der Begriff *puer* Subject und Object, das Nomen *puer* aber ist nur Subject, während als Object die Endung oder, richtiger, ein Bestandteil der Endung des Prädicats (vielleicht das *-r*, wenn es aus *se* entstanden sein sollte) fungiert. Wird nun das Prädicat, um so zu sagen, entmedialisiert, so vermag seine Endung auch nicht mehr das Objectsverhältnis von *puer* anzudeuten. Das Objectsverhältnis kann dann folglich nur durch das bisherige Subject *puer* angedeutet werden, welches gleichwohl formal Subject der Aussage verbleibt, so dass also das Object in Subjectsform erscheint. Ein Gegenstück zu dieser eigenartigen Construction bildet diejenige des Accus. c. inf., in welcher das Subject Objectsform annimmt. Nur liegt da das Verhältnis doch noch einfacher, weil der Accus. allerdings Subject des Infinitivs, aber zugleich auch, ebenso wie der Inf., Object des Hauptverbums ist.

[2]) Der Uebertritt des reflexiven Mediums zur Passivfunction ist folglich ebenso lediglich als Abschwächung, beziehentlich als Erlöschung des im Medium enthaltenen Reflexivbegriffes aufzufassen, wie dies in Bezug auf den Uebertritt des Mediums in die Activfunction zu geschehen hat. Der beiderseitige Vorgang beruht auf einer Bequemlichkeit des Denkens, das die complicierte Begriffsbildung des Reflexivverhältnisses sich vereinfacht durch Verzicht einerseits auf das Subject, andrerseits auf das Object. Die von Steinthal in der *Ztschr. f. Völkerpsych.* II 244 ausgesprochene Anschauung über das Wesen des Passivs vermag ich nicht zu teilen; mehr einverstanden bin ich mit dem, was v. d. Gabelentz (*Abh. d. K. S. Gesellsch. d. Wiss.* VIII 461) darüber gesagt hat.

so lange als eben nur die Bedeutungsfrage in Betracht kommt, auch die weitere Annahme nicht zurückweisen, dass jenes *-r* aus *s* entstanden und (dies *s* aus *se* gekürzt und also) ursprünglich das Reflexivpronomen gewesen sei. Man darf also behaupten: die ursprüngliche Function des lat. Passivs und Deponens gestattet die Annahme, dass diese beiden verbalen Genera auf Zusammensetzung teils medialer teils activischer Formen mit dem Reflexivpronomen beruhe, dass folglich das lat. Passiv die gleiche Entstehung habe wie das Passiv einerseits der baltisch-slavischen, andrerseits der skandinavischen Sprachen.[1])

Nun, diese Annahme ist bekanntlich keineswegs neu. Schon der Begründer der vergleichenden Grammatik, Franz Bopp, hat sie aufgestellt (*Gramm.* II² p. 476), und später hat ihr A. Schleicher eine bestimmtere Fassung gegeben (*Compendium* p. 703). Die zu strengerer Methode und namentlich auch zu besserer Einsicht in die Lautentwickelung gelangende Sprachforschung hat jedoch die Bopp-Schleicher'sche Hypothese unbedingt verwerfen zu müssen geglaubt, indem sie folgende Gründe gegen sie geltend machte:

1. Die Spirans *s* wird im Lateinischen nur inlautend zwischen sonantischen Vocalen, nicht aber im Auslaute, zunächst zu *z* (= slav. und frz. *z*) und sodann („zu Anfang der historischen Periode" Brugmann *a. a. O.* p. 427) zu *r*, z. B. *genes-is* (= skr. *jánas-as*, griech. *γένε[ς]-ος*) > **genez-is* > *gener-is*. Folglich kann z. B. *legitu-r*, da *s* hier auslautet, nicht aus **legitu-s* entstanden sein.

2. Die Passiv- und (Deponens-)Bildung des Lateins stimmt im Wesentlichen mit derjenigen des Keltischen überein. Da nun im Keltischen *r* nie aus *s* hervorgeht, so kann das *r* des keltischen Passivs und Deponens nicht aus *s* hervorgegangen sein, und folglich ist diese Annahme auch für das Lateinische unzulässig, es muss vielmehr sowohl im Keltischen als auch im Lateinischen dieses *r* als ursprünglich betrachtet werden.

3. Das Oskische zeigt die gleiche Passivbildung, wie das Latein. Da nun im Osk. *s* zwischen Vocalen entweder beharrt oder aber zu *z* (nicht jedoch, wie im Latein, zu *r*) sich entwickelt, so kann das *r* des oskischen Passivs nicht aus *s* sich entwickelt haben, sondern ist für ursprünglich zu erachten.

Diese drei Gründe[2]) sind sicherlich höchst beachtenswert; für

---

[1]) In den skandinavischen Sprachen wurden ursprünglich die 1 und 2 Person mit dem entspr. Personale und nur die 3 Pers. mit dem eigentl. Reflexiv verbunden.

[2]) Was sonst gegen die Bopp-Schleicher'sche Theorie vorgebracht worden ist, ist gegenwärtig belanglos, da z. B., nachdem man in *legitur*, *leguntur* Medialformen erkannt hat, die Annahme eines Bindevocales (*legit-u-r*) unnötig geworden ist.

völlig einwandsfrei können sie jedoch nicht gelten, sie lassen sich vielmehr — so scheint es wenigstens — durch nachstehende Gegenbemerkungen abschwächen.

Zu 1) Allerdings nur zwischen Vocalen wandelt sich im Lateinischen ein ursprüngliches *s* (zu *z* und weiterhin) zu *r*, denn wo im Auslaute *r* für *s* erscheint, da lässt sich *r* als das Ergebnis einer analogischen (nicht einer organischen) Lautänderung ansehen. Wenn z. B. *honor*, *arbor*, *melior* für *honos*, *arbos*, *melios* eingetreten ist, so beruht dies auf der Einwirkung der obliquen Casus (*honoris* etc.), in denen *s* in zwischenvocalischer Stellung sich befand. So mag auch das von Varro (*Ling. lat.* VII 27 f.) angeführte *ianitos* (f. *ianitor*) sich als durch falsche Analogie entstanden betrachten lassen, wenn auch immerhin erwähnt zu werden verdient, dass ein so umsichtiger Forscher, wie Seelmann (*Die Aussprache des Lat.* p. 314), die Ansicht vertritt, dass bei dem Wandel des auslautenden *s* zu *r* „physiologische Einflüsse“ nicht ausgeschlossen seien.

Indessen die Ueberzeugung von der Ausnahmelosigkeit der Lautregel, dass im Lat. *s* nur zwischen zwei Vocalen zu *r* wird, verträgt sich sehr wohl mit der Annahme, dass in dem *r* der Passiv- und Deponensendungen das Reflexivpronomen zu erkennen sei. Denn nach dieser Annahme würden folgende Urformen anzusetzen sein:

1 P. Sg. Praes. Ind. (activisches) *legō* oder mediales *legōi̯* + *se* = **legōse* oder **legōi̯se;*

2 P. Sg. Praes. Ind. (mediales) *legeso* + *se* = **legesose*, **legesise*[1]);

3 P. Sg. Praes. Ind. (mediales) *legito* + *se* = **legitose*, **legituse;*

[1 P. Pl. Praes. Ind. (activisches) *legimo* + *se* = **legimose*, **legimuse;*

3 P. Pl. Praes. Ind. (mediales) *legunto* + *se* = **leguntose*, **leguntuse*[2]).

In allen diesen Formen[3]) würde sich also *s* zwischen zwei sonantischen Vocalen befunden haben und hätte folglich durchaus

---

[1]) Man kann fragen, warum in **legesise* nicht auch das zweite *s* zu *r* geworden sei (**legerire*). Darauf lässt sich antworten: entweder weil man den gleichen Anlaut der aufeinander folgenden Sylben vermeiden oder weil man **legerir*[*e*] an *legis* angleichen wollte.

[2]) Die Formen **légesose* etc. müssen selbstverständlich als auf der viertletzten Sylbe betont angesetzt werden, was bekanntlich dem „älteren“ Betonungsgesetze des Lateins keineswegs widerstreitet.

[3]) Dass nicht auch die 2 P. Pl. mit *se* verbunden worden ist, erklärt sich wohl einfach daraus, dass weder an die activische noch an die mediale Endung dieser Form ein *s* antreten konnte, ohne dass ein wunderliches Gebilde entstanden wäre. Die 2 P. Pl. Medii ist übrigens ver-

lautregelrecht zu *r* werden können, ebenso lautregelrecht, wie z. B. das Suffix des Gen. Pl. der A-Stämme (*equā-sum* > *equā-rum*) oder wie das aoristische *s* im Conj. Imperf. (*agĕ-sem* > *agĕ-rem*). Denn haben die Formen **amose*, **amasose* etc. überhaupt jemals bestanden, so hat man das beste Recht, zu glauben, dass ihr auslautender Bestandteil *-se* sich lange Zeit unverkürzt erhalten und dass folglich das *s* durchaus die Möglichkeit besessen habe, sich an der Lautentwickelung des Rhotacismus, welche die zwischenvocalischen *s* ergriff, auch seinerseiss zu beteiligen.[1]) Nichts, gar nichts nötigt uns zu der Annahme, dass das *e* von *se* so frühzeitig geschwunden sei, dass das *s* bereits im Auslaute gestanden hätte (**amos*, **amasis* etc.), als der Rhotacismus sich geltend machte, und dass es dann also, eben weil es auslautend war, für immer ein *s* hätte bleiben müssen. Nein, glaubt man überhaupt an das einstige Vorhandensein solcher mit *se* gebildeter Formen, so wird man auch glauben dürfen, dass das auslautende *e* sich lange erhalten, ja den Wandel des ihm vorangehenden *s* zu *r* (oder doch den dazwischenliegenden Wandel zu *z*) überdauert habe. Darnach würde z. B. zwischen **amose (amōi̯se)* und *amor* oder zwischen ** amatose* und *amatur* ein **amore* und ein **amature* (oder doch ein **amoze* und **amatuze*) als Uebergangsform bestanden haben. Und darnach liesse die zweifache Vermutung sich anknüpfen, dass in Folge der durch den Wandel des *s* zu (*z* und) *r* veranlassten lautlichen Entfremdung des Passivausganges *-se* von dem Pronomen *se* einerseits der Ausfall des tonlosen Auslauts *-e* begünstigt, andrerseits die Abschwächung der reflexiven Bedeutung der mit *se* zusammengesetzten Formen beschleunigt worden sei. Es würde also z. B. **lavatuse* sich bis zur Zeit des Rhotacismus in dieser Lautgestaltung und mit der Reflexivbedeutung „er wäscht sich“ hehauptet haben, dann durch Einwirkung des Rhotacismus zu (**lavatuze*) **lavature* geworden sein, welcher Wandel zur Folge gehabt hätte, dass, weil nun der Zusammenhang der Form mit dem Reflexiv *se* nicht mehr empfunden wurde, das auslautende *e* schwand

---

mutlich vom Lateinischen von vornherein aufgegeben worden: ihre Endung würde (im Uridg. ein *dh*) im Lat. ein *f* oder *d* enthalten haben, also einen Laut, der sonst dem Bau der lat. Conjugation fremd ist — das *d* in *ferendus* ist präpositional — und den man folglich vermied.

[1]) In und binnen welcher Zeit der Rhotacismus vollzogen wurde, lässt sich, wie begreiflich, nicht ziffermässig angeben. Indessen haben wir wenigstens einen chronologischen Anhaltspunkt: L. Papirius Cursor (Dictator 338 v. Ch.) soll der erste seines Geschlechtes gewesen sein, welcher sich Papirius statt Papisius nannte (Cic. *Ep. Fam.* IX 21, vgl. Corssen, *Musspr.*, *Vocalismus u. Bet. des Lat.* 1² 237, Seelmann *a. a. O.* p. 314). Da nun in Personennamen erfahrungsmässig eine alte Aussprachsweise sich am zähesten behauptet, so ist anzunehmen, dass der Wandel des *s* zu (*z* und dann zu) *r* ungefähr durchgedrungen war, als jener Papisius sich entschloss, fortan Papirius zu heissen.

— es kann dies durch das Aufkommen das „Dreisilbengesetzes“ veranlasst worden sein — und dass zugleich die in dem *se* begründet gewesene und nunmehr (nach dem Schwunde des *e* und dem Wandel des *s*) gleichsam haltlos gewordene reflexive Function mehr und mehr aufgegeben wurde.

So scheint, vom Standpunkte der lateinischen Sprach- und Lautgeschichte aus betrachtet, die Annahme, dass das Reflexivpronomen *se* an teils mediale, teils activische Formen angefügt worden sei, mindestens als zulässig betrachtet werden zu dürfen, gleichwohl versteht es sich von selbst, dass sie ohne Weiteres verworfen werden müsste, wenn von Seiten der vergleichenden Grammatik ein nicht zurückweisbarer Einspruch gegen sie erhoben werden könnte. Und dies führt uns nun zur Erörterung der beiden anderen gegen die Bopp-Schleicher'sche Theorie geltend gemachten Gründe.

Zu 2) Die gegenwärtig herrschende Annahme einer kelto-italischen Spracheinheit scheint gut oder doch ausreichend begründet zu sein. Freilich, wenn man erwägt, dass die früher herrschende Annahme einer graeco-italischen Spracheinheit damals als wenigstens ebenso gut begründet erschien und dass sie gleichwohl hat aufgegeben werden müssen, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass das letzte Wort über die schwierige Frage noch nicht gesprochen worden sei. Indessen es soll auf dies Bedenken hier kein Wert gelegt werden, sondern jene kelto-italische Einheit möge als wissenschaftliche Thatsache gelten. Ebenso werde bereitwilligst anerkannt, dass man gute Gründe hat, die Passiv- und Deponensbildung des Lateinischen und diejenige des Keltischen für gleichartig zu halten, und dass man, wenn man dies thut, das *r* des Passivs (und Dep.) im Latein nicht wohl für aus *s* entstanden erachten kann, eben weil im Keltischen *s* nie zu *r* sich wandelt.

Aber ist die Gleichartigkeit der keltischen und der lateinischen Passiv- und Deponensbildung wirklich e r w i e s e n? beruht sie nicht etwa auf täuschendem Scheine? Die Geschichte der Sprachwissenschaft weiss mehrfach davon zu erzählen, dass Wort- und Formenbildungen, welche man anfangs als einheitlich betrachten zu müssen glaubte, sich späterhin doch als nicht zusammengehörig herausgestellt haben.

Ich bekenne offen, dass ich bis jetzt mich von der Gleichartigkeit der keltischen und der lateinischen Passiv- und Deponensbildung nicht habe überzeugen können. Anlass zum Zweifel bietet mir namentlich die Bemerkung Brugmann's (II p. 1392, § 1081): „Diese Bildungen (nämlich mediale oder active Verbalformen, an deren Personalendungen ein *r* angefügt ist) konnten im Lat. ebenso gut deponential als passivisch sein. Im Keltischen dagegen blieben diese beiden genera verbi formal geschieden; durch alle Personen

(ausser 2 pl.) durchgeführt erscheint *r* im Deponens, während Passivformen mit *r* nur in der 3 sg. u. pl. gebildet wurden."[1]) Mir scheint, als ob man aus der in dieser Bemerkung hervorgehobenen Thatsache schliessen müsse, dass das keltische, auf die 3te Person beschränkte, Passiv, eine andere Bildung sei und auf anderer Begriffsentwickelung beruhe, als das lateinische, auf alle drei Personen sich erstreckende, Passiv. Denn ich sehe nicht ein, weshalb die Kelten nicht auch für die 2te und 1ste Person eine Passivform gebildet und bewahrt haben sollten, wenn ihre Auffassung des Passivbegriffes mit derjenigen der Lateiner (bzw. der Italer) übereinstimmte. Die Beschränkung des keltischen Passivs auf die 3te Person scheint mir doch sehr nachdrücklich darauf hinzudeuten, dass dieses Passiv ursprünglich eine „man"-Form gewesen sei, wie dies von Zimmer (Kuhn's *Ztschr*. XXX 237) behauptet worden ist. Wenn freilich Zimmer seine Hypothese auch auf das Lateinische ausdehnt, so kann ich ihm darin unmöglich folgen, aber, was das Keltische anbelangt, so glaube ich, dass er im Wesentlichen (nicht in allen Einzelheiten!) das Richtige scharfsinnig erkannt hat. Ich glaube das trotz der Einwendungen, welche von anderen Keltisten gegen Zimmer erhoben worden sind.

Jedenfalls aber meine ich, dass die Einheitlichkeit der keltischen und der italischen (also auch der lateinischen) Passivbildung zur Zeit noch nicht als ein unumstössliches Axiom betrachtet werden dürfe. Ich fürchte vielmehr, dass man, wenn man ein solches Axiom aufstellt, sich ganz unnötigerweise eine Fessel anlegt und einer immerhin möglichen richtigeren Erklärung einen Riegel vorschiebt.

Nach meinem Dafürhalten ist die Frage, ob die keltische und die italische (lateinische) Passiv- und Deponensbildung einheitlich oder nicht einheitlich sei, eine bis auf Weiteres noch offene Frage. Folglich glaube ich auch, dass, wenn für das lateinische Passiv eine Erklärung gegeben werden kann, welche, vom Standpunkte der lateinischen Grammatik aus beurteilt, sich für befriedigend erachten lässt, sie nicht um des Keltischen willen verworfen werden darf. Den Fall angenommen, dass eine derartige Erklärung gefunden worden sei oder doch gefunden werden könne, so hätte sie, meine ich, auch dann als zulässig zu gelten, wenn sie mit dem Keltischen gar nicht in Einklang zu bringen wäre. Und also ist meines Erachtens die Annahme, dass das lat. Passiv und Deponens mit dem Reflexivpron. *se* zusammengesetzt sei, nicht in Rücksicht auf das Keltische abzulehnen, vorausgesetzt, dass sie vom Standpunkte der

[1]) Zeuss (*Gramm. celt.*² p. 470) spricht allerdings die Vermutung aus, dass das keltische Passiv einst durch alle Personen durchconjugiert worden sei, aber das ist doch eben nur eine Vermutung.

lateinischen Grammatik aus gebilligt oder sogar befürwortet werden kann.

Zu 3) Aber nicht nur das *r* des keltischen, sondern auch das *r* des oskischen Passivs erhebt — so sagt man — Einspruch gegen die Bopp-Schleicher'sche Annahme, denn auch im Oskischen soll *r* nicht aus *s* entstanden sein können. Ist dies aber wirklich so ganz richtig? Ich glaube, nein.

Ein ursprüngliches *s* ist im Lateinischen nicht unmittelbar zu *r* geworden, sondern es ist durch die Mittelstufe *z* hindurchgegangen (also z. B. nicht **esō* > *erō*, sondern **esō* > **ezō* > *erō*). Ein *z* an Stelle von *s* erscheint nun aber auch im Oskischen, durchaus nicht regelmässig freilich, aber doch auch nicht allzu vereinzelt (z. B. *ezum* = lat. *esse*, *censazet* = lat. *censebunt*, *egmazum*, wo *a-zum* = lat. *-ā-rum*), vgl. Brugmann *a. a. O.* S. 427. Dadurch wird also bewiesen, dass die Entwickelung des zwischenvocalischen *s* zu *z* im Oskischen sich in ziemlichem Umfange vollzogen hat, und das berechtigt auch weiter zu dem Schlusse, dass im Oskischen die fernere Entwickelung des *z* zu *r* (also z. B. *egmazum* > **egmarum*) sich ebenso hätte vollziehen können, wie dies im Lateinischen geschehen ist, dass jedenfalls zwischenvocalisches *s* wenigstens in einem Teile der in Betracht kommenden Worte und Formen bereits die Hälfte des nach *r* hinführenden Weges zurückgelegt hat. Und es muss sogar scheinen, als ob noch eine weitere Folgerung durchaus zulässig sei, die Folgerung nämlich, dass in den osk. Passivformen ein ursprüngliches *s* den vollen Weg bis zu *r* thatsächlich durchmessen habe.

Ein Lautwandel, wie eben etwa der von zwischenvok. *s* > *z* > *r*, ergreift nicht sofort bei seinem Beginne alle die Worte und Formen, welche im Gesamtverlaufe seiner Entwickelung ihm anheimfallen, sondern er nimmt seinen Ausgangspunkt zunächst von einer bestimmten einzelnen Wort- oder Formengruppe und dehnt sich dann, wenn er in dieser durchgedrungen ist, auf andere gleichartige oder doch ähnliche Gruppen aus, wobei ebensowohl physi(ologi)sche wie psych(olog)ische Ursachen wirksam sein können. So dürfte der Vorgang wenigstens in der Regel sich abspielen, etwa vergleichbar dem allmähligen Emporkommen und der von einer Verkehrs-(Volks- und Völker-)gruppe zu anderen fortschreitenden Verbreitung einer Sitte.

Man wird sich also nicht vorstellen dürfen, dass zwischenvokalisches *s* gleichzeitig in allen den Worten und Formen, in denen es vorhanden war, zu *z* und dann wieder dieses *z* gleichzeitig in allen den betreffenden Worten und Formen zu *r* sich gewandelt habe, sondern man wird eine nach den verschiedenen Wort- und Formengruppen verschiedene raschere (oder auch langsamere) Entwicke-

lung des Rhotacismus annehmen müssen. Demnach ist es, theoretisch wenigstens, durchaus denkbar, dass etwa Gruppe A bereits bei *r* angelangt war, während Gruppe B erst bis zu *z* hin sich bewegt hatte, und Gruppe C sogar noch bei *s* verharrte. Derartige Ungleichmässigkeiten lassen sich wohl bei einer jeden ein grösseres Wort- oder Formengebiet berührenden Sprachentwickelung wahrnehmen: überall giebt es Vorläufer, Mittelgänger, Nachzügler.

Wenn wir das Gesagte auf das Oskische anwenden, so ergiebt sich daraus die Möglichkeit, in den Passivformen auf *-r* (z. B. *sakarater*, *sakahiter*) eine Formengruppe zu erkennen, welche den vollen Weg von *s* (über *z*) zu *r* bereits durchlaufen hatte, während andere Gruppen erst bis *z* vorgedrungen waren und noch andere am ursprünglichen *s* festhielten. Man wird wohl zugestehen müssen, dass dies mindestens denkbar ist. Wenn es aber denkbar ist, so darf man aus dem *r* des oskischen Passivs keinen Beweis gegen die Gleichsetzung des lateinischen Passiv-*r* mit *s[e]* ableiten.

Im Falle dass die vorstehenden Erwägungen Richtiges enthalten, darf man zu der Bopp-Schleicher'schen Annahme bezüglich der Passivbildung, soweit sie die Deutung des *r* als *s[e]* betrifft, zurückkehren, ohne sich eines Vergehens gegen die Wissenschaft schuldig zu machen und den Verdacht einer barocken Vorliebe für veraltete Hypothesen auf sich laden.

In der Passivfrage ist übrigens die Versuchung, der alten Lehre sich wieder zuzuwenden, wirklich recht naheliegend und lockend. Denn wer ihr nachgiebt, gewinnt dadurch eine durchaus befriedigende Erklärung der zwischen Passiv und Deponens bestehenden Formengleichheit sowie des Passiv-*r*, während die Lehre der Neueren ihn bezüglich dieses *r* so gar nichts Sicheres zu sagen vermag — die Vermutung, dass das *r* des Passivs mit dem *r* gewisser Activ- und Medialendungen des Altindischen zusammenhänge [vgl. Windisch in den *Abh. d. K. S. Gesellsch. d. Wiss.* Bd. X 449] bietet nur fragwürdige Auskunft dar[1] —, und er erhält überdies die schätzbare Gewissheit, dass die lat. Passivbildung durchaus nicht etwas Rätselhaftes und Absonderliches ist, sondern auf eine Begriffsentwickelung sich gründet, welche auch in den baltisch-slavischen (und skandinavischen) Sprachen stattgefunden und zu einem sehr ähnlichen formalen Ergebnisse geführt hat.

Und schliesslich sei noch auf etwas Anderes hingewiesen.

Bekanntlich ist in den romanischen Sprachen das lat. Passiv von vornherein völlig geschwunden (mit Ausnahme des Part. Perfecti, das eine eigene Stellung einnimmt, und vereinzelter Participien

---

[1]) Ebensowenig führt die von Johansson in Bezzenberger's *Beitr.* XVIII 49 ausgesprochene Andeutung zu einem annehmbaren Ergebnis.

Fut. Pass., welche als gelehrte oder halbgelehrte Substantive sich erhalten haben, wie z. B. frz. *légende*, *offrande* u. a. m.).

Was das Französische (und das Prov.) anbelangt, so kann der Schwund des Passivs aus rein lautlichem Grunde erklärt werden. In Bezug auf die anderen romanischen Sprachen jedoch ist diese Erklärung nicht annehmbar oder doch nicht ausreichend. Denn es ist schwer abzusehen, warum z. B. im Italienischen *amor amaris amatur* etc. sich nicht sollten erhalten haben können. Ein ernstes Lauthindernis lag, wenigstens bei der Mehrzahl dieser Formen, jedenfalls nicht vor. Wenn also trotzdem das Passiv geschwunden ist, so muss die Ursache der Erscheinung ausserhalb der Lautlehre gesucht werden.

Bekannt ist ferner, dass die romanischen Sprachen das Passiv gern durch reflexive Umschreibung ersetzen[1]), namentlich bei sachlichem Subjecte (z. B. *la guerre se continuait* „der Krieg wurde fortgesetzt", *cela n'a pas besoin de se dire* „das braucht nicht gesagt zu werden", *voilà ce qui se raconte* „das ist es, was erzählt wird"). Man vergleiche, um nur eine Grammatik anzuführen, diejenige Plattner's [2. Aufl.] S. 57). Das Französische ist hinsichtlich dieser Ausdrucksweise verhältnismässig (im Vergleich etwa mit dem Italienischen) zurückhaltend, und doch tritt die Neigung dazu so stark hervor, dass sie für die Praxis des Schreibens und Sprechens ernste Berücksichtigung erfordert. Der Ausländer, welcher das Französische idiomatisch handhaben will, muss sich jedenfalls recht sehr an sie gewöhnen. Man erkennt in dem allzu häufigen Gebrauche von *être* + Particip Passé (*être dit* etc.) mit Sicherheit den Stümper.

Bekannt ist endlich, dass die romanischen Sprachen, namentlich auch das Französische, vielfach reflexive Verben brauchen, wo wir im Deutschen Active anwenden (z. B. *s'apercevoir*, *s'attendre*, *se douter*, *s'écouler*, *s'écrouler*, *s'imposer*, *se mourir*, *se noyer*, *se passer*, *se repentir* etc.).

Zwischen diesen drei soeben hervorgehobenen Thatsachen scheint ein innerer Zsuammenhang zu bestehen, welcher — vorausgesetzt, dass der Schein nicht trügt — aus einer allgemeinen sprachgeschichtlichen Ursache sich erklären lassen würde.

[1]) Diese reflexive Umschreibung ist überhaupt die einzige Ausdrucksweise, welche als dem Passiv gleichwertig erachtet werden kann, da nur sie die Handlung und das Objectivverhältnis (neben dem Subjectivverhältnis) aussagt. Die Verbindung *esse* + Part. Perf. Pass. (*je suis aimé*) vermag nur Tempora perfecta zu bilden (*je suis aimé* nicht = *amor*, sondern = *amatus sum*), bringt also nur den Zustand, nicht die Handlung zum Ausdruck; das gleiche gilt, allerdings in minderem Masse, von der Verbindung *venire* + Part. Perf. Pass. — Die unpersönliche Ausdrucksweise endlich (*on m'aime*) leidet an dem Mangel, dass sie eben unpersönlich ist, d. h. die Angabe eines bestimmten (logischen) Subjects nicht zulässt.

Jede Sprache besitzt gewisse, man möchte sagen: angeborene, Neigungen, welche lebendig bleiben und sich bethätigen, so lange als die Sprache überhaupt lebt, und allen Wandel der äusseren Sprachform überdauern. Der Spruch „*quo semel est imbuta recens, servabit odorem Testa diu*", gilt nicht nur von Menschen, sondern auch von Sprachen.

Das Romanische ist die Fortsetzung, die unmittelbare Fortsetzung des Lateins. Wenn wir also im Romanischen eine sichtlich hervortretende Sprachneigung vorfinden, so dürfen wir annehmen, dass dieselbe aus dem Lateinischen vererbt worden und folglich schon im Lateinischen wirksam gewesen sei.

Zu dieser Auffassung sind wir demnach auch berechtigt bezüglich der romanischen Neigung zum reflexiven Ausdrucke des Verbalbegriffes und in Sonderheit zur reflexiven Umschreibung des Passivverhältnisses. Es muss — so ist zu folgern — diese Neigung schon im Latein vorhanden gewesen sein, sie kann nicht erst im Romanischen sich ausgebildet haben.

Wir haben also, wenn wir vom Standpunkte der romanischen Sprachen aus urteilen, besten Grund, der Bopp-Schleicher'schen Hypothese beizustimmen, da sie uns das bestätigt, was wir erwarten müssen: die Neigung des Lateins zum reflexiven Ausdruck.

Und das darf als ein zwar nur mittelbarer, aber doch wertvoller Beweis für die Richtigkeit jener Hypothese gelten.

Auf Grund der vorstehenden Erwägung lässt sich folgende sprachgeschichtliche Entwickelung vermuthen:

Das Lateinische besass von Anfang an eine starke Neigung zur Hervorhebung des Reflexivverhältnisses der Handlung. Um dieser Neigung zu genügen, steigerte es die Reflexivbedeutung der Medialformen durch Anfügung des Reflexivpronomens; wo dies aber nicht angängig war, fügte es das Reflexivpronomen an active Formen an. So entstand ein Verbalgenus, welches man als ein potenziertes Medium bezeichnen könnte; die Reflexivbedeutung der neugeschaffenen Formen schwächte indessen im Laufe der Zeit sich mehr und mehr ab und erlosch schliesslich völlig. Infolge dessen traten die Reflexivformen entweder in die activische Function ein, oder aber sie erhielten, indem das Object der Handlung zum formalen Subjecte sich verschob (s. oben S. 117 f.), passivische Function. So entstand einerseits das Deponens, andrerseits das Passiv. Als diese Entwickelung sich vollzogen hatte, bethätigte die Sprache die ihr verbleibende Neigung zur reflexiven Auffassung der Handlung dadurch, dass sie gern das Activ mit dem Reflexivpronomen, bezw. mit dem reflexiv gebrauchten Personalpronomen verband (z. B. *gloriam sibi parĕre, secum reputare* u. dgl., s. Brugmann *a. a. O.* II. p. 1395 f.). Die Fortdauer dieser Sprachsitte bekundet sich in der Vorliebe des

Romanischen für reflexive Verben. Und wie einst die Sprache kein Passivum besessen, sondern statt dessen das reflexive Medium gebraucht hatte, so umging sie, nachdem sie das Passiv gebildet hatte, die Anwendung desselben gern ebenfalls durch die Verbindung des Activs mit dem reflexiven Pronomen, also auch dadurch ihre alte Neigung bethätigend und gleichsam die früher vollzogene, aber ihrem Zwecke entfremdete Schöpfung wiederholend. So eben wird es begreiflich, dass im Romanischen der Passivbegriff so oft mittelst des Reflexivs zum Ausdruck gelangt und dass das lat. Passiv geschwunden ist.

Es wären demnach romanische Reflexivverba und reflexive Redewendungen, wie z. B. frz. *se douter* und *cela s'explique* oder *voilà ce qui se raconte*, gleichsam Erneuerungen des einstigen urlateinischen (und vermutlich überhaupt uritalischen) mit *se* verstärkten Mediums ([*il*] *se lit* = * *legitu-se*). So hätte sich ein interessanter Kreislauf schaffender Sprachthätigkeit vollzogen.

Wenn diese sprachgeschichtliche Skizze, welche im Obigen entworfen wurde, ein Anrecht darauf besitzen sollte, ernst aufgefasst und nicht als ein nichtiges Phantasiegebilde verworfen zu werden, dann schliesst sie einen schönen Beweis in sich ein für den geistigen Zusammenhang, welcher Latein und Romanisch mit einander verbindet, und für das Beharren der Denkform trotz des Wandels der Sprachform in dem Entwickelungsgange des Lateinisch-Romanischen.

Die Kundigen mögen entscheiden![1])

G. KÖRTING.

---

[1]) Das Manuscript des obigen Aufsatzes befand sich bereits in der Druckerei, als (Ostern 1895) H. Schulze's Abhandlung „das frz. Passiv und seine Ersatzmittel" (Beilage zum Jahresbericht des Gymnas. zu Zittau) erschien. Ich habe keinen Anlass gefunden, diese Schrift, die im Wesentlichen nur eine fleissige Stoffsammlung ist, für meine Arbeit noch nachträglich zu benutzen.

La Fontaine naturaliste.

Les vieux auteurs français donnant à l'antiquité les idées et les mœurs du Moyen-Age, métamorphosant les personnages du monde gréco-romain en chevaliers et en châtelaines des XIIème et XIIIème siècles commettaient la même erreur que Boileau jugeant, sans la connaître, la littérature antéclassique, que Voltaire signalant dans son *Commentaire sur le théâtre de Corneille*, comme vicieuses et incorrectes des tournures grammaticales parfaitement régulières à l'époque du grand tragique. L'erreur de ces écrivains s'explique par l'ignorance où ils étaient, de la perpétuelle évolution des hommes et des choses: de là procède leur critique toute subjective. Les poètes et prosateurs médiévaux, dans leur naïveté, ramenaient naturellement tout au Moyen-Age; l'auteur de *l'Art poétique*, avec son point de vue borné et étroit, était incapable de rien comprendre en dehors du classicisme; il ne venait pas à l'esprit de Voltaire que, depuis Corneille, la langue avait pu changer.

C'est d'ailleurs une idée toute moderne que, pour se former sur une époque quelconque un jugement exact et définitif, il importe de s'abstraire de son propre milieu et de se transporter dans celui que l'on veut étudier; s'il s'agit d'apprécier un écrivain d'une période antérieure, il faut se rendre compte de l'état des idées, des mœurs, de la langue, des connaissances scientifiques, des préjugés du temps pendant lequel il a vécu.

Pour avoir méconnu la justesse de ce point de vue, M. Paul de Rémusat dans sa spirituelle *Etude sur La Fontaine naturaliste*,[1]) a cru devoir relever dans maints chefs-d'œuvre du „bonhomme“ de grossières erreurs d'histoire naturelle. Le seul résultat auquel arrive l'auteur, est de nous convaincre de sa propre ignorance touchant la valeur et la signification des mots dans la langue du XVII^{ème}s. et l'état des connaissances zoologiques de cette époque. M. de R. reproche à La F. d'avoir fait dire au singe[2]): „N'ai-je

[1]) *Revue des deux Mondes*, n° de décembre 1869, p. 650; voy. encore Lotheissen, *Geschichte der franz. Litteratur im XVII Jhdt.* III; p. 171—217.

[2]) *Fable de la Besace*, L. I. 7, M. H. Régnier (*Œuvres de La*

pas quatre pieds?“ alors que le singe a précisément quatre mains. Il est vrai que les naturalistes du XIXèmes., font du singe un quadrumane, mais était, on du même avis au XVIIème? Furetière contemporain du poète, cite expressément le singe comme un animal à quatre pieds. C'est également l'opinion de Buffon au XVIIIèmes.; cet auteur écrit dans son *Histoire des animaux:* „On apprivoise les pongos: on leur apprend à marcher sur les *pieds* de derrière et à se servir des *pieds* de devant pour faire certains ouvrages;“ — Le gibbon se tient toujours debout, lors même qu'il marche à quatre *pieds.* — „Les guenons s'enfuient en courant à trois *pieds.*“

Reprocher au fabuliste d'avoir dit[3]) que „la tête et la queue du serpent“ portent un poison prompt et violent, alors que sa dent seule est venimeuse, c'est ignorer que la donnée de cette fable repose sur une erreur longtemps accréditée, encore admise par les naturalistes du XVIème siècle[4]) et dont la trace se retrouve aujourd'hui dans la locution passée en proverbe: *in cauda venenum* et dans la tradition populaire[5]). La F. ne peut donc en être rendu responsable.

A propos de *l'Homme et la couleuvre* M. de R. se demande pourquoi le fabuliste attaque „sans cesse!“ un animal aussi inoffensif, un reptile aussi facile à apprivoiser; il s'étonne de la voir traiter de méchante et de „perverse“. On a déjà fait remarquer qu'au XVIIèmes., le mot *couleuvre* avait un sens beaucoup plus étendu qu'à présent. Le vocable offre, en effet, un curieux exemple de pathologie verbale: le latin *coluber* désigne un reptile nuisible, en particulier les serpents qui formaient la chevelure des Furies; dans

---

Fontaine, coll. des grands écrivains, t. I, II. III) a pris soin de signaler les mots dont la signification différait au XVIIèmes.; de cette façon, il a redressé indirectement un grand nombre d'affirmations erronées de M. de R; voy. sur le sens des mots *dromadaire* et *chameau,* la f. *le chameau et les bâtons flottants,* l. IV, 10; sur le *hibou,* la f. *le chat et le rat,* l. VIII 22; sur *oison,* la f. *la tortue et les deux canards,* l. X. 3; sur *main-pied* des oiseaux de proie, la f. *l'Oiseleur, l'auteur et l'alouette,* VI, 15 et le *milan et le rossignol,* IX. 18. A noter néanmoins que Furetière dit expressément que le faucon seul a des mains; les autres oiseaux de proie (autour, épervier, émouchet) ont des pieds; sur la tradition d'après laquelle le lièvre dormirait les yeux ouverts, la f. *le lièvre et les grenouilles,* II. 14; sur l'expression *ours mal léché, l'ours et l'amateur des jardins,* VIII. 10; *dans l'écrevisse et sa fille,* XII. 10, les vers:

Les sages quelquefois ainsi que l'écrevisse,
Marchent à reculons.,

renferment, d'après M. Régnier, une véritable inexactitude: l'écrevisse marchant aussi bien en avant qu'en arrière. Il ne faut pas oublier qu'on possède encore aujourd'hui la locution *marcher à reculons comme les écrevisses* basée sur une croyance populaire d'après laquelle l'écrevisse irait toujours à reculons.

[3]) *La tête et la queue du serpent.* VII. 17.

l'ancienne langue française, *culuevre* paraît avoir servi d'appellation générique à un certain nombre de serpents; ce mot a, sans nul doute, un sens défavorable dans ce passage de Marie de France[7]): *Car Destinee i envoia une culuevre qui les deveure et trait à mort;* au XVII^ème^s., Furetière donne le nom de *couleuvre* à deux reptiles dangereux; chez Linné, *coluber* est synonyme de vipère. Buffon semble avoir été le premier à employer le mot dans le sens actuel. Il suffit, pour s'en convaincre, de se rappeler sa jolie description de la couleuvre. Partant, la restriction de sens que ce vocable a subie doit remonter seulement au siècle dernier. D'ailleurs, à la campagne, la couleuvre est l'objet de la même haine que la vipère, elle inspire la même terreur; on l'accuse de donner la fièvre et on possède des formules pour se garantir de ses morsures[8]).

Selon M. de R., la volage et imprévoyante cigale[9]) s'adresserait fort mal en implorant de la fourmi

quelque *grain* pour subsister.

Elle devrait savoir que la fourmi ne possède pas un seul grain d'aucune espèce dans ses demeures si habilement construites et distribuées. „C'est demander du foin à un tigre." Ailleurs encore, La F. prétend que la fourmi se nourrit de substances végétales ou pour être plus exact, „qu'elle vit trois jours d'un fétu qu'elle a trainé chez soi.[10])" C'est à peu près, dit M. de R., comme si on, accusait les hommes de manger des pierres à bâtir! En supposant même que le critique ait raison, l'erreur du fabuliste ne serait pas là si considérable. Il professait sur la nourriture des fourmis la même opinion que ses contemporains et les gens du Moyen-Age. N'est- ce pas Boileau qui a écrit quelque part:[11])

La fourmi, tous les ans, traversant les guérets,
Grossit ses magasins des trésors de Cérès.

---

[7]) Fable 26.

[8]) Rolland, *Faune*, III, p. 27, 29, 32. Dans la f. *le villageois et le serpent*, VI, 13, on lit:

Il fait trois serpents de deux coups,
Un tronçon, la queue et la tête.
L'insecte, sautillant, cherche à se réunir.

M. F. Lemaistre, dans son édit. de 1885, trouve que c'est une fausse dénomination, que le mot propre était reptile; M. Sarrazin, *60 Fabeln v. La F.*, Ausg. Velhagen u. Klasing, 1888, Anhang S. 18: insecte, eigentümlicher Ausdruck für Schlange. Or, en 1884, M. Régnier avait signalé le passage suivant de Furetière: on appelle *insectes* les animaux qui vivent après qu'ils sont coupés en plusieurs parties comme les grenouilles, ..., les serpents, les vipères, etc.

[9]) *La cigale et la fourmi*, I. 1.

[10]) *La mouche et la fourmi*, IV. 3.

[11]) Cité par Furetière, sous *fourmi*.

Le Noble[12]), auteur d'un recueil de *Contes* paru à la fin du XVII^{ème}s., fait dire à la mouche s'adressant à la fourmi:

> Toi qui, dans ta soif et ta faim,
> Fais ta boisson d'un peu d'eau claire
> Et ta nourriture d'un *grain.*

Furetière raconte que la fourmi ronge le germe du blé afin qu'il ne germe point dans la terre où elle le garde. Citons encore les vers suivants de la *Formica et cicada* d'Alex. Neckam:[13])

> Formicam bruma narratur adisse cicada
> Ut sibi frumenti paucula grana daret.

Que l'histoire naturelle du XIX^{ème}s. donne raison à La F. contre son critique, le passage suivant de Duguet le prouve suffisamment, „La fourmi", dit ce naturaliste, „est avertie que l'hiver est long et que le blé mûr n'est pas longtemps exposé dans les champs. Aussi, durant la moisson, la fourmi ne dort plus; elle traine avec de petites serres qu'elle a à la tête, des *grains* qui pèsent trois fois plus qu'elle et elle avance comme elle peut . . . Lorsque les greniers sont pleins et que l'hiver approche, les fourmis commencent à mettre en sûreté le grain en le rongeant par les deux bouts et l'empêchant par là de germer."

M. de R. n'a pas cru devoir faire grâce de ses critiques à la fable intitulée *l'Ours et l'amateur des jardins*[14]) où se lisent ces vers adressés par l'homme à son visiteur inattendu: (V. 31—36.)

> Seigneur,
> Vous voyez mon logis; si vous me vouliez faire
> Tant d'honneur que d'y prendre un champêtre repas,
> J'ai des *fruits,* j'ai du *lait*: ce n'est *peut-être* pas
> De Nosseigneurs les ours *le manger ordinaire,*
> Mais j'offre ce que j'ai.

„L'ours n'est pas carnivore!" s'écrie M. de R. Où le fabuliste a-t-il dit qu'il l'était? „Il aime par dessus toutes choses le lait et les fruits." — „L'amateur des jardins, s'exclame à son tour M. Lotheissen[15]), qui en invitant l'ours à partager son repas, s'excuse de n'avoir à lui offrir que des fruits et du lait, aurait dû apprendre déjà à l'école que ce sont là les morceaux favoris de son commensal." Faire ce reproche à La F., c'est montrer combien peu on apprécie toute la finesse que le bonhomme s'est plu à mettre dans ses fables. Pour arriver à une interprétation exacte du texte, il est indispen-

---

12) II. 57, 61.

13) Ed. du Méril: *Poésies inédites du Moyen-Age,* Paris, 1854, p. 119. — Cmp. aussi le proverbe ital.; *Le formichenon vanno a granai voti.*

14) VIII. 10.

15) Ouvr. cité.

sable de citer les v. 25—28, où se trouve dépeinte la rencontre de l'homme et de l'ours:

Tous deux, ...
Se rencontrent en un tournant.
L'homme eut peur: . . . . . que faire?
Se tirer en *Gascon* d'une semblable affaire
Est le mieux.

Le trait du Gascon, c'est le *peut-être* du v. 34. Notre amateur connaît parfaitement les préférences de l'ours pour le lait et les fruits; s'il feint l'ignorance, c'est qu'il veut le flatter doublement en lui offrant son plat favori tout en ayant l'air de croire qu'un *grand seigneur* ne fait pas ses délices de mets si simples; s'il a la condescendance de les accepter, il donnera une preuve de sa magnanimité à l'égard d'un vilain qui, en somme, ne peut offrir que ce qu'il possède. Une autre explication se présente encore: remarquez que l'homme dit: ce n'est peut-être pas le manger *ordinaire.* L'ours ne trouve pas toujours moyen de se procurer ces fruits et ce lait qu'il aime tant; l'offre de l'amateur faite à dessein d'une façon si modeste „ce que j'ai" constitue une véritable bonne fortune pour l'ours dont la sottise ne saisit pas la pointe d'ironie contenue dans „peut être"; l'homme cherche ainsi à se concilier la bienveillance de l'animal.

II

Si nous nous sommes efforcé dans les pages précédentes de montrer le peu de fondement de certaines critiques, notre intention n'est cependant pas de jeter le voile sur les erreurs d'histoire naturelle que La F. a commises en tirant une comparaison ou une conclusion d'un fait impossible ou d'une observation controuvée. Nombreuses sont les nvraisemblances dans la *Cigale et la fourmi.* Il est impossible que la première ait pu faire entendre *tout l'été* son chant strident et monotone: la durée de cette saison est de trois mois entiers et la vie d'une cigale est tout au plus de quelques semaines. Il y a beau temps que l'insecte est disparu quand arrive l'âpre *bise* de novembre, Il n'a donc pu venir à cette époque de l'année chez la fourmi. Enfin, son garde-manger se compose exclusivement de substances végétales: les mouches et les vermisseaux gardés pour l'hiver par la fourmi lui seraient d'un mince secours. Contre nature est l'association *de la génisse, de la chèvre et de la brebis avec le lion*[16]; celui-ci n'a pas besoin de ces animaux pour chasser; ils sont eux mêmes ce gibier qu'il cherche. Non moins absurde est la donnée de la fable: *le loup et l'agneau*[17]. Les moutons, les brebis ont

[16]) I. 6.
[17]) I. 10.

sant tirer de sa position critique par le loup dont le rusé compère met la bêtise à profit. Si La F. a attribué au renard comme caractère distinctif, la ruse, ou, comme il dit, la matoiserie, s'il a dépeint le loup comme une bête cruelle et sotte, en un mot, si le second a été sacrifié au premier, Esope n'en est pas seul responsable, le roman du Renard y est aussi pour beaucoup; et lui même est-il autre chose que le fruit et l'œuvre de l'opinion commune?

C'est donc aux Anciens et à la tradition populaire que La F. a emprunté les caractères des bêtes dont il a fait les héros de ses fables. Si ces caractères sont ou non conformes à la vérité de l'histoire naturelle, là n'est pas la question. Jamais un fabuliste n'a prétendu remplacer un manuel de Zoologie. Dans la Fable animale, il suffit de conserver aux bêtes le trait caractéristique que la tradition attribue à chacune d'elles, à tort ou à raison. „Il me paraîtrait bien étrange, fait Lessing,[23]) d'entendre dire à l'éloge d'un fabuliste, qu'il n'a pas fait chanter le cygne dans ses fables et qu'il n'a pas représenté le pélican versant son sang pour ses petits.[24]) Comme si l'on devait étudier l'histoire naturelle dans les livres d'un conteur! Si les caractères—réels ou supposés—des animaux sont connus de tous, ils peuvent être employés dans la Fable: peu importe que le naturaliste y trouve ou non son compte.[25])" En donnant à ses Bêtes des caractères conventionnels, La F. n'a donc pas péché contre les règles de l'art. On serait autorisé à lui faire des reproches s'il avait voulu nous représenter le singe comme maladroit et lourd, le chat comme ouvert et franc, le renard comme sot, etc., mais, ce n'est pas le cas. D'ailleurs, comment la Fable pourrait-elle exister, si, dès le principe, elle ne se mettait en opposition avec la réalité? Est-il naturel que les bêtes pensent, parlent et agissent comme les hommes? C'est évidement la peinture de ces derniers que le fabuliste a en vue. Les animaux des fables sont seulement des masques, des symboles, des êtres fictifs, des représentations animées de qualités, de vices humains: le renard

---

[23]) M Lemaistre n'a pas compris la pensée de La F., quand, à propos de ce passage, il reproche au fabuliste de s'être contredit. V. p. 321.

[24]) *Abhandl. über die Fabel.*

[25]) C'est néanmoins sortir des bornes permises et friser le ridicule que de faire, comme Alf. de Musset, un *mammifère* du pélican qui est un oiseau; le poète contraint de dévoiler à la foule ses douleurs les plus secrètes en déchirant son propre cœur, est comparé au pélican, qui, d'après une tradition populaire, s'ouvre la poitrine pour nourrir ses petits:

> Et regardant couler sa sanglante *mamelle*,
> Sur son festin de mort, il s'affaisse et chancelle,
> Jvre de volupté, de tendresse et d'horreur.
>
> Les Nuits (La N. de Mai).

matière brute, du bloc de marbre à peine ébauché que lui fournissait les Anciens, ces merveilles de grâce et d'esprit qui lui ont valu le surnom d' *inimitable.* Quand La F. a dit quelque part que toute imitation ne devait pas être un esclavage, il entendait par là, comme ses Fables le prouvent, la diversité des pensées, l'art de la composition, les agréments du style. En ce qui concerne les caractères des animaux qu'il a mis en scène, les détails de leur vie animale, il a voulu—et avec raison—être l'esclave de ses modèles au point même d'en copier les contresens les plus manifestes et les plus faciles à découvrir.

Dans la f. *l'Aigle et l'escarbot*[20]) se trouvent ces vers:

L'aigle donnait la chasse à maître Jean Lapin,
Qui droit à son terrier s'enfuyait au plus vite.
Le trou de l'escarbot se rencontre en chemin.
Je laisse à penser si ce gîte était sûr:
Mais où mieux? Jean Lapin s'y *blottit.* (1—5).

Comment un lapin peut-il se blottir dans le trou d'un escarbot! Esope à qui la fable est empruntée, dit plus exactement que le lapin se réfugia vers[21]) le trou de l'escarbot. La F., ignorant le grec, lisait Esope dans la traduction latine de Nevelet où se trouve:

in (non *ad*) lustrum scarabaei profugit,

contresens que notre fabuliste a traduit non par inadvertance mais de propos délibéré comme le prouvent les mots: Je laisse à penser si le gîte était sûr.

Plus digne encore d'attention est le passage suivant:[22])

Mais d'où vient qu'au renard Esope accorde un point?
C'est d'exceller en tours pleins de sournoiserie.
J'en cherche la raison, et ne la trouve point.
Quand le loup a besoin de défendre sa vie,
Ou d'attaquer celle d'autrui,
N'en sait-il pas autant que lui?
Je crois qu'il en sait plus; et j'oserais peut-être
Avec quelque raison contredire mon maître.

Voilà assurément des vers qui donneront pleine satisfaction aux naturalistes et montrent bien que La F. n'ignorait pas l'histoire réelle des animaux autant qu'on s'est plu à le dire et qu'il avait conscience des erreurs commises par ses devanciers. Seulement, pour faire voir combien, à ce point de vue, était chose voulue, préméditée chez lui l'imitation des Anciens, il fait suivre ces vers de l'histoire du renard prenant la lune pour un fromage, descendant dans le puits pour se l'approprier et en fin de compte, se fai-

[20]) II. 8.
[21]) gr. πρὸς.
[22]) *Le loup et le renard,* XI 6.

sant tirer de sa position critique par le loup dont le rusé compère met la bêtise à profit. Si La F. a attribué au renard comme caractère distinctif, la ruse, ou, comme il dit, la matoiserie, s'il a dépeint le loup comme une bête cruelle et sotte, en un mot, si le second a été sacrifié au premier, Esope n'en est pas seul responsable, le roman du Renard y est aussi pour beaucoup; et lui même est-il autre chose que le fruit et l'œuvre de l'opinion commune?

C'est donc aux Anciens et à la tradition populaire que La F. a emprunté les caractères des bêtes dont il a fait les héros de ses fables. Si ces caractères sont ou non conformes à la vérité de l'histoire naturelle, là n'est pas la question. Jamais un fabuliste n'a prétendu remplacer un manuel de Zoologie. Dans la Fable animale, il suffit de conserver aux bêtes le trait caractéristique que la tradition attribue à chacune d'elles, à tort ou à raison. „Il me paraîtrait bien étrange, fait Lessing,[23]) d'entendre dire à l'éloge d'un fabuliste, qu'il n'a pas fait chanter le cygne dans ses fables et qu'il n'a pas représenté le pélican versant son sang pour ses petits.[24]) Comme si l'on devait étudier l'histoire naturelle dans les livres d'un conteur! Si les caractères—réels ou supposés—des animaux sont connus de tous, ils peuvent être employés dans la Fable: peu importe que le naturaliste y trouve ou non son compte.[25])" En donnant à ses Bêtes des caractères conventionnels, La F. n'a donc pas péché contre les règles de l'art. On serait autorisé à lui faire des reproches s'il avait voulu nous représenter le singe comme maladroit et lourd, le chat comme ouvert et franc, le renard comme sot, etc., mais, ce n'est pas le cas. D'ailleurs, comment la Fable pourrait-elle exister, si, dès le principe, elle ne se mettait en opposition avec la réalité? Est-il naturel que les bêtes pensent, parlent et agissent comme les hommes? C'est évidement la peinture de ces derniers que le fabuliste a en vue. Les animaux des fables sont seulement des masques, des symboles, des êtres fictifs, des représentations animées de qualités, de vices humains: le renard

---

[23]) M Lemaistre n'a pas compris la pensée de La F., quand, à propos de ce passage, il reproche au fabuliste de s'être contredit. V. p. 321.

[24]) *Abhandl. über die Fabel.*

[25]) C'est néanmoins sortir des bornes permises et friser le ridicule que de faire, comme Alf. de Musset, un *mammifère* du pélican qui est un oiseau; le poète contraint de dévoiler à la foule ses douleurs les plus secrètes en déchirant son propre cœur, est comparé au pélican, qui, d'après une tradition populaire, s'ouvre la poitrine pour nourrir ses petits:

> Et regardant couler sa sanglante *mamelle*,
> Sur son festin de mort, il s'affaisse et chancelle,
> Jvre de volupté, de tendresse et d'horreur.
>
> Les Nuits (La N. de Mai).

incarne l'astuce, le loup, la violence, le corbeau, la crédulité, la prévoyance, le lion, l'autorité, etc. Que telle est l'intention de La F., ces vers en témoignent:

Tontôt je peins en un récit
La sotte vanité jointe avec l'envie,
— — — — — — — — — — — — —
J'oppose quelquefois par une double image
Le vice à la vertu, la sottise au bon sens,
Les agneaux aux loups ravissants,
La mouche à la fourmi, faisant de cet ouvrage
Une ample comédie à cent actes divers
Et dont la scène est l'Univers.[26])

Sous le couvert des animaux un peu fantastiques des fables de l'antiquité, il a fait le tableau des mœurs de son temps. Racine n'a pas usé d'une méthode différente en représentant sur la scène des héros qu'il empruntait non pas à l'histoire mais à Euripide et en les faisant penser et agir comme les personnages de la cour de Louis XIV et parler la langue pure et harmonieuse du XVIIèmes.

On a prétendu que La F. n'avait pas simplement considéré les animaux comme des masques, des symboles, que son ambition avait été plus haute: il voulait répondre à la théorie de Descartes[27]) qui déniait aux bêtes toute intelligence et les assimilait à de simples machines dépourvues de volonté, de mémoire et même d'instinct. Puisque La F. voulait combattre une théorie scientifique, il était tenu, reprennent les contradicteurs du poète, d'être sévère pour lui-même et de n'admettre que des arguments exacts et précis. Il aurait dû rassembler des faits vrais qui supposeraient chez l'animal un raisonnement, un acte intellectuel; de cette façon seulement il eût pu réfuter et convaincre Descartes et ses disciples.

Pour aimer les bêtes, il n'est pas besoin d'être naturaliste ou philosophe. Ce n'était d'ailleurs pas au bon sens du seul La F. qu'il répugnait de ne voir dans les animaux que des automates. N'est-elle pas de Me de Sévigné cette jolie boutade à l'adresse de la théorie cartésienne: „Des machines qui aiment, des machines qui ont une élection pour quelqu'un, des machines qui sont jalouses, des machines qui craignent! Allez, allez, vous vous moquez de nous!“ Bougeaut[28]) s'exprime dans le même sens: „Une chienne que vous aimez et dont vous croyez être aimée. Je défie tous les car-

---

[26]) *Less. Werke*, Leipzig, Reclam, t. V. p. 155.
[27]) V. 1.
[27]) *Discours de la Méthode*, 5ème partie, p. 56; *Lettres à Mersenne* XL, p. 230.
[28]) *Amusement philos.* p. 6—7.

tésiens du monde de vous persuader que votre chienne n'est qu'une machine. Comprenez, je vous prie, le ridicule qui en résulterait pour tous tant que nous sommes qui aimons des chevaux, des chiens des oiseaux. Représentez- vous un homme qui aimerait sa montre comme on aime son chien et qui la caresserait parce qu'il s'en croirait aimé au point que, quand elle marque midi ou une heure, il se persuaderait que c'est par un sentiment d'amitié pour lui et avec connaissance de cause qu'elle fait ses mouvements. Voilà précisément, si l'opinion de Descartes était vraie, quelle serait la folie de ceux qui croient que leurs chiens leur sont attachés et les aiment avec connaissance et ce qu'on appelle sentiment.“ La F. a pensé devoir exprimer son avis sur ce sujet d'une façon plus précise, avec des développements[29]); il riposte en fabuliste qui, dans ses œuvres, a fait penser et agir les bêtes à l'égal des hommes. A-t-il eu, comme le prétendent ses adversaires, l'intention d'opposer un système à un autre système? Nous ne le croyons pas. Et en admettant que La F. ait voulu exposer, dans son fameux *Discours à Me de la Sablière*, une véritable théorie philosophique, si l'on réfléchit à la profonde séparation qui existait au XVIIème s. entre les hommes de lettres et les hommes de science, on ne peut s'empêcher d'admirer le bon sens qui a inspiré au fabuliste des considérations sur l'âme animale laissant bien loin derrière elles les non-sens imposés à Descartes par la logique de son système. La grosse erreur de La F., c'est que, trompé par la supériorité de l'instinct chez certains animaux, il a attribué des faits qui sont de ce dernier domaine, à l'intelligence, à la raison.[30]) A ce point de vue d'ailleurs, il n'est pas allé aussi loin que Condillac qui attribue aux bêtes un langage et les met au même rang que l'homme.

MARBURG i. H. CHARLES DOUTREPONT.

[29]) La fable *les deux rats, le renard et l'œuf,* X. 1.

[30]) Sur *La Fontaine philosophe,* voy. W. Kulpe: *La F. u. seine Fabeln,* 1882.

Kritische Betrachtungen über Wesen, Aufgabe und Bedeutung der vergleichenden Litteraturgeschichte.[1])

Wenn ich es hier unternehme über dies grosse und zum Teil neue litterarische Forschungsgebiet zu reden, so bin ich mir sehr wohl bewusst, einem Touristen nicht unähnlich zu sein, dem es etwa einfiele, über Weg und Steg, Beschaffenheit und Aussicht irgend eines Bergriesen zu berichten, den er sich blos, — wenn auch sehr genau, nicht ohne Verständnis und besonders mit trefflichen Gläsern, — von der nächstgelegenen Hochalm angesehen. — Mit anderen Worten es sind die hier folgenden Betrachtungen nur zum geringen Teil das Ergebnis einer erprobten Lehr- und Lernthätigkeit, sie fussen nicht auf langjähriger Erfahrung; sie sind fast ausschliesslich theoretischer Art, Reflexionen eines Litteraten, der sich vor dem Beginne seines akademischen Wirkens über das erkorene, seinem Können und Anlagen am nächsten stehende wissenschaftliche Gebiete klar zu werden und Rechenschaft abzulegen sucht.

Dass über Stellung und Wesen der vergleichenden — nicht weniger als der Litt.-Geschichte überhaupt, gegenüber der Sprach-

---

[1]) Vergl. Max Koch, *Zeitschrift f. vergl. Litteraturgesch. Neue Folge.* I. Einleitung. — Ernst Grosse, *Die Litteratur-Wissenschaft, ihr Ziel und ihr Weg.* Diss. 1887. — H. Morf, *Das Studium der romanischen Philologie*, 1890 — Eugen Wolff, *Das Wesen wissenschaftlicher Litteraturbetrachtung*, 1890 — B. ten Brink, *Ueber die Aufgabe der Litteraturgeschichte*, 1890 — W. Wetz, *Ueber Litteraturgeschichte, eine Kritik von ten Brink's Rede* etc. 1891 (vergl. auch die bekannte Einleitung zu *Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte*) — G. Körting, *Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Litteraturwissenschaft*, und W. Wetz, *Litteraturwissenschaft*, beide Abhandlungen im 2. Heft I Jahrgang (1890, resp. 1894) in *Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie* (Karl Vollmöller und Richard Otto.) — Alfred Biese, *Ueber die Aufgabe der Litteraturgesch.* (*Nationalzeitung* Nr. 587, 589, — 1891) — Hugo Falkenheim, *Kuno Fischer und die litterarhistorische Methode,* 1892 — Karl Weinhold, *Eine Rektoratsrede (Preussische Jahrbücher* B. 74, 1893). — Ernst Elster, *Die Aufgaben der Litteraturgeschichte* 1894. — etc. etc.

wissenschaft und der Ästhetik gerade in den letzten Jahren viel Tinte geflossen, ist bekannt. Besonders in Form von Rektoratsreden fielen in diesem friedlichen Krieg schon Schüsse vom allerschwersten Kaliber, gegen die sich selbst die schneidigsten Lufthiebe streitbarer Privatdocenten naturgemäss als ohnmächtig erwiesen. Die Dinge sind heute noch beim Alten — und wenn es demnach der Gegenstand dieser Besprechung mit sich bringt, dass auch ich respektwidrige Ansichten und Vorschläge zu wagen habe, so liegt es mir ferne mit hochgezogenen Brauen neue Weisheit aufzutischen oder an die Verwirklichung der bescheidensten Reformvorschläge zu glauben.

Es ist mir natürlich nicht möglich dies Thema auch nur annähernd erschöpfend zu behandeln oder auf alle Einzelheiten der etwas komplicirten Controverse kritisch einzugehen. Ich würde mich schon glücklich schätzen, wenn es mir gelänge ein klares, synthetisches Bild dieses aktuellen Problems zu entwerfen, das im Grunde gar nicht so komplicirt ist, wenn man es nur mit mehr Common Sense und weniger philosophischer Gelehrsamkeit anfasst.

Auf die zunächstliegende Frage: „Was verstehen wir gemeinhin unter Vergl. Litteraturgeschichte?“ lautet die Antwort: „Jede Betrachtung einer Nationallitteratur vom Standpunkte der Gesamtlitteratur; die litterarische Entwicklungsgeschichte eines einzelnen Volkes vergleichend und im Zusammenhang mit den Litteraturen der anderen Culturstaaten“. Ebenso gut wie nun das Sprachstudium ohne vergleichende Betrachtungen gar nicht denkbar ist, muss auch jegliche Litteraturforschung, die auf den Namen Wissenschaft Anspruch macht, eine vergleichende sein; und da sich keine Litteratur in Europa, die der alten Griechen ausgenommen, auch nur annähernd ausschliesslich auf nationaler Grundlage entwickelt hat, so sollten sich eigentlich der Begriff Litt.-Gesch., wenn er nicht zu eng gefasst, mit dem Begriffe: Vergl. Litteraturgeschichte, wenn er nicht zu viel umspannt, decken. Damit wären wir aber um keinen Schritt weiter, denn gerade über das Wesen und die Aufgaben der litter. Forschung, über ihre Stellung zur Philologie einerseits und zur Philosophie andererseits ist schon seit Jahrzehnten herumgestritten worden.

Wenn wir nun nach dem Leitmotiv suchen, das uns aus allen Schriften der „Neuen“ entgegenklingt, so werden wir einmal das allgemeine Bestreben wahrnehmen von der Oberfläche in die Tiefe zu dringen, aus ideengeschichtlichen Erscheinungen Gesetze zu deduciren, nach Prinzipien zu forschen, und dann als ebenso logische wie praktische Folge — das mehr oder weniger ausgesprochene Verlangen nach Abgrenzung und Trennung der mit vergleichenden Methoden verbundenen Geschichte der Litteratur

vom philologischen Studium. Mit anderen Worten: es weht durch das alte, weite Gebiet der Philologie ein philosophisch-ästhetischer und ein separatistischer Geist, und man kann wohl sagen, dass seit einem Lustrum nicht mehr das linguistische Problem des neusprachlichen Studiums, sondern das litterar-historische im Vordergrund der Controversen steht. Der Wahlspruch lautet: Reform der wissenschaftlichen Methode der modernen Litteratur-Forschung. So lange sich die Litteraturgeschichte damit begnüge, historische Thatsachen festzustellen und in ihrer Aufeinanderfolge zu zeigen, ohne sich um Erklärungen der Erscheinungen und deren Gesetze zu kümmern, dürfe sie nicht als Wissenschaft gelten. — Im Oppositionsprinzip, im Negieren herrscht so ziemlich Einigkeit, weniger dagegen im Konstruieren der neuen Disciplin, deren Wesen und Methode. Die einen räumen dem Litterarhistoriker die erste Stelle ein, erst in zweiter Linie käme der Psychologe in Betracht und ganz zuletzt der Ästhetiker, als schöngeistiges Anhängsel. Andere sagen: zuerst Kritik, dann Analyse und erst zuletzt setze der Historiker ein. Und wieder von anderer Seite erfahren wir, dass es überhaupt nur zwei Disciplinen giebt: eine philosophisch-ästhetische und eine philologische, und zwar sollten diese sich, um einseitige Forschung zu vermeiden, stets ergänzen.

In diesem Ringen nach Klarheit und Reform der wissenschaftlichen litterarischen Entwicklungsgeschichte treten aber durchweg zwei Symptome deutlich an den Tag: 1) der Einfluss der bahnbrechenden Ideen, die von H. Taines und Émile Hénnequins Werken ausgingen und 2) das Hervortreten der vergl. Litt.-Gesch. Die internationale Litt.-Gesch. drängt sich mit ihren vergleichenden Methoden in den Vordergrund. An sie knüpfen sich zumeist jene brennenden Fragen, denen man Berechtigung und Aktualität nicht absprechen kann, wenn man das Loos des litterarhistorischen Studiums der deutschen Universitäten unbefangen und ohne Vorurteil betrachtet.

Ebenso wenig wie wir Hermann Pauls Schriften unbeachtet lassen dürfen, wenn wir Stellung gegenüber den Prinzipien der Sprachgeschichte nehmen wollen, können wir an Wetz' Namen vorübergehen, wenn wir nach dem Wesen der vergl. Litt.-G. fragen Nicht etwa als ob jener die Sprachphilosophie und dieser die vergl.. L.-G. entdeckt, sondern weil sowohl der Autor der „Prinzipien der Sprachgeschichte“ als auch der Verfasser der bekannten Einleitung zu „Shakespeare vom Standpunkt der vergl. Litt.-Gesch.“ — beides philosophische Köpfe — durch ihre geistestiefen Arbeiten neues Leben in ihr etwas erstarrtes Forschungsgebiet gebracht haben.

Versuchen wir es nun die Schale von dem Kerne der Wetz-

schen Ideen zu entfernen und an der Hand einer kurzen kritischen Betrachtung einiger seiner Theorien und Definitionen, praktische Resultate für das zu gewinnen, was wir unter dem Begriffe der vergl. Litt.-Gesch. verstanden wissen möchten. Was man bis jetzt unter demselben zusammengefasst, heisst nach Wetz' Dafürhalten die Grenzen dieser Wissenschaft sowohl viel zu weit ziehen als auch jene nicht nach des Wortes wirklicher Bedeutung definieren. Für ihn besteht das Wesen der V. L.-G. einzig nnd allein darin: durch Vergleichung analoger Erscheinungen unter einander, in das innerste Wesen jeder einzelnen derselben einzudringen; die Gesetze zu entdecken, die die Ähnlichkeiten wie die Verschiedenheiten bewirkt haben. Nicht in das Forschungsgebiet seiner V. L. G. will er die Geschichte der steten Umgestaltung der Ideen und Formen einreihen, ferner die Darstellung der universellen Bedeutung einzelner Erscheinungen und das Studium der Wechselbeziehungen und Abhängigkeitsverhältnisse, d. h. die universalhistorische und die internationale Litt.-Gesch.

Um zu der Erkenntnis von Gesetzen zu gelangen, ermittelt Wetz zunächst durch Vergleichung die Eigentümlichkeiten litterar. Erscheinungen — dann erst beginnt, wie er sich ausdrückt, das Hauptgeschäft, und dies besteht in der kausalen Erklärung jener Eigentümlichkeiten. Die Ursachen der Verschiedenheit seien in der geistigen Beschaffenheit der verschiedenen Nationen zu suchen. Auf diese Weise, meint er, werde die V. L. G. psychologisch, d. h. sie liefert uns Kenntnisse über den Charakter der Nationen. Wetz rückt das psychologische Problem in den Vordergrund der V. L. G.; er will mit derselben eine neue Wissenschaft begründen, von der er sich Gesetze von der Gemeingültigkeit der Erfahrungswissenschaften verspricht. Dabei wahrt er sich vor dem Vorwurf hiermit eine künstliche Wiederbelebung der glücklich abgethanen ästhetischen Litt.-Gesch. zu unternehmen. Man darf hier wohl sagen: Qui s'excuse s'accuse! Wer ein ganzes Werk über Shakespeare schreibt, dem übrigens nur zopfige Missgunst Geist und Tiefe absprechen kann, — nur, um auf dem Wege der Vergleichung Wesen und Gesetze des Tragischen zu erforschen, der treibt eben litter. Aesthetik, wenn auch nicht mit allgemein gültigen, von vorneherein gegebenen ästhetischen Normen. Wetz, der Schillers „Ueber naive und sentimentale Dichtung“ als die genialste Leistung auf dem Gebiete der V. L. G. darstellt, beschäftigt sich eben, wenn auch induktiver als es bisher geschehen, mit jener Ästhetik, die sich zur Litt.-Gesch. verhält wie die Ethik zur politischen Geschichte. — In der Verbindung nun dieser sog. ästhopsychologischen vergl. L.-G., mit der alten, rein litterarhistorischen sieht Wetz das Ideal der Litteraturgeschichte. Solange aber

jene keine sicheren und zahlreichen Ergebnisse aufzuweisen habe, sollten diese beiden Forschungsgebiete getrennt bleiben. — Dies in raschen Zügen einige Grundideen der Wetz'schen Darlegungen. Ebenso allgemein müssen wir unsere Kritik halten. So sei auch nur vorübergehend auf die etwas kühne Behauptung von Wetz hingedeutet, dass seine Theorien auf einem noch nicht betretenen Wege fussen. Für Deutschland mag dies zum grossen Teil zutreffend sein, obgleich ihm auch hier eine Pionierstthat in schroffer, ja sogar klobig grober Weise abgesprochen wurde. Dagegen ist es kein Kunststück der allereinfachsten vergleichenden Litteraturforschung, in Wetz den gelehrigen Schüler Taines und Hénnequins nachzuweisen.

Als Beweis, wie wenig Wetz von jener vergl. Litt.-Gesch. hält, die nach den litterarischen Wechselbeziehungen forscht und von der er geringschätzig behauptet, sie begnüge sich mit der Feststellung der Thatsachen, d. h. dass in einer bestimmten Epoche sehr viele ausländische Werke gelesen, übersetzt und in Folge auch nachgeahmt wurden, als Beweis ferner, dass er die Ergebnisse dieser Forschung mit denjenigen seiner vergleichenden Methode verwechselt, soll uns ein Passus der erwähnten Einleitung dienen. Dort giebt er nämlich dafür, dass die von ihm kodificirte V. L. G. noch viel zu leisten hätte, bevor sie sich mit der V. L. G. alten Stils zum besprochenen Ideal der vergl. Litteraturwissenschaft verbinden könne, folgenden Beleg: „Mehrere namhafte Litterarhistoriker wollen heute noch in dem Abweichen Herders von den spanischen Cidromanzen den deutschen Geist des Bearbeiters erkennen.“ — Nun möchten wir doch wissen, wozu wir des ästhopsychologischen Apparates bedürfen, um zu entdecken, dass Herder einfach einer französischen Vorlage folgte.

Aus diesem und aus zahlreichen anderen Beispielen geht hervor, dass sich die philosophische Litteraturbetrachtung eines Wetz mit den Problemen der allgemeinen V. L. G. kreuzen muss. Dies Ineinandergreifen der beiden Gebiete beweisen, um nur noch einen Fall anzuführen, auch Arbeiten wie Alfred Bieses „Ästhetische Naturbeseelung in antiker und moderner Poesie“. Deswegen heisst es beiden Richtungen geistesgeschichtlicher Forschung schaden, wenn wir sie schroff von einander abgrenzen und ten Brink, der zu den seltenen Gelehrten gehörte, die glänzende Beweise ihres Könnens auf beiden Gebieten gegeben, hat darum recht, wenn er sagt, es hiesse für den Litterarhistoriker die Schale behalten und den Kern wegwerfen, wenn er den Ideenreichtum, der in den Werken Shakespeares, Molières und Goethes steckt, einfach den ästhetischen Philosophen überliesse. — Der klaffende Abgrund liegt nicht zwischen der Wetz'schen Vergl. L. G. und der internationalen, wie die all-

gemeine Vergl. L. G. zuerst von K. Goedeke genannt wurde, sondern zwischen den Aufgaben und Zielen und der Methode des Sprachforschers und denen des Litterarhistorikers, der sich dem neuen litterarischen Zeitgeist angeschlossen. — Davon jedoch ein Wort später, nachdem wir die Entwicklungsgeschichte der V. L. G. überblickt und die Aufgaben derselben besprochen haben werden.

Das innerste Wesen der V. L. G. traf der französische Kritiker Brunetière, der sich jener noch nie eingehend gewidmet, wenn er vorschlägt: „*il serait bon de subordonner l'histoire des littératures particulières à l'histoire générale de la littérature*". Frei von nationaler Befangenheit das Ganze gleichsam aus der Vogelperspektive überblickend, beobachtet sie den fortgesetzten Wechsel, das immerwährende Geben und Nehmen der Ideen-Formen. Sie geht als Weltlitteratur mit der nationalen Litteraturgeschichte Hand in Hand im Streben zum gemeinsamen Ziele, welches heisst: die Verfolgung der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes.

Ob wir die ersten Anfänge einer auf Vergleichung beruhenden Erkenntnis charakteristischer Unterschiede bei dem berühmten Streite der „Anciens et Modernes", d. h. in der Person Ch. Perraults zu suchen haben — inwiefern wir in dem genialen Diderot einen Ahnen Wetz' anerkennen müssen, kann hier nicht des Näheren untersucht werden. Unzweifelhaft ist dagegen, dass das Wesen eines vergleichenden Studiums schon dem Vater der deutschen Litteraturgesch., Daniel Georg Morhof, vorschwebte, wenn er in dem Buche „*von der teutschen Poeterey Ursprung und Fortgang*" (1682) sagt: „Allhier wollen wir von dem Ursprung und Fortgang der deutschen Poeterey handeln, und damit solches desto gründlicher geschehen könne, wollen wir vorher der ausländischen Völker reimende Poeterey anführen, umb zu sehen, ob etwa bey ihnen dieselbe eher als bei den Teutschen entsprungen etc. (Koch *Ztschr. f. V. L. G.* I. p. 1) — Nachdem Gottsched nicht ohne Verdienst vergleichende Betrachtungen über die Geschichte des europäischen Dramas angestellt, legte bekanntlich Lessing durch seine vergleichenden Studien die Grundsteine des deutschen Dramas. Die Vorrede, die er für die von ihm geleiteten *Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters* 1749 schrieb, bezeichnet Max Koch als die erste in Deutschland erschienene Abhandlung über Wesen, Aufgabe und Nutzen der V. L. G. — Eine umfassende und allgemeine Grundlage fand die Wissenschaft durch die bahnbrechenden Arbeiten Herders und Schillers. Jener ward der Percy Deutschlands, indem er der V. Litt.-Forschung die für sie so wichtige Kenntnis der Volkspoesie eröffnete. Am Ausgang des XVIII. Jahrhunderts entwirft Schiller in der erwähnten Schrift „*über naive und sentimentale Dichtkunst* (1795)" auf dem Wege der Vergleichung in klassischer Form ästhetische

Grundbegriffe der Gesamtlitteratur. — Dass Göthe stets die einzelnen Litteraturen im Zusammenhang mit der allgemeinen Litteraturentwickelung vergleichend betrachtet hat, dass diese „Weltseele" auch zuerst das Wesen einer Weltlitteratur umfasste, dass er als Greis mit dem regsten Interesse den Errungenschaften der Uebersetzungsthätigkeit der Romantiker folgte, dass es ihn mit freudiger Genugthuung erfüllte noch erleben zu können, wie Deutschland durch die Gebr. Schlegel und Ludwig Tiek „Sitz und Organ der Weltlitteratur" wurde, — sind Thatsachen, die Gemeingut eines jeden Gebildeten sind. — An der Schwelle des XIX. Jahrhunderts begegnet uns eine Frau als geniale Förderin internationaler Litteraturkenntnis und zugleich als eines der interessantesten Probleme der vergleichenden Litt.-Geschichte Frau v. Staël geht in ihrem Buche *De l'Allemagne* (1810) von Anfang bis zu Ende von vergleichenden Gesichtspunkten aus. Zwei Jahrzehnte später hielt die provençalische Liebeslyrik Einzug in Deutschland und der sie einführte, Friedrich Diez, schuf als Zwillingschwester der neu erstandenen Litt.-Gesch. die romanische Philologie — beide sind Kinder der Romantik. Zuvor schon hatte Frdr. Schlegel (1808) mit seinem Werke *Über die Sprache und Weisheit der Inder* der V. L. G. die reichen Quellen des Orients zugeführt und damit auch die Anfänge der vergleichenden Sprachforschung gegründet. Aber erst durch die genialen Forschungen Benfey's wurden Leistungen wie die Landaus, Reinhold Köhlers, Gustav Meyers, Bédiers u. a. möglich.

An der Spitze der V. L. G. der Neuzeit steht, nicht wie Wetz und andere annehmen Taine, sondern der Engländer Henry Thomas Buckle mit dem 1858 erschienenen ersten Bande seiner *History of Civilisation in England.*[1]) Wie keiner vor ihm verstand er es, um zur Erkenntnis der eigenen nationalen Geschichte und Litteratur zu gelangen, die geistigen Wechselbeziehungen zwischen England, Frankreich und Deutschland systematisch und zwar auf sociologischer Grundlage zu verfolgen. In mustergiltiger Weise hat er vor Allem Frankreich einem vergleichenden Studium unterworfen und mit Hülfe desselben vielleicht die vollendetste Charakteristik des französischen Classicismus entworfen. „The origin and

[1]) Es war uns in dieser bibliographischen Skizze der V. L. G. nur darum zu thun, einige Hauptdaten und Namen hervorzuheben. Wir konnten uns deswegen weder bei Autoren aufhalten, in deren Werken sich sehr bemerkenswerthe vergleichende Studien befinden — wie z. B. jenen geistreichen, fein philosophischen Aufsätzen Heines über Shakespeares Mädchen und Frauen — noch bei verdienstvollen Arbeiten, wie A. Lacroix' *De l'influence de Shakespeare sur le théâtre français* etc. (1856) und andern wertvollen Beiträgen zur Gesch. der litterarischen Vermittlungen, die vor das obige Datum fallen, von denen hier nur noch die des fleissigen frz. Litterarhistoriker A. Michiels erwähnt sein sollen. —

extent of that connexion between the French and English intellects which subsequently arose, is a subject of immense importance; but like most others of real value, it has been entirely neglected by historians. In the present work I shall attempt to supply this deficiency.“ Er will, das ist das Programm seines grossartig angelegten, leider unvollendet gebliebenen Werkes, die Geschichte der verschiedenen Nationen mit Bezugnahme auf jene intellektuellen Eigentümlichkeiten, über die die Geschichte des eigenen Volks keine gleichartige Auskunft giebt, in grossen Zügen skizzieren. Man wird sich nun mit mir wundern, dass sämtliche Theoretiker der V. L. G., soweit diese mir bekannt, Buckle vollständig ignorieren. — Und Taine? Sein Werk über die englische Litteratur, dessen Methode manchen Zug mit der Buckles gemein hat, erschien 6 Jahre nach der *History of civilisation in England!* Da stehen wir wieder vor einem Problem der V. L. G. — Die Einzelforschung hat in den letzten 30 Jahren manches neue Licht auf die litterarischen Beziehungen zwischen England und Frankreich geworfen. Was Buckle über diese vor dem 17. Jahrhundert zu sagen weiss, ist spärlich; fast wertlos ist das wenige, das er über die Litteraturperioden vor Shakespeare bringt. Da nun die Wissenschaft seit Behn-Eschenburgs Schrift über die Wechselbeziehungen der englischen und festländischen Litteratur vor dem Zeitalter Shakespeares (1865), wesentliche Fortschritte gemacht — wir verweisen nur auf das Werk *J.-J. Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire, Étude sur les relations littéraires de la France et l'Angleterre*, das der Lyoner Professor Jos. Texte in diesem Jahre veröffentlichte, — so glaube ich, dass eine eingehende und zusammenhängende Darstellung der litterarischen Beziehungen zwischen England und Frankreich zeitgemäss und nicht wertlos sein würde.

Auch in einer summarischen Bibliographie darf das verdienstvolle Werk des Genfers Sayous nicht übergangen werden, der in seiner *Histoire de la littérature française à l'étranger* (1861) untersucht, wie sich der franz. Geist umgestaltet, wenn er ausser Landes wandert — *de surprendre au passage, ces convois mystérieux qui font d'une nation à l'autre un commerce invisible d'idées et de passions, de vie intellectuelle et morale.* Von Sayous' Arbeit gingen zum grossen Teil die Westschweizer Virgile Rossel, Philippe Godet[2]) aus.

Mit der *Revue Germanique* von Nefftzer, die seit 1858 erschien, beginnt erst das gründliche Studium der franko-germanischen Beziehungen. Dollfus eröffnet die leider nur zu kurzem

[2]) Virgile Rossel, *Histoire littéraire de la Suisse romande des orignes à nos jours* 2. vol. Genève 1889. Derselbe, *Histoire de la Littérature française hors de France,* Lausanne 1895 — Philippe Godet, *Histoire littéraire de la Suisse française,* Paris 1890.

Leben bestimmte Zeitschrift mit dem trefflichen, noch heute lesenswerten Artikel *De l'esprit français et de l'esprit allemand*, in dem er nach vergleichenden Betrachtungen über deutsches und französisches Wesen die gegenseitigen Einwirkungen der beiden Völker bespricht. William Reymond liefert einige Jahre später (1864) in seinem Buche *Corneille, Shakespeare et Goethe* etc. einen schätzenswerten Beitrag über die Beziehungen der französischen Romantik zur deutschen Litteratur. 1876 hält Prof. Breitinger in Zürich seine anregende Antrittsrede über *die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich* und nach einem Büchlein von Otto Weddigen (1881), der es unternimmt auf anderthalb hundert Seiten eine Geschichte der Einwirkungen der deutschen Litt. auf alle Litteraturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit zu entwerfen und in einer Einleitung die grundlegende und bahnbrechende Bedeutung des Werkchens selbst voraussagt, beginnt 1886 der jüngstverstorbene Th. Süpfle sein bedeutendes, bibliographisch nahezu endgültiges Werk über die *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung.* — Ich nehme auch keinen Anstand an dieser Stelle der umfassenden und geistreichen *Gesch. der Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jhrhs* von dem Dänen Georg Brandes zu gedenken. Einmal bedeutet dies Werk für Dänemark eine kulturhistorisch wichtige That und dann scheint mir Brandes, der, von Hettner angeregt, an die Aufklärungsidee des 18. Jahrhunderts anknüpft, mit Erfolg das Motiv der Reaktion und der Ueberwindung derselben im Anfange dieses Jahrhunderts zur Gestaltung der litterarischen Hauptströmungen angewandt zu haben. — Eine Centralstelle für die verschiedensten Gebiete unseres Faches eröffnet endlich Max Koch mit der *Zeitschrift für Vergleichende Litteraturgeschichte*, die sich kürzlich mit der *Vierteljahresschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance* von Geiger verschmolz. Charakteristisch für die Wandlung und für die Vertiefung, d. h. die Verallgemeinerung der modernen Litt.-Forschung, ist das starke Hervortreten der dort behandelten ästhetischen und psychologischen Probleme. — Die Zahl der grösseren und kleineren Schriften—Dissertationen, Programmarbeiten etc., die seit den letzten 30 Jahren Aufgaben der V. L.-G. zu lösen suchten, beläuft sich ungefähr auf 300.[1])

Bevor ich nun, natürlich auch hier wieder blos im Fluge einige Hauptaufgaben der V. L. G. durchmessen werde, möchte ich von einigen Eigenschaften reden, die diese Wissenschaft von allen, die sich ihr widmen wollen, verlangen sollte. — *La Suisse Française, Genève et votre chère Lausanne m'ont toujours paru de*

---

[1]) Ich gedenke in der nächsten Zeit eine vollständige systematisch geordnete Bibliographie der hierher gehörenden Werke zu veröffentlichen.

parfaits belvédères pour nous bien observer et pour nous étudier dans nos vrais rapports avec l'Allemagne. Dieser Satz Sainte-Beuves lässt sich folgendermassen interpretiren und weiter ausführen: Wer sich mit V. L. G. beschäftigt, muss vor Allem frei sein von nationalen Vorurteilen und jeglichem Chauvinismus. Patriotische Ergüsse, wenn auch noch so schön und berechtigt — sollen vermieden werden. Je mehr der Forscher Orts- und Menschenkenntnis besitzt, desto unbefangener und weiter wird sein Blick sein. Er muss die Sprachen als philologisch gebildeter Linguist nachfühlen können, Leben und Treiben fremder Völker eine Zeitlang mitgemacht haben, in ihre Sitten und Sprache untergetaucht sein. Wie ein Biograph sich in das Leben und Wesen eines Individuums hineinlebt, so muss sich jener in fremde Litteraturen versenken und mit eigenem reichen Seelenleben fremde Seelen prüfen und erkennen. Als Lehr- und Wahlspruch sollten ihm die schönen Worte, mit denen Göthe seinen Lehrer und Freund Herder feierte, vorschweben:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn erspriest,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fliesst . . .
Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was jeden in der Mutterbrust gerührt.

Mit demselben Göthe wird auch niemand rechten wollen, wenn er die deutsche Litteratur als die grosse Heimstätte der Weltlitteratur bezeichnet. Allein als wissenschaftlicher Ausgangspunkt, als Centrum der modernen vergleichenden Litteratur-Geschichte muss Frankreich angesehen werden, das den bedeutendsten und ältesten Einfluss auf das litterarische Leben der Völker ausgeübt und das im Grossen und Ganzen seit 250 Jahren die erste Münzstätte weltbewegender Gedanken gewesen. Ein Blick auf die graphisehe Litteraturtafel von Flaischlen zeigt, wie Deutschland bis in die Mitte des 18ten Jhrdts fast durchweg receptiv blieb. „*Le génie moral de la France se résume dans un mot: La propagande,*" sagt mit Recht der Historiker Henri Martin. Diese propagandistische Rolle der französischen Litteratur sei hier nur mit zwei ebenso charakteristischen als auch merkwürdigen Beispielen illustriert. Allbekannt ist, dass Thomas Carlyle es war, der zuerst deutsche Litteratur und besonders Goethe in seiner Heimat einbürgerte, dass er der gewaltigste und einflussreichste Vermittler deutschen Denkens und Dichtens in England wurde; — weniger bekannt jedoch ist die Thatsache, dass es ein französisches Buch gewesen, Madame de Staëls *de l'Allemagne*, welches den 20jährigen für die deutsche Litteratur gewann, der ihr in der Folge zehn Jahre begeisterten Studiums widmete. — Noch bezeichnender ist ein Beispiel negativer Propaganda, wenn wir uns

so ausdrücken dürfen: Durch Voltaires Dantepolemik wurde nicht nur die Danteforschung Italiens im XVIII. Jahrhundert zu neuem Streben angespornt, sondern Voltaires unbesonnener Streit mit Betinelli bereitete geradezu das goldene Zeitalter der Dante-Kritik und Inspiration unseres Jahrhunderts vor.

Nachzuforschen, wie sich die Nationen untereinander umgeschaut haben, sich loben und tadeln, nehmen oder verwerfen, nachahmen und entstellen, verstehen oder nicht verstehen, sich gegenseitig ihre Herzen eröffnen oder verschliessen,[1] — zu zeigen, dass Individualitäten wie ganze Zeitperioden blos Ringe jener langen, verzweigten Kette sind, die Vergangenheit mit der Gegenwart, Volk mit Volk, den Menschen mit dem Menschen verbindet, — dies sind in allgemeinen Zügen die Aufgaben der V. L. G.

Auf die einzelnen Gebiete übergehend, müssen wir in erster Linie die quellengeschichtlichen Untersuchungen erwähnen. Diese haben zu prüfen, ob Abhängigkeit oder blos Anregung vorliegt. Uebereinstimmung darf nicht kritiklos als Nachahmung erklärt werden. Der Forscher muss sich hier vor der gefährlichen Klippe hüten dem Detail zu sehr Rechnung zu tragen und das Verdienst eines Autors nach der stofflichen Selbständigkeit zu schätzen. — Zu den dankbarsten und anregendsten Aufgaben gehören die Parallel-Studien, besonders, wenn durch diese Kenntnisse über Charaktereigentümlichkeiten einzelner Dichter oder ganzer Litteraturgruppen gewonnen werden. Nicht minder lehrreich sind sodann Einzeluntersuchungen über die Behandlung gleicher Motive, Probleme, Fabeln etc. von Dichtern verschiedener Völker. Sie liefern die interessantesten Beiträge zur Völkerpsychologie, zur Erkenntnis dichterischer und nationaler Eigenarten. Hierzu zwei ungleichartige Beispiele. Was wird aus dem *Capitano* der *commedia dell' arte* auf den Brettern der französischen Bühne? Oder aus der vergleichenden Ideengeschichte: Man stelle die Toleranz eines Pierre Bayle der Lessings gegenüber. Wie schön liesse sich hier und zwar auf historischem Wege, die psychologische Evolution der Toleranzidee nachweisen und mit vergleichender Methode zugleich eine treffliche Charakteristik der beiden Aufklärer gewinnen! — Als eine fortgesetzte Reihe von Parallelen sind die Studien über die Wandlungen von Märchen und Mythen und Sagen zu betrachten. — Durch eine synchronistische Tabelle von Daten charakteristischer Erscheinungen der Weltlitteratur — wie wir sie ja von geschichtlichen Weltereignissen besitzen, — also mit rein äusserlichem Mittel — würden dem Forscher zweifelsohne zahlreiche

[1]) Vergl. Goethe, *Französische Litteratur.*

neue Probleme nahe gelegt.[1]) Z. B. in der Rubrik „franz. Litteratur" steht im Jahre 1674 Boileau's *art poétique* verzeichnet; es sind dort kurz die Regeln für die Lyrik, das Drama, das Epos etc. angeführt; u. a., dass (im 3. Gesang) die poetische Verwendung der christlichen Religion und der biblischen Geschichte zu vermeiden sei. — Rubrik „englische Litteratur 1667": es erscheint die erste Ausgabe des vollendetsten religiösen Epos aller Zeiten, Miltons *Paradise lost.* — Und wieder ein Fall ganz anderer Art: 1684 bis 1687 veröffentlicht Bayle seine *Nouvelles de la République des Lettres* — 1688 beginnen die *Monatsgespräche* von Christian Thomasius u. s. w. Dass wir einige Aufgaben der V. L. G. angeführt, denen nur kritisch geschulte, psychologischer Beseelung fähige Bearbeiter gewachsen sind, dass diese ein Wetz besser lösen wird als ein Süpfle, um nicht einen Namen zu nennen, der mit ersterem grosse Ähnlichkeit hat, soll nicht geleugnet werden. Aber die vergleichende L. G. hat Raum für Talent und für Fleiss. Wenn ich daher fast an letzter Stelle von den Forschungen über einheimische und besonders fremde Einflüsse rede, so halte ich sie dennoch für die reichsten Quellen, für eines der wichtigsten Gebiete unserer Wissenschaft, aus dem einfachen Grunde, weil es keine nationale Litteratur giebt, die nationale Grenzen hat; weil in unseren Tagen überhaupt die schöne Zeit der Nationallitteratur als unwiederbringlich verloren zu betrachten ist. Dabei darf es sich allerdings nicht um jenes mechanische Zerstückeln handeln, dem nicht selten Shakespeare, Molière und Goethe zum Opfer fallen, sondern um den Einfluss, der das Individuum und sein Werk charakterisiert, der den Geist des einzelnen, einer Gruppe, einer Nation zeitweise beherrschte oder demselben eine besondere Richtung gab. — Auch die äusseren dichterischen Formen, wie die Metrik, kann entwicklungsgeschichtlich nur vergleichend dargestellt werden. Ohne Nachweis deutschen und englischen Einflusses ist z. B. die Erklärung der Decadence-Poetik gar nicht möglich.

---

[1]) Wir besitzen zwar eine Litteratur-Tafel von G. Dierks (*Synchronistische Darstellung der Weltlitteratur in ihren hervorragendsten Vertretern*, Dresden 1879). Allein ohne dieser Arbeit Nützlichkeit absprechen zu wollen, so scheint uns der Verfasser gerade charakteristische Merkmale, ideengeschichtliche Momente der Weltlitteratur fast ganz ausser Acht gelassen zu haben. Auch bewahrheitet sich hier das französische Wort *qui trop embrasse mal étreint.* Zu viele Namen, zu viele Daten und besonders zu viele Litteraturen. Bei einer derartigen Arbeit wäre entschieden zu empfehlen sich auf Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien zu beschränken. Aehnliche Tabellen, die sich in der Hauptsache nur mit der Litteratur Frankreichs beschäftigen aber zugleich in einer besonderen Rubrik die Gesamtlitteratur des Auslandes berücksichtigen, erschienen jüngst in Paris bei Bloud et Barral (*Synchronismes de la litt. française* etc. par G. Cirot, A. Dufourcq et R. Thiry 1895.)

— Schliesslich führe ich als ein bis jetzt wenig beachtetes Gebiet, das seiner innersten Natur nach hierher gehört, die vergl. Geschichte der Übersetzungslitteratur an. Diese illustriert nicht nur den Einfluss einer Litteratur auf die andere, sondern sie giebt auch über ihre zeitlichen und inneren Quellen die sicherste Auskunft (Vergl. Max Koch *l. c.*). Hier muss der Forscher von der Litteratur der Sprache ausgehen, die $1^1/_4$ Millionen Uebersetzungen geliefert hat und zu denen die Werke der Gottfried von Strassburg, Martin Luther, Fischart, Gottsched und Bodmer, Klopstock, Herder, Voss, Schiller und Goethe, Tiek und Schlegel, der Paul Heyse, Schack, Wilhelm Hertz, Bertuch und Fulda und so vieler anderer gehören, „Die grossen Dichter aller Zeiten und aller Völker sind vollzählig am gastlichen Heerde der deutschen Bildung versammelt.“ Reiches Material zu vergleichenden Betrachtungen geben besonders freie Nachdichtungen. Giebt es ein sichereres Criterium der Geschmacksrichtung der Franzosen des XVIII. Jahrhunderts als deren erste Shakespearebearbeitungen? Und welches Licht wirft nicht der Uebersetzungsraub Englands an Frankreichs dramatischen Produktionen auf die moderne Theaterlitteratur der Heimat Shakespeares und Ben Johnsons? Wie verhält sich Englands Puritanertum zu der Thatsache, dass *Nana* mehr in englischer als in der Originalsprache gelesen wurde? Welche Schlüsse haben wir zu ziehen, wenn oft am gleichen Tage in 3—4 Theatern Berlins Bearbeitungen französicher Stücke über die Bretter gehen, wenn in jeder Pariser Première ein deutscher Theateragent sitzt mit einem Kontrakt in der Tasche? — Die V. L. G. hat als sachkundigste auch über Wesen und Bedeutung der Uebersetzungslitteratur Auskunft zu geben. Sie muss sich hier um so mehr auf das mächtige Zeugnis Goethes berufen — wir erinnern daran, wie sich der Meister über die Nerval'sche Uebersetzung seines Faust äusserte, wir verweisen auf Goethes „Auswärtige Litteratur“, wo sich das hübsche poetische Gleichnis befindet, dessen Schlussverse lauten:

„So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm“ —

ich sage, die V. L. G. hat sich hier um so mehr an Goethe zu halten, als es allgemein als ein Zeichen ästhetischer und sprachlicher Bildung gilt, verächtlich auf die *Übersetzungslitteratur* herabzusehen.

Ziehen wir nun in Betracht, dass dies vielverzweigte und grosse Gebiet unserer Wissenschaft dem Litterarhistoriker anheimfällt, der an Deutschlands Universitäten zugleich und vor allem Sprachforscher sein muss, so scheint uns die Frage: Kann ein Philologe diese zwei so verschiedenen Aufgaben, von denen eine jede ihren ganzen Mann fordert, bewältigen? nur im

Sinne Wetz' zu beantworten zu sein, der hierüber u. a. sagt: In Wirklichkeit haben wir meistens Sprachforscher, die nebenher die Litteraturgeschichte vertreten, oder Litterarhistoriker, die sich auf ihre Weise mit der Sprachgeschichte abfinden. Um mit der Sprache gerade herauszurücken: Die Ausbreitung und Vertiefung der gegenwärtigen sprachwissenschaftlichen Forschung und der Litterarhistorik, verbunden mit der Vergl. L. G. — mit oder ohne Wetz'sche Beigabe, machen eine Teilung des bisher allein dem Philologen zufallenden Gebietes schon aus praktischen, äusseren Gründen wünschenswert. Diesen Gedanken zum ersten Male mit aller Entschiedenheit und ausser Frage stehender Competenz ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst des einstigen Strassburger Privatdocenten. Dass wir eine kleine Anzahl Sprachforscher besitzen, die vermittelst eisernen Fleisses verbunden mit aussergewöhnlicher Begabung, beide Gebiete in hervorragender Weise beherrschen, ändert nichts an der Thatsache; im Gegenteil, denn durch Zersplitterung ihrer Arbeitskraft kommt die Wissenschaft gerade um die wertvollsten Arbeiten. Einer derselben hat übrigens selbst den Satz ausgesprochen: Die Tradition der romanischen Philologie hat die Beschäftigung mit dem Altfranz. einen so breiten Raum einnehmen lassen, dass das akademische Studium des Französischen wesentlich zum Studium des Altfrz. und Provenzalischen ward. Ausnahmen wie der Verfasser der citierten Zeilen und wie ten Brink u. A., ändern auch nichts an der Thatsache, dass wir die glänzendsten Leistungen auf dem Gebiete der vergleichenden und der Litteraturgeschichte überhaupt — ich brauche nur Namen wie Hettner, Taine, Wilhelm Scherer Erich Schmidt (dessen treffliche Schrift *Richardson, Rousseau und Göthe* 1875 in unserem historischen Ueberblicke nicht hätte unerwähnt bleiben sollen) zu nennen — Nichtphilologen verdanken. Vor einem halben Jahrhundert konnte ein Lachmann noch die deutsche und die klassische Philologie vollständig beherrschen, seit einem Menschenalter haben sich die beiden Sprachwissenschaften notgedrungen getrennt, und innerhalb der Germanistik wurde eine weitere Teilung des Gebietes de facto gut geheissen durch die Professur, die für Wilhelm Scherer geschaffen wurde. Somit ist es nur eine Frage der Zeit, dass diese Trennung eine allgemeine und prinzipielle wird, und dies um so mehr, da die Ansicht, dass Sprach- und Litteraturgeschichte sich wohl ergänzen, aber nicht notwendig zusammengehören, sich immer mehr verbreitet. Weder die Erfordernisse noch die Ziele sind dieselben. Stark von einander abhängig sind die beiden Gebiete allerdings im ganzen Mittelalter und bis zum XVI. Jahrhundert. Jene Epochen fallen daher naturgemäss eher dem Studiengebiete der Philologen zu. Dem Beispiele eines Gaston Paris folgend, sollten diese aber auch die litterarischen Erzeugnisse des

M.-A. nicht blos als Sprach- sondern auch als Litteraturdenkmäler betrachten. Mit Karl Weinhold ist dagegen daran fest zu halten, dass der Litt.-Historiker ein geschulter Philologe sei. Auch das Studium moderner Litteraturen verlangt sprachgeschichtliche Kritik. Vor Allem aber ist ein verständnisvoller Einblick in die Entstehung und die Anfänge der Litteraturen ohne philologische Kenntnisse nicht möglich. Bevor der Litterarhistoriker den ersten Stock oder meinetwegen auch die bel étage aufbaut, muss er Fundament und Parterre wenigstens im Rohbau konstruieren können.

Trotz unserer empirisch nur allzusehr gerechtfertigten Skepsis glauben wir daran, dass die Litteraturforschung endlich einmal die ominöse ars literatoria der mittelalterlichen Grammatiker abschütteln und von deutschen Universitäten ein Mündigkeitsattest erhalten wird, und zwar im Vertrauen auf das Wort ten Brinks, dessen Lebenswerk, ebenso wie das Gasparys nicht Fragment geblieben wäre, wenn die Philologie ihm die nötige Musse gelassen: „Der Abzweigung einer neuen Disciplin vom Stamm wissenschaftlicher Forschung pflegt in nicht langer Frist die Schöpfung eines neuen Lehrstuhles an unseren Hochschulen zu folgen."

Schon Goethe hat die hohe Bedeutung einer vergleichenden Weltlitteratur in die zwei Worte zusammengefasst: Völkervermittlung und wechselseitige Anerkennung. Jede neue Enthüllung der fortwährenden Beziehungen zwischen den Kulturvölkern bedeutet nicht nur eine neue Eroberung der Wissenschaft, sondern auch „ein Baustein am Zukunftsgebäude des Weltfriedens." „Das gegenseitige tiefere Kennenlernen der Völkerindividuen unter einander kann einer weiter reichenden Humanität, der man mit Unrecht Sentimentalität und Mangel an Nationalsinn oder Untergrabung derselben vorgeworfen hat, die Wege bahnen" (Vergl. Otto Weddigen *l. c.*). Ihr Endzweck: die geistigen Hauptströmungen modernen Denkens und Dichtens zu erforschen, wird, wenn einmal erreicht, der Litteraturgeschichte der einzelnen Völker ganz neue Gesichtspunkte eröffnen. Die Vergl. Litteraturgeschichte bedeutet geistige Vertiefung und internationale Gestaltung des litterarischen Studiums. Was ten Brink in seiner bilderreichen Sprache von diesem sagt, gilt Wort für Wort für die Beleuchtung unserer Wissenschaft: „Sie bahnt uns durch Dickicht und Gestrüppe die Wege, welche zu versteckten Aussichtspunkten, zu verborgenen Quellen und Ruheplätzen führen; sie schlägt Brücken über Abgründe, welche uns von den hohen Gipfeln trennen, sie setzt das Thal, in dem unser Hüttchen liegt, mit der grossen umgebenden Welt in Verbindung." Durch vergleichende Betrachtungen gelangen wir zur deutlichsten und sichersten Erkenntniss der Besonderheiten jeder Einzellitteratur; sie zeigt uns aber auch den Menschen in seiner Universalität; in

nordischen und romanischen Litteraturen tritt er uns mit denselben Leidenschaften, mit denselben Tugenden und Lastern entgegen; auf jedem Blatte offenbart sich uns die Zusammengehörigkeit, die Abhängigkeit der Völker; allenthalben und gleich verteilt Freud und Leid, Hoffnungen und Enttäuschungen. Wir lernen, dass Grosses und Kleines allen Litteraturen gemeinsam ist; dass Dante und Goethe, Shakespeare und Molière im Grunde nur eine Sprache sprechen, und die eine für alle. — Die V. L. G. steuert der Einseitigkeit, der individuellen wie der nationalen, jener gefährlichsten Gegnerin moderner Civilisation. Zu welch hohem, von Vorurteilen freiem Standpunkte dies Forschungsgebiet führen kann, mögen Ihnen beispielsweise die Worte eines Sohnes John Bulls, des oft genannten Buckle zeigen, der — ein Zeitgenosse Carlyles! — Frankreich „*a great and admirable people* zu nennen vermochte — *a people in many respects superior to ourselves; a people from whom we have still much to learn* etc. . . . . — Nur die vergleichende Litteraturbetrachtung kann uns über die Wandlungen des Empfindungslebens der einzelnen Nationen Aufschluss geben, die Ueberlieferung korrigieren, alle Irrtümer aufdecken. Schliesslich liefert sie nicht nur der Völkerpsychologie das wichtigste Material, sondern auch der Aesthetik, und mag man sie begrenzen und nüancieren wie man will, auf ein doppeltes Ziel wird sie stets hinzusteuern haben: auf ein inneres tieferes Erkennen des gesamten Reichtums der Menschennatur und auf die Verwirklichung des Dichterwortes:

Lasst alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreuen!

ZÜRICH. LOUIS P. BETZ.

Die französische Litteratur in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts sah Frankreich in rascher Folge die letzten Könige aus dem Hause der Valois sich ablösen: Heinrich II. (1547—59), Franz II. († 1560), Karl IX. († 1574) und Heinrich III. († 1589), und den ersten Bourbon, Heinrich IV., den Thron besteigen.

Unter diesen Herrschern wurde die Ernte eingebracht, für welche die ersten Generationen des Jahrhunderts das Feld bestellt hatten:

Der mehr als halbhundertjährige Kampf um Italien führte zur Demütigung durch den Frieden von Câteau-Cambrésis (1559), in welchem Frankreich seine Eroberungen verlor. Auf die guerres d'Italie folgten die guerres de religion, in welchen das Land sich selbst zerfleischte, so dass es nur mit Mühe seine Unabhängigkeit vor der herrschsüchtigen Einmischung Spaniens rettete. Frankreich, das am Anfang des Jahrhunderts stolz ausgezogen war, um sich das Renaissanceland jenseits der Berge zu erobern, musste am Ende des Jahrhunderts zufrieden sein, den Feind aus seinen eigenen Marken abziehen zu sehen.

Inzwischen machte die moralische Eroberung Frankreichs durch Italien mächtige Fortschritte. Der Italianismus beherrschte mit dem Hof auch Litteratur und Sitte, und die französischen Patrioten klagten über ihn nicht weniger laut als über die spanischen Waffen und die spanische Diplomatie.

Der Sturz des Hauses Valois bedeutete nicht nur eine Verdrängung der spanischen Herrschaft, sondern auch den Fall des Italianismus. Heinrich IV. steht am Anfang nicht nur einer nationaleren Politik, sondern auch einer nationaleren Litteratur.

Heinrich II. verfolgte seit den ersten Jahren seiner Regierung eifrig die Protestanten. Er that sogar Schritte, um die Inquisition einzuführen, und Ketzer zu verbrennen wurde zu einer Art Dekoration religiöser Aufzüge, an denen der Hof teil nahm. Doch war

gegen Ende seiner Regierung der neue Glaube in weiten Kreisen des Bürgertums und besonders der Magistratur verbreitet.

Am Hofe herrschte bei aller Ausgelassenheit mehr Feinheit der Lebensform als unter Franz I. und damit wurde der Hof auch immer mehr zum litterarischen Zentrum. Der Ausländerei kann man ihn nicht bezichtigen. Nicht die Königin Katharina von Medici führte an diesem leichtfertigen Hofe das Scepter, sondern die Mätresse Diana von Poitiers.

In merkwürdiger Weise vereinigten sich in den Sitten dieser Gesellschaft die Formen des unter Franz I. neu erwachten Feudalismus und die Vorstellungen der antiken Mythologie, jene vorzüglich von den persönlichen Neigungen des Königs getragen, diese vorzüglich den Bedürfnissen der höfischen Adulation entsprechend.

Heinrich II., ein Mann von grosser physischer Kraft, liebte das Turnier. Im Jahre 1559 wird er bei diesem ritterlichen Spiel, die Farben seiner Diana tragend, zum Tode verwundet. Der französische König stirbt als mittelalterlicher *chevalier*, nachdem er als *chevalier* nach den galanten Lehren des *Amadis* gelebt. Aber dieser Ritter liebte es auch, seinen von Turnier und Ballspiel wiederhallenden Hof als Olymp durch Dichter und Künstler gefeiert zu sehen, wo neben Jupiter Juno (Katharina) und Venus (Diana) thronen. Die Hoffeste werden zu mythologischen Maskeraden, bei welchen das Heidentum die Nacktheit entschuldigt. An die Stelle der mittelalterlichen Dekorationen (*échafauds*) und der *mystères mimés* treten beim festlichen Einzug des Fürsten in seine Städte Nachbildungen der Antike. *Les antiquités et échafauds qui furent préparés* . . . . . betitelt sich die Beschreibung der Entrée Heinrichs II. in Lyon (Sept. 1548), deren Anordner wahrscheinlich Maurice Sève war. Die Triumphbogen sind antiken Mustern nachgebildet; ihre Mauern durch Bilder aus antiken Sagên und mit antiken Waffen geschmückt. Die Schiffe, mit welchen eine Naumachie aufgeführt wird, zeigen die Formen antiker Triremen. Dem einziehenden König tritt die Göttin Diana, von Jagdgenossinnen begleitet und einen gezähmten Löwen führend, entgegen. So stark antikisiert waren damals die Pariser *Entrées* noch nicht. Lyon war voraus und wie sehr das nach Italien weist, lässt sich daraus erkennen, dass im Anschluss an diesen festlichen Einzug von 1548 der Erzbischof von Lyon, ein Este, vor der Königin Katharina durch eigens berufene florentinische Schauspieler die Komödie *Calandria* von Bibbiena aufführen lässt.

Unbestreitbar hatte diese Mythologisierung damals etwas Lebensvolles. Man erfasste sie mit dem Ungestüm der ersten Liebe und huldigte ihr wie einer Wirklichkeit. Diese Menschen glaubten sozusagen an die neu erweckte Welt des sinnlichen Olymp, den sie

in den Dienst der Feier irdischer Herrlichkeit gezogen hatten und entrüstet warfen ihnen glaubenseifrige Protestanten die *dieux terrestres jupitrizants* ihrer Kunst und Dichtung vor. Das Leben sollte indessen bald schwinden, während die Figuren als kalte dekorative Symbole blieben. Es ist ein anderes, ob ein Dichter zur Zeit Heinrichs II. den Flussgott der Seine anruft, oder ob Malherbe das thun wird.

Nach der kurzen Regierungszeit Franz' II. gelangte Katharina von Medici als Regentin zur verhängnisvollen Herrschaft. Von ihrer *cour florentine* aus ergiesst sich in breitem Strom der Einfluss der Ausländerei. Es beginnt die eigentliche Epoche der Religionskriege, deren Entsetzlichkeit ihren Gipfel erreicht in der Bartholomäusnacht von 1572. Die religiöse Controverse durchdringt das ganze Schrifttum, und da sich mit den religiösen Ansprüchen je länger je mehr politische Ambitionen verbinden, so entsteht auch eine Litteratur der heftigen politischen Diskussion.

Karl IX. hatte ernste künstlerische und litterarische Interessen. Er schuf 1570, trotz des Widerspruchs des Parlamentes und der Sorbonne, die darin eine Neuerung sahen, geeignet *à corrompre, amollir, efféminer et pervertir la jeunesse*, eine *Académie de poésie et de musique*, um deren Gründung sich hauptsächlich Baïf bemüht hatte, in dessen Hause auch die Sitzungen stattfanden. Doch kam das Institut zu keiner eigentlichen Blüte. Die bösen Zeiten liessen das gute Wollen des jungen Fürsten nicht fruchtbar werden und führten ihn selbst in ein frühes Grab.

Ihm folgte sein 23jähriger Bruder Heinrich III., der Lieblingssohn seiner italienischen Mutter, die er schalten und walten liess. In seiner Jugend hatte er eine starke Neigung zum Protestantismus gezeigt, dessen leidenschaftlicher Gegner er später wurde. Die zweimonatliche Reise durch Oberitalien, die am Anfang seiner Regierungszeit steht (1574) entfaltete vor ihm und seinen erstaunten französischen Begleitern den ganzen raffinierten Luxus der italienischen Höfe. Sie verstärkte nicht nur seine Neigung für italienische Litteratur, insbesondere für das Theater; sie ward für ihn auch eine eigentliche hohe Schule der Ausschweifung und Sittenlosigkeit.

Il n'est rien pire, ma foi,
Qu'est un Français italiqué

heisst es schon bei Gringore. In Heinrichs III. Günstlingswirtschaft sowohl, als bei seinen unbeständigen litterarischen Beschäftigungen spielten Italiener die Hauptrolle. „Am Hofe, wo wir einst nur ein vierzig oder fünfzig Italiener sahen, erblicken wir jetzt ein kleines Italien", klagt 1578 Henri Estienne, und konstatiert, dass an dem italianisierten Höflingsjargon, diesem „*langage farci d'italien* . .

sa Majesté prend un grandissime plaisir". Unter des gelehrten Corbinelli Führung unternahm Heinrich III. einen Anlauf, Petrarca's Sonette in's Französische zu übertragen. Greift er nach Tisch zu Tacitus oder Polyb, so sind derselbe Corbinelli und Bartolommeo Delbene die Erklärer. Diesem Letztern verdanken wir die wenigen eingehenden Nachrichten über jene Akademie, die Heinrich III. von seinem Vorgänger übernommen und der er ein Sitzungszimmer im Louvre angewiesen hatte. Diese *Académie du Palais* bestand bis 1585; auch Damen gehörten ihr an. Delbene's Aufzeichnungen zeigen uns Mitglieder dieser Académie auf Schloss Ollainville um den König versammelt, der Themata unter sie verteilt, in deren Behandlung das Italienische neben dem Französischen erscheint. Französische Dichter greifen zur Sprache Petrarca's: Odet de la Noue, der Sohn des trefflichen protestantischen Feldherrn und Patrioten, schreibt zwar seine *Poésies chrétiennes* französisch; für seine Liebesgedichte aber verwendet er in gleichgesinnter Gesellschaft das Toskanische (gegen 1586).

Zu Heinrichs III. Zeit wird die französische Dichtung ein grosses Plagiat an der italienischen. Die Stellung des Hofes als eines massgebenden sprachlichen und litterarischen Centrums wird erschüttert: „Viele Leute glaubten einst, schreibt Pasquier (Briefe II, 12), dass das beste Französisch am Hofe unsrer Könige gefunden werde; ich leugne das rund weg und glaube viel mehr, dass es keinen Ort gibt, wo unsre Sprache mehr verdorben sei.“ Zum Italianismus des Hofes gesellte sich bei den Gegnern die Hinneigung zu spanischer Art.

Dass der Geist der Litteratur in dieser Zeit der Entfesselung aller bösen Geister überhaupt darniederlag, lässt sich denken. „Die Wirren, die über Frankreich hereingebrochen waren, sagt Pasquier (*Recherches* VII, 6) trübten die Quelle des Parnasses.“

Die Ermordung Heinrichs III. aus dessen Namen Henri de Valois die Pariser das Anagramm *vilain Hérodes* gemacht hatten, brachte den Frieden nicht. Heinrich IV. musste erst einen mehrjährigen Krieg um den Besitz seiner Krone gegen die von den Guisen geleitete Liga führen. Auch sein Uebertritt zum Katholizismus beendete die unseligen Streitigkeiten nicht. Und doch war Frankreich auf's Aeusserste erschöpft. *Il n'y a paix si inique qui ne vaille mieux qu'une très juste guerre*, ruft der Vertreter des dritten Standes in der *Satyre Ménippée* (1593) aus.

Endlich macht das Jahr 1598 mit dem Toleranzedikt von Nantes und dem Frieden von Vervins dem Kampf der Waffen ein Ende.

In den 30jährigen Schrecknissen des Bürgerkrieges war das bildungsfreudige Geschlecht der Renaissance verschwunden; eine unglaubliche Verwilderung hatte Platz gegriffen. Die Sterilität der Litteratur war der Ausdruck dieses allgemeinen Niederganges. Doch

fand unter Heinrich's IV. Regierung Frankreich wenigstens den Frieden wieder und nahm so, vom redlichen Wollen des Königs unterstützt, bis 1610 einen materiellen Aufschwung, der auch für das litterarische Leben bessere Zeiten vorbereitete.

So umschliesst dieser Zeitraum die eigentliche Blütezeit der Renaissance-Litteratur in Frankreich unter Heinrich II., deren Zurückgehen unter Karl IX. und ihren Verfall unter Heinrich III. und Heinrich IV. Doch kehrte die Litteratur nicht mehr zum Mittelalter zurück; der Bruch war endgültig vollzogen. Die griechisch-römischen Formen hatten die nationalen bleibend verdrängt.

Aus der Anarchie des XVI. Jahrhunderts erhob sich siegreich der Absolutismus. Dem Traum einer Abtei Thelema mit der Devise: *Fais ce que voudras* war im Bürgerkrieg ein schreckliches Erwachen gefolgt. So erschien der Individualismus als eine Gefahr. Man verlangte die Autorität auf allen Gebieten.

I. Die Prosa.

In der französischen Sprache herrschte damals, wie in den Köpfen, starke Gährung. H. Estienne spricht vom *grand remuemenage* der Muttersprache und Montaigne meint (III, 9), dass er sein Buch, hätte er ein Werk von Dauer schreiben wollen, in eine festere sprachliche Form hätte giessen müssen als die französische sei, die „seit ich dabei bin, zur Hälfte sich verändert hat.“ Die Schriftsprache stand, der festen Norm entbehrend und vor grosse Aufgaben gestellt, im Zeichen der individuellen Diktion, des Neologismus. Das litterarische Programm dieser Neologie ist das 1549 erlassene Manifest der Plejade, von welchem später die Rede sein wird. Frei, kühn und oft genug masslos, von dem Grundsatz ausgehend, dass der Wortreichtum ein untrügliches Zeichen der Vollkommenheit sei, schuf sich die Schriftsprache neues Material mit Hülfe der alten Sprachen, der Dialekte und des Italienischen. Der Latinismus und Gräcismus in Wortwahl, Wortbildung und Satzbau entfernte das geschriebene Französisch immer mehr von dem gesprochenen. Der Provinzialismus gab ihm etwas Buntes und Unbeständiges, aber auch Urwüchsiges und Persönliches. „Die Worte sind die Diener der Gedanken und haben ihnen Herfolge zu leisten, sagt Montaigne (I, 25), und da mag denn das Gascognische sich einstellen, wenn das Französische nicht dran will.‘‘ Der Italianismus, später auch der Hispanismus, diente namentlich den Bedürfnissen der eleganten Welt und verlieh der Sprache den modischen Flitter des Galakleides und der Hoffähigkeit (*courtisanisme*). Der Import italienischer und spanischer Formen wurde begünstigt durch die verwandte Lautgebung der südfranzösischen Mundarten, besonders des Gascognischen. Er lieferte die Ausdrücke für die Verkehrsformen und den Luxus des vornehmen

Müssigganges (*altesse*, *grandesse*, *carnaval*, *carosse* etc.) für die Sprache der Kunst (*baldaquin*, *fresque*, *balcon* etc.) und der Kriegswissenschaft (*cavalerie*, *fantassin*, *soldat*, *algarade* etc.) und auch von den italienischen und spanischen Wortbildungselementen, mit denen damals höfische Geckenhaftigkeit argen Missbrauch trieb, ist Vieles der Sprache zu dauernder Verfügung geblieben (— *esque*, — *issime*, — *ade*):

car de tout temps désir de nouveauté
A nos Français reproché a été

sagt H. Estienne in seinen holprigen Versen. Die Sprache wurde wortreich, und die Schriftsteller liebten es, mit ihrem Wortreichtum zu prahlen. Sie schwelgen in Synonymen, so dass bei vielen zu einer Stilgewohnheit wird, neben das Erbwort jeweilen das gleichbedeutende neue Wort zu setzen.

Der Eindruck der Regellosigkeit, den dieses gährende Idiom machen musste, wurde noch erhöht, durch die Buntscheckigkeit des Schriftbildes. Es ist das Schicksal einer jeden Schrift, dass sie, conservativ, hinter dem sich entwickelnden Laute zurückbleibt, in Widerspruch mit der Lautung der Sprache gerät und eine Verwirrung schafft, deren Opfer sie selbst wird. Diese Verwirrung war damals in Frankreich um so grösser geworden, als seit Langem die Neigung aufgetreten war, das französische Schriftbild dem Latein anzunähern und dadurch, dass man z. B. *escribre* satt *écrire* schrieb, das entlaufene Kind zur Mutter zurückzuführen. Diese etymologisierende Graphie mit ihren stummen Buchstaben öffnete der Willkühr der Schreibenden Thür und Thor.

Kein Wunder, dass dem gebildeten Franzosen die starre Regelhaftigkeit, die der Tod dem vornehmen Latein in Schrift, Grammatik und Lexikon verliehen, als etwas Edles, Beneidenswertes, und die üppige ungeberdige Lebensfülle seiner Muttersprache als etwas Vulgäres erschien. So geht denn der Wunsch der Grammatiker, die, dem Beispiel Geoffroy Tori's folgend, sich jetzt eifrig der Beschäftigung mit der französischen Muttersprache zuwenden, dahin, dieser Sprache feste Regeln zu geben, indem sie dieselbe nach dem überlieferten Schema der lateinischen Grammatik behandeln. Doch fehlt es auch nicht an solchen, welche dieses Schema für eine Fessel halten und die Grammatik der Muttersprache auf eigene Füsse stellen wollen. Der Erste und Kühnste ist der Lyoner Louis Meigret, dessen *Tretté de la grammère françoèse 1550* zu Paris erschien, eine Art nationaler Grammatik, nach dem Grundsatz: Die französische Sprache den Franzosen. Besonders die Orthographie will er entschlossen von jeder Rücksicht auf die angebliche Abstammung der Wörter, dieser *grande superstition*, wie er sie heisst, befreien und vollständig auf den Laut gründen. Schon damals führten solche Forderungen zu leidenschaftlichen Erörterungen und, obschon Meigrets Grundsatz

treffliche Verteidiger fand, wie P. Ramus, so hat doch nur einer von den bedeutendern Schriftstellern des Jahrhunderts sich in der Praxis zu ihnen bekannt: Baïf. Andere, wie Ronsard stehen ihnen zwar mit Sympathie gegenüber, ziehen es aber vor, der Tradition treu zu bleiben und, wie Dubellay sagt, mehr *le commun et antique usage que la raison* zu befolgen. Andere wie Pasquier, de Bèze, Montaigne, verhalten sich ablehnend.

Die etymologisierende Schreibweise war besonders getragen von dem neu erwachten Interesse an der Geschichte der vaterländischen Sprache und Litteratur. Die alte Anschauung, die längst das Französische in einen engen Zusammenhang mit dem Latein setzte, verlangte wissenschaftliche Erkenntnis zu werden. Man fing an die lateinisch-französischen Entsprechungen des nähern zu prüfen (zuerst: Sylvius 1531). Dabei ergab sich ein grösserer Rest französischen Sprachmaterials, der nicht im Latein aufgehen wollte und zu dessen Erklärung andere Sprachen herangezogen wurden. Die herrschende Ansicht war dabei die, dass das alte gallische Idiom die eigentliche Grundlage des Französischen bilde (Pasquier, Fauchet, Ramus), dass aber dieses Gallische, über welches die seltsamsten Vorstellungen herrschten, durch die Sprache der Völker, welche in Gallien mit der Zeit festen Fuss fassten, besonders durch die lateinische, doch auch durch die griechische und die fränkische modifiziert worden sei. Allgemein wurde dabei dem Lateinischen der Löwenanteil zugestanden. Sehr verschieden aber wurde der Anteil des Griechischen geschätzt. Einige übertrieben ihn in fanatischer Weise; andere, wie Pasquier, lehnten ihn ganz ab. Der grosse Philologe Henri Estienne spottete über die *âneries* der Erstern; auch er war überzeugt, dass das Französische im Wesentlichen Latein ist. Aber er glaubte an eine nahe geistige Verwandtschaft des Griechischen und Französischen und unternahm es, dieselbe in seiner 1565 erschienenen, bisweilen rabulistischen und nicht selten naiven Schrift *Traité de la conformité du langage français avec le grec* zum Ruhme seiner Muttersprache nachzuweisen. Als der philologische Theoretiker der Schule Ronsards macht er aus der griechischen, welche die vollkommenste Kultursprache sei, die nächste Geistesverwandte des Französischen, das sie sich zur Führerin auf dem Wege zu litterarischer Vervollkommnung nehmen solle. Eifrig zieht er deshalb gegen die Führerschaft zu Felde, die sich das Italienische immer mehr angemasst hatte. In einem *Précellence du langage français* betitelten Schriftchen verteidigt er (1579) die Vortrefflichkeit der französischen Sprache gegenüber der italienischen und in seinen berühmten anonymen *Deux dialogues du nouveau langage français italianisé et autrement déguisé, principalement entre les courtisans de ce temps* (Genf 1578) verspottet er

die *gâte-français* in der Person des Jan Tranchet dit Philausone, gentilhomme Courtisanopolitois, der im Vorwort seine „*lecteurs tutti quanti*" folgendermassen anredet:

Messieurs, il n'y a pas longtemps qu'ayant quelque martel en tête (ce qui m'advient souvent pendant que je fais ma stanse en la cour) et à cause de ce étant sorti après le past pour aller un peu spaceger, je trouvai par la strade un mien ami, nommé Celtophile.

Herr Celtophile tadelt: . . . . *ces lopins*
de ces vocables transalpins.

Es entspinnt sich ein langes Gespräch, das über 600 Seiten füllt und in welchem nicht nur die Italianisierung der Sprache, sondern auch diejenige der Sitten gegeisselt wird. „Küss die Hand", sagt Philausone am Schluss zu Philalethes (Estienne), der als Schiedsrichter zu den Streitenden getreten ist. Aber Celtophile: *Je vous dis Adieu, simplement en bon français, laissant tout les baisemain à Monsieur Philausone.* Estienne hasst Italien auch als Protestant und meint, Italien habe der französischen Sprache keine Neologismen zu liefern, ausser für diejenigen Begriffe, die Frankreich überhaupt erst von ihm bezogen habe, wie *poltronnerie*, *charlatan*, *intriguant* etc. Gegenüber der Ziererei und Verderbnis der Sprache der Höflinge verweist er spöttisch auf Lastträger und Fischweiber *(crocheteurs, harangères)*, deren Redeweise daneben die reine Eleganz sei. Besonders wurmt ihn die höfische Aussprache des Diphthongs *oi*. Dieser Diphtong lautete damals Gemeinfranzösisch *ouè*, *oè* und so schreibt ihn z. B. Meigret: *francoès*, *troès*. Doch vollzog sich seit einiger Zeit ein doppelter Lautwandel, der *ouè* einerseits zu *è* vereinfachte, andrerseits aber zu *oua* führte. Die letztere Entwickelung war speziell pariserisch; die erstere, welche aus *françoès* einen *francès* machte, ist zwar nicht italienischen Ursprungs, fand aber in der italienischen Lautung (*francese*) willkommene Entsprechung. Beide Aussprachen *trouas* (*trois*), *francès* (*français*) haben heute gesiegt, trotz Henri Estienne, der es nicht verwinden konnte, dass Franzosen den Namen der eigenen Sprache (*françouès*) entstellen und seinen kräftigen Diphtongen *ouè* zimperlich auf *è* reduzieren. Er verwünscht:

L'auteur de ce son féminin,
De ce son vilain et infame,
Bien qu'il agrée à mainte dame.

Während Henri Estienne sich hauptsächlich gegen den italienischen Neologismus wandte, wurden nun auch Stimmen laut, welche sich überhaupt gegen das ganze neologistische Treiben der Litteratursprache richteten. Rückkehr zum gewöhnlichen Sprachgebrauch ist ihr Losungswort. 1558 erklärt Jacques Grévin in der Vorrede zu seiner Tragödie, die Griechen darin sich zum

Muster nehmen zu wollen, dass er, wie sie, die Muttersprache ohne fremde Flicken brauche. Später spottet Montaigne (III,5) über die *misérable affectation d'étrangeté* unverständiger Schriftsteller, die in ihrer thörichten Neuerungssucht den ächten markigen Ausdruck durch einen wirkungslosen Neologismus ersetzen. Und Pasquier schreibt (*Lettres* XXII,2), nachdem er die Ueber treibungen vieler Dichter getadelt: „*Pour ma part je serai toujours d'avis de prendre les paroles du commun usage* . . die Wörter verdanken wir dem Volke; ihre Anwendung lehren uns die guten Autoren". Aber auch er lässt noch individuelle Entlehnung aus dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen zu — *non pour els écorcher, mais en les ménageant sagement.*

Vor dieser veränderten sprachlichen Empfindungsweise fällt mit dem antiken Lehnwort auch die entlehnte Syntax, der Latinismus und Gräcisismus der Satzconstruktion, welcher der französischen Sprache des XVI. Jahrhunderts eigentümlich ist und welcher den natürlichen Anlagen dieser Sprache so sehr widerspricht. Wie bei Boccaccio, so ist bei Schriftstellern wie Seyssel, Rabelais, Montaigne diese antikisierende Phrase nicht ohne Reiz. Aber wie verderblich diese Art des Satzbaues werden konnte, wenn die Sprache sich ihn dauernd anquälte, das zeigt die Geschichte der italienischen Schriftsprache. Für das Französische waren glücklicherweise diese antiken Allüren nur eine vorübergehende Uebung; es war ein Bad, aus welchem die Sprache geschmeidiger und glänzender hervorging. Für diese Entwickelung sind typisch Calvin's Uebersetzungen seiner *Institutio*, die latinisierende von 1541 und die mehr dem gesprochenen Worte des *commun usage* sich nähernden von 1560.

So erwächst schon im XVI. Jahrhundert die Reaktion gegen die Masslosigkeiten der neu geschaffenen Litteratursprache. Das Vorurteil des Wortreichtums wird bekämpft und der Schriftsteller ermahnt, den alten Bestand durch metaphorischen Gebrauch zu variieren: *surtout les mots qui sont figurés embellissent et enrichissent la langue* (Amyot, *Projet d'éloquence royale).* Es bereitet sich jenes Programm des *commun usage* und der Wortbeschränkung vor, das seine eigentliche Formulierung durch Malherbe finden wird.

Darin aber sind Freunde und Gegner des Neologismus einig, dass es gilt, Französisch und nicht Latein zu schreiben. „Es ist ein Majestätsverbrechen, schreibt Ronsard in der Vorrede zu seinem Epos, die lebende und blühende Sprache seines Landes bei Seite zu setzen." Er spottet über die *latineurs*, welche meinen, dass man zu ihren Büchern greifen werde. Und Pasquier ruft dem Philologen Tournebu zu: „Latein soll ich schreiben? Gott bewahre! so lange diese meine Hand lebt und das Herz mir im Leibe schlägt, werde ich einen solchen Gedanken nicht hegen!" (*Lettres* I, 2).

Wiederholt wird in diesem Kampfe für die Würde der Muttersprache auf das reiche Sprachgut verwiesen, das halb oder ganz vergessen in der ältern Litteratur liegt. Am nachdrücklichsten haben zwei Juristen Claude Fauchet (1530—1601) und Etienne Pasquier (1529—1615) auf die ältere Sprache und Kultur des Landes hingewiesen. Von Fauchet haben wir den ersten Versuch einer Litteraturgeschichte des französischen Mittelalters in seinem wertvollen, auf wirklichen Forschungen beruhenden *Recueil de l'origine de la langue et poésie française, rimes et romans; plus les noms et sommaires des œuvres de 127 poètes français vivant avant l'an 1300*, 1581 erschienen, aber von Zeitgenossen und Spätern wenig beachtet. In einem andern Werke über *Antiquités gauloises et françaises* (1599 bekämpft er die herrschende unwissenschaftliche Annahme, dass die Franken trojanischen Ursprungs seien. Hierfür findet er einen Bundesgenossen in Pasquier, der besonders um zweier Werke willen hier an hervorragender Stelle genannt zu werden verdient: wegen seiner *Recherches de la France*, deren erstes Buch 1560 erschien, und seiner *Lettres*, die bis in den Anfang der 50er Jahre zurückreichen und deren Druck 1586 begann. Die zehn Bücher der *Recherches*, deren drei Letzte erst nach dem Tode des Verfassers 1621 gedruckt wurden, enthalten die mannigfachsten Forschungen über die politische und Cultur-Geschichte Frankreichs, insbesondere auch über seine Litteratur (VII. Buch) und Sprache (VIII.). Und zu einer Arbeit über die Universität (IX) war er um so mehr berufen, als er deren Privileg in einer berühmten Rede (1565) vor dem Parlamente gegen die) Jesuiten verteidigt hatte. Seine *Lettres*, von denen zehn Bücher bei seinen Lebzeiten und weitere zwölf nach seinem Tode (1619) erschienen, stehen am Anfang der reichen französischen Brieflitteratur. Sie zeigen ihn in Korrespondenz mit den bedeutendsten Männern und sind in ihrer inhaltsvollen Vielseitigkeit ein trefflicher Kommentar jener schicksalsreichen Zeit. Sie umspannen sechs Jahrzehnte. Ein neues Geschlecht entstand allmälig unter des alternden Pasquiers Augen, und als er seine letzten Briefe schrieb, schrieb Balzac seine ersten. Der Formgequältheit und Inhaltsleere der Balzac'schen Briefe gegenüber verkörpern diejenigen Paquiers die Art des XVI. Jahrhunderts: das Ueberwiegen des Inhalts über die Form, die etwas ungelenk ist; die Wissbegierde, die allen Interessen freudig sich öffnet und den Anspruch der Persönlichkeit, nach eigenem Empfinden zu urteilen.

Nous ferons renaître le siecle d'or, ruft Pasquier 1552 in dem angeführten Briefe an Tournebu voll patriotischer Begeisterung aus. Man weiss, dass ein Hauptmittel, dieses goldene Zeitalter zu schaffen, darin gesehen wurde, den Inhalt der antiken Litteratur in's Französische überzuführen. Die Arbeit der Uebersetzer stand

in der öffentlichen Wertschätzung immer noch fast so hoch, wie diejenige des schöpferischen Schriftstellers. Der Uebersetzer erschien wie ein ruhmreicher Eroberer im Reich der Geister, ein Conquistador des klassischen Eldorado, der die Ueberlegenheit der neugeschmiedeten sprachlichen Waffen Frankreichs *urbi et orbi* offenbarte.

Ein Uebersetzer des Valerius Maximus lässt diesen Römer seinem alten Vaterland zu Gunsten Frankreichs förmlich den Abschied geben.

Rom! sagt er

Ne prends plus gloire en moi, plus ne suis tien
. . . . Français ores me nomme.
Et si tu quiers de quel sieur me renomme,
La ville aussi où je me veux tenir —
Je te réponds que Paris, c'est ma Rome,
Et mon César, Henry, pour l'avenir.

Wir finden unter den Uebersetzern die berühmtesten Namen wie: La Boétie (*Xenophon's Oeconomicus* unter dem Titel *la Ménagerie*), Ronsard, Belleau. A. Baïf giebt eine treffliche Uebertragung der Sophokleischen Antigone. Der einflussreichste dieser Uebersetzer ist Jacques Amyot aus Melun (1513—93), Professor des Griechischen und Lateinischen an der Universität zu Bourges und dann Erzieher der Söhne Heinrichs II., welche später die Dienste ihres Lehrers mit kirchlichen Würden reich belohnten. Amyot starb als Bischof von Auxerre. Er ist durch seine Uebertragung *Heliodor's*, *Longus*' und *Plutarch's* berühmt geworden. 1547 erschien seine *Histoire éthiopique de Héliodorus, traitant des loyales et pudiques amours de Théagènes Thessalien et Charicléa Ethiopienne*, die auf die Geschicke des französischen Romans von grossem Einfluss sein sollte. 1559 folgten *Les amours pastorales de Daphnis et Chloé*, welche in der französischen Hirtendichtung tiefe Spuren zurückgelassen haben. Für seine königlichen Schüler vollendete er die Uebersetzung des Plutarch, die er einst auf Befehl Franz' I. begonnen. Heinrich II. widmete er die Uebersetzung der *Lebensbeschreibungen* (1559—65) und Karl IX. die *Moralia* (1572).

Seit einem Jahrhundert hatten italienische Humanisten es unternommen, Plutarch's Werke in's Lateinische zu übertragen. Bald folgten Uebersetzungen in's Italienische, Spanische, Deutsche. Frankreich blieb zurück. Die Uebersetzungen einiger Bruchstücke liessen dieses Zurückstehen nur um so fühlbarer werden. So war denn Amyot's Unternehmen ein höchst dankbares. Er hatte Glück. Er erschloss seinen Landsleuten einen Quell moralischer und historischer Bildung, nach welchem sie lange gedürstet. „Plutarch, sagt Montaigne (II,10), ist mein Lieblingsbuch, seit er französisch

geworden ist" und wirklich pflegt er ihn ohne Weiteres nach der Uebersetzung Amyots zu zitieren. Und an einer andern Stelle (II,4): „Für uns des Griechischen Unkundige gab es kein Heil, wenn nicht dieses Buch uns aus dem Sumpfe half. Ihm verdanken wir es, wenn wir es heute wagen, auch zu reden und zu schreiben. Mit seiner Hülfe schulmeistern unsre Damen jetzt die Lehrer; es ist unser Brevier."

Das Beispiel Montaigne's zeigt die Bedeutung, welche die Plutarchübersetzung für die Verbreitung der Kenntnis des Altertums, insbesondere auch als Lektüre der Frauen, hatte und zeigt, wie es Amyots Hauptverdienst ist, zur rechten Zeit gekommen zu sein. Von nun an heisst Plutarch in der französischen Litteratur Amyot.

Aber ein solcher Erfolg war nicht möglich ohne Trefflichkeit der Leistung. Der Gräcist Amyot übersetzt auf Grund des griechischen Originals und sein Aufenthalt in Italien diente ihm auch dazu, die handschriftlichen Lesarten schwieriger Stellen zu vergleichen. Seine Schreibweise ist reizvoll. Plutarch's Geplauder über Fragen der Ethik, seine massvolle Erörterung politischer und philosophischer Fragen, sein neugieriges und liebevolles Sichversenken in die Persönlichkeit seiner Helden, die Verständigkeit seiner praktischen Moral, das Alles kommt in Amyots Styl zu glücklicher Geltung. Amyot vermeidet Latinismen und Gräcismen des Satzbaues nicht; er liebt relativische Verknüpfung, die „quamquam", wie François de Sales sagt; er substantiviert Infinitive (*compenser avec le non avoir jamais été vaincu*) etc. Er schreibt nicht moderner als seine Zeitgenossen, aber er schreibt so gut wie die Besten unter ihnen. Der Faltenwurf der antiken Phrase steht dem antiken Inhalt seines Werkes wohl und hindert die anmutvolle Natürlichkeit seiner Bewegungen kaum. Obschon er mit den Neuerungen des Wortschatzes vorsichtig ist, enthalten die vielen hundert Seiten seines Plutarch manches neue Wort, das der Sprache dauernd erhalten blieb. Seine angeblichen Italianismen jedoch sind fast alle altes französisches Sprachgut. Man hat Amyot mit Recht Ungenauigkeit der Uebersetzung vorgeworfen. Aber man ist viel zu weit gegangen, wenn man ihm geradezu Fälschung des Textes aus rhetorischen Rücksichten zur Last gelegt hat. Amyot häuft die Synonyma; er vereinfacht die Subtilitäten und Gesuchtheiten des Plutarch; er lässt Gedankenkeime des Originals sich auswachsen und führt nachlässige Pinselstriche desselben sorgfältiger aus. Sein Text wird nicht selten zur Glosse. Er ist für seinen Griechen besorgt; er macht ihm Toilette, damit er unter Franzosen sich ausnehme wie ein Franzose. Amyot hat, seiner Zeit entsprechend, eine andere Auffassung der Aufgabe des Uebersetzers

als wir. Ihn leitet nicht ein ideengeschichtliches philologisches Interesse, sondern die patriotische Absicht, die vaterländische Litteratur um eine wertvolle Gabe zu bereichern,

afin que sans danger
Le Français fût vainqueur du savoir étranger

wie Ronsard sagt. Amyot ist auf Eroberungen ausgezogen. Conquistadoren aber sind gewaltthätig. So französisiert Amyot die antiken Lebenszustände, übersetzt Vestalinnen mit *religieuses* und giebt Alexander dem Grossen *huissiers à verge* und *gentilshommes de la chambre.*

Eine ähnliche Travestierung des Altertums hatte im Mittelalter bestanden. Aber sie war andern Geistes: sie beruhte auf naiver Ignoranz. Die Travestierung, die das Renaissancezeitalter vollzog, wurde gegen besseres Wissen vorgenommen und hat von Anfang an Widerspruch gefunden. *Si en ce livre,* so spricht schon Dolet in seiner Uebersetzung der Briefe Cicero's (1542) zum Leser, *tu trouves quelques mots d'antiquité comme: auspice, augure, sesterces, comices, kalendes, ides, nones, questeurs aediles . . . garde-toi de les vouloir reprendre ou rejeter, car cela serait confondre la véritable antiquité . . ils ne peuvent autrement se traduire en notre langue.*

Amyot hat mit der Autorität seines Plutarch-Breviers die französische Uebersetzungskunst endgültig in die Bahn dieser Travestierung der alten Welt, dieser fortlaufenden Reinigung und Umschreibung der alten Texte gedrängt, auf welcher Bahn dann die Uebersetzer des XVII. Jahrhunderts weiter fortgeschritten sind.

Die theologische Litteratur ist von der confessionellen Polemik beherrscht. Ihre Wortführer sprechen vielfach an einander vorbei. Während die Katholiken meist in leidenschaftlicher Sprache, in gelehrten geschichtlichen Ausführungen sich auf die Autorität von Kirchenvätern und Kirchenversammlungen berufen, stützen sich die Protestanten, ihrer Lehre gemäss, ausschliesslich auf den Text des Evangeliums und verwerfen die kirchengeschichtlichen Zeugnisse als *fatras.* Und dabei waren sie um so mehr im Vorteile, als ihre Gegner in der Erklärung des neuen Testaments weniger geübt waren und die offen liegenden Schäden der katholischen Kirche für Angriffe ein erfolgreiches Feld boten. Ueberdies wandten die Protestanten sich grundsätzlich an das Urteil aller Gläubigen, schrieben also französisch und verwandten alle Mittel einer populären Darstellung, (so z. B. der Waadtländer Pierre Viret, 1511—71), auf welchem Gebiete ihnen die Gegner, von der Tradition gefesselt, nur zögernd und unsicher folgten.

Ein Muster der protestantischen Controverse ist Henri Estienne's *Apologie pour Hérodote* (1566), welche trotz ihres Titels weniger eine Verteidigung des wundergläubigen Vaters der Geschichtsschreibung

ist, als viel mehr — eine Anthologie menschlicher Narrheit — darauf ausgeht, zu zeigen, wie wir keinen Grund haben den Geschichten Herodots gegenüber ungläubig zu sein, da dieselben doch von der Schlechtigkeit und Dummheit der Menschen keine tollern Dinge berichten, als deren in der gegenwärtigen katholischen Gesellschaft und namentlich in der Kirche geschehen. Die Verteidigung Herodots wird zur Satyre des Katholizismus und schlägt namentlich in ihren zahlreichen Schwänken einen so derben Ton an, dass das Genfer Consistorium selbst dieses Buch verurteilte.

Henri Estienne hat wenig von Rabelais' grotesker Kunst. Mehr davon zeigen kleinere anonyme Pamphlete wie z. B. die *Satires chrétiennes de la cuisine papale*, welche in grotesker Darstellung die katholische Kirche als Küche, ihre Türme als Schornsteine und den Pabst als *grand grand grand rôtisseur* schildern, unter dessen Vorsitz die Theologen der Sorbonne,

Aussi luisants qu'une lanterne,
Sont au milieu de la taverne.

Am meisterlichsten handhabt *Marnix de Sainte-Aldegonde* (1538—1598) in seinem *Tableau des différends de la religion* (1598) die Rabelaisische Form, indem er, als angeblicher Verteidiger des Katholizismus, ein ungeheuerliches Bild desselben entwirft, das der Pabstkirche mehr Sympathien raubte, wie P. Bayle sagt, als die Werke Calvin's.

König Heinrichs und so Vieler Anderer Bekenntniswechsel wird von *Agrippa d'Aubigné* in dem Pamphlete (159 .) *La confession du sieur de Sancy*, in welchem beredte Stellen mit Unsauberkeiten und Beschimpfungen abwechseln, grausam ironisiert.

Als aber die Protestanten anfingen, sich auf das Gebiet der kirchengeschichtlichen Diskussionen verlocken zu lassen, da kamen sie in Nachteil. Das erfuhr einer ihrer hervorragendsten Männer, Du Plessis-Mornay (1549—1613). Dieser veröffentlichte 1598 ein gegen die Messe (die *cabale des philomesses et théophages* mit ihren *mystères hyperbadinomorologiques*, wie H. Estienne sagt) gerichtetes Buch (*De l'institution de l'Eucharistie).* Der gewandte und elegante katholische Controversist Du Perron (1556—1618), damals Erzbischof und später Kardinal, beschuldigte Mornay, falsch zitiert zu haben. Die Herausforderung Du Perrons führte zu einer öffentlichen Disputation der beiden Gegner zu Fontainebleau in Gegenwart des Königs (4. Mai 1600). Wohl scheint es, dass Mornay durch höfische Intriguen, denen sein früherer Kampfgenosse und Freund, Heinrich IV., nicht ferne stand, Schwierigkeiten bereitet wurden, so dass dadurch teilweise die Aufsehen erregende Form seiner Niederlage erklärt wird. Sicher ist, dass die Sache der Protestanten durch diesen Ausgang viele Sympathien verlor.

Neben dem Kampfe der Confessionen spielt innerhalb der ka-

tholischen Partei der Kampf zwischen ultramontanen und gallikanischen (landeskirchlichen) Ideen, der im Prozess der Universität gegen die Jesuiten, gipfelt, die sich das Recht, in Paris zu lehren erzwingen wollten. E. Pasquier war der Sprecher der Universität vor dem Parlament und hielt 1565 eine berühmte Rede voll leidenschaftlichen Gallikanismus gegen die „renardise des Ignaciens“, deren Zulassung eine Fremdherrschaft in Frankreichs heiligsten Interessen bedeute. Das Parlament schob die Angelegenheit auf die lange Bank und die Jesuiten blieben. Dreizehn Jahre später (1594) nahm die Universität den Prozess wieder auf; Antoine Arnauld († 1619) sprach nicht weniger leidenschaftlich wohl aber weniger fein als einst Pasquier. 1595 wird der Orden aus Frankreich verwiesen, weil man in wiederholten Attentaten auf den König Heinrich IV. seinen Einfluss erkannte. Als derselbe König mit dem Gedanken umging, ihn zurückzurufen, schrieb Pasquier seinen *Catéchisme des Jésuites* (1602) in der Form eines Gespräches zwischen einem Jesuiten und einem Edelmanne, in welches sich dann auch ein Jurist (Pasquier) mischt, der schliesslich das Wort fast allein behält. Dieses bald ironische bald zornige Pamphlet ist mit Recht ein erster Entwurf der Provinzialbriefe genannt worden.

Heinrich IV. schlug die Warnung in den Wind und rief 1604 den Orden zurück. Die Strömung des Ultramontanismus wurde so mächtig, dass 1611 die französischen Bischöfe unter dem Vorsitze des klugen Du Perron ein Buch Richer's verurteilten, das die Freiheiten der Landeskirche verteidigte.

Ueber diese streitenden Parteien stellt sich Jean Bodin in seinem *Colloquium Heptaplomeres* (siebenteiliges Gespräch, so genannt, weil in den sechs Büchern dieses Dialogs sieben Interlokutoren zu Worte kommen), das lateinisch geschrieben (1593) und erst in diesem Jahrhundert gedruckt worden ist, seinerzeit aber eine viel gelesene und einflussreiche Schrift war. Den fünf Wortführern des Judentums, des Islams, des Katholizismus, des Luthertums und des zwinglischen Bekenntnisses gegenüber steht Senamus, der Vertreter des aufgeklärten hellenischen Heidentums, der mit leichtem Spott die theologischen Controversen der Uebrigen begleitet, bereit, nach Landessitte überall die kirchlichen Formalitäten zu erfüllen, um Niemanden zu verletzen und Unannehmlichkeiten zu entgehen und der in letzter Linie übereinstimmt mit Toralba, dem Vertreter des Deismus, „jener einfachsten und ältesten Naturreligion, welche dem Gemüte eines Jeden vom unsterblichen Gotte eingepflanzt ist“. Bodin hat, Montesquieu gleich, mit dem ihn auch sonst manches verbindet, eine grosse Fähigkeit fremder Denkweise gerecht zu werden und eine solch ruhige Objektivität in der Gesprächsführung seiner sieben Commensalen, dass die einen seiner Leser ihn für einen heimlichen Juden,

die andern für einen heimlichen Protestanten gehalten haben. Darüber aber war Niemand im Zweifel, dass das Buch die grosse Lehre der religiösen Duldung predige.

Die Kanzel wird in diesen erregten Zeiten zur Tribüne. Die Kirchen wiederhallen nicht nur von religiösem, sondern auch von politischem Streit, der in masslos leidenschaftlichen Worten sich ausspricht. Dabei ist die katholische Predigt noch ganz in der Manier des Mittelalters befangen: im dürren Schematismus endloser Zergliederungen, deren Kunst an eine an den Haaren herbeigezogene figürliche Auslegung — *miraclifiquement subtile* höhnt H. Estienne — des biblischen Textes verschwendet wird und in der Vermischung von Ernst und Posse, von priesterlicher Würde und burlesker Vertraulichkeit. Dazu gesellt sich jetzt die neu erworbene Kenntnis des Altertums und neben die Bibelstelle tritt anmassend ein Citat aus Ovid, oder die Figur der Dreieinigkeit hüllt sich in das Gewand heidnischer Mythologie. Von diesen Geschmacklosigkeiten hat sich die Predigt unter Heinrich IV. nicht zu befreien vermocht; das beweisen auch die Leichenreden, die 1610 auf diesen König gehalten wurden. Der einzige Fortschritt, der sich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erkennen lässt, besteht darin, dass die politische Hetzerei, der Ruf nach den Waffen, auf der Kanzel verstummt. Wenn die Regierung gegen aufrührerische Prediger streng vorgeht, so lässt sie hingegen, dem religiösen Frieden zum Trotze, dem confessionellen Hader nach wie vor das injuriöse Wort. Der Père Gontier nannte in seiner Weihnachtspredigt von 1608 in Gegenwart des Königs die Hugenotten *vermines* und *canailles* und Valadier heisst sie die Rotte Kains: „*de fait, de Calvin, il faut ôter peu pour y trouver Caïn.*"

Die protestantische Kanzelberedsamkeit ist, von der Polemik abgesehen, wesentlich edler, was damit zusammenhängt, dass sie, die Rechtfertigung durch die Werke verwerfend, die moralische Unterweisung hinter die Erörterung der Glaubenssätze zurücktreten lässt und den biblischen Styl sucht. Das Altertum hält sie sich ferne.

Der litterarisch bedeutendste theologische Schriftsteller dieser Zeit ist ohne Zweifel der savoyische Graf François de Sales (1567—1622), seit 1602 Bischof von Genf (*Monsieur de Genève*; der Titel *Monseigneur* war italienische Mode, die er ablehnte), 1665 kanonisiert. Ursprünglich Jurist, wird er Theologe und macht sich als katholischer Missionär im protestantischen Chablais und als Controversist einen Namen. Später widmet er sich vorzüglich der Predigt und der Gewissensführung. Von seinen Predigten ist sehr wenig auf uns gekommen, immerhin genug, um zu zeigen, wie auch die Besten damals dem Ungeschmack verfallen

waren. Zwar warnt er in seinen Briefen *Sur la méthode de bien prêcher* (1604) vor der übermässigen Betonung des figürlichen Sinnes der heiligen Texte, vor der häufigen Verwendung profaner Materien, die nur in geringen Dosen gebraucht werden sollen, „wie die Champignons zur Erweckung des Appetits“ und sagt: *le souverain artifice est de n'avoir point d'artifice.* Aber wenn er auch etwas massvoller und natürlicher ist als seine Zeitgenossen, so verstösst er nach unserm Geschmack noch stark genug gegen seine eigene Unterweisung. So sagt er in einer Predigt von 1602, in welcher er die heilige Jungfrau mit dem Vogel Phönix vergleicht:

„Der Phönix starb durch Feuersglut und diese heilige Frau durch Liebesglut. Der Phönix liest Scheite von aromatischem Holz zusammen, schichtet sie auf dem Gipfel eines Berges auf einander und bewegt seine Flügel so mächtig, dass darob an den Strahlen der Sonne das Feuer sich entzündet. Die heilige Jungfrau liest das Holz des Kreuzes, der Dornenkrone und der Lanze unseres Herrn zusammen und schichtet es auf, auf dem obersten Gipfel unserer Gedanken. Dann senkt sie auf diesen Scheiterhaufen den Flügelschlag ihrer unermüdlichen Meditation und das Feuer bricht aus demselben heraus unter den Strahlen des Lichtes ihres Sohnes.“

An dem nämlichen Gebrechen krankt der Ausdruck seiner zahlreichen trefflichen geistlichen Briefe *(Epîtres spirituelles).* Viele derselben sind an Madame de Chantal, die Grossmutter der Frau von Sévigné gerichtet, die mit seiner Unterstützung den Orden der krankenpflegenden Visitandinerinnen gründete (1610). An eine Verwandte, die er Philothée nennt, schrieb er einen förmlichen Cursus christlicher Lebensführung. Freundeswort und der Wunsch des Königs, der ihn überhaupt gerne für Frankreich gewonnen hätte, bewogen ihn, denselben 1609 unter dem Titel *Introduction à la vie dévote* zu veröffentlichen. Das Buch errang einen mächtigen Erfolg, der bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Auflagen, die sich schon damals drängten, veranlassten den Autor, sein *pauvre petit livret*, wie er sagt, stets zu ergänzen und *petites chosettes regardant les gens qui vivent en la presse du monde* hinzuzufügen. Die Letzte von ihm besorgte Ausgabe stammt von 1619.

Das Buch ist der Spiegel der christlichen Tugend des Verfassers, seiner Demut, seiner Liebe. Es ist belebt und erwärmt vom Hauche reiner Ueberzeugung und warmer Werkthätigkeit. Aber es ist auch ein Zeugnis seiner Klugheit und Menschenkenntnis. Er verlangt von den Leuten, *qui vivent parmi le monde et les cours*, nicht gleich die Summe aller christlichen Entsagung: *nous nous amusons quelquefois tant à être bons anges que nous en laissons d'être bons hommes et bonnes femmes.* Unvollkommenheit ist des Menschen Angebinde: *nous ne pouvons aller sans toucher*

terre. Halten wir uns also an gewisse kleine Tugenden, die unserer eigenen Kleinheit entsprechen: Geduld, Dienstfertigkeit, Demut, Sanftmut, Nachsicht mit dem Nächsten: „*A petit mercier, petit panier*". Er sucht den kleinen Finger zu gewinnen, um dann die ganze Hand zu erhalten. Er macht dem Menschen Mut, indem er ihm die Frömmigkeit weniger klösterlich, weniger weltabgewandt darstellt und ihm so das Ziel näher rückt.

Der *langage de la paix,* wie er, im Gegensatze zum kriegerischen Worte seiner Controversschriften, die Sprache dieses Erbauungsbuches nennt, ist einschmeichelnd, von Liebkosung überströmend und ausserordentlich bilderreich. Zu Saint-François sprechen Natur und Litteratur (Plinius) in Gleichnissen über die Heilswahrheiten. Er sucht sie nicht; sie drängen sich ihm auf und sein Fehler ist, dass er dem von der Mode begünstigten Spiel seiner dichterischen Phantasie zu wenig Zucht auferlegt. Sein Styl enthält sich der Pedanterie des Latinismus. Er schreibt, dem Programme des *commun usage* folgend, vortreffliches, fast modernes Französisch. Savoyen, dessen Bewohner Henri Estienne ihrer breiten Aussprache wegen die Dorier unter den Franzosen nennt, hat Frankreich mit Saint-François, mit Honoré d'Urfé und Vaugelas von den ersten Meistern seiner modernen Sprache geliefert.

Der blütenreiche Styl und das liebevolle Entgegenkommen gegen den Sünder, der im Getriebe der Welt steht, haben dem Buche den ungerechten Vorwurf eingetragen, dass es die christliche Moral für Weltleute billig gemacht habe. Saint-François verfährt suaviter in modo et fortiter in re: seine Lehre ist bei aller Weltklugheit streng und würdig. Sein Buch, in dem zum ersten Male für Weltleute, in ihrer Sprache, eine christliche Moral geboten wird, welche die Einzelheiten des praktischen Lebens umfassen will, ist ein Buch edler Vulgarisation, ein Vorbote der beginnenden Verinnerlichung der christlichen Kirche, der *renaissance religieuse.*

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Republiken des Altertums und das Studium der Bibel mit ihren revolutionären Propheten, ihrem Buche der Richter, erfüllte die Köpfe mit den Bildern freierer Zustände und den Gedanken an Auflehnung gegen die Tyrannei. Es entstand eine von Altertum und Bibel inspirierte politische Litteratur. Der jugendliche Etienne de La Boétie (sprich Boéti, 1530—63), den mit Montaigne eine Freundschaft verband „wie sie kaum einmal in drei Jahrhunderten sich findet" (*Essais,* I *27*), schrieb um 1548 eine von glühender Freiheitsliebe erfüllte aber vielfach schülerhafte Rede, welche stürmisch das Recht, ja die Pflicht des Volkes predigt, sich gegen die Gewaltherrschaft des Einzelnen aufzulehnen, und welche er selbst *La servitude volontaire* betitelt. Diejenigen, welche sie seit 1574 zum Drucke beförderten, nannten sie

treffend *Le Contr'un.* Sie war namentlich den Hugenotten willkommen; später, bis auf Lamennais herunter, haben auch andere Parteien sie ihren Zwecken dienstbar gemacht. Besorgt nahm Montaigne an der angeführten Stelle der *Essais* das Andenken seines Freundes als eines guten und ruheliebenden Bürgers in Schutz.

Hatte Calvin selbst mit Nachdruck das Gottesgnadentum der Staatsregierung behauptet, so drängte der im Grunde demokratische Charakter der reformierten Kirche und die Not der Verfolgung die Hugenotten zur Rechtfertigung des Aufruhrs. In leidenschaftlichen Pamphleten wurde diese Lehre, besonders gegen den Wortführer der Tyrannis, Machiavell, bis zur Verteidigung des Königsmordes gepredigt. Unter dem Drucke des überall in Europa sich befestigenden Absolutismus entstand auch in andern Ländern eine Litteratur der politischen Opposition, deren Schriften nach Frankreich drangen und hier das Feuer schürten. Auf die Beispiele der Bibel stützte sich Du Plessis-Mornay, als er unter dem Pseudonym des französischen Brutus seine *Vindiciæ contra tyrannos* schrieb (1579, übersetzt 1581) und darin lehrte, dass der König, dessen Befehle dem Worte Gottes zuwiderlaufen, keinen Gehorsam verdiene; dass das Volk überhaupt über dem König stehe und die fremden Herrscher ihre Glaubensgenossen gegen den einheimischen König zu schützen die Pflicht hätten. Auf die Geschichte des keltischen und merovingischen Gallien aber beruft sich der Jurist François Hotman in seiner *Franco-Gallia* (1573 französisch 1574), um zu zeigen, dass die französische Monarchie eigentlich eine Wahlmonarchie sei, und dass die Generalstände, in welchen übrigens die Geistlichkeit als eine nichtpolitische Körperschaft keinen Platz habe, über der Königsmacht ständen.

Als nun in der Mitte der achtziger Jahre die Verhältnisse es mit sich brachten, dass der protestantische König Heinrich von Navarra als der legitime Nachfolger des kinderlosen letzten Valois erschien, da vertauschten die sich bekämpfenden Parteien ihre Lehren mit einer Leichtigkeit, welche Montaigne's Spott über die Unbeständigkeit der menschlichen Urteile einen willkommenen Stoff gab. Jetzt verteidigten die Katholiken das Recht der Auflehnung, ja des Mordes und die Protestanten die Lehre der Legitimität.

Ueber diese politische Gelegenheitslitteratur erheben sich die Werke des Juristen Jean Bodin (1530—96). In Mitten der Wirren der Zeit sucht er nach den ewigen Grundlagen des Rechts (*justitiæ naturam æterna lege definitam*) und beschreitet dazu den Weg der weltgeschichtlichen Forschung. Er verwirft die Alleinherrschaft des unzureichenden römischen Rechtes und wendet sich an alle Völker des Altertums und der neuern Zeit. Seine Forschungsmethode legt er 1566 in einer umfangreichen Schrift, *Methodus ad*

facilem historiarum cognitionem, einer echten Renaissanceschrift, nieder. Er will in den Schicksalen der Völker das zu erkennen suchen, was auf unveränderliche natürliche Ursachen zurückzuführen ist (*quæ non ab hominum institutis sed a natura ducunter, cap. V*) und den Menschen als Naturprodukt betrachten. So unternimmt er eine Psychologie der Völker und stellt den Charakter der nördlichen und südlichen, der östlichen und westlichen Nationen dar, ergründet den Einfluss der Bodenbeschaffenheit und des Klimas — Dinge, über welche die antiken Schriftsteller in ihrer ungenügenden Kenntnis der Natur nur ungenügend, auf Grund von Conjekturen, gesprochen hätten. Die Lehre des Fatalismus lehnt er ab: nicht nur die Macht Gottes, sondern vorübergehend auch der gekräftigte Wille des Menschen vermag die natürlichen Einflüsse zu überwinden. Bodin, der in der Geschichte nach irdischen, natürlichen Gesetzen sucht, auf welche eine heilbringende Rechtsordnung gegründet werden könnte, ist Aufklärer, ein Vorläufer Montesquieu's, der ihm über das XVII. Jahrhundert hinweg die Hand reicht. Auf die methodologische Einleitung von 1566 lässt er 1578 sein grosses Werk über den Staat (*La république*) folgen, in welchem er das politische Facit seiner Geschichtsforschung zieht. „Wenn das Staatsschiff durch Sturm in Gefahr gebracht wird, heisst es in der Vorrede, dann müssen auch die Passagiere Hand anlegen.“ Auch dieses Buch steht mit seinen grundsätzlichen Erörterungen über dem Kampfe der Parteien. Es will ein Buch politischer Philosophie sein, deren „heilige Mysterien“ durch Schriftsteller wie Machiavell und andere *courtiers des tyrans* profaniert worden seien. Ziel seiner Untersuchungen ist das öffentliche Wohl, die *res publica*, und so wählt er den Titel seines Buches in offenbarem Gegensatz zu Machiavell's „*Principe*“. Seine, trotz ihres schwerfälligen Styles fesselnde, durch historische Beispiele belebte Darstellung giebt die Bedingungen einer staatlichen Einrichtung, welche von den beiden Polen der Anarchie und der Tyrannei in gleicher Weise entfernt sei und findet sie in einer Monarchie, in welcher er das Abbild der Familie zu sehen vermeint. Doch dient ihm dieses Bild der Familie mehr dazu, den Bürger an die Pflicht der Verträglichkeit und der Duldung zu erinnern, als dazu, einen patriarchalischen Absolutismus zu construieren. Er will die Macht seines Monarchen beschränkt wissen durch häufige Versammlungen von Provinzial- und Generalständen und eine Art Staatsrat. Die Beamten sollen, der Willkür der Regierung entrückt, rein vom Gesetz abhängen; eine gerechtere Besteuerung und eine haushälterische Verwaltung der Kräfte des Landes soll dadurch gewährleistet sein, dass zur Erhebung der Steuern und zur Aushebung von Soldaten die Zustimmung der Nation erforderlich ist. Auch hier anticipiert er Ge-

danken, die das XVIII. Jahrhundert auf Grund der Lehre vom Staatsvertrag wieder verfechten wird und bahnt der Theorie von der Trennung der Gewalten den Weg. Sein Buch giebt in sturmbewegter Zeit das Beispiel ruhiger wissenschaftlicher Ueberlegung und predigt den verwirrten Gewissen Lehren des allgemeinen Wohles. Und andere unterstützen ihn darin. So verficht D'Aubigné in seinem *Traité sur le devoir des rois et des sujets*, der wundervolle Stellen enthält, die Lehre von einer kräftigen Königsmacht, die aber ganz im Dienste des Volkes stehen soll. Diese Politik des *tiers-état*, die zugleich streng monarchisch ist, finden wir auch in der Litteratur der politischen Beredsamkeit wieder, die vorzüglich durch zwei Juristen repräsentiert wird, von denen der Eine am Anfang, der Andere am Ende der Religionskriege steht und welche Beide aus den Reihen der Gerichtsräte zu den höchsten staatlichen Würden aufgestiegen sind: durch den berühmten Kanzler Michel de l'Hôpital (1505—1573) und durch Guillaume Du Vair (1556—1621), der als Bischof von Lisieux und Grossiegelbewahrer Ludwigs XIII. starb. Beide gehören der zwischen den Parteien stehenden Gruppe der sogenannten *Politiques* an: Ihre Reden sind Worte der Mässigung, der Vermittelung, getragen von Vaterlandsliebe und gedämpft durch die wehmutsvolle Klage über das Elend des Landes. De l'Hôpital ist der staatliche Wortführer der religiösen Toleranz. Er ist unermüdlich darin, vor dem König die Protestanten vielmehr als beklagenswert denn als bestrafenswert hinzustellen. Sein Ausspruch, dass die Gewissen der Menschen nicht durch Feuer und Schwert, sondern nur auf dem Wege der Vernunft bezwungen werden können, ist gleichsam das Motto seiner Reden (1560—72). Du Vair erhebt in seinen sieben Reden aus der Zeit der Liga seine Stimme besonders gegen die äussern Feinde und hält seinem Vaterlande warnend das Beispiel Westindiens vor, dessen Völker von den Spaniern durch Hinterlist und Waffengewalt im Blute ertränkt worden seien. In der Form unterscheiden sich die beiden Redner: der Kanzler spricht kunstloser als Du Vair. Er spricht gleichsam als Grandseigneur nachlässig, ohne fühlbares Streben nach Harmonie, von natürlicher Beredsamkeit im Augenblicke der Erregung. Bei Du Vair ist die bewusste Nachahmung antiker Muster deutlich zu spüren. Er baut seine Perioden mit Aufmerksamkeit. Er zeigt Sinn und Sorge für die Form, wie sie sonst nicht dem XVI., sondern dem XVII. Jahrhundert eigen ist. Er zeigt eine gleichmässig sichere doch etwas unfreie Beredsamkeit. Vor dem geschmacklosen Breitschlagen philologischer Kenntnisse, das er in seinem *Traité de l'éloquence française et des raisons pourquoi elle est demeurée si basse* (1595) als den Krebsschaden der französischen Beredsamkeit getadelt, hält er sich frei. In dieser Abhandlung stellt er ein Pro-

gramm der Redekunst auf (*imiter les artifices de ces braves anciens-là*), giebt Proben aus Demosthenes und Cicero in Uebersetzung, misst daran kritisch seine Zeitgenossen und wirft der französischen Eloquenz aus der Zeit De l'Hôpital's vor, dass sie zu naiv und bequem sich habe gehen lassen.

Bekannte Beispiele politischer Beredsamkeit des XVI. Jahrhunderts enthält die sogenannte *Satire Ménippée.* Auch sie ist eine Vertreterin der Interessen des dritten Standes.

Unter diesem dem Altertum entlehnten Namen (*satiræ menippeæ* nannte Varro, nach dem griechischen Cyniker Menippos, seine Spottgedichte) wurden 1594 elf Pamphlete gedruckt, die, in der ersten Hälfte des Jahres 1593 entstanden, die Einberufung (5. Jan. 93) und den Verlauf der sogenannten Generalstände der Liga verspotteten. In diesen Generalständen der Liga feierten, unter dem Vorsitze des Herzogs von Mayenne und unter Mitwirkung des päpstlichen Legaten und anderer geistlicher Herren, Ehrgeiz und Herrschsucht eine Orgie: es galt die durch den Tod Heinrichs III. erledigte französische Krone dem Paris belagernden König Heinrich von Navarra vorzuenthalten und für einen spanischen Infanten oder einen Guisen zu gewinnen. Vom Elend des endlosen Krieges gebeugt, sehnte die Bürgerschaft, der *tiers-état*, sich nach Frieden, während die leidenschaftlich erregte Ständeversammlung im Louvre von Kriegsgeschrei wiederhallte.

Da ging aus der Mitte der Partei der katholischen Patrioten eine kleine gedruckte Flugschrift hervor mit dem Titel *La vertu du catholicon d'Espagne* (Febr. 93), in welcher der päpstliche Legat als ein Marktschreier dargestellt ist, der beim Eingang des Louvre ein Universalheilmittel, die *quintessence catholique-jésuite-espagnole*, kurz: *catholicon* geheissen, verkauft, ein Heilmittel, das alle Gemeinheit der Gesinnung und alle Verbrechen tilge und dessen Gebrauch jedem Schurken die Achtung seiner Mitmenschen und die Gnade Gottes einbringe. Dieser Rabelais' würdigen Satyre folgten andere, welche, den Verlauf der Generalstände begleitend, nur handschriftlich umgingen, eine Verhöhnung des Aufzuges der Stände, eine satirische Erklärung der Bilder des Sitzungssaales etc. . . und insbesondere sechs Reden, die den Ligaführern in den Mund gelegt wurden und in welchen diese ihre innersten Gedanken und damit ihre Schlechtigkeit und Würdelosigkeit enthüllten.

„Ihr wisst, meine Herren, so beginnt z. B. der Herzog von Mayenne, dass ich seit der Zeit, da ich die Waffen für die heilige Liga ergriffen, immer auf meine Selbsterhaltung so sehr bedacht war, dass ich von Herzen meinen persönlichen Vorteil vor das Interesse unseres Herrgottes gesetzt habe, der sich ja ohne meinen Beistand zu helfen versteht . . . Die Pariser, schliesst er, sollen auf-

hören uns mit ihren Friedenswünschen in den Ohren zu liegen und sich vielmehr ruhig ganz zu Grunde richten lassen. . . „Man soll in den Kirchengebeten die ärgerniserregende Stelle: *Da pacem, Domine*, streichen; das sind unheilige Worte!" Und der halb italienisch, halb lateinisch kauderwelschende Legat ruft: *Guerra dunque, guerra, o valenti e magnifici francesi! Perchè mi pare, quando si ragiona della pace e si parla di tregua con questi forfanti eretici manigoldi, che mi sia dato un serviziale d'inchiostro.*

Der fanatische Rektor der Sorbonne, Roze, wird wie sein Vorbild, Janotus de Bragmardo, burlesk und schlägt als König von Frankreich Guillot Fagotin, den Küster von Gentilly vor, *bon vigneron et prud'homme.* Der Vertreter des Adels verlangt Fortführung des Krieges, damit er weiter von Mord und Raub leben kann. In einer siebenten Rede lässt der Pamphletär den Herrn D'Aubray auftreten, das Haupt der Pariser *Politiques.* Diese Rede ist von heiligem Ernste erfüllt; sie ist von wahrer Beredsamkeit, aus der Fülle patriotischer Empfindung heraus geschrieben. Wie Dantes Klage:

Ahi serva Italia, di dolore ostello,
Non donna di provincia, ma bordello!

tönt D'Aubray's: *O Paris, qui n'es plus Paris, mais une spélonque de bêtes farouches, une citadelle d'Espagnols, Wallons et Napolitains; un asyle et sûre retraite de voleurs, meurtriers et assassinateurs!* Freilich ist die Rede zu lang. Sie bewegt sich zu sehr in Wiederholungen, in rhetorischen Variationen desselben Themas. Dass sie zur persönlichen Beschimpfung herabsteigt, dass der Vertreter des Tiers-Etat zum Volkswitz greift und das Couplet nicht verschmäht, das mag das Pamphlet entschuldigen. Immer erhebt sich der Sprecher wieder zu wirklicher Beredsamkeit. Den Kriegsdrohungen der Vorredner gegenüber verlangt er Frieden, Frieden um jeden Preis. Er apostrophiert die Einzelnen, schickt sie nach Hause, nach Rom, nach Spanien, nach Lothringen. „Wir sagen es Euch Allen laut und deutlich: Wir sind Franzosen und opfern unser Leben und den Rest unsrer Habe mit den übrigen Franzosen für unsern König, unsern guten König, unsern wahren König: Heinrich von Navarra."

Die Stimmung, aus welcher diese Pamphlete hervorgegangen waren und zu deren erfolgreichen Trägern sie wurden, wuchs unaufhaltsam, als Heinrich von Navarra im Jahre 1893 zum Katholizismus übertrat und führte zu seinem siegreichen Einzuge in Paris im März 94. Jetzt wurden die elf Blätter, die bisher im Publikum unter dem Sammelnamen *le Catholicon* umgegangen waren, zusammen als *Satire Ménippée*, mit einem Anhang satirischer Verse, gedruckt. Der Verfasser, ist wie D'Aubigné bezeugt, ein uns wenig bekannter Geistlicher, Pierre Leroy. D'Aubigné widerspricht ausdrücklich der Ueberlieferung, dass die *Ménippée* das Werk mehrerer Autoren sei, und

gibt nur zu, dass der Dichter Rapin einzelne Verse beigesteuert habe.

Mit dem Parteikampfe des Jahrhunderts verschwand auch die politische Beredsamkeit. Der Sieg des Königtums schloss die Diskussion. Du Vair wird zum zeremoniösen Festredner. Als nach dem Tode Heinrichs IV. im politischen Leben neue Gährung eintrat, da liess sich in den Generalständen von 1614 die Stimme politischer Beredsamkeit noch einmal vernehmen, um dann vor dem machtvoll sich erhebenden Absolutismus für lange gänzlich zu verstummen.

Einen Historiker, der nach Bodins naturalistischer Methode die Geschichte vergangener Zeiten erforscht und dargestellt hätte, weist die Zeit nicht auf. Pasquier und Fauchet verfolgen bei ihrer Arbeit hauptsächlich philologisch-archäologische Interessen. Auf die Darstellung der politischen Zeitgeschichte beschränken sich der Katholik J.-A. de Thou (1553—1615) und der Protestant Théodore-Agrippa d'Aubigné (1550—1630). De Thou's umfangreiche *Historia mei temporis* (1604 ff., französisch erst 1734) ist nicht nur in lateinischer Sprache, sondern auch im Styl und Geist der antiken Historiker, Livius' und Polyb's, geschrieben. Gut unterrichtet und wahrheitsliebend, gibt der treffliche Verfasser ein sehr objektives Bild der bewegten Zeit (1544—1607). Aber die Nachahmung der Alten fesselt nicht nur seinen Ausdruck, sie führt ihn auch zu Ausschmückungen (z. B. Reden), durch welche er dem Geist seines Werkes untreu wird.

Das Beispiel seiner Objectivität leitet D'Aubigné, der sich aber zugleich bemüht in seiner *Histoire universelle* (die Jahre 1553—1601 umfassend und in drei Bänden 1616—20 erschienen) karg mit Reden (*chiche de harangues)* zu sein. D'Aubigné ist eine der hervorragendsten Gestalten der Zeit. Als Rächer der verfolgten Glaubensgenossen erzogen, wird er mit 16 Jahren Soldat, steht während eines halben Jahrhunderts im Felde und entgeht unzähligen Fährlichkeiten, um, ein Siebziger, nach Genf in's Exil zu gehen, wo er achtzigjährig stirbt. Er hat eine gründliche humanistische Bildung, ist zugleich ein eleganter Cavalier und mit seiner kalvinistischen Strenge liegt sein gallischer Humor im Streit. Er ist der unerschrockene Kampfgenosse Heinrich's IV., sein vertrauter und offenherziger Freund. Den Glaubenswechsel konnte er als intransigenter Hugenotte ihm nicht verzeihen; aber auch in den Zeiten der Entfremdung hat er ihm treu und in hohen Aemtern selbstlos gedient: „*Nourri aux pieds de mon roi,*" sagt er in der Vorrede in seiner malerischen und zugleich kräftigen Art „*desquels je faisais mon chevet en toutes les saisons de ses travaux, quelque temps élevé en son sein et sans compagnon en privauté, et lors plein des franchises et sévérités de mon village, quelques fois éloigné de sa faveur et de sa cour, et lors si ferme en mes fidélités que, même au temps de ma disgrâce, il m'a fié ses plus*

dangereux secrets, j'ai reçu de lui autant de biens qu'il m'en fallait pour durer, et non pour m'élever. Et quand je me suis vu croisé par mes inférieurs et par ceux-mêmes qui, sous mon nom, étaient entrés à son service, je me suis payé en disant: „Eux et moi avons bien servi: eux à la fantaisie du maître, et moi à la mienne, qui me sert de contentement.“

Er hatte den Schmerz, seinen Erstgebornen, Constant d'Aubigné auf Abwege geraten zu sehen. Er enterbt ihn in seinem Testamente und erklärt ihn *pour le destructeur du bien et honneur de sa maison.* Dieser Sohn († 1645) ist der Vater der Françoise d'Aubigné, die sich einst Madame de Maintenon nennen wird.

D'Aubignés *Histoire universelle* ist eine Apologie der Hugenotten, aber mit einem aufrichtigen Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit geschrieben. Seine Person drängt er zurück, um statt seiner *privautés* und der *actions particulières indignes de lumière publique* die wirklich wichtigen Ereignisse zu berichten und dabei seine Blicke auch über Frankreich hinauszurichten. Gelingt es ihm bei seinem leidenschaftlichen Temperament nicht, so sachlich zu bleiben wie de Thou, so stellt er dafür lebendiger, fesselnder dar, und mit weniger litterarischen Ansprüchen hat er etwas litterarisch Hervorragenderes geschaffen als de Thou.

Seine *privautés* hat er in einem Bändchen *Memoiren* (1557—1628) für seine Kinder trefflich erzählt. Während wir aus der Zeit Franz' I. fast keine Memoiren besitzen, ist die zweite Hälfte des Jahrhunderts als eine Epoche des kräftig sich entwickelnden Individualismus reich an Memoirenwerken.

Insbesondere merkwürdig sind die Aufzeichnungen zweier Gascogner, die nach einem bewegten Leben als Invaliden zu Schriftstellern geworden sind: Blaise de Monluc (1502—1577) und Pierre de Bourdeille, abbé de Brantôme (1540—1614).

Monluc hat „fünfundfünfzig Jahre im Dienste des Königs ein Kommando geführt“. Daran erinnern ihn die Narben, die seinen ganzen Körper mit Ausnahme des rechten Armes bedecken. Schliesslich hat ihm ein Büchsenschuss die eine Hälfte des Gesichts zerrissen, so dass er eine Maske zu tragen genötigt war. Als Maréchal de France trat er 1574 in den Ruhestand und da griff der Haudegen, der seit dreissig Jahren kein Buch gelesen, zur Feder, um für Soldaten das Facit seiner kriegerischen Laufbahn in Italien und Frankreich zu ziehen (*Commentaires*, gedruckt 1592). Heinrich IV. hat diese *Commentaires* die Bibel des Soldaten genannt und im Munde eines Königs jener Zeit ist dies Wort zu begreifen. Monluc ist ein treuer und tapferer Diener seines Herrn gewesen. Er hat auf Befehl den Krieg furcht- und erbarmungslos geführt. In des Königs Dienst Ehre zu gewinnen ist seine Losung. Er beklagt die Opfer des Krieges; er

fühlt sich von ihren Flüchen beladen . . doch „der König hat's befohlen". Er habe wider Willen von Menschenleben oft nicht mehr Aufhebens machen können *que d'un poulet* und sich leider Gehorsam nur zu verschaffen vermocht mit Kanonen. Den Hugenotten hätte er gerne noch mehr Leid zugefügt, als er getan. Er hat als ein Würger unter ihnen gehaust, denn sie sind Feinde seines Königs. Er ist kein fanatischer Katholik und würde selbst auch Hugenotte werden „wenn zuvor der König sein Bekenntnis wechselte". Auch seine Religion ist *au service du roi.* Kunstlos, aber originell, farbenreich, mit lebendigster Anschaulichkeit, aus der Fülle reicher Erfahrung heraus erzählt er die blutigen Thaten, welche ihm „den Ruhm eingetragen, den ich in der ganzen Christenheit besitze — denn mein Name ist überall bekannt". Die soldatische Offenheit, mit welcher er berichtet, geht nicht ohne Prahlerei und schliesst auch kluges Verschweigen nicht aus. Die Fülle einer ganzen, wenn auch beschränkten, Persönlichkeit, die frische Natürlichkeit und der rauhe soldatische Humor der Darstellung beleben das Buch mit dem, was man die Poesie des Krieges heisst.

Der *„révérend père en Dieu"*, wie sich Brantôme als profaner Besitzer geitlicher Pfründen nennen lässt, ist auch Soldat, aber noch mehr Höfling. So treu und stät Monluc ist, so wankelmütig und unstät ist Brantôme, *étant*, wie er sagt, *du naturel des tabourineurs, qui aiment mieux la maison d'autrui que la leur.* Er ist ein Condottiere und fahrender Höfling, der das ganze Abendland durchstreift und auf demselben Schiffe nach England übergesetzt hat, mit welchem Maria Stuart klagend Frankreich verliess. Er hat französischen Nationalstolz, aber keinen Patriotismus. Als ihm Heinrich III. eine Gunst versagte, war er im Begriff als Landesverräter in den Dienst Spaniens überzugehen. Da machte ihn ein Sturz vom Pferde zum Invaliden (1584) und fesselte ihn an seine französischen Besitzungen. Nun schrieb er während zwanzig Jahre nieder, was in den vorangehenden dreizehn Jahren in den Bereich seines Interesses gefallen war: Kriegsthaten, Galanterien, Skandalgeschichten, Duelle . . bis zu den sonoren spanischen Flüchen. Mit Vorliebe wählt er dabei das Kleid der Biographie, schildert das Leben berühmter einheimischer und fremder *Capitaines*, illustrer und galanter Damen (*Recueil des dames*). Geschwätzig fällt er vom Hundertsten ins Tausendste, verstreut seine eigene Biographie in die der Andern. Von grösserer litterarischer Bildung als Monluc, kennt und benutzt er die zeitgenössische und historische Litteratur, nicht selten als Plagiator. Sein Auge ist weder weit- noch tiefblickend; ihn interessiert nur was klirrt und glänzt und amüsiert. Während seine Umgebung von bangen Fragen bewegt wird, belustigt er sich mit dem Hofnarren. Er ist von empörender

Immoralität. Im *Recueil des dames* wälzt er sich in Schmutz und Obszönitäten. Dass die Helden und Heldinnen dieser *salauderies* vornehme Personen sind, adelt sie vor seiner Höflingsmoral. Der Hof Karl's IX. ist ihm eine *école de toute honnêteté.* Er rühmt sich, dass eine seiner Basen sich der kurzen Liebe Franz' I. erfreut habe und fügt hinzu: *c'était une très sage et vertueuse fille.* Mit derselben Bewunderung spricht er von Galanterien wie von Thaten hoher Gesinnung und ahnungslos besudelt er reine Seiten seiner Bücher mit seinem Cynismus. Seine Freude am Klatsch, seine Gewissenlosigkeit und seine Eitelkeit lassen uns oft an seiner Glaubwürdigkeit zweifeln. Aber der Umstand, dass die ganze Gesellschaft des XVI. Jahrhunderts in seiner *chronique scandaleuse* paradiert, gibt seinem Werke eine geschichtliche Bedeutung, die weit über ihrem mässigen litterarischen Wert steht. Denn die wohlgelungenen und fein ausgeführten Bilder einer Maria Stuart, eines De l'Hôpital, einer Marguerite de Valois verschwinden unter einem Wuste von Geschmier. In seinem Testamente verlangt er, dass seine Schriften *en belle et grande lettre et grand volume, pour mieux paraître* gedruckt werden und kein andrer Name als der seine sie schmücke, „damit er nicht um den Ruhm komme, auf den er Anspruch habe." Aber seine Nichte hatte gerechte Bedenken gegen die Drucklegung der Werke des würdigen Onkels und so erschienen dieselben erst 1668, eben recht, um Bussy-Rabutin zu inspirieren.

Das (die Jahre 1574—1611 umfassende) Tagebuch des Pariser Bürgers Pierre de l'Estoile ist eine unschätzbare Quelle historischer Belehrung, doch ohne litterarischen Wert.

Memoirenartig sind vielfach die beiden merkwürdigen Bücher des Töpfers Bernard Palissy, der, zu Anfang des Jahrhunderts in der Nähe von Agen geboren, eine leidensvolle aber siegreiche Schaffenszeit zu Saintes (1543—63) verlebte, dann in Paris (1565—75) Anerkennung, Gönner und aufmerksame Zuhörer fand und, nachdem er den Schrecken der Bartholomäusnacht entgangen, im Elend, wahrscheinlich in der Bastille, endete (1589?) Er veröffentlichte 1563 seine *Récette véritable par laquelle tous les hommes de la France pourront apprendre à multiplier et à augmenter leurs trésors* und 1580 seine *Discours admirables de la nature des eaux et fontaines, des métaux etc.* Er ist der Typus des Erfinders, der Alles opfert, um endlich nach 16jährigem Kampfe das Geheimnis der italienischen Emailkunst zu finden. Ein rastloser Forscher, den der Verdacht des abergläubischen Volkes verfolgt, doch ohne gelehrte Bildung (*terrassier dénué de toutes langues si non de celle que sa mère lui a apprise*, wie er sich nennt) ist er einer der markantesten Vertreter des wissensdurstigen Geschlechts der Renaissance,

zu dem er zugleich einen Gegensatz bildet. In den *Discours* stellt er der *théorique*, d. h. der aus den Büchern des Altertums geschöpften Naturkenntnis, die *pratique*, d. h. die Erkenntnis, die auf direkter Beobachtung und auf dem Experiment beruht, gegenüber. Er ist den Philologen gegenüber der Naturforscher und der Techniker. Cuvier nennt ihn den Begründer der Geologie. Er ist Künstler. In den *rustiques figulines* seiner Vasen spiegelt sich lebensvoll und farbig die Natur, deren Evangelium er in seinen Büchern als eine Quelle der moralischen und ökonomischen Regeneration predigt. Markig und originell ist seine Diktion, deren Wortwahl und Bildlichkeit den Kunsthandwerker verrät und zeigt, welcher Schatz malerischer und plastischer Rede in der Sprache der Technik liegt.

Der südfranzösische Landedelmann Olivier de Serres (1539—1619), der als Protestant an den Religionskriegen (1573) Anteil genommen, liess in ruhigeren Zeiten (1600) ebenfalls ein technisches Buch erscheinen, *Théâtre d'agriculture*, mit dem er sich um den Wohlstand Frankreichs grosse Verdienste erworben hat. In liebenswürdiger Weise stellt er die Arbeit des Landbaues, der Viehzucht und insbesondere der Seidenkultur dar. In mitten seiner technischen Ausführungen lässt er der Erregung seines Herzens freien Lauf, preist die Poesie und die Sittlichkeit der ländlichen Arbeit, die zu jener Zufriedenheit führe: *de trouver sa maison plus agréable, sa femme plus belle et son vin meilleur que ce d'autrui.* Das Buch spielt in der Neuordnung der zerrütteten Lebensverhältnisse eine bedeutende Rolle.

Die Brieflitteratur hat es mit zwei Arten von Briefen, ächten und unächten, zu thun, wobei nicht sowohl die Frage der Leibhaftigkeit des Adressaten und der Wirklichkeit der Absendung entscheidet, als der intime, persönliche Charakter der Mitteilung. Der unächte Brief ist für ein Publikum geschrieben; dem Schreiber ist der Gedanke der Drucklegung gegenwärtig. Der unächte Brief ist eine in Briefform gekleidete Abhandlung, die sich den Charakter vertraulicher Mitteilung in Form und Gedanken, welcher dem Briefe eigen ist, mit mehr oder weniger Aufrichtigkeit und Geschick zu Nutze macht. Der unächte Brief verrät künstlerisches Streben und erhebt litterarische Ansprüche. Im ächten Brief spiegelt sich naiv die bewegte Persönlichkeit; er ist dadurch fast immer interessant, seltener ist er litterarisch bedeutend.

Von der Litteratur der ächten Briefe ist uns aus dieser Zeit nur wenig und nichts Hervorragendes erhalten.

Die briefliche Abhandlung ist eine Schöpfung der Renaissance, welche die Muster dafür beim Altertum fand. Der Erste, der sie

in Frankreich pflegt, ist Etienne Pasquier, dessen oben erwähnte *Lettres* neben philologisch-litterarischen Dissertationen, geschichtlichen und politischen Abhandlungen und memoirenartigen Berichten auch reizvolle familiäre Briefe enthalten. Pasquiers *Lettres* bieten uns das Bild einer Humanistenunterhaltung und mit Glück, wenn auch nicht ohne alle Gesuchtheit, findet er den lebhaften und vertraulichen Ton. Willkommen war die Form der brieflichen Abhandlung insbesondere auch für geistliche Unterweisung. Oben war von den *Lettres spirituelles* Saint-François' die Rede.

Von zwei Seiten her wird in der philosophischen Litteratur die auf einem missdeuteten Aristoteles beruhende Schulphilosophie des Mittelalters bedrängt. Die Einen bemühen sich, unter dem Schutte, den die Kommentatoren aufgehäuft haben, den ächten Aristoteles zu finden (*Lefèvre d'Etaples* † 1537). Die Andern gehen von Plato aus, sei es vom ächten Plato, sei es vom Plato der italienischen Akademiker, insbesondere *Marsilio Ficino's*, des Verfassers der *Theologia platonica* (1480).

Dieser Freund Lorenzo's de' Medici war bestrebt gewesen, unter der Führung der Neuplatoniker die Philosophie des Meisters mit den Grundanschauungen des Christentums zu vereinigen und die Religion der Liebe durch die Philosophie der Liebe zu stützen. So hatte Italien einen christlichen Platonismus, d. h. eine Art neuer Scholastik, begründet und diese Lehre sehen wir in Frankreich seit 1540 namentlich von dem Kreise der Königin *Margareta von Navarra* († 1549) ausgehen. Diese Frau, deren Katholizismus erschüttert war, schwankte zwischen den feindlich gewordenen Richtungen der Renaissance und der Reformation. Sie war religiös und von der Heilkraft des Glaubens durchdrungen. Die Rechtfertigung durch die Werke ist für sie „Aberglaube“. Aber sie bekennt sich so wenig zum strengen Dogma des Kalvinismus als zum Asketismus der katholischen Lehre. Sie liebt die Natur und sieht in ihr der gütigen Gottheit Abbild. Die platonische Theologie, in welche sie durch ihren Schützling *Simon Sylvius (Dubois)* eingeführt worden zu sein scheint, fesselt sie und schliesslich vereinigt sie die Elemente ihrer Bildung und ihres Glaubens in der Lehre eines christlich-mystischen Pantheismus. Sie hat die Renaissance gefördert durch fruchtbare Anregungen und durch den Schutz, den sie vielen hervorragenden Männern hat angedeihen lassen. Was Franz I. für die Renaissance that, ist im Wesentlichen auf den Einfluss seiner Schwester zurückzuführen. Sie hatte einen förmlichen Stab von Platobearbeitern um sich: Despériers übersetzt den *Lysis* (um 1541); Dolet plant eine französische Platoausgabe und gibt 1544 eine Probe, die ihn auf den Scheiterhaufen führt; Sylvius überträgt 1546 Ficino's berühmten Kommentar zum *Symposion*, Philibert du Val 1547 den *Criton*

Andere Schützlinge Margareta's erfüllten, gleich ihrer Herrin, mit der Mystik dieses Neuplatonismus ihre Verse.

Unterdessen hatte sich in der Mitte der Pariser Universität eine mächtige Stimme für den antiken Plato erhoben. Es ist diejenige des Pikarden *Pierre de la Ramée (Ramus,* 1515—1572), einer der kraftvollsten Erscheinungen der französischen Renaissance. Ihn hatte, wie er selbst sagt, ein guter Engel auf Xenophon und dann auf Plato geführt, bei welchen er die sokratische Philosophie, die ihn wie eine Offenbarung beglückte, kennen lernte. Seine Verkündigung Plato's war von Anfang an zugleich eine heftige Bekämpfung des Aristoteles *(Animadversiones Aristotelicæ* 1543) und der Scholastik, aus deren „*boutique sortirent heiccitates, quidditates, suppositalitates et infinis autres monstrueux vocables, ne servant que de terreur . . pour détruire de fond en comble ces repaires des sophistes, c'est une mort intrépide et glorieuse qu'il faut accepter au besoin*". Unter Franz I. verfolgt, wird dieser Wortführer der Gedankenfreiheit 1551 Protessor am Collège de France. Seine *Dialectique* (1555), in welcher er die freie Disputierkunst der platonischen Dialoge darlegt, ist die erste philosophische Abhandlung in französischer Sprache. Den Märtyrertod, den er auf sich zu nehmen bereit war, erlitt er in der Bartolomäusnacht.

Die originellste Frucht der Bewegung, die von der sokratischen Gedankenwelt ausging, welche die Werke Plato's erschlossen hatten, sind Michel de Montaigne's *Essais.*

Im Jahre 1477 erwarb der reiche Bordelaiser Kaufherr Ramon Eyquem das Schloss Montaigne im Perigord. Sein Sohn Grimon förderte die Blüte des Handlungshauses und das Ansehen der Familie. Dessen Erstgeborener (1495) Pierre Eyquem schlug aus der kaufmännisch bürgerlichen Art und ward Soldat. Von italienischer Kriegsfahrt zurückgekehrt, verheiratete er sich mit einer spanischen Jüdin und führte auf Schloss Montaigne das Leben eines gebildeten Landedelmannes. Er war ein gemeinnütziger Mann. Er durchlief die Reihe bürgerlicher Ehrenämter seiner Vaterstadt und ward (1554) Bürgermeister von Bordeaux. Diese Eyquem „*une race fameuse en prud'hommie*" waren ein kräftiges Geschlecht. Pierre hatte ein frisches Alter, bis ein Steinleiden ihn befiel. Von seinen elf Kindern kamen acht zu Jahren. Das älteste ist Michel Eyquem, Seigneur de Montaigne, der Verfasser der *Essais*, geboren am 28. Februar 1533.

Als Taufpaten wählte der Vater ihm Bettler. Für die zwei ersten Jahre versorgte er ihn in einem armseligen Bauerndorfe. Die ersten Lebenseindrücke sollten, nach dem Wunsche des Vaters, den Sohn an die Armen und Geringen fesseln, „damit er sich gewöhne mehr nach denen zu blicken, welche die Arme nach uns

ausstrecken, als nach denen, welche uns den Rücken kehren." „Sein Plan ist ihm nicht schlecht gelungen" versichert der Sohn (III, cap. 13). Dann gab ihm der Vater als Hofmeister einen deutschen Arzt, unter dessen Führung er im lebendigen Gebrauche des Latein heranwuchs, das ihm so sehr zur Muttersprache ward, dass sich ihm auch später, in Augenblicken der Erregung, jeweilen zuerst das Latein auf die Lippen drängte. Auf demselben Wege der spielenden Erlernung (*en toute douceur et liberté, sans rigueur et contrainte*, I,25), freilich mit geringerem Erfolge, suchte ihn der Vater auch mit dem Griechischen und andern Schulfächern vertraut zu machen. Er trieb die Schonung des Kindes so weit, dass er dasselbe des Morgens durch den Klang von Musikinstrumenten wecken liess. Montaigne's Jugend hat der strengen Zucht und der Abhärtung entbehrt, so dass er später zu der Ansicht kam, die Erziehung der Kinder sollte ausserhalb des verhätschelnden Elternhauses in die Hand weniger empfindlicher Hofmeister gelegt werden. Auf dem Gymnasium zu Bordeaux lernt er endlich französisch und entwöhnt sich des Lateinredens. Er studiert Jura und wird mit 21 Jahren (1554) Richter, zuerst in Périgueux, dann in Bordeaux, als Mitglied des Parlaments. Hier lernte er 1557 den etwas ältern Etienne de la Boétie kennen und in der innigen Freundschaft, welche die Beiden verband, machte er eine Schule moralischer Kräftigung und Erhebung durch, deren Andenken ihm die Erinnerung an den früh (1563) verstorbenen Freund mit einem Glorienschein umgab. Nach einer wenig enthaltsamen Jugend schloss er 1556 eine conventionelle Ehe mit einem reichen Mädchen. Eine Heirat soll nach seiner Meinung nicht die Liebe, sondern kluge Ueberlegung zur Grundlage haben und die Ehe ein Abbild der Freundschaft sein, wie es die seinige nach seinem Zeugnis war. Von seinen Kindern verlor er „zwei oder drei" im Säuglingsalter und nur eine Tochter kam zu Jahren.

Während sechzehn Jahren blieb Montaigne Richter. Er eignete sich für das Amt nicht, denn die Barbarei der damaligen Strafjustiz schrekte ihn, und die Nötigung, sich durch bestimmte Entscheidung über Recht und Unrecht in die Verhältnisse Andrer zu mischen, war ihm peinlich. Durch häufige Abwesenheiten entzog er sich den unwillkommenen Geschäften. Er liebte Paris und den Hof, dessen Auszeichnungen er erstrebte, und ehrgeizige Pläne „dampften in seiner Seele".

Auf Wunsch seines Vaters, von dem er in seinen *Essais* so oft und so liebevoll spricht, während er von der Mutter, die den Sohn überlebte, kein Wort sagt, unternahm er die Uebersetzung der *Theologia naturalis* des Spaniers Raimond Sebond, einer Schrift, welche den Beweis führen will, dass der Mensch nicht nur auf dem Wege

der Offenbarung, sondern auch mit Hülfe seiner natürlichen Vernunft zur Erkenntnis der Heilswahrheiten des Christentums gelangen könne. Während des Druckes dieser Arbeit starb der Vater (1568). Aus dem Erbe, das er mit drei Schwestern und vier Brüdern zu teilen hatte, fiel dem Aeltesten das Schloss Montaigne zu, nach welchem er sich fortan benennt als Michel de Montaigne, den bürgerlichen Namen seiner Familie, Eyquem wie einen fremden Eindringling bei Seite schiebend. Er hatte die Schwäche, auf seinen Adel zu pochen.

1570 legt er sein Richteramt nieder, reist nach Paris, um die Drucklegung der Werke des verstorbenen La Boëtie zu besorgen und zieht sich dann (1571) auf sein Schloss zurück, um litterarischer Beschäftigung zu leben. Seinem Vater ungleich, hat er keinen Sinn für die Verwaltung seiner Güter, deren Freude und Scherereien er den Seinen überlässt. In dem Schlossturm, den der Brand von 1885 allein übrig gelassen hat, ist heute noch sein Studierzimmer (*librairie)* zu sehen, mit den verblassten Fresken aus Ovids Metamorphosen und den 54 lateinischen und griechischen Inschriften. Von den tausend Werken, welche seine Bibliothek bildeten, sind heute achtzig wieder gefunden worden. Ihre vergilbten Blätter enthalten lehrreiche Notizen von seiner Hand. In diesem Raum verlebte er in behaglicher Einsamkeit, Lektüre und Arbeit als Lebenskünstler massvoll geniessend, neun Jahre, nicht ohne in regelmässigen Zwischenräumen wieder unter die Menschen, ja an den Hof zu gehen. 1580 lässt er unter dem Titel *Essais de Messire Michel, Seigneur de Montaigne, chevalier de l'ordre du roi et gentilhomme de sa chambre*, eine zwanglose Sammlung von Lesefrüchten und Gedanken in zwei Büchern erscheinen. Da sich mittlerweile das Leiden, dem der Vater erlegen war, auch bei ihm quälend eingestellt hatte und er die Kunst der Aerzte gering schätzte (*la mer trouble et vaste des erreurs médicinales*, II, 12), so unternahm er, auf natürlichem Wege Heilung suchend, eine 1½jährige Badereise, welche ihn durch die Schweiz, Deutschland und Italien bis nach Rom führte, wo er fünf Monate blieb. Aus dem teilweise italienisch geschriebenen Tagebuch dieses mühe- und genussvollen Rittes ersehen wir, welch unglaubliche Mengen von Mineralwasser er schluckte, um schliesslich zu der Erkenntnis zu kommen, dass der wohlthätige Einfluss einer Badereise nicht vom Wasser, sondern von jener körperlichen und geistigen Erfrischung herkommt, welche die immer wechselnde neue Umgebung bietet. Und diese genoss er in vollen Zügen. Natur und Kunst fesseln ihn freilich wenig. Um so mehr interessiert ihn der Mensch. Menschen zu studieren, ist seine Neugierde unerschöpflich, und nicht ohne Verwunderung sehen wir die Strapazen, die er, der Leidende, dabei auf sich nimmt. Er ist ein vorurteilsloser Beobachter fremder Art und geschmeidig fügt er sich ihr (*j'ai une condition singeresse et imitatrice*, III, 5). „Ich habe

in der Fremde keine Lebensweise gefunden, die nicht eben so gut wäre wie die Unsrige (III, 9)" und „ich erachte alle Menschen für meine Mitbürger und liebe einen Polen wie einen Franzosen." Das Reisen ist ihm das vornehmste Bildungsmittel, da es lehre: *frotter et limer notre cervelle contre celle d'autrui* (I, 25). Die Ruinen Roms beleben sich für ihn mit den Gestalten einer untergegangenen Welt. Kannte er doch „das Kapitol und den Tiber lange vor dem Louvre und der Seine" (III, 9). Zwar macht die päpstliche Zensur einige Vorbehalte zum toleranten und antiken Ton seiner *Essais*, aber der Papst empfängt ihn doch zum Fusskuss und lobt seine katholische Gesinnung. Einen heissen Wunsch erfüllt ihm das Geschenk des römischen Bürgerrechts. In Ferrara besucht er den unglücklichen Tasso im Irrenhause. In Loretto hängt er eine Votivtafel auf. In den Bädern zu Lucca erreicht ihn im September 1581 die Nachricht, dass Bordeaux ihn zum Bürgermeister ernannt habe. Zögernd nimmt er dieses Ehrenamt an, das mehr repräsentativen als administrativen Charakter hatte. Mit der Heimkehr hat er es nicht eilig und den *Messieurs de Bordeaux* legt er in einem Briefe dar, wie er zwar bereit sei, die Obliegenheiten seines neuen Amtes zu erfüllen, nicht aber, wie einst sein Vater, der sie mit seiner Gesundheit bezahlt habe, in dem Amte aufzugehen. Er werde die Angelegenheiten der Stadt führen, ohne sie zu den seinigen zu machen. Er verspricht *de les prendre en main, non pas au poumon et au foie, de m'en charger, non de les incorporer.* Gewissenhaft will er die Geschäfte verwalten; aber die eigentliche Aufgabe seines Lebens wird er auch während seines Amtes anderswo sehen: in seiner eigenen privaten Lebensführung (*la principale charge que nous ayons c'est à chacun sa conduite; c'est pourquoi nous sommes ici . . . il se faut prêter à autrui et ne se donner qu'à soi-même*). Und wirklich: *le maire et Montaigne ont toujours été deux* (III, 10). Mit dieser kühlen Führung ihrer Stadt waren die Mitbürger so zufrieden, dass sie Montaigne nach Ablauf der ersten Amtsdauer (1583) von neuem wählten. Inzwischen wandten sich die Zeiten zum Schlimmern. Der Bürgerkrieg umtobte Bordeaux. Montaigne führte, ohne seine Gesinnung als Royalist und Katholik zu verleugnen, versöhnlich und klug sein jetzt oft schwieriges Amt. Im Sommer 1585 wohnte er auf seinem Schlosse, als in Bordeaux die Pest mit fürchterlicher Gewalt ausbrach und sich rasch über das Land verbreitete. Wer fliehen konnte, floh, und auch der Schlossherr von Montaigne irrte mit Frau und Tochter, ein unwillkommener Gast, Schutz suchend herum. Als im Juli seine Amtsdauer ablief, stellte er es den Stadträten anheim, ob er zur Uebergabe des Amtes in die toddrohende Stadt kommen sollte. Sie begnügten sich, in einem benachbarten Dorfe mit ihm zu diesem Zwecke zusammenzukommen. Montaigne der Feigheit und Pflicht-

vergessenheit anklagen, weil er nicht beim Ausbruch der Krankheit auf seinen Posten zurückkehrte, hiesse ungerechtfertigter Weise unsre heutige Auffassung von den Pflichten eines solchen Amtes auf jene Zeit übertragen. Kein Zeitgenosse hat Montaigne getadelt. Ist sein Verhalten kein heldenhaftes gewesen, so entsprach es gewiss seiner Auffassung von seiner Pflicht und er sagt wahr, wenn er, auf seine Bürgermeisterschaft zurückblickend, urteilt: *Je ne laissais, que je sache, aucun mouvement que le devoir requit à bon esciant de moi.*

Nun tritt er endgültig vom öffentlichen Leben in seine Einsamkeit zurück, die er häufig mit einem neugewonnenen Freunde, dem Kanonikus Pierre Charron, teilt. Seine *Essais* hatten inzwischen ohne wesentliche Aenderung mehrere Auflagen erlebt. 1588 überwacht er in Paris den Druck der fünften, *augmentée d'un troisième livre et de 600 additions aux deux premiers.* Bei diesem Anlass lernte er eine jugendliche Verehrerin kennen, Fräulein Marie de Gournay, die sein ganzes Herz gewann. *Une très sainte amitié* fesselte ihn an sie, die er seine *fille d'alliance* nennt. Noch sah er den nahenden Triumph Heinrich's IV., der als König von Navarra zwei Mal sein Gast in Montaigne gewesen war und zu den seine Sympathie ihn zog. Wir sehen die Beiden Briefe wechseln. Der König wünscht Montaigne um sich zu haben. Dieser, von seinem Leiden gebannt, begleitet des Königs Erfolge brieflich als sein Getreuer, *plus par affection encore que par devoir.* Die Musse wendet er seinem Buche zu, die Augen jugendwärts gerichtet. Er altert, aber *à reculons* (III,5).

Das Handexemplar der Ausgabe von 1588, in welches er seine Verbesserungen und Zusätze eintrug, bewahrt die Bibliothek zu Bordeaux auf. Dasselbe zeigt, wie er immer neue Ergänzungen machte und für die Lesbarkeit des Textes dadurch besorgt ist, dass er Wiederholungen streicht, den Ausdruck modernisiert und jetzt auch allzu lange Sätze durch Punkte und Majuskeln zerschneidet. Am 13. IX. 1592 erliegt Montaigne einer Grippe. Er stirbt unter geistlichem Beistande, den er gewünscht hatte, umgeben von Familie und Freunden.

Im Auftrag der Wittwe stellte der Dichter Pierre de Brach mit Hülfe jenes Handexemplares einen neuen Text der *Essais* her. Der wurde an Fräulein von Gournay nach Paris gesandt und sie besorgte den Neudruck, dem sie ein Vorwort vorausschickte. Diese posthume Ausgabe von 1595 giebt die Form, in welcher wir die *Essais* heute lesen. Sie weicht in manchem nicht unerheblichen Detail von Montaigne's noch nicht ausgebeutetem Handexemplar ab und verrät die corrigierende aber auch verflachende und verschlimm bessernde Hand der beiden Herausgeber.

Die Absicht des Werkes ist, das Bild des Menschen in einem

bestimmten, dem Verfasser am Besten bekannten Individuum zu zeichnen. *Un roi et un paysan . . ne sont différents, par manière de dire, qu'en leurs chausses* (I,42). *Chaque homme porte la forme entière de l'humaine condition — je récite l'homme et en représente un particulier* (III,2). Der Plan, sich selbst in den Mittelpunkt seines Buches über den Menschen zu stellen, hat sich beim Autor erst im Laufe der Jahre mit aller Schärfe herausgebildet. Die frühesten Partien des Buches sind wesentlich aufgereihte Lesefrüchte *(de mes premiers Essais aucuns puent un peu à l'étranger*, III,5) Das Alter macht ihn selbständiger und selbstbewusster. Er überwindet die Scheu, von sich selbst zu reden: *il faut passer par-dessus ces règles de la civilité en faveur de la vérité et de la liberté; j'ose non seulement parler de moi, mais parler seulement de moi* (III,8), denn: *je suis affamé de me faire connaître* (III,5). Er wird sich mit sammt seinen Fehlern in der Lebenswahrheit seiner natürlichen Gestalt, *debout et couché, le devant et le derrière, à droite et à gauche et en tous mes naturels plis* (III,8) darstellen *autant que la révérence publique me l'a permis.* Und diese gestattete ihm viel. Er macht Geständnisse, welche das Zartgefühl späterer Zeiten um so empfindlicher verletzen, als sie oft ganz unnötig erscheinen. Montaigne ist indezent und liebt, auch im Alter, entsprechend zu plaudern.

Von Rousseau's *Confessions* sind die *Essais* im Geist und in der Form verschieden. Rousseau schreibt eine Selbstverteidigung gegen wahre und eingebildete Verfolgung in Form einer Autobiographie. Montaigne, der sich gegen Niemanden zu verteidigen braucht, schildert objektiver, kühler *(je n'y ai eu nulle considération de ma gloire)*, obschon auch er nicht ohne alle Toilette vor das Publikum tritt. Auch erzählt er nicht sein Leben, sondern plaudert anscheinend zwanglos in den 107 Feuilletons, die sein Buch bilden, so dass wir die in den einzelnen Titeln angegebenen Themata oft völlig aus den Augen verlieren. Nicht unrichtig spricht Pasquier von Montaigne's *Coq-à-l'âne.* Seine Digressionen sind durchaus nicht kunstlos; sie sind oft künstlich. Man fühlt ihn fast ängstlich bestrebt, systematische Darstellung zu vermeiden und so führt ihn die Furcht vor Pedanterie dazu, in anderer Art pedantisch zu werden *(„pédantisme à la cavalière“)*.

Bei der Uebersetzung der *Theologia naturalis* war Montaigne's Widerspruch gereizt worden. Unter dem ironisch gemeinten Titel *Apologie de Raimon Sebond* schreibt er in dem berühmten 12. Kapitel des II. Buches ein beredtes Plaidoyer gegen den Wert vernunftgemässen Erkennens: Das Hauptgebrechen des Menschen ist sein Dünkel, sein Vernunfstolz. Er lockt ihn ab von den sichern Wegen der Mutter Natur und lässt ihn den Irrlichtern einer trügerischen

Erkenntnis nachjagen. Montaigne läugnet die Möglichkeit sowohl der **metaphysischen** als der **wissenschaftlichen** Erkenntnis. Zwar gebe uns unsere natürliche Vernunft eine rohe Gewissheit (*brute connaissance*) der Existenz Gottes (Deismus), aber weiteres übersinnliches Wissen gebe sie uns nicht. So führe sie z. B. nicht zum Glauben an unsere Unsterblichkeit: *Confessons ingénûment que Dieu seul nous l'a dit et la foi; car leçon n'est-ce pas de nature et de notre raison et qui (sans ce privilège divin) verra l'homme sans le flatter, il n'y verra efficace ni faculté qui sente autre chose que la mort et la terre.* Von der wissenschaftlichen Erkenntnis, den *âneries de l'humaine sapience*, spricht er mit souveräner Geringschätzung. Kopernikus habe jüngst, nachdem man Jahrtausende lang die Bewegung der Sonne gelehrt, die Lehre von der Bewegung der Erde begründet — „wer weiss, ob nicht in tausend Jahren eine dritte Lehre die beiden vorangehenden umstürzen wird? und was werden wir daraus anderes zu entnehmen haben, als *dass es uns gleichgültig sein soll, welche der beiden Lehren Recht hat?*" Mit der Möglichkeit der Erkenntnis bestreitet er auch den Wert wissenschaftlichen **Strebens** *Oh que c'est un doux et mol chevet et sain que l'**ignorance** et l'**incuriosité** à reposer une tête bien faite.* Er unternimmt einen förmlichen Feldzug zu ihrem Ruhme. Das Wissen vermehrt weder unser Lebensglück noch unsere Lebenstüchtigkeit. Von den beiden gelehrtesten Männern des Altertums, dem Griechen Aristoteles und dem Römer Varro, sei uns nicht bekannt, dass sie *aucune particulière excellence en leur vie* gehabt hätten. Die grösste Summe von Lebenstüchtigkeit jeder Art finde sich nicht bei den Gebildeten, sondern bei den Unwissenden und beredte Seiten schreibt er zum Preise der *pauvres gens* mit ihrer Alles erhaltenden, gleichmässigen und klaglosen Arbeit. Montaigne ist human, mitleidvoll; er ist der Erste, der seine Stimme gegen die Folter erhebt. Er teilt die Menschen nach ihrem Wissen in drei Klassen (I,54): Erstens die völlig Ungebildeten mit ihrer *ignorance abécédaire.* Zweitens die wahrhaft Weisen, welche nach allen Bemühungen um Erkenntnis einsehen, dass sie nichts wissen noch wissen können: *l'ignorance qui se sait, qui se juge.* Diese beiden Menschenklassen sind, in ihrer Bescheidenheit, gute Staatsbürger und Christen, *qui, par obéissance, croient simplement et se maintiennent sous les lois.* Sie sind *une carte blanche, préparée à prendre du doigt de Dieu telles formes qu'il lui plaira d'y graver* (II,12). Die Menschen der dritten Klasse aber, die sogenannten Gebildeten, das sind die Bastarde (*métis*) der Gesellschaft, die gefährlichen und unzufriedenen Ruhestörer der Welt, die alles besser wissen und besser machen wollen, *esprits surveillants et pédagogues des causes divines et humaines.* Das „wissen wollen" ist die Krankheit des Menschen: *du cuider naît*

tout péché. Also: *Il nous faut abêtir pour nous assagir.* *Abêtissez-vous* wird das Wort Pascals sein.

Montaigne ist der Rousseau des XVI. Jahrhunderts. Wie dieser dem wissensstolzen Geschlechte der Aufklärung die Verderblichkeit des Denkens predigt, so Montaigne dem wissensfreudigen Geschlechte der Renaissance und wie Rousseau preist er den glücklichen Naturzustand der Wilden (I, 30) und der Bewohner eines Pyrenäenthales (II, 37), dem leider kürzlich die Verderbnis der Zivilisation, die ein Jurist und ein Arzt dorthin brachten, ein jähes Ende bereitet habe. Der Menschengeist ist ein „gefährlicher Vagabund" der überallhin Unglück bringt, und kein Pferd hat „Scheuleder" nötiger als er: *On a raison de donner à l'esprit humain les barrières les plus contraintes qu'on peut; en l'étude, comme au reste, il lui faut compter et regler ses marches*, um ihn zu verhindern, sich persönliche Ansichten zu bilden, welche über die allgemein herrschenden, traditionellen Meinungen (*opinions communes,* II, 12) hinausgehen. Montaigne spricht sich nicht über die Mittel aus, mit welchen dieser Geisteszwang zu erreichen wäre — aber den Geisteszwang predigt er. Das ist die Lehre eines durch die Gährung seiner Zeit erschreckten, ruheliebenden Menschen. Wie weit sind wir hier vom Geiste der Renaissance entfernt! Es beginnt mit Montaigne die Reaktion des XVII. Jahrhunderts, in welchem an Stelle der freien Forschung die Herrschaft der unpersönlichen *opinions générales* der Autorität treten wird.

Von dem Alles umfassenden Zweifel, zu dem er unter ausdrücklicher Berufung auf die Pyrrhonianer sich bekennt, nimmt Montaigne, dem von ihm hochverehrten Sokrates folgend, zwei Dinge aus: den Glauben an Gott und die Ueberzeugung vom Werte irdischer Lebenskunst (*la science qui traite des mœurs et de la vie,* II, 12). Jener Glaube führt seine Blicke aufwärts, diese Ueberzeugung leitet sein Auge erdenwärts. Aber Pascal ungleich, der über den inbrünstigen Blicken, die er auf den Himmel richtet, die Rechte des Erdenlebens, mittelalterlich, missachtet, ist Montaigne — hier öffnet sich die Kluft, welche die beiden Männer scheidet — hauptsächlich darauf bedacht, diese irdischen Rechte wahrzunehmen. Und hierin ist er ein Kind der Renaissance.

Montaigne glaubt an eine gütige Gottheit, „die den Dienst, den die Menschen ihr widmen, freundlich aufnimmt, welche Form er auch annehme, welchen Namen er auch trage" (II, 12). Montaigne ist Deist. Das letzte Wort seiner *Essais* gilt dem *Dieu protecteur de santé et de sagesse, mais gaie et sociale.* Aber er lebt und stirbt als Katholik, weil er so erzogen, weil er ein Feind aller Neuerungen ist, die ja nur Beunruhigung schaffen: Katholik aus Ruhebedürfnis. „*Ainsi me suis-je, par la grâce de Dieu, conservé entier, sans agita-*

tion et trouble de conscience, aux anciennes créances de notre religion, au travers de tant de sectes et de divisions que notre siècle a produites" (II, 12). Sein Katholizismus ist derjenige des XVII. Jahrhunderts: die Religion der *opinion générale,* mit der sich seine *incuriosité* begnügt. Er verurteilt die Reformation als eine anmassliche Ruhestörung, d. h. ausschliesslich als eine Verletzung *irdischer* Interessen. Ueberhaupt behandelt er die Frage des Glaubens immer nur beiläufig und ohne Wärme. Gläubigkeit und Rechtschaffenheit sind für ihn ganz verschiedene Dinge (III, 12). Nirgends herrscht bei ihm religiöse Stimmung.

Die irdischen Interessen fesseln seine Aufmerksamkeit fast ausschliesslich und das ergrimmt Pascal so sehr. Das Erdenleben — *c'est notre être, c'est notre tout* (II, 3); leben, ruft er uns zu — *c'est non seulement la fondamentale mais la plus illustre de vos occupations* (III, 13). Unerschöpflich ist er in der Formulierung seines Hauptgegenstandes: *méditer et manier notre vie — la plus grande besoigne de toutes* (III, 13). Schwer ist freilich die Aufgabe, denn hienieden ist nichts fest: *le monde n'est qu'une branloire perpetuelle* (III, 2) und in diesem ewigen Wechsel ist der Mensch das Unbeständigste, *un sujet merveilleusement vain, divers et ondoyant* (I, 1). Ein einheitliches allgemeines Urteil über ihn ist unmöglich. Es gilt, einzelne Momente, einzelne Détails zu erfassen. Der Grundsatz seiner Darstellung sei deshalb *σκέπτω, distinguo, je discerne.*

Montaigne's Auge ist für die Erfassung grosser Zusammenhänge ungeeignet. Mit der Lupe des Kurzsichtigen sieht er scharf den psychischen Mikrokosmus des Individuums, den Makrokosmus der Menge erkennt er schlecht. In dieser praktischen Morallehre ist er ein Schüler der Alten; er ist heidnisch. Er glaubt an die Güte der Natur. Er betrachtet den Menschen wesentlich als physischen Organismus und behandelt mit Vorliebe *l'étroite coûture de l'esprit et du corps* und *l'égalité et correspondance de nous aux bêtes* (I, 20). Den Menschen unterscheidet vom Tier nur die unselige Denkkraft, welche die Quelle seines Dünkels und seines Civilisationsunglücks ist — im übrigen: *pareils effets, pareilles facultés* (II, 12). Also soll der Mensch sich nicht über die Natur erheben wollen, sondern ihr folgen: „*Nous ne saurions faillir à suivre Nature*" (III, 12). In der Natur liegt höchste Lebensweisheit; in jedem unverdorbenen Menschen findet sich der Keim derselben (*la sémence de la raison universelle empreinte en tout homme non dénaturé*). Die Stimme dieser „süssen Führerin" Natur rein zu vernehmen, muss unser Streben sein. Sie lenkt uns durch den Trieb zur Freude: *le plaisir est notre but* (I, 19; hier wird Lamettrie sich auf Montaigne berufen). Nach dieser Lust streben unsere berechtigten

Affekte. *Jouir des plaisirs naturelles et par conséquent nécessaires et justes*, ist wohlgethan (III, 13). Tugend besteht in einem naturgemässen Leben: die Tugend ist also *qualité plaisante et gaie* (III, 5). Unsere das natürliche Leben einschränkenden Sittengesetze sind nicht natürlichen Ursprungs, sondern conventionell: *Les lois de la conscience que nous disons naître de nature naissent de la coutume* (I, 22).

Montaigne bewundert diejenigen, welche wie Sokrates in der *raison naturelle* die Kraft finden, ihre Affekte mit dem Willen zu beherrschen. Diese Disziplinierung unserer Lebenstriebe — nicht aber die gewalttätige Askese, die er hasst und deren Vertretern er misstraut — ist sein Ideal. Wie enthusiastisch spricht er von ihren Heroen im Altertum! Vertrauensvoll glaubt er an menschliche Tüchtigkeit und, Larochefoucauld zum voraus bekämpfend, eifert er gegen diejenigen, welche den Ruhm grosser Thaten zweifelnd herabsetzen (I,36). Freilich erklärt er, dass er selbst diese Disziplinierung der Lebenstriebe nicht geübt habe: *je n'ai pas corrigé par la force de la raison mes complexions naturelles — je me laisse aller, comme je suis venu; je ne combats rien* und leider (so fügt er hinzu) *le lait de ma nourice a été médiocrement sain et tempéré* (III, 12). So kämpft er z. B. nicht gegen seinen Hang zur Bequemlichkeit (*ce naturel poisant, paresseux et fainéant* II, 17). Er erzählt naiv, wie er die Sorgen der Wirtschaftsführung, die ihm lästig sind, Andern überlässt und lieber betrogen als mit Rechnen behelligt sein will (III, 9). Doch glaubt er, sich das Zeugnis ausstellen zu können, dass er bei diesem kampflosen Lebensgenuss sich ernsten Verpflichtungen gegenüber seinen Mitmenschen nicht entzogen und die Schranken der Ehre respektiert habe. *C'est une absolue perfection et comme divine de savoir jouir loyalement de son être* (III, 13). Seine Moral ist individualistisch.

Durch diese Auseinandersetzungen ziehen sich, wie ein roter Faden, Todesbetrachtungen. Auch sie sind rein heidnisch. Der Tod wird aufgefasst, nicht als Eingang zu einem neuen Leben, sondern als Krönung eines naturgemässen irdischen Daseins.

Wer, wie Montaigne, die praktische Moral als das einzige würdige und fördernde Erkenntnisgebiet betrachtet, der muss für die Erziehung ein besonderes Interesse haben. Pädagogische Erörterungen nehmen denn auch in den *Essais* einen breiten Raum ein. Montaigne wünscht für die Jugend eine Leitung, die mehr auf Kräftigung des Willens und Abhärtung des Körpers abzielt, als diejenige, unter der er einst gestanden (I, 23). Die zeitgenössischen Schulen sind ihm ein Gräuel, einmal wegen ihrer Rohheit, dann wegen ihrer Ueberschätzung des Buchwissens (*suffisance livresque*

13*

I, 24), bei dem man *virtus* deklinieren, aber nicht lieben lernt (II, 17). Er tritt der philologisch-archäologischen Gelehrsamkeit seiner Zeit entgegen. Lateinisch und Griechisch wird in langjährigem Unterricht zu teuer erkauft; Kenntnis moderner Sprachen sollte in erster Linie erworben werden (I, 25). Der wahre Unterricht wird, vielmehr als die Fülle des Wissens, beim Schüler die Bildung des Urteils (*il ne lui apprendra pas tant les histoires qu'à en juger)* und der Lebenstüchtigkeit erstreben. *Nous nous enquérons volontiers: Fait-il du grec ou du latin? Écrit-il en vers ou en prose? Mais s'il est devenu meilleur ou plus avisé — c'est ce qui demeure derrière.* Und doch: *Toute autre science est dommageable à celui qui n'a la science de la bonté.* Dieser positive, der Wissenschaft des Lebens gewidmete Teil der *Essais* enthält eine geist- und weisheitsvolle Diätetik des Leibes und der Seele. Man mag Montaigne's Teilnahme an den öffentlichen Interessen etwas flau und seinen Egoismus bisweilen etwas zu ausgesprochen finden. Sein Buch ist kein Buch für Schwärmer und wird Idealisten oft verletzen. Trotzdem muss sein Egoismus wesentlich als ein gesunder gelten. Er predigt einer Zeit, da Alle sich in Alles mischten und Jeder ein gewaltthätiger Zensor seines Nächsten war, dass der Einzelne das Glück der Gemeinschaft am besten fördert, wenn er vor der eigenen Thüre kehrt. Das mag zu allen Zeiten ein guter Rat sein: Niemand hat ihn so klar, so gescheidt formuliert, wie Montaigne. Er ist selbst ein *protecteur de santé et de sagesse, mais gaie et sociale.*

Montaigne's litterarisches Interesse gilt in erster Linie den Historikern (*c'est mon homme que Plutarque* II, 10) und Moralisten (*Seneca*); dann auch der Poesie, an welcher er namentlich den nach Form und Inhalt gedrungenen epigrammatischen Ausdruck schätzt. Der regelsüchtigen Poetik der Zeit gegenüber behauptet er, dass die wahre Poesie nicht nach Kunstvorschriften beurteilt werden dürfe: *elle est au-dessus des règles et de la raison*; *quiconque en discerne la beauté d'une vue ferme et rassise, il ne la voit pas, non plus que la splendeur d'un éclair: elle ne pratique point notre jugement, elle le ravit et le ravage* (I,36). Wer solch freie Ansichten von der Dichtkunst hat, hat auch für die Volkspoesie Verständnis. Montaigne rühmt ihre der Schönheit der Kunstpoesie ebenbürtige Anmut und Natürlichkeit (I,54). Alle Schönrederei ist ihm verhasst: *l'éloquence fait injure aux choses — je veux que les choses surmontent* (I,29). Cicero's Phrasen und die Geziertheiten der zeitgenössischen Dichter sind ihm zuwider (II,10). Er verurteilt nicht nur die *fantastiques élévations espagnoles et petrarchistes*, sondern lehnt ja auch den Neologismus ab: es handle sich weniger darum, neue Wörter einzuführen, als darum, die bestehenden in neuem metaphorischem Gebrauch zu üben und sie so mit neuem

Gehalte zu erfüllen (III,5). Und wie trefflich hat er selbst diese Kunstübung verstanden! *Le parler que j'aime c'est un parler simple et naïf, tel sur le papier qu' à la bouche, un parler succulent et nerveux, court et serré, non tant délicat et peigné comme véhément et brusque . . . déréglé, décousu et hardi* (I,29). Grammatische Vorschriften verwirft er: *ceux qui veulent combattre l'usage par la grammaire se moquent* (III,5). Deshalb geht er keiner Wendung aus dem Wege, die *enmi les rues françaises* (III,5) oder *aux halles de Paris* (I,29) gebraucht werden und auch der Dialekt ist ihm recht: *que le gascon y arrive, si le français n'y peut aller.* Seine Darstellung ist mit Gascognismen durchsetzt, die dann in der posthumen Ausgabe von 1595 reduziert erscheinen.

Montaigne ist ein grosser Künstler des Wortes. Wie er in der ganzen Anlage seiner *Essais* die Art des Plauderns nachahmt, so auch in seiner Redeweise. Er sucht das gesprochene Wort festzuhalten. Gewiss gelingt ihm dies nicht immer. Es ist sein Satz manchmal von schwerfälligem Latinismus und mit Parenthesen überladen, namentlich in seinen Anekdoten, die mit dem antiken Inhalt die antike Periode bewahrt haben. Doch überwiegt sonst der kurze, gedrungene, gesprochene Satz, den der Setzer freilich durch schwerfällige Interpunktion — *je ne me mêle ni d'orthographe ni de ponctuation* (III,9), — dem lesenden Auge verhüllt hat. Die Lebendigkeit und Frische dieser persönlichen Redeweise wird gekrönt durch die originelle, kräftige und heitere Bildlichkeit des Ausdrucks, die durch das ganze Werk geht. So ist der reiche Inhalt der *Essais* in eine reiche Form gegossen.

Die *Essais* sind so wenig wie der *Pantagruel* ein Buch der Frauen. Montaigne lehnt es ab, auf den Geschmack von Leserinnen Rücksicht zu nehmen und behandelt das Weib in seiner Darstellung geringschätzig. Durch eine Ironie des Schicksals ist er selbst und sein Buch schliesslich in den Bann einer *femme savante*, des Fräulein von Gournay, geraten. —

In wissenschaftlichen und metaphysischen Dingen verlangt Montaigne forschungslose Unterwerfung unter die Führung der kirchlichen Ueberlieferung: eine Lehre der Unfreiheit.

Seine ganze Neugier richtet sich auf die Fragen der praktischen Moral, in deren unermüdlicher Erörterung er sich unter die Führung des heidnischen Altertums stellt: eine Lehre der Befreiung.

Diese widerspruchsvolle und nicht selten verletzende Mischung fesselte Zeitgenossen und Nachwelt durch die originelle Persönlichkeit, die sie vertritt: *Il prend plaisir de déplaire plaisamment* (Pasquier, *Lettres* XVIII,1).

Ist Rabelais der Repräsentant des machtvoll sich erhebenden

Renaissancegedankens, so mischt sich in Montaigne das Heidentum der Renaissance mit dem Katholizismus der Gegenreformation.

Mit Rabelais sprengt die Renaissance die Hülle der mittelalterlichen Autorität und erhebt triumphierend ihr Haupt. Da kommen die Religionskriege und brechen ihren Mut und mit Montaigne beugt sie sich von Neuem der Autorität.

Rabelais steht am Ausgang des Mittelalters — Montaigne an der Schwelle des XVII. Jahrhunderts. —

In seinem Freunde, dem streitbaren Theologen Pierre Charron (1541—1603), hat Montaigne einen gelehrigen Schüler, eine Art Eckermann, gefunden. Nachdem derselbe 1593 eine *Les trois vérités* betitelte Schrift veröffentlicht, in welcher er gegen die Atheisten den Gottesglauben, gegen die Heiden das Christentum und gegen die Protestanten (Du Plessis-Mornay) das katholische Bekenntnis verteidigte, liess er 1601 seine drei Bücher *De la sagesse* erscheinen, ein Laienbrevier der Lebensweisheit. Es ist, wenig originell, mit Hilfe der *Essais* und anderer Moralschriften (Du Vair's z. B.) verfasst („*quêté par ci par là*"), die, wie der Autor naiv erklärt, wörtlich ausgeschrieben werden. An die Stelle der subjektiven, freien Darstellung der *Essais* tritt dabei die systematisch doktrinäre. Der heitere Philosoph der *Essais* wird zum trockenen aber auch dezenten Professor. Wo der elegante Montaigne plaudernd Anregungen säet, da redet Charron wie ein Schulmeister auf uns ein. So trennt eine Kluft Charron's Alltagsschriftstellerei von Montaigne's origineller Kunst, aber die Weltanschauung der beiden Bücher ist dieselbe. Charron bekennt sich zu Montaigne's Skeptizismus, seiner antiken Moral und seinem Deismus. Er erklärt *que la vérité n'est point de notre aquêt, invention ni prise . . . que nous ne savons rien; qu'il n'y a rien en nature que le doute, rien de certain que l'incertitude* (II, cap. 2.). Mit dem Skeptizismus — *il n'y aura jamais d'hérésies, opinions triées, particulières, extravagantes; jamais Pyrrhonien ne sera hérétique.* (ib.) Der Skeptiker ist eine *carte blanche.* So hat Charron über die Thür seines Pfarrhauses zu Condom die Inschrift meisseln lassen: *Je ne sais.* Er untersucht die *natürlichen* Grundlagen der menschlichen Sittlichkeit und wenn z. B. Montaigne einmal beiläufig sagt, *qu'il y a une distinction énorme entre la dévotion et la conscience* (III, 12), so führt Charron breit, und nicht ohne Beredsamkeit aus, wie die Tugendhaftigkeit nicht nur ohne Frömmigkeit bestehen könne, sondern wie sie häufig durch eine fanatische oder lohnsüchtige Gläubigkeit geschädigt werde: *Je veux que tu sois homme de bien, quand bien tu ne devrais jamais aller en paradis, mais pource que nature, la raison (c'est à dire Dieu) le veut, pource que la loi et la police générale du monde le requiert ainsi* (II, cap. 5). Auf natürliche Ursachen wird im nämlichen Kapitel auch unsere Zugehörigkeit zu einem bestimmten Bekenntnis zurück-

geführt: *la nation, le pays, le lieu donne la religion — l'homme sans son su est fait Juif ou Chrétien, à cause qu'il est né dedans la Juiverie ou Chrétienté*, eine Stelle, die Rousseau im *Emile* zum Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars zitiert. Die Religion selbst ist göttlichen Ursprungs, aber sie wird gehalten und überliefert von menschlichen Händen. Der wahrste Gottesdienst scheine der zu sein, welcher, *sans grande opération externe et corporelle, — sans prescription de son service — retire l'âme au-dedans et l'élève par pure contemplation;* welcher in der Gottheit ohne nähere Umschreibung die unendliche Güte, Vollkommenheit und unfassbare Unendlichkeit erkennt und verehrt. Dieser Gottesdienst könne freilich nur das Privileg der Weisesten sein. Das Christentum, das sich an Alle wende, nehme auch körperliche gottesdienstliche Handlungen zu Hilfe, *dont est mieux établi et plus durable.* Das sind gewiss alles Montaigne'sche Gedanken, die sich hier rückhaltloser als in den *Essais* ausgesprochen finden. Das liegt in der Natur systematischer Darstellung und wurde gefördert durch die ruhiger gewordenen Zeiten. Aber wie Charron hier vielfach schärfer spricht als Montaigne, so betont er auch nachdrücklicher als dieser die Offenbarung als Ergänzung des menschlichen Nichtwissens und die Forderung des Glaubens. Weise nach seinem Sinn ist derjenige, welcher Rechtschaffenheit mit wahrer Frömmigkeit verbindet. Was das „Detail des Glaubens und des Kultus" anbelangt, so hat der Weise — Charron beruft sich hier nachdrücklich auf die Glaubenslehre seiner *Trois Vérités* — sich der uralten, weltumspannenden katholischen Ueberlieferung zu unterwerfen, *sans s'embrouiller en nouveauté ou opinion triée et particulière.*

Von den Formen, welche die Gottesverehrung bei den Menschen angenommen, ist auch für Charron die katholische diejenige, welche die meiste Autorität hat: dieser grossen alten Kirche gehört er aus Gewöhnung und Sympathie an. Er ist Katholik. Sein Katholizismus ist wortreicher als der Montaigne's, wie sich's vom Priester begreift. Er schlägt die Stola fester um seinen Deismus. Die Schuld an den blutigen Religionszwisten trägt der Vernunftstolz der Menschen, welche an der Kirche der Väter rüttelten: Die anmassliche *opionion particulière* ist der Feind! Als ein Feld der Vereinigung der getrennten Brüder denkt sich Charron die irdische Lebensweisheit, mit welcher er, tolerant, gute Bürger bilden will.

Charron vollzieht an dem ungebundenen Montaigne gleichsam die Arbeit des Klassizismus: er unterdrückt das *Ich*, meidet die Cynismen, bringt Regel und Ordnung in die Materie und stellt das Lehrhafte in den Vordergrund. Das Buch hatte einen grossen Erfolg. Die Sorbonne verurteilte es. Charron machte sich daran, die angefochtenen Stellen zu mildern, *pour fermer la bouche aux malitieux*

et contenter les simples. Doch starb er über der Drucklegung dieser neuen Ausgabe.

Mehr als Charron betont der Moralist Guillaume Du Vair den religiösen Standpunkt. Allerdings schreibt er *De la philosophie morale des stoïques* und übersetzt dazu *Epiktet*, aber er verfasst auch eine *Sainte philosophie* und Meditationen über Propheten, Psalmen und Hiob. Die Grundlage seiner Philosophie ist christlich; was er von der antiken Moral herübernimmt sind Gemeinplätze des Stoizismus. Das bekannteste Denkmal dieser Weltanschauung ist sein *Traité de la constance et consolation ès calamités publiques* (1596), drei Gespräche, die er mitten im Bürgerkrieg (1589) mit einigen Freunden hält. Du Vair's Schriften verraten eine tüchtige Gesinnung. Seine Beredsamkeit wird leider nicht selten zur Rhetorik. Er führt schon in's XVII. Jahrhundert hinüber durch seine Sorge für die Form, die Banalität des Inhalts seiner sorgfältig gebauten Perioden und dadurch, dass die Moral des heidnischen Altertums, das Reden von „Schicksal", „Natur", nur noch als rhetorisches Ornament christlicher Philosophie erscheint. Du Vair zeigt schon das ornamentale Heidentum des XVII. Jahrhunderts.

Die protestantischen Moralisten lehnen die Hilfe der antiken Philosophie ab und gründen ihre Lehren ausschliesslich auf die Bibel.

So erhebt sich gegen die „Epikuräer" welche die Natur zur Lehrmeisterin der Menschen machen wollen, der tapfere Hugenottenführer François de la Noue (1531—91) in den *Discours politiques et militaires* (1587), die er während seiner Gefangenschaft auf Schloss Limburg schrieb. Diese sechsundzwanzig *Reden* handeln von politischen, ökonomischen, moralischen, militärischen Dingen. Die letzte stellt die Kriege der Jahre 1562—70 dar, welche der Verfasser mit seltener Bescheidenheit und Unparteilichkeit erzählt. Sie ist eine Hauptquelle de Thou's geworden. La Noue ist von inbrünstiger Gläubigkeit, aber duldsam, ein wahrhaft guter Mensch. Die Gegner, die er mit Waffen oder Worten bekämpfte, der wilde Monluc und der humane Montaigne, sind einstimmig im Lobe seiner Gesinnung und seiner Handlungsweise. Die *Reden*, mit welchen er die Rettung seines unglücklichen Vaterlandes zu fördern beabsichtigt, sind ohne gelehrten Aufputz, einfach, aber kräftig geschrieben. Trotz der kalvinistischen Strenge mit welcher er gegen die weltliche Vergnügungssucht und nicht zum wenigsten gegen die Amadisromane eifert, zeigt er Humor und ist ihm Rabelais nicht verhasst. —

Aus dem Lager der Protestanten wie der Katholiken schallt es am Ende des Jahrhunderts: Der Feind ist die anmassliche Vernunft — unterjocht sie! Diese Lehre hatte Frankreich sich durch einen halbhundertjährigen Bürgerkrieg erkauft.

In seinem *Triomphe de la foi* hat Du Bartas († 1590) sie in Verse gebracht. Als Sklavin schreitet dem Siegeswagen der Glaubensgöttin voran

Cette-ci que Raison sans raison l'homme appelle,

und die seine Verführerin ist:

Armant ores les rois et leur mettant en tête
Que rien ne sied si mal à la gloire d'un roi
Que soumettre son sceptre au sceptre de la foi
Et rendre sa grandeur d'autre grandeur sujette;

Or enflant de venin ceux que l'aveugle monde,
Charmé par leurs discours, met au rang des savants;
Qui, dis-je, ont dépendu beaucoup et d'huile et d'ans
Pour guider les humains sous la nuit plus profonde.

Elle a comme la foi, des plumes aux aisselles,
Mais soudain qu'elle veut, d'un vol audacieux,
Comme le Crétéan, s'approcher trop des cieux,
Phébus fond de ses rais la cire de ses ailes.

H. Morf.

Émile Montégut.

„Hinten im Hofe eines Hauses der rue Jacob geht es vier Treppen hoch bis zu einem lang hingezognen Gange, in den die Kammern der dienstbaren Geister münden. Ein ganzes Labyrinth von Gesinderäumen. — Der Schlüssel steckt an der Thüre. Nach vergeblichem Klopfen entschliessen wir uns den Schlüssel zu drehen. Wir sind nun in einer Art Rumpelkammer, in der Stösse von Büchern unordentlich auf dem Boden herumliegen — mitten d'rin ein paar ungewichste Stiefel. — „Wer ist da" — so hallt wie aus tiefstem Traume eine Stimme aus der anderen Stube zu uns herüber. Wir treten ein und befinden uns in einer Grisetten- oder Nähterinnenbude. Darinnen ein Nachttischchen, überladen mit neuen brochierten Büchern und im Bette ein mageres, kränkliches Männchen — das wir geweckt hatten! Es ist zwei Uhr! Wir sind in der Mansarde eines Kritikers, eines Mannes von grossem Talente, bei Montégut, dem Mitarbeiter der *Revue des deux Mondes.*" — So ungefähr berichtet das Tagebuch der beiden de Goncourt am 27. November 1862. Jenes kränkliche, magere Männchen war damals 37 Jahre alt, der Langschläfer einer der fleissigsten Schriftsteller Frankreichs. Vielleicht hatte er bis zum Tagesgrauen gearbeitet. Auch mit der Magerkeit muss es nicht so gefährlich gewesen sein, denn uns ist ein Bild des etwa vierzigjährigen Montégut bekannt, auf dem Alles rundlich ist; was vollends das kränkliche Aussehn anbetrifft, so hat es den 37jährigen nicht verhindert noch weitere 33 Lenze zu schauen, denn erst vor wenigen Monaten, im Dezember des vergangenen Jahres, trug man Montégut zu Grabe, und mit ihm ein halbes Jahrhundert enormen Fleisses. —

Jean-Baptiste-Joseph Émile Montégut wurde am 24. Juni 1825 in Limoges geboren. Als blutjunger Student der Rechte begann er sich mit dem in Frankreich völlig unbekannten Philosophen und Essayisten Ralph Waldo Emerson zu beschäftigen. Das Englische scheint er von frühster Jugend an beherrscht zu haben; vielleicht verdankt auch er, wie sein berühmter Zeitgenosse H. Taine, diese für die spätere Schriftstellerlaufbahn so wichtigen linguistischen Kenntnisse, einer in Frankreich seltenen guten Fee, in der Gestalt eines — weitgereisten Onkels! Der junge Rechtsbeflissene vertiefte

sich so sehr in die Schriften des amerikànischen Carlyle, dass er die Jurisprudenz darüber vergass. Die Frucht dieses Studiums war ein für das Alter des Autors erstaunlich geistestiefer und formgewandter Aufsatz, den keine geringere als die allmächtige *Revue des deux Mondes* sofort in ihre vielumworbenen Spalten aufnahm. Damit war der junge Montégut ein gemachter Mann, ein glänzend eingeführter „homme de Lettres", der Institutionen und Code Napoléon getrost bei Seite legen konnte. Das corpus juris hatte für den Mitarbeiter Alfreds de Musset, Heinrich Heines, Sainte-Beuves, Saint-Marc Girardins, der George Sand und so vieler anderer Koryphäen dieser üppigen Litteraturperiode, jeglichen Reiz verloren. Francois Buloz, der spürkundige und feinsinnige Gründer und Leiter der *Revue* hatte mit demselben sicheren Blicke, der sofort in dem Autor des *Spectacle dans un fauteuil* den Poeten von Gottes Gnaden entdeckte, in Montégut einen Kritiker und Essayisten erkannt, der für seine Zeitschrift, deren vornehme Haltung, geistige Richtung und Vielseitigkeit wie geschaffen war. Beide, Musset und Montégut wusste er nicht nur mit goldenen Ketten, sondern auch mit den Banden der Freundschaft an seine bedeutende journalistische Schöpfung zu fesseln. Ein Blick in die Register derselben genügt, um uns einen Begriff von Montéguts staunenswertem Fleisse, von seinem alles umfassenden, ergründenden und beleuchtenden Geiste zu geben. Kritische Aufsätze über Dramatiker und Romanschriftsteller, biographische Skizzen, zum Teil sehr eingehende und grundlegende Studien, wie die über Pope, Musset, Heine u. A., Artikel historischen Inhalts, von denen der über den Marschal Davoust besonders hervorgehoben werden soll, Reiseschilderungen aus der Heimat, aus denen liebevolles Verständnis für Land und Leute, reges Interesse und aesthetisches Empfinden für die Kunstschätze der französischen Provinzen sprechen; dann social-politische Abhandlungen, die besonders in die unruhige Zeit von 1848 fallen, Aufsätze über die Boers und den Zusammenstoss der Rassen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Artikel über Menschen und Dinge des fernen Orients, italienische Reisebilder und endlich die zahlreichen Betrachtungen über die englische Litteratur und besonders deren Roman — über all dies und noch über mancherlei anderes wusste Montégut nicht nur geistreich und fesselnd, sondern auch gediegen und gründlich zu schreiben. Alle seine Schriften tragen den Stempel des sittlichen Ernstes, des humanen Interesses und des moralischen Gleichgewichts. Mit einem warmen Gefühle für den Menschen, wes Geistes und wes Landes er auch sei, vor allem aber für das Ideale, das Schöne, das Ewige, das in ihm lebt, schöpfte er aus dem Gedankenmeere der Weltlitteratur für die denkenden und Dichtenden seines Vaterlandes eine Fülle neuer Ideen.

Nur vorübergehend werden wir uns mit dem Sociologen, dem Mo-

ralisten und Geschichtsphilosophen, dem Zeit- und Völkerpsychologen beschäftigen. Einem Berufeneren möchten wir es überlassen, in den vergilbten Blättern der alten Jahrgänge der *Revue des deux Mondes* nachzuschlagen und ein zusammenhängendes Bild dieser Thätigkeit Montéguts zu entwerfen; denn was er über die „menschliche Individualität und die Geistesunabhängigkeit der modernen Gesellschaft“, über „Zeitsymptome“, über „die Ursachen der Geistesanarchie“, über die „Allgewalt der Industrie“, über „das Genie und den französischen Charakter“ etc. etc. schrieb, ist nicht weniger lichtvoll und bedeutend als sein litterarisches Wirken, d. h. seine Uebersetzungsthätigkeit, seine französische und internationale Kritik.

Betrachten wir uns zunächst das Werk des Vermittlers der englischen Litteratur. Neben den oben erwähnten Arbeiten, die wohl an die zwanzig Bände anfüllen würden — die fünfzehn in Buchform erschienenen Werke enthalten nicht alles was, er für die *Revue* geschrieben — fand Montégut nicht nur Zeit und Musse Macaulays mehrbändige „History of England from the Accession of James the Second“ zu übertragen, sondern auch die Uebersetzung des ganzen Shakespeare zu bewältigen. — Seit Destouches in den zwanziger Jahren des XVIII Jahrhunderts einige Scenen des „Sturms“ frei behandelt [1]) und seit der Berner Louis de Muralt den Franzosen in seinen „Lettres sur les Anglais et les Français“, die 1725 erschienen, aber schon Ende des XVII Jahrhunderts verfasst waren, zum ersten Male in verständiger Weise über den grossen Britten berichtete,[2]) ist Shakespeare fast ebenso oft stümperhaft ins Französische hinübergepfuscht als kritiklos behandelt worden. Bekannt ist Voltaires berühmtes und berüchtigtes Urteil in den *Lettres philosophiques*, das mit den Worten beginnt: „Shakespeare war ein Genie voll natürlicher

[1]) Wir folgen hier G. Pélissier, — *le Drame shakespearien en France* —. Nach H. Hettner, — *Geschichte der französischen Litteratur: XVIII Jahrhundert*, 5te von H. Morf verbesserte und vermehrte Auflage —, hat Destouches, der in seinen Vorreden mit Vorliebe auf Dryden, Congreve und Steele hinweist, Shakespeare nie citiert, was jedoch unserer Ansicht nach eine Benutzung seiner Dramen nicht ausschliesst.

[2]) Die erste Nennung Shakespeares in Frankreich fällt in das Jahr 1693. —

[3]) Pierre Lalo, der jüngst im *Journal des Débats* (10. Februar 1896) eine köstliche Blütenlese litterarischer Gemeinplätze für das gebildete französische Publikum zusammenstellte, giebt ihm u. A. folgende Ratschläge: „*Vous ferez sagement par exemple, de louer quelquefois Shakespeare. Inutile de lire le texte anglais, ou même une version en notre langue. Les opéras nous ont donné des claretés sur Hamlet, Roméo et Juliette, Othello; vous êtes rapidement instruits que le roi Lear n'est pas un jeune homme heureux, et que lady Macbeth ne parvient pas à se laver les mains. Avec ces connaissances et des épithètes assorties, vous êtes assez pourvus. Personne en France n'en sait plus long; mais personne n'en convient. Et vous n'en conviendrez non plus*“ . . . .

Kraft, reich und erhaben, aber ohne ein Funken von gutem Geschmack und ohne die geringste Kenntnis der Regeln . . . ." Litterarische Feinschmecker, eine kleine Gemeinde Shakespeare - Enthusiasten und eine Hand voll sprackkundiger Gebildeter ausgenommen, denkt und empfindet auch das heutige Frankreich wie Voltaire vor bald zweihundert Jahren. Ich sage er denkt so — es schwarz auf weiss zu gestehen, wagen höchstens junge Hitzköpfe, die da wähnen, man müsse auch in Dingen des Geschmackes gerade und ehrlich mit der Wahrheit herausrücken. Bis auf den heutigen Tag ist Shakespeare in Frankreich im besten Falle ein mit Ehrfurcht behandelter Gast, begrüsst mit derselben Ehrerbietung die Racine, von Mad. Second-Weber eingeführt, noch jüngst in Deutschland zuteil wurde.[3]) Einbürgern werden sich seine Dramen auf der französischen Bühne voraussichtlich niemals. „Frankreich, die Heimath des herkömmlichen Geschmackes und des gebildeten Tons" — so schreibt Heine, den wir in Dingen der modernen französischen Litteratur mehr befragen dürften, — „glaubte lange Zeit den grossen Britten hinlänglich zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren nannte und über seine Rohheit so wenig als möglich spöttelte . . . . Die Franzosen sind zu sehr Kinder ihrer Mütter, sie haben zu sehr die gesellschaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingesogen, als dass sie dem Dichter, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte atmet, sehr viel Geschmack abgewinnen oder gar ihn verstehen könnten" . . . . Ueber hundert Jahre litterarischer Emancipation bedurfte es, bis Shakespeare über dem Kanale respektvolle Duldung und historisches Verständnis fand, bis Theophile Gautier 1844 noch stark übertreibend, ausrufen konnte: *Nous sommes enfin dignes de Shakespeare.* Diesen Umschwung hatte nicht sowohl das lärmende Gethue der Romantiker vollbracht, als das Ideenbefreiende Buch *Racine et Shakespeare*, des genialen Stendhal, des „grössten Psychologen dieses Jahrhunderts und aller vorangehenden Jahrhunderte", der später einen Taine für Shakespeare und die englische Litteratur gewinnen sollte. Uebrigens war der Shaspeare-Enthusiasmus der streitbaren Schar der Romantiker kein ganz ehrlicher. Er stand im Dienste der litterarischen Revolution. Die blinde Verehrung Victor Hugos und seiner Gesinnungsgenossen für den grossen Britten war weder eine Folge gewissenhafter Anerkennung noch richtigen Verständnisses. Sie hat etwas Erzwungenes und bildete jedenfalls ein vorteilhaftes prägnantes Programm der dichterischen Umwälzungspartei. Im gleichen Jahre 1844 hatte Benjamin Laroche, den eine siebenjährige Verbannung mit der Sprache und Litteratur Englands vertraut gemacht, den ganzen Shakespeare übersetzt. So mangelhaft diese Uebertragung auch war, so bedeutete sie dennoch einen Fortschritt gegenüber den Verstümmelungen des XVIII. Jahrhunderts. Drei Lustren später unternimmt François-Victor

Hugo, des grossen Hugo jüngerer Bruder, eine neue französische Bearbeitung. Frankreich erhält die erste Shakespeareausgabe mit litterarhistorischer Einleitung und kritischem Kommentar. Allein, eine wortgetreue, auf gründlicher Kenntnis der englischen Sprache und Litteratur beruhende Uebersetzung, ohne Concessionen an den französischen Geschmack von heute oder gestern und doch, im eleganten Gewande meisterlichen Stils, gelang erst Émile Montégut. — Édmond Schérer, der sonst der gesammten Uebersetzungslitteratur nicht wohl gesinnt war, spendet, nach genauer Prüfung, Montégut das Lob, die schwierige Aufgabe mit grossem Geschicke gelöst zu haben. Einleitung und Kommentar stellt er höher als die ähnlichen Guizots, von dessen Shakespeare Studien zwar H. Heine sehr viel rühmendes zu sagen weiss, — freilich nicht ohne Seitenhiebe für den „schwerfälligen Elephanten". Ein Meisterstück psychologischer Kritik ist seine Abhandlung über Hamlet, in dem er nicht den sentimentalen Schwärmer, sondern einen männlichen, tapfern und loyalen Charakter sehen will. Der wahre Hamlet ist nach Montégut „nachdenkend und zugleich energisch, männlich und unentschlossen, melancholisch und brutal, er hat eine edle und erhabene Seele, aber auch eine feudale und rauhe Natur". Allein nicht blos an den Namen Shakespeares knüpften sich Montéguts Verdienste um die Einführung englischer Dichtkunst in Frankreich. Seiner Erstlingsarbeit über Emerson haben wir bereits gedacht.[1]) Auf den litterarischen Geschmack des jungen französischen Schriftstellers übte der geistreiche und stilgewandte, aber nicht sehr tiefe amerikanische Philosoph einen bleibenden Einfluss aus. Emerson seinerseits war in die Schule deutschen Denkens und Dichtens gegangen und hatte Goethe in der amerikanischen Litteratur heimisch gemacht, wie dies Carlyle zuvor in England gethan. Sein Essay über den Altmeister, der sich, wenn wir nicht irren, unter den von H. Grimm verdeutschten befindet, gehört zu den Perlen der jungen amerikanischen Prosa. So breiteten sich denn die Schwingen des Genies vom kleinen Weimar zuerst über England aus; hierauf wanderte Goethes Geist über den Ocean nach Boston, der Musenstadt

---

[1]) Merkwürdiger Weise erschien gleichzeitig mit dem Tode Montéguts eine französische Uebersetzung von Emersons *Representative men*, — also 49 Jahre nachdem ihn unser Autor eingeführt. Zu dritt arbeiteten die Uebersetzer an diesem Buche, das sie ebenso unfranzösisch wie ungenau *Les Sur-Humains* betitelten. Wenn die französiche Sprache keinen Ausdruck für „representative" hat, so adoptiere sie doch einfach das englische Wort. Sie thut dies in zahlreichen Fällen, wo es unnötiger oder ganz unnötig ist. — In der *Bibliothek* der Gesammtlitteratur *des In- und Auslandes* erschien soeben der II. Theil der *Repräsentanten der Menschheit* von Emerson, übersetzt und mit einleitender Studie über den Autor versehen von Dr. Karl Federn.

der Vereinigten Staaten, und von dort wieder zurück an die Ufer der Seine. Solche Umwege im geistigen Tauschhandel der Völker sind nicht selten und leicht ist es ihnen zu folgen, denn den Lauf der Ideen hemmen weder Grenzpfosten und Sperrforts noch Meere und Gebirge. —

In den fünfziger Jahren veröffentlicht Montégut, immer in der *Revue d. d. M.*, eine vollständige Geschichte des modernen englischen Romans. Er behandelt nach einander den socialen, religiösen, den Sitten- und Gesellschaftsroman, den pessimistischen, den realistischen etc. Er schreibt einen trefflichen Aufsatz über Lawrence Sterne und macht seine Leser mit Alfred Tennysons volkstümlichen Liedern bekannt. Von Emerson zog es ihn zu Nathaniel Hawthorne, der nicht nur Dichter sondern auch ein spekulativer Kopf war und dessen Romane oft nur poetische Gestaltungen philosophischer Ideen bilden. Durch Montégut kamen zwei weitere Amerikaner in Frankreich zur Geltung, der Dichter Longfellow und Mrs. Harriet Beecher Stowe die Verfasserin von *Uncle Toms Cabin.* Er zuerst schilderte Leben und Werke des merkwürdigen Geschwisterpaares Charlotte und Emily Brontë und besprach Wesen und Bedeutung der Romane George Eliots. Viele dieser Studien wirkten geradezu bahnbrechend. So hat sich ein Enthusiast der englischen Dichtung, der gewandte Schriftsteller Th. de Wyzewa an Montéguts Schriften gebildet; vor ihm aber schon eine ungleich mächtigere und originellere Dichtergestalt Charles Baudelaire, dem es eine Zeit lang gelang, die französische Decadence-Poesie geradezu zu anglo-amerikanisieren. —

In der Mitte dieses Jahrhunderts war Deutschland für Frankreich immer noch das Land der Balladen, der Burgen und Burggrafen, der Feen, Wassernixen und Zwerge, eine Art bric-à-brac Magazin des Mittelalters, wie es sich die ersten Romantiker schon vorgestellt hatten . . . . . Erst mit Saint-René Taillandier, sehen wir eine Reihe hochgebildeter Gelehrten in der französischen Litteratur auftreten, die sich nicht damit begnügen, Deutsch und Deutsches zu „ahnen", wie einst Sainte-Beuve. — Von diesen Kennern und Vermittlern deutschen Geistes ist Montégut einer derbedeutendsten. Den Kritiker Philarète Chasles, in dem schon zuvor deutsche Litteraturinteressen einen beredten Fürsprecher gefunden, übertrifft er an Tiefe und Gründlichkeit ohne minder geistreich zu sein wie jener. „Unter den Kritikern der *Revue d. d. M.* sagt der kürzlich verstorbene Th. Süpfle in seinem grundlegenden Werke der *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich* — verdient besonders E. Montégut wegen seiner warmen protestantischen Gesinnung und seiner tiefen Einsicht in das Wesen des deutschen Idealismus rühmende Erwähnung (II. p. 70). Dieses einsichtsvolle Erkennen und Anerkennen deutschen Wesens und Wertes offenbart sich in allen seinen Schriften.

In den drei Studien aber, die er zwei grossen deutschen Dichtern widmete, leistete er mehr. Was Montégut über Werther und Wilhelm Meister, was er über Heines lyrische Gedichte schrieb, das darf zu den schönsten Darstellungen und feinsten Analysen gerechnet werden, die sich hüben und drüben mit der Lösung dieser so schwierigen litterarischen Probleme beschäftigt haben. Und wer war es, der den jungen Franzosen, abgesehen von dem erwähnten Einflusse Emersons, der deutschen Dichtung zugeführt, wer hat ihm die reiche Bildungsquelle deutschen Denkens eröffnet? Ein tot kranker deutscher Poet, der den dreissigjährigen Montégut an sein Marterbett rief, auf dem er seit sieben Jahren hinsiechte. Erst dreissig Jahre später erzählt unser Autor diesen Besuch bei Heinrich Heine vom Spätjahre 1855. Polen und andere hatten diesen, den sterbenden Menschen und den unsterblichen Dichter, in niederträchtiger Weise angegriffen. Heine wollte das Talent des jungen Mannes, von dem er hohe Stücke hielt, für seine Sache gewinnen. Für wahr! einen besseren Anwalt hätte er sich nicht wählen können. Das Plaidoyer liess zwar lange auf sich warten. Dafür aber wurde der Aufsatz: *Henri Heine, Années de jeunesse*, *Poésies lyriques*, der in der *R. d. d. M.* vom 15. Mai 1884 erschien, ein Meisterstück psychologischer Kritik. Ich wiederhole hier, was ich anderwärts des Näheren auszuführen suchte: diese Studie Montéguts gehört zu den glänzendsten, gedankenreichsten und tiefsten die wir über das Poetensphynx genannt Heine besitzen. Nur einen raschen Blick auf einige besonders scharfsinnige Seiten: Jeder deutsche Kritiker, der sich und seine Litteratur respektiert — er braucht deswegen keine streberische Heinekarikatur auf dem Gewissen zu haben, wie sie sich kürzlich ein Königsberger Magister leistete, — sieht in dem Misston, in dem grellen Umschwung von Thränenlyrik zum Satyrlächeln- oder grinsen so vieler Lieder Heines, entweder Maniertheit, Effekthascherei, Gassenbubenlaune und dergleichen oder innerste Verderbtheit, Geistescorruption. Montégut dagegen versucht es, die erschütternde Tragik dieser Erscheinung nachzuweisen. „Der Widerspruch zwischen der Liebe und ihrem Gegenstand ist es, der seinen Sarkasmen, Ironien und lästerlichen Schmähungen zu Grunde liegt, die man so oft als poetische Dissonanzen verdammt hat. Weit entfernt Dissonanzen zu bilden, sind ganz im Gegenteil Ironie, Spott und Hohn im vollsten Einklang mit einer so gearteten Liebe; in ihrer Vereinigung liegen furchtbare Harmonie und tiefe Originalität; jedenfalls legen sie Zeugniss ab von der Wahrhaftigkeit des Dichters . . . . Oh' wie falsch und trügerisch wären seine Lieder, wenn sie, um die Einheit nicht zu verletzen, auch im Klagetone ausklängen“ (p. 87). Noch bemerkenswerter, besonders angesichts der zur Zeit sehr dankbaren und beliebten Phrase von der Heinevergiftung der deutschen Poesie, ist

es, wenn Montégut nachweist, dass die volkstümlichen Weisen, die Heine so täuschend ähnlich, so wundersam packend nachzusingen wusste, dieselben Sprünge von Liebesseufzer zum Satyrgelächter zeigen, wie sie oft den Ausdruck innig naiver Liebe mit verletzender Ironie und empörendem Cynismus verbinden. —

Montéguts verständnissvolles Vertrautsein mit der Goethe'schen Dichtung, seine hohe Verehrung für diese Weltseele, sprechen aus zahlreichen Stellen seiner Werke. Es sei hier nur ein Beispiel angeführt, das zugleich darthut, wie es unser Autor verstand sein ausgedehntes Wissen in den Dienst der vergleichenden Kritik zu stellen. In einem Artikel über Enfantin, in dem er den Expropheten der neuen Religion mit köstlichem Humor, aber auch mit vernichtendem Spotte abkanzelt, belehrt er den eitlen Phantasten, — der eine erste Auflage der Mystik darstellt, welche in den (*Fin de siècle — Humbug*) des Sâr Joséphin Péladan ausgeartet hat — dass die berühmte Doktrine von der Rehabilitation des Fleisches nicht einmal neu sei, dass sie vor ihm und vor seinem Meister von einem Genie und bewunderungswürdig klaren Geiste dargelegt worden sei.[1]) Wenn er *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre* nicht kenne, so beeile er sich, das Buch zu lesen: . . *cette lecture lui sera profitable à beaucoup d'égards, et, entre autres services, elle pourra lui enseigner la modestie. Il y verra comment on peut être un prophète, un voyant, un sage inspiré, sans faire aucun bruit inutile, et sans avoir envie de révéler sa qualité de prophète à tous les badauds qui passent. Il y verra qu'on peut recevoir les visites de l'esprit universel avec une joie tranquille et une grande dignité de maintien, comme on reçoit les visites d'un prince ami. Quand il aura lu ce livre, il sera plus convaincu peut-être que jamais de la sainteté de la matière, mais il ne sera plus tenté de célébrer cette sainteté en sermons burlesques et macaroniques.* — Wohl haben Enfantin und die Saint-Simonisten einige Ideen des Goethschen Werkes wiedergegeben, aber undeutlich und verkehrt, niemandem zum Heile und vielen zum Aerger. Eine schlecht verkündete Wahrheit sei eben so schlimm als ein Irrtum und deswegen wird das, was im Mund Goethes wahr klingt, im Munde Enfantins falsch klingen. Es soll Holbach nicht untersagt werden nach Spinoza zu reden; nur dürfe er die Lehren desselben nicht

---

[1]) Montégut hat in seiner Studie über Heine darauf hingewiesen, dass der Dichter jene Lehren von der Rehabilitation des Fleisches gegenüber dem Spiritualismus nicht erst bei den Saint-Simonisten gefunden habe, wie dies gewöhnlich angenommen werde, sondern dass dieselbe schon im Almanzor in ihrer berauschenden Immoralität hervortrete. Er geht sogar noch weiter und ist geneigt, gerade das Umgekehrte zu glauben, nämlich dass Heine es war, der die Saint-Simonisten beeinflusste. Vergleiche Betz *Heine in Frankreich* p. 118.

verdrehen; auch ein Enfantin darf nach Goethe zum Worte kommen, nicht jedoch um des Deutschen Ideen zu verpfuschen. —

Doch wenden wir uns nun dem Kritiker zu, der über einige der wichtigsten und schönsten Litteraturdenkmäler des modernen Frankreich zu Gerichte sass. Hier, in dieser schwierigen Stellung, bewährt er sich nicht nur als Schriftsteller von weitem Blick, sicherem Urteil und feinem psychologischem Empfinden, sondern auch als ein Mann von Takt, der es versteht deutlich zu sein ohne mit dem Kolben dreinzuschlagen, in liebenswürdiger Weise Fehler und Mängel aufzudecken, der sich an das Wort Vauvenargues hält „Es ist leicht ein Werk zu kritisieren; aber es ist schwer es zu würdigen". Ferd. Brunetière, dessen herbes Wesen der *Revue* viele Sympathien gekostet, könnte hierin von seinem Vorgänger Manches lernen. Montéguts feine Art der Kritik bewährt sich besonders dort, wo er sich mit viel umstrittenen litterarischen Berühmtheiten zu beschäftigen hat, die nur entzückte Bewunderer und leidenschaftliche Gegner kennen. So entwirft er in einer interessanten Besprechung der *Misérables* in wenigen Zügen ein fein durchdachtes Bild von Victor Hugos sturmreicher litterarischer Mission. Nicht Frieden und Eintracht spendend sei diese mächtige Dichtergestalt, sondern Zank und Hader säend, mag sie schaffen was sie wolle. Er gehöre zu jenen 5—6 Menschen, die Gott einer jeden Generation zu bescheeren scheint, damit sie wie Jupiter der Wolkensammler, Gedankenstürme unter den Sterblichen verbreiten. Auch um die *Misérables* werde die Hochflut des Hasses und der Bewunderung wüten. — Dem Dichter der Jugend und der Liebe, der sich schon als Dreissigjähriger, Lebens-, Liebes- und Geistesmüde, dem „grünen Gifte" ergab, wusste keiner so gerecht zu werden, als Montégut, dessen ganzes Leben unausgesetzte, kerngesunde und geistesfrische Arbeit war. Sein Bild vom Dichter Alfred de Musset, das mit denen von Th. Gautier, Béranger, Charles Nodier, Alfred de Vigny, Saint-René Taillandier u. A. in dem zweibändigen Werke *Nos Morts contemporains* erschien, gehört nicht nur zu dem Besten, was über den unglücklichen Freund George Sands geschrieben wurde, sondern es ist zugleich auch ein Muster aesthopsychologischer Forschung um mich eines Ausdruckes von E. Hénnequin zu bedienen. Er, der bald Sechszigjährige — die Rev d. d. M. brachte den Aufsatz Anfang der achtziger Jahre — der noch zu jener Jugend gehörte hatte, welche die Liebeslyrik Mussets entzückte und berauschte, fragt sich, ob es nun nicht zu spät sei, um mit wahrer Wärme, mit gerechtem Verständnis von dem Dichteridol einer längst vergangenen Zeit zu reden. Ihm fällt ein Ausspruch des greisen Goethe ein, der seinem Eckermann klagte, dass ihm die Seelenkraft, der Geistesschwung mangle. Er weiss auch, dass die ernstere Gedankenrichtung des Alters, die an Stelle des elastischen Jugendenthusiasmus getreten,

zuweilen allzu strenge urteilt, dass graue Haare nur noch zerstörte Illusionen und nackte Wahrheiten kennen, dass sie in der Ausgelassenheit der Jugend bloss verblendeten Sinn, in ihrem Straucheln bloss Laster und Verbrechen sieht. Und er fühlt, dass man sich mit solchen Gesinnungen nicht einem Dichter vom Schlage Alfreds de Musset nahen darf. Nach solcherlei selbstprüfenden Betrachtungen kommt er dann zu einem Schluss, der so viele beherzigungswerte Wahrheiten birgt, dass wir den Autor selbst reden lassen wollen, — beherzigungswert nämlich besonders für eine gewisse Klasse litterarischer Sittenrichter, die Poeten der Vergangenheit und Gegenwart nach dem Gesetzes- und Moral-Codex aburteilen, der für ehrenwerte Landpastoren, königliche Staatsbeamte und preussische Privatdozenten geschaffen ist, deren erste und letzte Pflicht, um nicht zu sagen einzige Aufgabe es ist als leuchtendes Beispiel sittsamen und loyalen Lebenswandels zu glänzen. Da er französisch spricht, können wir ja dergleichen thun, als verstehe sich das Gesagte für uns Deutsche von selbst . . .: *quel que soit l'âge*, *quelles que soient les doctrines du critique*, *la seule méthode pour juger avec justice un poète comme Alfred de Musset est de le juger avec les idées et les sentiments propres à cette période de la vie humaine dont il a été un chantre si inspiré; toute autre serait l'iniquité même. En thèse générale d'ailleurs, il serait facile d'établir que la critique n'a aucune autorité pour reprocher aux poètes les sentimens qu'ils ont choisis*; *elle n'a autorité que pour prononcer sur l'expression de ces sentiments*, *et les droits de la morale*, *soyez-en sûrs*, *n'en seront pas moins bien sauvegardés* (p. 204). Waren die Empfindungen und Gedanken des Dichters verwerflicher Art, so wird er selbst es sein, der früher oder später das eigene Verdammungsurteil fällt. Wie wahr spricht hier Montégut! — Wohl hat sich die moralisierende Kritik gegen Musset und dessen deutschen Geistesverwandten Heine unerbitterlich gezeigt, — grausamer übten aber beide Selbstjustiz. Dichter mögen oft schuldig sein, — die Poesie ist es nimmermehr. So verlangt er denn für den Sänger der *Nuits*, der wie kein anderer der Weltlitteratur, die Personification der Jugend und der Liebe gewesen, ein besonderes, anmutiges, freundliches Plätzchen in der Geschichte der Dichtkunst. Die berühmte Einleitung zu Mussets *Spectacle dans un fauteuil*, in der der Dichter seine politische und religiöse Gleichgültigkeit offen zur Schau trägt, und zugleich seine Kunst- und Liebesreligion feiert, hat bekanntlich nur zu oft willkommenen Anlass zu deklamatorischen Moralpredigten der gestrengen Litterarhistorik gegeben. Wiederum wendet sich Montégut auf einigen Seiten, die sich in der Revue d. d. Mondes des Herrn Brunetière seltsam ausnehmen, gegen diese allerorts verbreitete Philister-Kritik. Musset vorwerfen, dass er nicht die hohen Aufgaben und Ziele des Menschen und Bürgers besungen,

das sei gerade so gescheit wie wenn man etwa beklage, dass sich Horaz dem Epikurismus hingegeben, statt die stoische Moral zu verherrlichen. Hätte dieser, wie Virgil, die hohen Götter des Olymps und die Genesis des latinischen Volkes gefeiert, so gäbe es einfach einen römischen Dichter weniger. — Den Seelenzustand Mussets und seiner Zeit schildernd, prüft Montégut mit der sicheren Sonde des Psychologen Zweifel und Entmutigung, zorniges Aufbäumen und den schneidenden Hohn des vergebens nach Klarheit, Wahrheit, Recht, Freiheit und Menschenwürde jagenden, von Gott und Welt so gründlich verzogenen Musenlieblings, den schliesslich nach verzweifeltem Ringen überall nur fratzenhafte Lüge anstarrt. Es lügt die Liebe wie die Frau, die Moral wie der Mann, Heldenmut und Soldat, Gott und seine Priester. — Einen denkwürdigen Tag nennt Montégut den 1. August 1833, denn als *Rolla* erschien gab es in Frankreich einen Poeten, im heiligen und antiken Sinne des Wortes „vates". Ja, er sieht in diesem Gedichte nicht nur unvergängliche tragische Grösse, sondern auch religiöse Bedeutung und prophetische Wahrzeichen. Worte der Weisheit fallen nicht immer von weisen Lippen, ebenso wenig wie Tugendbotschaft stets nur von tugendsamen Herzen verkündet wird. *L'esprit qui souffle où il veut appelle aussi qui il veut, et, ce jour là, il lui convint de prendre pour interprète un jeune dandy voluptueux.* Und nun charakterisiert er diese düstere Apokalypse des modernen Menschen, die mit dem Herzblute eines drei und zwanzigjährigen Jünglings niedergeschrieben wurde. Mit einer universellen Litteraturkenntnis, die der französischen Kritik bisher noch nie zur Verfügung stand, reiht Montégut den Schöpfer des Rolla ein in das kosmopolitische Gefolge der Barden der Schwermuth die einst unserem Jahrhundert den Namen „Zeitalter der Melancholie" geben werden. Die ganze Weltlitteratur überblickend, findet er überall Anklänge und Anlehnungen, Beeinflussung oder auch blos Geistesverwandtschaft, ohne dabei an der gefährlichen Klippe pedantischer Kleinkrämerei zu scheitern. Wir begegnen hier den Namen Marivaux und Shakespeare, Diderot und Boccaccio, Philippe Massinger und John Marston, Keats und Victor Hugo, Byron und J. P. Richter, Leopardi und Chateaubriand. Was Mussets Herzeleid von dem Weltschmerze Chateaubriands, Leopardis und Byrons unterscheidet, was seiner inneren Zerrissenheit nicht nur für unser Jahrhundert, sondern auch für die kommenden hohe Bedeutung verleiht, das ist die ihm zur furchtbaren Wahrheit gewordene Erkenntnis: *Le mal de siècle c'est l'épuisement moral.* Musset selbst — und mit ihm Montégut, sie glauben die Quelle dieses Zeitsymptoms in dem Schwinden des religiösen Glaubens suchen zu müssen. Ohne Religion keine Liebe, ohne Liebe keine Gesellschaft. Fluch der Rasse der kalten Sophisten, rechthaberischer Kritikaster — und mögen sie auch Voltaire heissen! (Rolla). — Wohlwollend und

entschuldigend, ohne Spur hausbacken-spiessbürgerlicher Allüren, mit seltenem Takte an den Einzelheiten der leidigen Tragi-Komödie *Elle et Lui* vorübergehend, entwirft Montégut ein packendes Bild der Liebesreligion Mussets — und dennoch wirkt es vernichtend. Dem heissblütigen Lebemanne, dem Schosskinde der Musen fehlte es eben an Achtung vor der Liebe selbst, und daher auch vor dem Gegenstand seiner Liebe. Wie sagt doch Robert Browning? Niemals höre auf zu lieben und wenn Du die Frau nicht mehr lieben kannst dann liebe die Menschheit, ist es mit dieser Liebe vorbei, dann liebe die Natur, und liebst Du auch diese nicht mehr, so liebe Gott. — Musset brachte es nicht einmal bis zur zweiten Stufe dieser Liebesscala. Als er die erste Liebe verlor, wurde es in seinem Herzen wüst und leer. Er hatte sich durch ausschweifendes Leben an der Religion der Liebe versündigt, das Laster liess ihn nicht mehr los; es verfolgte ihn wie Mephisto Gretchens Freund. Unverblümt, ohne Schminke und Retouche hat er sein Fallen und Sinken in den *Confessions d'un enfant du siècle* gebeichtet, von denen er einmal sagte: *J'y ai vomi la vérité.* —

Auch Montéguts moral-philosophische und social-politische Schriften tragen persönliche Prägung. Wohlthuend und sympathisch berührt uns überall die Unabhängigkeit seines Geistes. Man hat die Empfindung, dass jedes Wort aus der reinen Quelle des eigenen Ichs quillt. Er ist Freidenker im besten Sinne des Ausdruckes, ein Mann von festen, liberalen Ueberzeugungen in Dingen der Religion, des Geschmackes und der Philosophie. J.-J. Weiss bezeichnet ihn nicht nur als den ersten französischen Essayisten seiner Zeit, sondern auch als den freisten; und frei nennt er einen Schriftsteller, dessen Urteile und Gedanken weder von der Laune des Tages, einseitiger Erziehung, verknöcherten Systemen, noch von starrem Klassen- und Corpsgeiste beeinflusst sind. Seine freien Gedanken schufen vereint ernstes Denken, ein einsamer Geist und universelle Bildung. Und nirgends konnte er diesen freien Gedanken besser erhalten und walten lassen als in der *Revue d. d. Mondes* — von anno dazumal —. Wie wenig er zum Tagesschriftsteller, Modekritiker, Zeitungsfeuilletonisten und politischen Journalisten — selbst grossen Stiles (ich meine solche, die auch Akademiereif werden) taugte, zeigt uns eine lehrreiche Parallele zwischen dem Wesen und Ziel einer Zeitung und denen einer Zeitschrift, die Montégut gelegentlich in einem Artikel über seinen Vorgänger Gustave Planche (*R. d. d. M.* 1858 p. XV. p. 65) skizziert hat. Ihm schwebt natürlich, etwas idealisiert, die Revue Buloz', und die Thätigkeit Planches vor. Daneben aber will er seine persönlichen Anschauungen über diesen Gegenstand ausdrücken: In einer Zeitung sucht der Leser das Bild seiner Ansichten, in einer Revue Gedanken, die über den seinigen stehen, die sie leiten und aufklären

sollen. Die Zeitung ist eine kämpfende Armee, die Revue eine beratschlagende Versammlung. In einer Zeitung liegt die ganze Verantwortung auf einem Manne und daraus folgt, dass die Meinungsfreiheit der einzelnen Redakteure beschränkt ist; in einer Revue dagegen ist die persönliche Freiheit des einzelnen nur von seiner eigenen moralischen Verantwortung kontrolliert. Die Politik nimmt in einer Zeitung die erste Stelle ein, in einer Zeitschrift dagegen die Litteratur. Selten kann eine Zeitung unparteiisch sein; die Revue, will sie nicht entarten, muss es stets bleiben. Die Revue — d. h. die G. Planches und Montéguts — hat immer die gegenseitige Unabhängigkeit der verschiedenen Richtungen der menschlichen Intelligenz aufrecht halten wollen; ihre Kritik durfte sich nie in den Dienst einer litterarischen Schule oder Clique stellen; sie versuchte zu erklären und zu deuten und nicht zu gefallen, zu urteilen und nicht zu schmeicheln.

Bei solch unabhängiger Denkungsart, besonders bei seiner rückhaltlosen Anerkennung fremder Verdienste und offenen Bewunderung deutscher und englischer Dichtung, konnte es Montégut weder an Feinden noch an Spöttern fehlen. Auch sein unerschrockenes Wort in Dingen der Politik — von ihm rührt der Ausdruck „la banqueroute de la Révolution française", — war nicht dazu angethan, ihm bei den Herren des Tages Freunde zu gewinnen. Während er den Protestanten nicht protestantisch genug war — so schreibt J. Cherbuliez 1858 in seiner *Revue Critique: Montégut apprécie dignement les bienfaits de la réforme, quoique toujours sans sortir de son rôle d'observateur dégagé de tout lien. — C'est le cas aujourd'hui d'un certain nombre d'âmes inquiètes qui errent à la recherche de la vérité* — ich sage, während die Protestanten nicht ganz zufrieden mit ihm waren, beschuldigten ihn Katholiken vom Schlage Louis Veuillots der Sympathien für das englische Christentum. In That und Wahrheit aber war er ein von allen Fesseln engherzigen Sektengeistes freier Beobachter. Falsch ist es, dass seine Schriften das in Frankreich sehr leicht zu erkennende Merkmal protestantischer Orthodoxie tragen. Er kennt weder deren typischen Predigerton, noch ihre gehässige Art von Andersgläubigen zu reden. Man durchblättere doch die schönen Seiten seiner erwähnten Studie über die *Misérables*, wo er die edle apostolische Gestalt des Mgr. Myriel schildert. Kein skeptisches, kein verletzendes oder auch nur leicht ironisches Wort über diesen mit allen Tugenden ausgestatteten Prälaten findet sich dort. Von Edgar Quinets Mutter sagt er an einem anderen Orte: Ihr Protestantismus war frei von allen Vorurteilen, von jedem engen und kleinlichen Hasse, von Sektenwesen und Sektenjargon. Dank der Toleranz seiner Mutter, hat Quinet von dem Protestantismus nur

gekannt, was er Erhabenes und Reines enthält; er erfuhr nichts von dem vergänglichen Teile, von den dogmatischen Inkonsequenzen dieses edlen Kultus.“ Eine ähnliche Erziehung muss auch Montégut genossen haben, der überhaupt mit Edgar Quinet manchen Zug gemein hat. Beide sind ausgesprochene Germanophile; sie stehen voran in der Elite jener Franzosen, die um die Mitte dieses Jahrhunderts ihre Blicke endlich einmal nach Aussen richteten und das Werk Mad. de Staëls fortsetzten. — Quinet sagte einmal von sich „*Le monde ne m'a point souri*“ und Montégut fügte hinzu — „*le sort ne lui a pas souri d'avantage*“. — Original und Zusatz passen auch auf unseren Autor. Beide erfüllen eine hohe, für die französische Geistesentwickelung bedeutende aber undankbare Mission. Sie liessen frische Luft und helles Licht in die vaterländische Litteratur einströmen — und blieben selbst im Dunkeln. — Sie säten reiche Ideensat — und als die Frucht reifte, war der Sämann vergessen und gestorben. Von Quinet, sowie auch von Saint-René Taillandier, gilt dasselbe, was Melchior de Vogüé in seinem warmen Nachrufe u. A. von Montégut rühmte: . . . *pionnier de la pensée française, semeur d'idées qui lèveront plus tard, il m'apparaissait comme un de ces sacrifiés sans récompense, nécessaires pour sauvegarder, dans la farce contemporaine, notre bon renom de probe labeur et d'intelligence générale de l'univers.*“

Von Montéguts Leben weiss ich so gut wie nichts zu berichten. *Il y a peu d'évènement, sa vie est toute intellectuelle* so schreibt er über Hawthornes Lebenslauf. Der Seinige war derselbe. Grosse, öffentliche Erfolge erntete er nicht. Man machte ihn eines Tages zum Ritter der Ehrenlegion — eine Auszeichnung, die bekanntlich jedem Panamahelden dritten Ranges zu Teil wurde, und die Akademie hat auch seine Shakespeare-Uebersetzung mit einem Preise belohnt. Damit glaubte sie genug gethan zu haben. Als sich vor wenigen Jahren einige Unsterbliche plötzlich des alten Montégut erinnerten und ihn bewogen, sich um einen vakanten Sitz zu bewerben, fand die hohe Gesellschaft, dass Montégut nicht Mode sei und es eigentlich nie gewesen. Auch ohne seine würdige Sorglosigkeit in dieser Angelegenheit, wäre er in der Wahl sicher durchgefallen, — ungefähr aus denselben Gründen, wegen welcher dem bedeutendsten lebenden Sprachforscher auf dem Gebiete der Romantik, Gaston Paris, eine Zierde der französischen Wissenschaft, die grünbefrakte Unsterblichkeit verweigert wurde.

In einem seiner Salonartikel bemerkt Alfred d. Musset ein Mal, es könne ein Kunstwerk unter zwei Bedingungen Erfolg haben und fortleben: erstens müsse es der Masse gefallen und zweitens den Kennern; es sei schon schwierig, die eine oder die andere Bedingung zu erfüllen, beide zugleich zu bewältigen, das sei das

Kennzeichen des wahren Talentes. Wie talentlos muss da Montéguts Lebenswerk gewesen sein — denn nicht nur die Masse, sondern auch die Elite der Gebildeten, das litterarische Paris, sie wussten alle nichts zu sagen, als man im letzten Dezember Emile Montégut zu Grabe geleitete. Die ihn einst gekannt, waren erstaunt, dass er überhaupt noch gelebt. Kaum anderthalb Dutzend Leidtragende folgten dem Sarge; ohne Sang und Klang, ohne militärische oder civile Ehren, ohne akademische oder sonstige Reden, ohne ein Abschieds- und wohlverdientes Dankeswort der Revue, der er so treu und ehrenvoll gedient, übergab man seine sterbliche Hülle der ruhm- und glanzverschlingenden französischen Erde. *C'était l'enterrement d'un petit rentier obscur, comme il y en a dans ce quartier populaire, ou d'un chef de division retraité, suivi par quelques vieux copains du bureau* — so erzählt de Vogüé.

Die Frage, warum kam dieser hochbegabte und fleissige Litterat nie zur Geltung, warum drang sein Name nicht in weitere Kreise, warum erlag er in dem schriftstellerischen „Struggleforlife", sind leicht und schnell beantwortet. Einmal war er kein Streber, er gehört zu jenen in Frankreich — und anderwärts seltenen Männern der Feder, die das Bewusstsein des inneren Wertes — eine Art vornehme Scham — zurückhält, um die Gunst des Publikums zu buhlen; er verstand nicht die Kunst, seine Verdienste auszubeuten, seinem grossen Wissen die gebührende Anerkennung zu verschaffen. Und dann fehlte ihm ein bischen jener gefälligen einnehmenden Mittelmässigkeit, die schon von Boileau als „*pensées vraies et expressions justes* anempfohlen wurden. Die sogenannten *truismes*, auch die nützlichen und zündenden, waren ihm verhasst. Nicht für den Ruhm seines Namens, sondern für den der *Revue des deux Mondes* schrieb er.

J. Bourdeau, sein Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, wie er, ein aufgeklärter Freund der deutschen Litteratur, der einsichtsvolle Studien über Scheffel und Gottfried Keller verfasst, sagt sehr richtig: „Montégut war Individualist und Aristokrat, zwei Eigenschaften, die heute gerade nicht mehr im Geruche der Heiligkeit stehen; aber Individualismus bedeutete für ihn das Gegentheil von Egoismus und unter Aristokratie verstand er einfach die Regierung der Besseren." Gewiss müssen wir sein kühles Verhalten und seine vornehme Zurückhaltung gegenüber den modernen französischen Regierungsprincipien- und Formen zum guten Teil auch für seine litterarische Unpopularität verantwortlich machen. Wer schon in den abgenützten, obgleich alljährlich neu ersetzten Larousse Dictionnairen der Pariser Bibliotheken geblättert hat, wird wissen, was es für die öffentliche Meinung bedeutet, wenn Montégut in dem beliebten, bis vor kurzem einzig in seiner Art dastehenden französischen Nachschlagewerk als reak-

tionärer Schriftsteller voller Vorurteile, der Menschen und Dinge in kleinlichster Weise beurteilt, hingestellt ist. Zu leugnen ist nicht, dass seiner Lebensarbeit, wenn sie nicht von höherem Gesichtspunkte betrachtet wird, geistige Einheit abgeht; wir finden keine Gedankenetiquette, keinen für sein ganzes Werk charakteristischen Zug, keine typische seine Ideenrichtung dem ersten besten Leser offenbarende Arbeit, die uns gleich sagt: Das wollte Montégut — gegen dies kämpfte er — daran knüpft sich sein Name. Weil er in den verschiedensten Forschungsgebieten vortreffliches, wenn auch nichts hervorragend bahnbrechendes geleistet, weil er sein Wissen und Können nicht specialisiert und beschränkt hat, fehlt seinem Schriftstellertum das Relief. Brunetière meint, es habe Montégut nur die Originalität der Form gefehlt, um sich den Ruf eines Sainte-Beuve zu erwerben; seine Vielseitigkeit habe seinen Arbeiten den Anschein des Dilettantismus gegeben. Wenn dem so ist, dann begreifen wir nur nicht, warum er nicht wenigstens Akademiker, College eines Marquis Costa de Beauregard geworden! Und noch eins! Montégut war weder Professor an der Sorbonne noch am Collège de France; ihm fehlte der Nimbus, den alle „Normaliens" mit auf den Lebensweg erhalten; er verstand es nicht sich bei dem schöngeistigen Publikum der Matineen, in fashionablen Hörsälen, im Odéon, in der Bodinière etc. durch geistreiche und oberflächliche Plaudereien bekannt und beliebt zu machen. Kurz er hat auch rein nichts gethan um in Paris Mode zu werden.

In der bereits erwähnten Studie, die er Gustave Planche gewidmet, führt er u. A. aus, dass man sich nie umsonst an das Publikum wende, dass dieses denen, die es erleuchtet und unterrichtet, früher oder später Dank wisse, . . *il est souvent inattentif sans doute, mais il n'est jamais indocile et surtout il n'est jamais ingrat.* — Auch Frau v. Staël meinte: *Le monde n'a point de longues injustices.* Die Zeitgenossen Montéguts widerlegten beides; hoffen wir, dass die Nachwelt die rastlose, nützliche und ernste Arbeit dieses sympathischen Schriftstellers anerkenne. In ihm verlor die französische Litteratur einen geistvollen Förderer alles Guten, Wahren und Idealen, England einen seiner hervorragendsten Interpreten und Freund ihrer nationalen Dichtung im Ausland. Auch in deutschen Landen hatte der Name Montégut einen guten Klang und Deutschlands Art und schöne Tradition ist es stets gewesen fremden Werth zu schätzen und zu würdigen. Und wolwollende Kenner ihrer Litteratur sind ja selten geworden im Nachbarlande in diesen Tagen des chauvinistischen Kirchthurmpatriotismus —, selten jene, die noch mit H. de Bornier sagen können: *L'art sacré n'a pas de frontière*
Pas plus que la mer et l'azur.

ZÜRICH. LOUIS P. BETZ.

Friedrich Diez.

II.

Fortsetzung der *Freundesbriefe von Friedrich Diez* (Bonn 1894)[1])
(Briefwechsel Diez-Ebenau.)

No. 44.

Florstadt, Ostermontag, 26.

Lieber Fritz!

In der Vermuthung, dass du, wie gewöhnlich, während der Ferien in Giessen bist, lasse ich diese Zeilen dahin abgehen. Sie sollen dir meinen lebhaften Wunsch, dich wiederzusehen und die Bitte ausdrücken, dass du mir die Freude eines Besuches, die du mir im Herbst versagt hast, nur auf ein Paar Tage schenken wollest. Diese kannst du gewiss entbehren, zur Arbeit sind die Ferien nicht da, und ich wüsste nicht, was in Wahrheit dich sonst abhalten könnte; zumahl, wenn, wie zu hoffen, in dem gegenwärtigen wüsten Wetter die letzte Kraft des Winters sich erschöpft, die Milde des Frühlings zurückkehrt, und ich vertrauen darf, dass auch dir dann die kurze

---

[1]) In *Freundesbriefe von Friedrich Diez* ist folgendes zu bessern und nachzutragen: S. 3., Z. 6 von unten: dadurch] lies: da durch — S. 6., Z. 14. von unten: Erfurt] lies: Frfurt (d. h. Frankfurt). — S. 14., die zweimal vorkommende Figur [Figur] soll die eine Seite von Münzenburg vorstellen, welche in mächtiger Breite sich ausdehnend von zwei Türmen überragt wird (ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Gegend), wie sie sich dem von Butzbach kommenden Wanderer offenbart. — S. 17., Z. 20. von unten: Kunst] lies: Kunft. — 26. zu No. 39. auch weitere Nachforschungen lassen den Grund der „heftigen inneren Zerstörung", in der sich Diez damals befand, nicht erkennen. Im Gegenteil, drei Tage vorher, wurde ihm das Ernennungsdekret zum ausserordentlichen Professor ausgehändigt und zwei Tage vorher dankt er dem Kurator für das ihm dabei erwiesene Wohlwollen. — S. 33., Spalte a., Z. 3. von unten: **28**] lies: **29**. — daselbst, Z. 2. von unten: **29**.] lies: **28**. — Spalte b., zu **39**. Diez hatte tatsächlich früher bereits den Genfersee besucht — gelegentlich seines Durchzugs als Freiwilliger in dem grossherzoglich-freiwilligen Jägerkorps unter Führung des Lieutenants (nicht „Oberlieutenants", wie es in meiner Festrede S. 6. heisst) Welcker 1814.; s. Behrens, *Festrede* S. 28 Anm.].

Reise und der Aufenthalt hierselbst erquicklich und wohlthuend sein werden. Da das organische Unvermögen meiner Brust in der bekannten Äusserung, dass ich Sprechen nicht vertrage, seit 1/2 Jahre bedeutend zugenommen, so dass ich fast nicht mehr anders, als mit dem Bleistift in der Hand, mit andern mich unterhalten kann, so haben damit natürlich meine sämmtlichen Kräfte gelitten, doch ist die Abnahme nicht verhältnissmässig und ich bin sonst noch gerüstet, wagte mich aber seit 3/4 Jahren in keine Gesellschaft, kaum zu einem Besuch meiner nächsten Verwandten und Freunde, indem ich in der Einsamkeit von Zimmer, Garten und Wald meist mich umhertrieb: indessen steht mein Leben, wie begreiflich, immer auf schwachen Säulen, und, wenn auch nicht warscheinlich, ist doch sehr möglich, dass du nach 1/2 Jahre oder länger mich nicht mehr würdest wieder sehen können, was du dir merken und meine Bitte um so weniger abschlagen magst. Im Augenblick sind Freunde von Hanau, Frl. von P. u. Z. (die du, glaube ich, früher einmahl hier angetroffen) bei uns und diese bleiben die Woche durch; dann werde ich vielleicht deren wiederholten Aufforderungen, sie in die Messe zu begleiten, Gehör geben, zumahl ich ohne hin zweifle, ob du, schon des Wetters wegen, dich so bald zu dem Besuche bei mir entschliessest, und mögest du diesen deshalb noch 14 Tage etwa verschieben, mir jedoch nur mit ein paar Worten umgehend Nachricht geben, ob du meinen Wunsch erfüllen willst. Da ich entferntere Ausgänge nicht vertrage und deswegen selbst ein Pferd habe, so könnte ich — auf künftige nähere Bestimmung — wenn Wetter und Wege es erlauben und du zu Fusse reisen wolltest, dir ein gut Stück entgegen fahren. Am passendsten und erfreulichsten wäre's wohl, du beschlössest deine Ferien bei mir und reistet von hier weiter nach Bonn; von Giessen liesest du deinen Koffer abgehen, und hier könntest du für jede Art von Geschäft, Thätigkeit und Bequemlichkeit dich wie zu Hause betrachten und wir brächten ein paar ungestörte Tage zusammen zu.

Leb' wohl, gib mir erwünschte Antwort und denke dessen, der mit treuer Liebe an dir hält,

deines

K. E.

An Herrn Professor Dr. Diez Wohlgeb. zu Giessen. frei.

No. 45. Giessen, 8. April 26.

Theuerster Freund! Ich wähle Mittwoch, den 12ten, zur Reise. An diesem Tage geht der Eilwagen, den ich bis Butzbach benutzen werde, da ein Fussübel mich hindert, den ganzen Weg, oder überhaupt mehr als 3 Stunden zu gehen. Von Butzbach gehe ich sodann bis Friedberg, wohin du mir dann entgegenkommen würdest; ich frage in dem Trappischen Wirtshaus. Kannst du mir weiter entgegenkommen, so ist es mir um so angenehmer. Der

Eilwagen geht um 7 Uhr ab, und ist also wohl um 9 in Butzbach; um 12 würde ich alsdann in Friedberg sein.

Ich bemerke dir im Voraus, dass mein Aufenthalt leider ganz kurz sein muss. Ich denke nämlich Freitag mit derselben Postgelegenheit wieder zurückzureisen; allein auch auf diese Weise beträgt unser Zusammensein 48 Stunden, da ich vor 12 Uhr nicht abzugehen brauche.

Mit der alten Liebe Dein F.

No. 26[45a]. Bonn, 7. Mai 26.

Theuerster Freund! Endlich versuche ich, dir ein Paar Zeilen zu schreiben, so weit diess mein Uebelbefinden und meine vor Frost erstarrten Hände (da mir das Holz ausgegangen) erlauben. Der Zufall wollte es nicht, dass ich dich damals in Florstadt besuchte. Jenen festgesetzten Mittwoch regnete es, als ich weggehen wollte, und ich durfte mich bei einer unglaublichen Empfindlichkeit vor dem Wetter, den Wechselfällen desselben nicht aussetzen: seit Weihnacht des vor. Jahres, wo ich 14 Tage lang krank war, habe ich bis jetzt keine leichte Stunde wieder gehabt. Ich schrieb dir damals nicht, weil ich von Tag zu Tag hoffte, über Florstadt u. s. w. zurückreisen zu können, bis ich endlich bei dem fortdauernden fürchterlichen Wetter, besonders der mir unerträglichen Rauhigkeit des Windes, diesen Plan aufgeben, und den nächsten Weg wählen musste. So bin ich denn nun seit 14 Tagen in mein hiesiges Elend eingesperrt, wo ich jeder Freundes-Stimme entbehre. Nicht desswegen, sondern um dein selbst willen, erinnre ich dich wieder an einen Vorschlag, den ich vor einem Jahre that. Mögest du dich entschliessen können, einen Theil der Sommermonate hier zu verleben! Die Freundlichkeit des Ortes und der Umgebung, die Lebendigkeit, welche hier herrscht, könnte auf deine Stimmung wie auf deine Gesundheit nur eine vortheilhafte Wirkung hervorbringen. Dann wäre aber auch der Rath eines der geschicktesten Aerzte, Walthers, in Anschlag zu bringen. Erwäge die Sache einmal nach allen Seiten hin, und schreibe mir. Auf jeden Fall müssen wir uns öfter schreiben, wie ärmlich auch diese Art der Mittheilung ist.

Lebe recht wohl, Theuerster! wenn ich bedenke, wie sehr du diess gräuliche Wetter empfinden musst, so trage ich mein Theil mit Leichtigkeit. Allein die nothwendig bald eintretende Milde wird auch bei dir die Nachtheile eines unerhörten Winters wieder gut machen. Nochmals, lebe wohl.

Dein dich liebender
Fede-ricco.

Sr. Hochwürden dem Herrn Pfarrer Karl Ebenau jun. zu Florstadt bei Friedberg.

No. 46.

[Giessen] Freitag, 10. Oct. 28.

Theuerster Freund! Da Du mir das unschätzbare Vergnügen schenken willst, mich hier zu besuchen, so verspare ich jede andre Mittheilung auf Deine Ankunft und bemerke Dir nur, dass ich wenigstens noch bis zum 18. dieses hier bleibe. Am Sonntag kam ich von einer 8tägigen Reise nach Frankfurt und Darmstadt zurück und musste bei dieser Gelegenheit die Erfahrung machen, dass das Reisen durchaus nicht vortheilhaft auf mich wirkt; desswegen gab ich Heidelberg, das eigentl. Ziel der Reise und endlich auf dem Rückweg auch Florstadt auf. Von Thudichum, den ich in Ffurt bei Schwenk sprach, erfuhr ich zu meiner Freude, dass du muntrer und kräftiger seist, als seit lange: um so mehr bitte ich Dich, Dein Vorhaben auszuführen, und versichere Dich, dass Du alle Bequemlichkeit finden wirst. Solltest Du aber schlechterdings verhindert sein, so wünschte ich, dass wir uns wenigstens einen Tag in Butzbach sähen, doch über Nacht, und zwar in einem behaglichen Wirthshaus. An der Krankheit Deiner Mutter, die immer so munter und freundlich war, nehme ich herzlichen Antheil; ich bitte Dich, Ihr meine Empfehlungen und Besserungswünsche zu überbringen.

Lebe nun recht wohl und vergiss nicht

Deinen unveränderlichen

F.

Sr. Hochehrwürden dem Herrn Pfarrer K. Ebenau
zu Florstadt
bei Friedberg.

Frei Friedberg.

No. 47.

Giessen, 27. Ap. 29.

Ich war, mein Theuerster, mit dem Entschluss hierhergekommen, Dich in Deiner Heimath auf einige Tage zu sehen, oder, wenn meine schlechte körperliche Beschaffenheit diess nicht vergönnen sollte, Dich wenigstens zu einer Zusammenkunft in Butzbach einzuladen, da ich mir nicht mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, ich bei mir zu sehen. Nun ist der grösste Theil dieser kurzen Ferien schon dahin und die Aussicht zu irgend einem Ausflug von hier sehr getrübt. Eine kleine Wanderung zu Fuss ist mir empfohlen worden und wäre mir gewiss unter Umständen heilsam, allein ein fatales Dilemma macht mir die Ausführung schwierig. Einerseits bedarf ich trockenes warmes Wetter meiner sehr gestiegenen rheumatischen Umstände wegen, dagegen sind meine Augen so sehr heruntergekommen, dass ich nicht weiss, wie lange ich den Sonnenschein werde ertragen können. Mein Verlangen nach Dir kann Dir aber ein sichrer Bürge sein, dass ich die Reise einzurichten suchen werde: doch müsste diess, wie Du auch

wünschtest, ganz zu Anfang Mai und nur auf einen Tag geschehen: denn theils will mein Bruder von Biedenkopf um dieselbe Zeit hier sein, theils erwarte ich vor meiner Abreise, d. h. vor dem 7. Mai noch 4 Correcturbogen, die hierher bestellt sind. Du wirst hieraus sehen, dass es auf den bedenklichen Punkt ankommt, ob das Wetter grade an einem oder zwei bestimmten Tagen günstig ist.

Gruss an Deine verehrten Ältern und herzliches Lebewohl!

Dein F.

No. 48.

(15. Septbr. 30.)

Schlage die Folianten zu,
Komm hervor aus Deiner Zelle,
Treu u. kindlich schöpfe Du
Aus der klaren Wiesenquelle.

Deute still, auf grüner Trift
Blumensprach' im Flurenbuche,
Lies die goldne Sternenschrift
Auf dem blauen Himmelstuche.

Unter Gottes Sonnenlicht
Grünet Hoffnung, Lieb' u. Glaube,
Diese Blüthen keimen nicht
Aus dem grauen Bücherstaube.

A. Stöber.

Lass Dichs nicht allzusehr verwundern, wenn der unterzeichnete ziemlich abgelebte u. abgehärmte Müssiggänger u. Müssigreiter, Dein ehemaliger Freund u. Lebensgenosse jugendlich schöner u. glücklicher Stunden, obige Zeilen, die ihm eben in einem alten Morgenblatt begegnen, Dir ab- und zuschreibt. In verständlichere Prosa umgesetzt sollen sie Folgendes bedeuten: er hat dem lebhaften Wunsche, Dich einmahl wiederzusehen, nach-, und sich auf den Schiffenberg bei Giessen begeben, wozu noch ein ander Motiv ihn bestimmte; u. ladet Dich freundlich ein, dort Sontag Nachmittag, (12. Septbr.), etwa zwischen 3—4 Uhr, Dich einzufinden, u. ein paar Stunden mit ihm zu zu bringen. Er wird Dir um diese Zeit auf dem Pfade nach Giessen entgegen gehen, u. im Fall Du, durch Umstände verhindert, ausbleibest, am Abend Dich im väterlichen Hause aufsuchen.

Mit treuem Freundesgrusse

Dein K.

Florst. 15. Septbr. 30.

Vorstehendes wollt' ich Dir jüngst zu Giessen übersenden, als ich dort erfuhr, dass Du noch nicht angekommen. Es hatte sich gefügt, dass ich mit Eckstein reiste und dass ich, weil Du nicht an-

wesend, um so mehr bei dessen Vater zu wohnen bewogen ward. So geschah's, zu meinem grossen Verdruss, dass mir nicht einmahl gelang, bei den Deinigen anzusprechen und das Nähere über Dich auszufragen; denn ich war buchstäblich nur 1/2 Tag zu Giessen, 1/2 zu Schiffenberg, 1 ganzen in Hausen und dann früh wieder fort hierher. Aber auf diess gescheiterte Bemühen, Dich zu G. zu besuchen, wovon du hierdurch Kunde erhältst, gründe ich um so mehr die Hoffnung, dass Dus möglich machst, diessmahl mich hier in F. wiederzusehen; komm aber nicht ohne vorausgesandte Meldung, weil in den nächsten Wochen wahrscheinlich allerlei Besuch hier eintreffen wird, der unserem Zusammensein nur störend wäre. Weil Du später nach G. kommst, als ich rechnete, so wirst Du, hoff' ich, bis später da verweilen. Lebe wohl, lass mich von Dir hören!

No. 49.

Giessen, d. 10. Apr. 31.

Theuerster Freund!

Die gegenwärtigen Ferien sollten doch nicht wieder dahingehen, ohne dass wir uns gesehen, nach dritthalb Jahren zum erstenmal wieder! Da ich aber selbst nicht mobil bin und gar nicht wüsste, wie ich nach Florstadt gelangen könnte, ohnehin auch einen schreckl. Weg v. 32 St. zurückgelegt habe unter lauter Üebelkeiten, so musst Du dich entschliessen, hierher zu kommen, was Dir eine Kleinigkeit ist, d. h. zu mir kommen und nicht wieder zum Löwen oder Eckstein etc. was abscheulich ist, da ohnehin die Post heute früher abgeht als gewöhnlich, nämlich 5 Uhr u. ich also diesen Brief jetzt schon schliessen muss, da es bereits 3/4 ist, u. ich alles Fehlende auf unser Wiedersehn verspare, d. h. in der Voraussetzung, dass Du herkommen willst und nicht ich, der ich nicht im Stande bin, jedoch mit der Erinnerung, bald eintreffen zu wollen, worunter ich diese Woche verstehe, da der Anfang der Vorlesungen sehr bald auf d. 25. l. M. gesetzt ist, womit Du und die Deinigen gewiss zufrieden sein werden. In der Voraussetzung des Entschlusses Deiner hiesigen Ankunft bin ich Dein

F.

Sr. Hochehrwürden Herrn Pfarrer Karl Ebenau

zu Florstadt.

Frei Friedberg.

No. 50.

Florst. 19. April 31.

Theurer Freund!

Eine Erwiederung deines neulichen Briefes,[1]) welche den Vorsatz meldete, heute bei dir zu G. ein zu treffen, wenn du nicht lieber für ein Wiedersehn hier in F. dich entscheiden würdest,

---

[1]) Fehlt; vgl. das handschriftliche Tagebuch 143.

wirst du wohl erhalten haben. So war ich denn zur heutigen Abreise entschlossen und vorbereitet, als verdriesslicher Weise sehr zur Unzeit, ein Katarrh, eine sonst mir seltene Plage, gerade jetzt mich heimsuchen und in Zimmer und Bett mich festhalten muss. Wahrscheinlich bin ich in 1—2 Tagen wieder mobil, wenn ich aber auch fast hierauf rechnen könnte, so dürfte ich alsdann doch wohl schwerlich mich diesem, wie's scheint, beharrlichen Nordwest aussetzen, der mir auf dem Wege nach Giessen fortwährend scharf entgegen bliese; ausserdem drängt die Zeit und dein Aufenthalt zu G. geht wieder zu Ende; daher brauche ich denn ohne Zögern den heutigen Bothentag, dich von dem eingetretenen Hinderniss zu unterrichten und nun mit allem Nachdruck des vollkommensten Rechtes die Bitte zu erneuern, dass du mir im Lauf dieser Woche noch 1 oder 2 Tage Deines Besuches schenken mögest. Da du, wie ich jüngst in Friedb. von Braubach hörte, wohl, wenigstens hinreichend wetterfest, bist oder warst, fahrende Gelegenheiten nach Fl. fast täglich zu finden (oder zu haben) sind, so kann ich keine unüberwindliche Schwierigkeiten denken, welche sich dem ernsten Willen unseres Wiedersehens entgegenstellen dürften; und da das letztere, möge sichs auch damit fügen, wie's wolle, jedenfalls für den Einen oder Andern nicht ganz leer sein kann und ohne Interesse, und wäre es auch lediglich nur ein leibliches Wiedersehen, so magst du das Opfer an Zeit und Bequemlichkeit, welche dichs vielleicht kosten wird, einmahl daran wagen. Morgen erhältst du meinen Brief, Donnerstag kannst du schon bei mir sein (u. ich will dich erwarten), Samstag oder Sonntag nach Giessen zurück, vielleicht von mir ein Stück Wegs gefahren, dann bleiben dir vor deiner Rückkehr nach Bonn doch noch immer, wenn du willst, ein paar Tage.

Den beiliegenden Brief von Matthisson, den ich nicht früher schickte, [weil ich dir ihn] mitzubringen dachte, händige doch mit freundlichstem Grusse Adrian ein; er wi[. . . . .][1]) machen u. forderte ihn deshalb dieser Tage. Sag' ihm, dass ich mich recht sehr fr[eue ihn bald] u. hoffentlich doch noch in diesem Frühling, in Giessen zu begrüssen.

Lebe wohl!

Dein

K. E.

No. 51.

Giessen, den 21. Donnerstag (31. April.)

Dein Brief, den ich heute früh erhielt, benimmt mir keineswegs die Hoffnung, dich hier bei mir zu sehen, da dergleichen Katarrhe bei dir gewiss nicht anhaltend sind und dann auch ich noch

[1]) Die rechte untere Ecke des Schreibens ist abgerissen.

bis Ende künftiger Woche hier bleibe. Wo gäbe es für mich Hindernisse, dich zu besuchen, wenn du z. B. (um mich an deine Stelle zu setzen) dich in Andernach 8 St. von Bonn aufhieltest? Ich könnte deinen Brief schön glossiren, wenn mir ein rheumatisches Zucken im Arm nicht im Wege wäre! So die Stelle von dem Dranwagen eines Opfers an Zeit und Bequemlichkeit. Was mich hindert dich in F. zu sehen, ist die Unmöglichkeit. Ich kann nur sehr bedingt g e h e n, manchmal gar nicht, je nachdem mich ein, glaube ich, rheumatischer Umstand im Fuss mehr oder minder fesselt. Einen Weg von Friedberg bis Fl. zurückzulegen wäre mir ein grosses Kunststück, weshalb ich auch so lang ich in G. bin, noch keine s. g. Landparthie gemacht habe. Eine Retourchaise würde mich doch nur bis Friedberg bringen und wie dann zurück? Der Eilwagen aber geht des Nachts von hier ab, e tanto basta. Einen eignen Wagen nach Florstadt zu nehmen und dort ein Paar Tage liegen zu lassen, das wäre mehr als türkisch. Dampfschiffe gehen aber nicht dort hinaus und mit dem Fliegen sind wir noch nicht so weit, wiewohl ich meines theils mich Tag und Nacht mit der Luftschifffahrt beschäftige. Ueberdiess musst du wissen, dass ich seit 3—4 Tagen ganz hyperrheumatisch bin und kaum das Haus verlassen darf und um so weniger um an meiner doch schon ziemlich nahen Rückreise durch Steigerung des Uebels nicht gehindert zu werden. Diess kann sich in einigen Tagen etwas geben — ganz nicht, denn es ist meine Frühlingskrankheit, — allein der Fuss bleibt, wie er ist. Diese kleine Zugabe beglückt mich schon seit 6 Monaten und verstopft mir die letzte Ressource, Bewegung. Ich sehe nun ein, doch zu spät (ohne Sentimentalität gesagt), dass mein ganzes Uebel rheumatischer Natur ist, daher die Nachtheile des erhitzenden Reitens, das ich Anfang 1828 trieb, daher die häufigen Stiche im Kopf bei einiger Zugluft, daher die schlimme Wirkung der vorigen Sommer von mir gebrauchten kalten Bäder! Zum Unglück hat dieser Rheumatismus sein Hauptquartier in der Augengegend aufgeschlagen und dort bedeutende Verwüstungen angerichtet. Doch genug davon, es ist mir widerwärtig, auch nur soviel geäussert zu haben. Nur das noch, dass ich herausgebracht: ohne ein wenig Vergnügen kann kein Leben gedeihen. Gleichnisse wirst du leicht dazu finden und ohne Schwierigkeiten ein Epigramm daraus machen können.

Wie sehr wünschte ich dich nun bei mir zu haben auch nur um Deinetwillen, um nach Kräften über Deine äussere Lage berathen zu können. Vorigen Herbst las ich einen Brief von dir an Holzapfel, der sich darauf bezog; was er dir geantwortet, weiss ich nicht, da ich gleich darauf abreiste. Mir schien damals dein Plan nicht wohlgewählt, eine Bibliotheks- oder Archivarstelle dünkte mir deiner körperlichen Lage weit angemessener. Ich habe mir die Sache später

weiter überlegt, allein in dem mir bekannten Gebiet der Rheinlande giebt es nur eine, die Bonner Bibliothek, die freilich schon übermässig besetzt ist. Wie wäre es aber in Ffurt, Mainz, Darmstadt? oder hast du vielleicht einen andern, glücklichern Plan gebildet? Diese Dinge einmal mit dir zu berathen, läge mir sehr am Herzen.

Lebe nun recht wohl und lasse mich nicht umsonst auf dich warten. Dein

Fr.

Sr. Hochwürden Herrn Pfarrer Karl Ebenau zu Florstadt.
Frei Friedberg.

No. 52.

Giessen, 9. Mai 35.

Theuerster Freund!

Die Kunde, welche mir Hr. Weigand neulich von dir überbrachte hat mich auf das allerfreudigste überrascht: so wird dir denn nun endlich einmal nach so langem Druck und ziellosem Umherirren eine passende Stellung vielleicht ein sicherer Heerd geboten! Nimm meine innigsten Glückwünsche dazu! Versage mir aber nicht die Bitte, mich recht bald von deinen innern und äussern Zuständen zu benachrichtigen; je günstiger deine Lage, deine Aussichten, um so freudiger für mich. Wie gerne würde ich dich diessmal nach zweijähriger Trennung, sei es in Florstadt, sei es nach einem frühern Vorsatze in Darmstadt wiedergesehn haben, allein ein höchst übler seit Weihnacht dauernder, mit allgemeinen rheumatischen Erscheinungen verbundener Augenzustand, raubte mir den Muth zu einem Ausfluge von hier gänzlich, und ich werde selbst, gegen Gewohnheit der letztern Jahre, die Rückkehr über Wetzlar machen. Will mir das Glück besonders wohl, was ich freilich nicht erwarten darf, so führe ich meinen Vorsatz, dich in Darmstadt zu besuchen, diesen Spätsommer aus. Vor einigen Tagen hatte ich eine freundlich-wehmüthige Erinnerung, als ich dein ehemaliges Zimmer in Oesers[1]) besuchte, worin demnächst eine Versteigerung gehalten werden soll. Es enthielt keine Spur Deines frühern Aufenthaltes mehr, wie sorgfältig ich auch Wände und Fensterscheiben untersuchte und war in Wahrheit zu einer Trödelbude herabgesunken, mir einst trotz seinem holprigen Fussboden, seinem wasserfarbigen Anstrich, seiner rohen Thüre mit altfränkischem eisernen Schlosse ein kleines Eden, jetzt von unsaubern Geistern entweiht; auch unsere (sic) Zuehl[2]) schloss sich in diesem

[1]) Ebenau's ehemalige Wohnstube in Oeser's Haus.

[2]) Gemeinsamer Studiengenosse Diezen's und Ebenau's.

verödeten Tempel meinen Erinnerungen an; wie rasch ist er hingegangen! — Lebe nun recht wohl und gesund und schreibe bald

Deinem F.

Sr. Wohlgeboren Herrn Carl Ebenau

Florstadt

frei. bei Friedberg.

No. 53.

Florstadt, 17. Mai, 35.

Theurer Freund!

Dein lieber Brief vom 9. d. hat mich in einem so leidenden, kläglich verstimmten Zustand angetroffen, dass ich erst jetzt, indem ich ihn wieder u. wieder lese, mich recht darüber freuen kann. Ich war eben mit den mannigfachen Erledigungen und Vorbereitungen zu meinem bereits angekündigten Ueberzug nach Dstdt. beschäftigt und hatte, um zunächst dort irgend zu bestehen, alle Kräfte meines zerstörten Brustorgans vorsichtig zusammenzuhalten; da erwies sich abermahls die consequente Tücke meines Missgeschicks dergestalt, dass ich gerad' in diesem schwierigen Zeitpunct, ohne irgend erhebliche Veranlassung, von so heftigem Fieber- und Krampfanfall heimgesucht wurde, wie ich seit Jahren nicht zu überstehen gehabt und wovon noch langehin schlimme und störende Nachwirkungen zu befürchten sind. Jedenfalls werd' ich sehr zufrieden sein können, wenn diess Ereigniss ausser der verdriesslichen Verspätung meiner Abreise, mit manchen damit zusammenhängenden Unannehmlichkeiten, keine weiteren peinlichen Folgen hat. Noch bin ich eben, wie ich schreibe, sehr angegriffen und würde daher wohl in jeder Hinsicht angemessener sein, Dir erst von Dstdt. aus Nachricht zu geben über meine äussere u. innere Lage, worüber Du Kunde zu erhalten wünschest, zu mahl ich über die erstere noch fast gar kein Urtheil habe; da es mir aber in der ersten Zeit dort mehr wie hier an Musse fehlen dürfte und ich grade lebhaft an Dich denke, so mag ich nicht säumen, Dein Schreiben schon jetzt mit einigen Zeilen zu erwidern. Es mag wirklich — wenn ich, nach meinen leiblichen Eigenschaften im Stand sein werde, mich in dem Verhältniss zu D. zu behaupten — in meiner Lage als eine günstige Wendung betrachtet werden können, dass mich der Genius nun dahin versetzen will. Meine Anstellung ist, wie ich begehrt, nur provisorisch und weit über meine Erwartung mit 400 Fl „Renumeration", und ich muss diess alles als eine recht freundliche, mir nicht erklärliche, Berücksichtigung anerkennen, da ich in D. keine Verbindungen habe oder unterhalten (so), mich im vorigen Sommer dort nur Einmahl u. zum ersten mahl in der Absicht eine Kanzlisten stelle zu erobern, gezeigt, bei dieser Gelegenheit (Bib. secretair) mich zum ersten mahl

kürzlich beworben habe, Niemand und durch nichts, als etwa meine literarischen Bagatellen, bekannt bin und gewiss in jeder Hinsicht nur höchst wenig leisten, ja ohne besondere Schonung, welche Oberbib. Feder mir mit zuvorkommender Güte zugesagt, vermuthlich gar nicht bestehen kann. Wären aber auch diese beschränkenden und besorglichen Aussichten nicht, so würde ich doch nur mit grosser Resignation diesem Verhältniss entgegen gehen, denn abgesehen von meinem, nach Umständen vielleicht schwindenden, Grauen vor der Residenz, das ich immer gehegt habe und das Du nach meiner Denk- und Fühlweise Dir wohl erklären wirst, kann mich dort der Gedanke, der unnützeste und überflüssigste aller Sterblichen zu sein, nicht leicht verlassen, während ich bei meinem hiesigen Aufenthalt u. sonstigen unsteten u. unsichern Treiben doch noch mancherlei Gelegenheit fand, Gutes zu wecken und zu fördern. Genug ich werde hin ziehen, in der Luisenstr., bei Stärkefabrikant Strufe (dem Palaisgarten gegenüber) wohnen, und auf alles mögliche, besonders auch auf die beklemmenden Empfindungen hagestolzer Verlassenheit, gefasst sein. Allerlei Vorspiegelungen haben, seit diese meine Versetzung nach D. entschieden wurde, mich inzwischen getäuscht; zuerst ergab sich die sehr wahrscheinliche Aussicht, dass Thudichum ans dortige Gymnasium würde berufen werden, welches wenigstens mir vom grössten Vortheil gewesen wäre und blos durch das, zum Theil ganz unbegründete Misstrauen in seine politischen Gesinnungen vereitelt worden ist; dann überraschte mich Dein Bruder zu Fft. mit der Nachricht, Du werdest diese Frühlingsmonathe zu Dstdt. zu bringen, um die Bibliothek zu benutzen, grammatischer Arbeiten wegen, wie mir, glaube ich, Schwenk sagte. Auch diess, welches ich freilich wie ein phantastisches Zusammentreffen bewunderte, hat sich wieder zerschlagen. Indess scheinst Du mir die Hoffnung doch nicht ganz benehmen zu wollen, und da ich wenigstens so viel einstweilen weiss, dass ich 2 Zimmer u. 2 Betten, auch 2 Tische und 2 Stühle haben werde, so will ich für den Fall, dass Du wirklich nach D. kommst u. es anderwärts nicht besser haben kannst, darauf rechnen, dass Du alsdann bei mir wohnst.

Seit der Zeit, dass wir auseinander gerissen sind, habe ich in keiner Frist weniger von Dir gehört, als während dieser 2 Jahre, u. mich damit begnügen müssen, nach dem, was Du beim Zusammentreffen in Fkft. mir kürzlich erzählt, gelegentlich zu träumen oder zu ahnden, was Du etwa arbeiten, leben u. leiden mögest. Vom letzteren wissen Andere das wenigste; die Deinigen aber (d. h. Dein Vater, Bruder, Schwager) die ich inzwischen einigemahl begegnete, geben über Dein Befinden nicht ungünstigen Bescheid. Sommer u. Herbst 33 trieb ich mich, duldend, sehnend, liebend, jagend, schreibend, in Lauterbach herum; ich war, nachdem ich

durch die bei Ricker[1]) erschienenen Possen doch etwa 100 Fl. erschrieben, zur Gründung u. Erhaltung eines Ltbcher Wochenblattes veranlasst, das ich, den Umständen gemäss, bis daher so kurz u. leichtfertig, als möglich, abfütterte, da ich einen lange schon gehegten Plan, für die Auswanderung wirksam zu sein, dabei nicht verfolgen konnte; kehrte Winter 33 hierher zurück, u. litt das vorige Jahr durch, u. besonders in diesem Winter, wieder ausserordentlich an rheumatischen und krampfhaften Zufällen, Schlaflosigkeit etc., welche durch hartnäckiges Anhalten an einer naturgeschichtlich-pädagogischen Arbeit freilich nicht gebessert wurden. Einmahl war ich, aber nur 18 Stunden lang, einer Abrechnung mit Ricker wegen, höchst beklommen u. besuchsunfähig, voriges Jahr (Mai) im geliebten Giessen; auch mir ging damahls der wohlbekannte Ton der Schelle an Oesers Hausthüre wieder durch die Seele, „u. manche lieben Schatten stiegen auf".

Ausserdem bin ich im Sommer nur noch einmahl kürzlich nach Frankf. u. Dstdt. gekommen, sah in ersterem auch Schwenk, der aber über Dich nichts zu berichten wusste. Die vorerwähnte Arbeit musste gegen den Schluss des vorigen Jahres bei Seite gelegt werden, da ich vergebens gehofft hatte, sie vollenden zu können, bevor ein von mir angekündigtes Wochenblatt „zur Kenntniss des Lebens in den Freistaaten" seinen Anfang nähme. Dieses Blatt, das ich, der Nähe wegen, in der Winkel buchhandlung u. Druckerei zu Büdingen erscheinen lies, u. wovon Dir vielleicht zufällig eine Ankündigung zu Gesicht gekommen, hat mich nun mehr als meinem Gemüth u. meiner Gesundheit zuträglich war, diesen Winter über neben Anderem, vorzugsweise beschäftigt, in dem ich dabei alles selbst, sowohl nach innerer als äusserer Beziehung, besorgen und in Gang bringen u. froh sein musste, wenn Thudichum, der Anfangs einigen Beistand versprach, die Correctur mit einiger Aufmerksamkeit besorgte. Da das Unternehmen, an dessen Bedeutung u. Nützlichkeit an sich ich nicht zweifelte, mich selbst intressirt, so lass' ich mir gern den geringen pekuniären Vortheil gefallen, den ich davon habe; indessen erfahre ich, dass sich's doch allmächlich weiter ausbreitet u. nach Inhalt u. Absicht Anerkennung findet. Wüsste ich eine Gelegenheit, so würde ich Duden ein Ex. der erschienenen N. zuschicken lassen, nicht des Inhaltes, sondern des Gegenstandes selbst willen, der seinem Streben fördernd verwandt ist; er würde zwar Rück- und Nachsicht haben müssen nicht allein mit der Beschränkung meiner Lage, Hülfsmittel etc., sondern auch der politischen Verhältnisse, der Censur und mancherlei Bedenken, das in Bezug aufs Publicum etc. der Herausgeber solch eines

[1]) Verlagsbuchhändler in Giessen.

Blattes ins Auge zu fassen hat, u. wenn die Art der Behandlung auch nicht ganz in seinem Sinne wäre, so würde er doch beim flüchtigen Ueberblicken der Blätter einen bestimmten Plan, Endzweck u. Charakter nicht verkennen. Dass dieser möglichst objectiv u. unpartheiisch erschienen möge, hatte ich mir um so mehr zum Gesetz gemacht, als mich so gut wie ihn, vieljährige Beobachtung des Volkszustandes für die Auswanderung gestimmt haben, ich aber grade darum in Mittheilung und Urtheil jeder Art mich ganz unbefangen behaupten u. zeigen wollte. So nahmentlich auch in Bezug auf Duden selbst, dem ich mit innigster Verehrung u. Zuneigung ergeben bin. — Aber das Blatt ist zu Ende u. ich breche also ab; möchten diese meine ausführlichen Eröffnungen Dich zu ähnlichen von Deiner Seite ermuntern, ja verflichten.

Dein K. E.

No. 54.

Schlangenbad, 9. Juli, 42.

Geliebter Freund!

Seit Anfang dieser Woche bin ich, in Begleitung meines Vaters, an diesem holden Orte, um gegen die Plagen meines alten Teufels, der im Verlauf der letzten 6 Monate wieder besonders arg in meinen Brust- und Halsorganen gewüthet, einige Hülfe zu suchen. Wer beständig in der Fülle einer reichen Natur lebt, wie Du, mag sich's schwer vorstellen, wie es einem Menschen meines Schlags zu Muth ist, der, das Jahr hindurch in der Sandwüste von Darmst(adt) schmachtend, aus dem Qualm des menschlichen Getriebes sich einmahl wieder in den Frieden und die Frische der Wälder und Berge versetzt sieht. Obwohl beständig leidend und von Sinnesverdüsterung niedergedrückt, durchdringt ihre belebende Kraft wirklich so mächtig mein ganzes Wesen, dass ich mir wie verändert erscheine, träumend Zeiten und Orte verwechsele, „was ich besitze, sehe wie im Weiten, und das Vergangne wird zu Wirklichkeiten". Besonders haucht der edele Geist des Taunus wie immer und in allen Theilen, wo ich bei ihm einkehrte, vom Rhein bis zum Gleiberg, in demselben Charakter wie ein trauter Freund sympathetisch mich an, verwandte, eigenste Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen weckend; und so mag es kommen, dass auch Dein Bild, lieber Fritz, mir in diesen Tagen schlafend und wachend besonders gegenwärtig und der Wunsch lebhaft rege geworden ist, unverzüglich mit einem liebevollen Grusse bei Dir zu zu sprechen. Hierzu fand sich inzwischen noch ein äusserer Anlass, das Bedürfnis einer vollständigen und zuverlässigen Belehrung, welche direct bei Dir einhohlen zu können, mir plötzlich in den Sinn kam. Die letzten Jahre her begleitet mich nähmlich fortwährend das bis zur Leidenschaftlichkeit heftig gewordene Verlangen, das Meer noch zu sehen, bevor ich von diesem Erdenrund abscheide;

u. ob mir gleich so gut wie früher bis zur Stunde noch alle Bedingungen fehlen, um es wirklich befriedigen zu können; Reisekraft, Zeit und Geld, so kann ich doch jetzt, wo ich — jährlich Einmahl — von der Dienst kette los bin, den Plan wieder aufzunehmen nicht ablassen. Der nächste Punct wäre Scheveningen, schon in $2^1/_2$ Tagen erreichbar, wenn ich mich in den folgenden beiden Wochen wenigstens von meiner gegenwärtigen katarrhalisch-rheumatischen Gebrechlichkeit so weit erhohlte, dass ich den Unbequemlichkeiten der Reise mich unterziehen dürfte; u. zu deren Ausführung nun Rath u. genaue Auskunft für jeden Fall von Dir zu erhalten; wäre mein Wunsch u. meine Bitte. Ich bin zwar, nach dem bekannten oberhessischen Witz, gleich dem König David ein geborner Holländer, d. h. zu Leiden geboren; aber dessen unerachtet über die dortigen Verhältnisse schlecht unterrichtet, so dass Zurechtweisungen auf den Weg für den besonders nützlich u. erforderlich wären, dem die Zeit eben so knapp zugemessen ist, als die Kräfte des Leibes u. des Beutels. Denn nach Verlauf der nächsten 3 Wochen wäre mein Urlaub so ziemlich zu Ende, und da ich meine Familie noch in Florstadt abhohlen muss, so würde der ersehnte Ausflug nach dem Meere binnen 8, höchstens 10 Tagen vollbracht werden müssen. Hast Du daher Zeit und Lust, mir die angefügten Fragen genügend zu beantworten, so würde Dein Schreiben mich bis etwa zum 22. d. M. gewiss hier noch erreichen, u. dann entschieden werden können, ob u. wie ich die kleine Reise antrete. Vielleicht weist Du an Rathschlägen noch mancherlei zu suppliren, was meine Fragen unberührt gelassen haben.

Adieu! Mögen diese Zeilen Dich leidlich gesund u. guten Muthes an treffen. Wie vor Jahrzehnten der Deinige.

K. Ebenau.

Adr. H. Hofbib. Secret. E., in der Schönen Aussicht zu Schl.

1. Kann die Reise von Bieberich nach Scheveningen u. zurück ohne erhebliche Anstrengungen nach den disponibeln Reisemitteln binnen 8—10 Tagen für 50—60 fl die Person gemacht werden?

2. Ist ein wesentlicher Unterschied unter den Dampfschiffen u. Fahrten der verschiedenen Gesellschaften u. welche demnach vorzuziehen?

3. Wo bequem u. billig zu Düsseldorf (1 Abend), Rotterdam u. Scheveningen selbst (wenn man sich in der Residenz nicht lang aufhalten mag) zu logiren?

4. Welche Verhaltungsmaasregeln in dieser Hinsicht in den Holländ. Städten? Kommt man mit Deutscher oder Franz. Sprache u. Franz. Geld (z. B. 5 Frankst.) ohne Verlust zurecht? Wird es streng mit Pässen genommen?

5. Sind die Betten in den Dampfschiffen gut genug, um etwa ihrer sich zu bedienen, wenn man die Nacht durch reisen wollte?

6. Ist der Heimweg von Rotterdam ungefähr ebenso schnell u. bequem (wenig anstrengend) durch Belgien — über Antwerpen u. Aachen, oder welche andere nächste u. schnellste Richtung — zu machen, als den Rhein herauf?

6. Was wäre namentlich in Rotterd., ausser dem Hafen, während der kurzen Zeit des Aufenthaltes noch vorzüglich bemerkenswerth?

NB. Da ich nur Ein Ziel habe, nämlich das Meer, so würde ich natürlicher Weise diesem die meiste Zeit widmen, alles Übrige nur beiläufig mitnehmen, u. mich namentlich um die Herrlichkeiten der Residenz wenig oder nicht bekümmern. Doch magst Du mir über alle zu erreichenden Sehenswürdigkeiten Deine Meinung sagen.

Ich schreibe nach Gewohnheit unfrankirt, u. Du wirst es, versteht sich, ebenso machen.

An Herrn Professor Dr. Diez

Wohlgeb. zu

Bonn.

Poststemp. SCHLANGENBAD 10. JUL 1842.

No. 55.

Linke Ecke kleinere Lithographie, den Badedamm von Ostende, von dem Meere aus gesehen, darstellend; darüber gedruckt

OSTENDE,

darunter VUE GÉNÉRALE.

Bonn, d. 14. Jul. (1842).

Mit Freuden, theuerster Freund, vernehme ich deinen schönen Vorsatz mich u. das Meer zu besuchen, u. bitte dich ja nicht wieder zurückzutreten, in keinem Falle aber mich zu übergehen. In letzterer Beziehung bemerke ich dir, dass du vom Dampfschiff nur stracks zu mir kommen musst (wohnhaft bei H. Raes am Schloss); ich kann dich in meiner Wohnung ohne Störung beherbergen u. wir können so unbedingt zusammen sein. Nochmals dringend: bleib deinem Vorsatz getreu! es wird dich nicht gereuen.

Ich beantworte nun deine Fragen so gut ich kann, denn persönlich ist mir die Reise nach Scheveningen ganz fremd.

1) die Zeit von 8—10 Tagen u. die Summe von 50—60 fl. halte ich für vollkommen hinreichend. Was das Dampfschiff hin u. zurück kostet, wirst du selbst in Schlangenbad erfahren können. Die Hauptanstrengung liegt in der Nachtfahrt.

2) Die Dampfschiffe der Düsseldorfer Gesellschaft werden den niederländischen von Seiten der Ordnung u. Reinlichkeit vorgezogen, auch die Restaurationen der ersteren sollen besser sein. Die Kölnnischen fahren bekanntlich nur bis Düsseldorf.

3) Zu Düsseldorf logiere ich bei Beking, nicht theuer. Wegen

Rotterdam u. Scheveningen wirst du unterwegs die beste Auskunft erhalten.

4) Mit Französisch kommt man in Holland vollkommen aus. Das beste Geld sind wohl die holl. 10 fl Stücke. Die Franken stehen etwas niedriger als am Rhein, daher die hiesigen Banquiers sie von dort kommen lassen. Es wird aber nicht viel betragen. Einen Pass muss man haben, er braucht aber durch keinen Gesandten visiert zu sein.

5) Die Betten in den Dampfschiffen werden nicht gerühmt.

6) Der Rückweg von Rotterd. nach Antwerpen wird gewöhnlich zu Wasser gemacht (wo man dann ein wenig seekrank werden kann). Die Fahrt zu Land muss ihrerseits auch nicht lieblich sein. Von Antw. nach Köln geht es fast ganz per Eisenbahn.

7) Was in Rotterdam sehenswerth ist, weiss ich nicht.

8) Besondere Bemerkung: schleppe dich nicht mit zu viel Gepäck. Eine kleine Reisetasche ist hinlänglich. Den Mantel darfst du nicht vergessen.

Nunmehr erlaube ich mir einen Versuch, dich von Scheveningen abzubringen u. nach Ostende zu dirigieren. Die See ist dort sehr schön, über Schev. höre ich (z. B. von Schwenck) das Gegentheil. Die Stadt ist angenehm u. hat zugleich einen Hafen, der Weg dahin in jedem Falle vorzuziehen. Die Kosten der Fahrt betragen

1)	Mainz n. Köln (Köln. Gesellschaft) hin u. zurück, so dass man aber aussteigen kann so oft man will, ungefähr	7	Thlr.
2)	Köln nach Achen, Eisenbahn 1. Platz	2	
3)	Achen n. Lüttich Eilwagen (6 Stund. Zeit) . .	$2^{1}/_{3}$	
4)	Lütt. n. Ostende, Eisenbahn 2. Platz (Diligence)	4	
5)	denselben Weg zurück bis Köln (nach Mainz ist schon bezahlt)	$8^{1}/_{3}$	
	Sa.	$23^{2}/_{3}$	

Ich würde dir von hier aus folgenden Reiseplan machen. Den 1. Tag über Köln (Dom gesehen) nur bis Achen. Den 2. Morgens früh (8 Uhr) nach Lüttich, von da in einem Zuge bis Ostende, wo man vor 10 Abends ankommt. Einkehr im Hôtel d'Allemagne grade am Bahnhof. Den 3. u. 4. Tag in Ostende zugebracht, so lang am Meer wie möglich, denn die Seeluft ist zugleich eine treffliche Nachkur auf ein warmes Bad. Den 5. nach Brüssel, da es denn doch einmal sein soll (ich mache mir nichts aus solchen neuen Städten). Den 6. nach Antwerpen (herrlicher Dom) [Oder besser den 5. Morgens 10 nach Antw. u. den ganzen Tag da geblieben, den 6. Morgens $^{1}/_{2}$7 nach Brüssel u. Nachmittags 5 noch nach Lüttich] Den 7. nach Köln und Bonn.

Ich rechne jeden der 7 Tage, wenn man kein Gepäck führt

auf $2^1/_2$ fl. Sa. $17^1/_2$ zu 24 Thlr. = 42 fl., beträgt überhaupt $59^1/_2$ fl. Lässt sich aber wohlfeiler machen, wenn Dir an den Städten unterwegs nichts liegt. Diese Reise ist weit schöner als die andre durch das Häringsland u. auf den Eisenbahnen hat man zumal auf dem Platz Diligence genannt, wo man die Fenster herablassen kann, alle Bequemlichkeit, nur muss man sich hüten, erhitzt hineinzusteigen. Ich nach meiner Individualität, die ich aber nicht als Muster aufstellen kann, würde mich mit Ausnahme der Dome von Köln u. Antwerpen sowie des Hafens von Antwerpen (in welcher Stadt ich aber selbst nicht einmal gewesen bin) unterwegs um nichts bekümmern, sondern möglichst lang und in voller Bequemlichkeit die See geniessen. In Ost. könntest Du im Hôtel du grand café einkehren, wo man täglich für Wohnung, Frühstück und Mittagessen $4^1/_2$ Francs gibt. In der maison blanche gibt man nur 3 Francs nebst dem Abendessen, allein ich habe Wanzen darin bemerkt. Das viele Absteigen in den Städten ermüdet u. vertheuert. — Wenn Du die Reise nach Belgien vorziehst, so schreibe dich bei der Kölner Gesellschaft [nach] Köln u. zurück ein u. fahre um $^1/_2$9 von Bieberich ab, [du] bist alsdann um $^1/_2$7 hier. Ich würde dich am Ufer abholen, wenn Du mir einen Posttag vorher schriebest.

Ich habe mich ganz auf die Reisegegenstände beschränkt. Alles übrige mündlich. Lebe nun recht wohl, theuerster Freund, bis auf baldiges Wiedersehen. Gruss an Deinen Vater!

Dein F.

Herrn Hofbibliothekssecretär Ebenau
Wohlgeboren
in der schönen Aussicht
zu
Schlangenbad
(Herz. Nassau).

No. 56.

Schlangenbad, 21 Juli, 42.

Wenn Du, mein theurer, diese Zeilen empfängst, welche ich bis Cölln mitnehmen werde, so erfährst Du, dass ich auf der bewussten Wallfahrt nach dem Meere begriffen bin. Das heisse Verlangen darnach überwog nicht ungegründete Bedenklichkeiten, und ich will einmahl meinem guten Genius vertrauen, so viel ich auch mein Leben lang erfahren, welch einen mächtigen Gegner er im bösen hat. Obgleich der katarrhalisch-rheumatischen Schererei dermahlen ledig u. erheblichen Folgen der Cur entgegenhoffend, bin ich noch gebrechlich genug u. besonders dem früheren, Dir erinnerlichen, unsäglich peinlichen Sprech-Unvermögen seit vielen Monaten mehr oder weniger wieder anheimgefallen, daher auch zu einem irgend anhaltenden Gespräch eben ganz untauglich. Dessen

unerachtet wäre mir's natürlicher Weise von grossen Werth gewesen, dich in einer Abendstunde auch nur zu sehen, u. wird mir recht sauer werden, dir vorüberzufahren; aber ich durfte diessmahl dem Gedanken nicht Raum geben, Dich aufzusuchen, da ich in meiner Zeit auf's Äusserste beschränkt bin, ohnedem etwas über die Schnur haue, u. selbst aus dieser Reise (was Du Dir merken magst) vorerst wenigstens ein Geheimniss mache. Wie sehr ich Dir Deine freundlich schleunige Erwiderung danke, kannst Du daraus abnehmen, dass ich die angerathene Richtung nach Ostende nun wirklich einschlage, u. mit wenig Abänderung Deinen Reiseplan ganz befolge. Ich hatte jene Richtung freilich auch als die weit vorzüglichere erst ins Auge gefasst, mich aber in der Bedrängniss meiner letzten Zeit zu Dstdt. über die Eisenbahnverhältnisse nicht vollständig unterrichten können u. mich mit Scheveningen begnügen wollen, weil ich zweifelte, auf dem andern Wege mit gleichem Geld- und Zeitaufwand das Meer erreichen zu können u. mir alles Uebrige allerdings Nebensache ist. Nun habe ich hier in diesen Tagen noch einiger brauchbarer Deutscher u. Engl. Reiseführer habhaft werden u. nützliche Belehrungen daraus schöpfen können, so dass ich, daneben mit Deinen Erfahrungen u. Bemerkungen ausgerüstet, nun für den Ausflug nach Ost. im Wichtigsten vorbereitet zu sein denke. Dass mein Vater mir auch dahin zur Seite bleiben wird, habe ich noch nicht gesagt; sehr wohl u. rüstig fand er, dass es, nachdem er grade 70 Jahre u. 1 Monat gewartet, nun doch an der Zeit sei, noch das Weltmehr zu sehen.

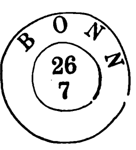
Gott befohlen, mein geliebter Freund! Vielleicht darf ich diesen Herbst mich wieder einmahl Deines Zuspruchs in Dstdt erfreuen?

Unveränderlich der Deine,

K. E.

(mit Bleistift.)

Dienstag, 26. Juli. Bonn gegenüber. Fühle des Freundes gruss, den ich Dir zuwinke! Wir gehen noch weiter bis Aachen! Erst heute, weil ich noch den Tribut 4tägigen, ungewöhnlichen Brustleidens abtragen musste, nachdem obiges geschrieben war.



An

Herrn Professor Dr. Diez, Wohlgeb.

zu

Bonn

(Bleistift: bei F. Raes, am Schloss.)

No. 57.

Darmst., 25. Octb. 42.

Geliebter Freund!

Als ich nach dem Empfang deines schätzbaren, in Schlangenbad mir überkommenen Briefes vom 14. Juli mich zur Reise nach Ostende anschickte, schrieb ich dir noch einige dankende Zeilen, die ich dir von Cölln aus übersenden wollte, weil ich's leider nicht einrichten konnte, dich persönlich in B. aufzusuchen. In der unverzüglichen Weiterreise vom Rheinufer zu Cölln nach dem Bahnhof u. nach Aachen ergab sich aber ein Hinderniss, mein Schreiben auf die Post zu bringen, u. so entschloss ich mich, dasselbe einem, wie uns schien, aufrichtigen u. gefälligen, Judenmädchen von Bonn einzuhändigen, welche sich bereitwilligst zu sicherer Besorgung erbot, nachdem wir auf dem Dampfschiff zufällig Bekanntschaft mit ihr gemacht hatten. Nun sind mir inzwischen doch manchmahl Zweifel erwacht, ob du jene Zeilen wirklich erhalten, welches mir in sofern nicht gleichgültig, als ich dann jede weitere Nachricht von mir u. gebührenden Dank dir schuldig geblieben wäre. Letzteren sollte denn, im Fall der alte Brief nicht angekommen, der gegenwärtige kürzlich u. nachträglich noch abstatten, u. dir sagen, dass ich die berühmte Wallfahrt nach dem Meer wirklich ausgeführt habe, fast ganz nach dem, von dir mir vorgezeichneten, Plane, dass ich den Gewinn der grossen, unvergleichlichen Anschauung zwar einigermassen durch ungewöhnlich heftiges u. hartnäckiges Hals- u. Brustleiden (in Folge einer Erhitzung auf dem Heimwege) bezahlen musste, doch jetzt wieder leidlich hergestellt u. nebst den Meinigen im gewohnten Lebensgang passirlich wohl bin.[1])

Möge dieser mein herzlichster Freundesgruss dich in gleichem oder noch besserem Zustande finden u. dir in freundliche Erinnerung bringen

Deinen

K. E.

Herrn Professor Dr. Diez

Wohlgeb. zu

Bonn.

Durch gütigen Beischluss des H. Commiss.rath Diez zu Giessen.

In dem handschriftlichen, nicht gedruckten Werke G. Thudichums: *Ebenau's Leben* (vgl. *Freundesbriefe von Friedrich Diez* Bonn 1894. S. 34. Spalte a, Z. 6. v. u.) finden sich noch folgende Briefe Ebenau's an Diez angezogen, die sich auf der Bonner Universitätsbiblioth. nicht befinden:

---

[1]) Ebenau starb den 13. April 1843.

1. Florstadt 25. Dezember 1813; vgl. Manuskript S. 20 oben.
2. Einige Briefe Ebenau's; vgl. Manuskript S. 23 unten.
3. Schreiben vom 8. Juli 1818, wo die schweren Diezen drohenden Stunden erklärt werden u. gerade diese Stelle einfach mit einem langen Strich angedeutet ist; vgl. Manuskript S. 68. und noch S. 67. mitte.
4. Schreiben 13. November 1821; vgl. Manuskript S. 91.
5. Schreiben 13. April 1831; vgl. Manuskript S. 143.
6. Schreiben 11. Oktober 1839; vgl. Manuskript S. 178 oben.

Der so kostbare Briefwechsel Diez-Ebenau, wie s. Z. schon bemerkt (vgl. Freundesbriefe S. 34. Spalte a) verdankt die Bonner Universitätsbibliothek der grossmütigen Liberalität des Herrn Prof. Dr. Friedrich von Thudichum. Da nun die uns fehlenden Briefe dem Vater desselben s. Z. bei der Ausarbeitung „Ebenau's Leben" vorgelegen haben müssen, wandte ich mich an H. Prof. von Thudichum mit der Anfrage, ob derselbe vielleicht dieselben für sich zurückbehalten hätte. Leider ist dies, wie mir geantwortet wurde, nicht der Fall, also dieselben für uns wohl leider für immer verloren.

Anhang.

Die folgenden Briefe des Kandidaten der Theologie Pauli an den stud. theol. Georg Thudichum (s. Freundesbriefe S. 35. Spalte a) erklären das zwischen Diez und Ebenau gewählte Kreuz als Freundschaftszeichen und ebenso die damalige Studententracht, in der Diez und Ebenau ihre wundersame Rheinreise (Oktober 1815) gemacht haben. Ich verdanke eine Abschrift derselben Herrn Prof. Dr. F. von Thudichum, der in seiner Mappe viele Schätze noch bergen dürfte, unter andern vielleicht auch solche, die noch im Einzelnen Licht auf Diezens Verhältnisse werfen könnten.

No. 1.

Candidat der Theologie Pauli
an
Stud. theol. Georg Thudichum
in Giessen.

Papiermühle (bei Nidda), 16. Jan. 1814.

Schon lange zog mich etwas Unsichtbares zu dir mein Lieber hin; und was du mir im Anfang Deines letzten Briefes verheisst, verhies dir mein Herz längst schon in der Stille. Du verübelst mir es nicht, wenn ich im Anfang unseres Vertrautwerdens nicht gleich mein Herz dir aufschloss: Ich war durch andere, die ich anfänglich für biedere treue Freunde hielt, die mir aber in der Folge der Zeit unhold wurden, um etwas vorsichtiger und zugleich misstrauisch geworden. — — — Es ist wirklich ein gar trauriges Ding, dass wahre Freundschaft nur durch Ausdauer und Stätigkeit erkannt werden kann, da es gar selten eine Gelegenheit giebt, wo

man sich Einem als wahrer Freund durch Aufopferung zeigen kann.

Ach leider, mein Herrlicher! giebt es des elenden Zeugs gar zu viel, das die Namen Freund und Freundschaft entweihet. Man komme nur in die gewöhnlichen Zusammenkünfte der so genannten Gebildeten, so heisst es: ach Gott den kannte ich sehr gut er war mein Freund, oder: o wir waren schon im 12. Jahre die innigsten Freunde: Sie sollten meine Freunde alle kennen! u. s. f. Du erinnerst Dich vielleicht einer aimablen Dame die unter 10 Worten gewiss einmal: Ach Gott lieber Frrreund sagt. Genug! Du weisst in welchem Sinn ich Freund gesagt haben will und kannst hieraus, und aus deinem Herzen herleiten was ich von einem Freund verlange und was Du von mir verlangen und erwarten kannst. So sey denn mein Freund lieber teutscher Bruder, wie ich und jeder Treue ihn wünschet; ich werde dir stets treu bleiben und möge es der Himmel fügen, dass wir uns bald wechselseitige Proben unserer wohlgemeinten Freundschaft geben können.

Jezt noch vom Anhängsel in Deinem Brief. Der Gedanke Ringe als Freundschafts-Denkzeichen zu wechseln gefällt mir und es dünkt mir wohl, dass man Etwas Aeusseres habe woran sich die Sinne halten und das aufs Gefül herrlich wirken mag. Aber denke dir Lieber, wenn man auch nur drei Ringe an den Fingern hätte, wie es lassen müsste. Mir wenigstens würde mehr als einen Ring an den Fingern zu tragen, nicht gefallen. Man könnte einen Ring tragen, an dem die Namen der Freunde angebracht, oder mit einigen Haaren treuer Freunde geziert wäre. Oder was hälst Du davon: ein Kreuz von Metall oben mit Eichelnblätter umwunden unter dem Wams zu tragen worin die Namen der Freunde eingegraben wären und das man mit einem blauen Band um den Hals hing?

Darum muss in dieser hellen fast durchsichtigen geistigen Zeit Glauben erstehen, so schreibst du mein Lieber am Ende Deines Briefs. Jawohl muss er wenn das Reich nicht gefährdet seyn soll entstehen! Aber gehe in die Kirche, gehe in die Welt, wo findest Du Spuren davon. Ach Gott was man in letzterer Zeit bei uns davon lärmte, das war nichts als ein Aufbrausen und Prahlerei. Auch dieser bodenlose Unglauben geht von den höheren Ständen aus. Welche Mittel sind's die man anwenden soll den eingewurzelten Unglauben zu verdrängen und den bei manchen jezt wieder keimenden Glauben zu stärken und zu befestigen? Meine Meinung über deine hingeworfenen Sätze von Verdienst und Gnade soll in meinem nächsten Brief folgen.

No. 2.

Pauli an Georg Thudichum Papiermühle d. 3. Nov. 1814.

Lieber Bruder!

Deinen Brief vom 1ten d. erhalte ich eben erst. — — — —

Was das Übrige, Kleid und Dolch ausgenommen, anbelangt, so hat dessen verzögerte Abschickung nichts zu bedeuten. Es war unüberlegt grob von mir, dass ich dich mit so vielen Bestellungen überhäufte, der du jetzt ohnehin schon so viel zu schaffen hast. — Wegen des Nibelungen Lieds fiel mir zu spät ein, dass das von Dir erbetene eine blose Übersezzung sey; und es folgen anbei noch 1 fl. 24 x zur Anschaffung der bewussten Ausgabe.

Ich brenne vor Verlangen, wie sich die bewusste Sache entwickeln wird! ob die Gesellschaft aufgelöst, ob beschrenkt oder ob sie gedeihen wird. — Sehr freuen wird es mich wenn Du mir einige sie betreffende Aufsätze die du mir versprachest bald schicken könntest, noch mehr, wenn ich in Eure Reihe aufgenommen und als Mitgeselle freudig handeln und reden möge, wie sichs gebühret. Es ist ja doch ein rechter Jammer und Schade um des Trennens und Scheidens wovon Du mir in Deinem Schreiben sprachst! O dass doch die noch Übrigen von der guten Sache entflammt werden mögen und ich baldigst mein Schärflein dazu beitragen könnte!

Noch etwas: Unser teutscher Meister [Arndt] soll wie mich ein Freund versichert (jedoch ohne Nahmen) ein Büchlein „Erinnerungen vor dem Wiener Congress" herausgegeben haben, worinnen er die meisten unserer teutschen Fürsten und deren Verwalther genau und nahmentlich bezeichnet und rügt. Ist's Dir schon bekannt? Es ist, weil es in Wien verboten, in den wenigsten Buchhandlungen zu haben, soll aber ein gar treffliches Werk des Lieben seyn. Kann ich es von Frankfurth aus bekommen so schicke ich es Dir auch, wenn du es noch nicht gelesen hast. *[Am Rand ist dann beigefügt:* „Übrigens begreife ich nicht wie Arndt etwas, ohne seinen ehrlichen Nahmen darunter gesezt zu haben, herausgeben sollte."*]*

Mein Barett werde ich mir hier und zwar von feinem Tuch machen lassen. Kaufe mir doch die Federn dazu, wenn du Gelegenheit hast. — Friede sey allen Brüdern und Liebe mit Glauben. Dir aber Bester Gruss und Kuss.

Pauli.

No. 3.

Pauli an Georg Thudichum, „der Gottesgelehrtheit Beflissenen zu Giessen".

Papiermühle 6. Dez. 1814.

Bester!

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — Wegen des Dolches hast Du mich in meinem lezten Brief nicht verstanden. Ich bat oder wollte doch wenigstens bitten, zu dem Schwertfeger, wobei wir zuerst waren, zu gehen, und den Dolch wovon wir bei ihm gesprochen abzubestellen. Es ist allerdings mein Wille, dass der andere (geschickte) Messerschmidt, bei dem wir zu-

letzt waren mir einen solchen verfertige. Sollte dieser auf künftigen Mittwoch noch nicht fertig seyn, so schicke mir einstweilen die andern Sachen; besonders aber bitte ich Dich das Hütlein dem Postknecht mitzugeben, sowie mir die nöthigen Federn zu 2 Baretten zu übermachen. Vielleicht ist es Dir auch möglich mein Kleid durch denselben an mich gelangen zu lassen. Die Falten in den Hosen lassen zwar nicht übel, allein ich wünschte doch es wäre dies nicht geschehen, weil es zu sehr auffällt, und ich als ein Sonderling erschiene. Sind die Hosen aber schon fertig, so schicke sie nur hierher, ohne sie vorher verändern zu lassen, und ich werde dann sehen wie sie mir anstehen. Was den Dolch anbelangt, so wäre es mir sehr lieb, wenn ich denselben bis zu meiner Abreise von hier bekäme; die Scheide dazu muss ganz steif seyn damit man dieselbe nicht jedesmal aus dem Sack ziehen muss, wenn man den Dolch hinein stecken will. — Wie hat sich aber die Gestalt der Baretten so ganz umgeändert, und zwar nicht zu ihrem Vortheil.

Nach Deinem Vorschlag will ich es mit dem Zutritt zur teutschen Gesellschaft vor der Hand beruhen lassen. Mit Bruderliebe wünscht Dir Gottes Segen und Heil Dein

Pauli.

III.

Briefe von *Friedrich Diez* an *F. G. Welcker*.

(Auf der Bonner Universitätsbibliothek.)

No. 1.

Giessen, d. d. 15. Aug. 1817.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Wenn Sie endlich nach Verlauf von zehn Wochen den ersten Brief erhalten, so muss ich Sie zuerst bitten, nicht den Verdacht zu hegen, als hätte ich nicht jeden Tag an einen so wohlwollenden Freund gedacht — da ich mir nun einmal fest vorgenommen hatte, nicht anders wieder, als mit irgend einigen Ergebnissen meines Strebens und Lebens vor Sie zu treten.

Die übersezten Romanzen bitte ich Sie recht sehr nur als Versuche zu betrachten: denn niemand fühlt mehr als ich selbst, dass sie noch eine gar andre Gestalt gewinnen müssen. Der erste Theil des hoffentlich bald erscheinenden Ganzen wird die Romanzen von Cid und Granada, nebst denen von Bernaldo del Carpio, ferner Gonsalez u. a. aus der Span. Geschichte — der zweite die Ritter- und Liebesromanzen enthalten. Leider kann ich mich nicht eher an die Arbeit begeben, bis ich alle Romanzen vom Cid um mich versammelt habe; wesshalb ich mich an die Bücherschäze von Gotha und Dresden wenden muss. Sehr angenehm wäre es mir, wenn Sie mir die Namen der Vorsteher gelegentlich — denn vor dem ersten Vierteljahre kann ich mich nicht ernstlicher an die

Sache begeben — verrathen wollten. Bei Bunsen habe ich nach einem romancero gefragt, der vor meiner Abreise aus Göttingen verlegt ward, und den ich noch nicht ganz benuzen konnte. Noch muss ich Sie mit der Bitte beschweren, dem Prof. Bunsen das eingeschlagne Heft zustellen zu lassen, das an Jac. Grimm aber etwa in die Vandenhökische Buchhandlung zu schicken, wo es gewiss besorgt wird.

Nunmehr muss ich Ihnen etwas berichten, das für mich von viel höherer Wichtigkeit ist, und für Sie um so anziehender. Kurz nach meiner Ankunft allhier gieng ich nach Darmstadt, meinen Oheim den Forstinspector Richter zu besuchen; dort erfuhr ich mittelbar durch den Assessor Schleiermacher, dass man einen Vorsteher für den sehr bedeutenden Bücherschaz von Darmstadt (150,000 Bde.) suche, doch verlange man von ihm eine gewisse Kenntniss der orientalischen Sprache und Literatur. Anfangs rührte es mich nicht; ich kehrte nach Giessen zurück, und fasste dort erst den Entschluss, mich darum zu bemühen, zu welchem Ende ich „auf den Rath einiger bedeutenden Männer in Darmstadt“, (wie mir mein Ohm desshalb schrieb,) durch des geistl. Geheimrathes Schmidt Empfehlung an Schleiermacher mich zu wenden im Begriff bin; doch dürfte ich im ersten halben Jahre noch ohne Besoldung bleiben, da der Grossherzog vorerst die Nothwendigkeit einer solchen Stelle einsehen müsste. Recht sehr bitte ich Sie, lieber Herr Professor, wenn Sie mir einmal schreiben, mich mit Ihrem Gutachten in dieser Sache zu erfreuen. Meine Hoffnung bleibt immer noch die, von Darmstadt einmal auf eine Universität zu kommen; denn ich bin gar nicht Willens, unter den Pairen unsres Hofes als ein Unpaar [wie Calderon sagt] mich herumzutreiben.

Mit Aug. Follenius hab ich mich schnell und ohne Umstände durch Ihre gütige Vermittlung vereinigt. Ich finde ihn im Ganzen noch so wie ich ihn verliess; doch haben die in seinem Busen sonst herumirrenden Eisentheile sich zu einem Stahlpanzer vereinigt und gehärtet. Seine staats- und weltweisen Ansichten sind mir recht lieb und erhebend; seine dichterischen oder vielmehr kunstwissenschaftlichen sind noch ganz die alten, wenn auch nicht guten, und hier streift sein Flug manchmal an der Flachheit her. Noch immer will er nicht erkennen, dass auch Aeschylos, Dante, Cervantes, Shakspeare, Göthe [diesem ist er am meisten abhold] Geister sind, die die Weltseele gefasst und grossartig wiedergegeben haben — für ihn giebt es blos einen Tasso und Schiller, allenfalls noch J. Paul und Tieck. Doch hadern wir nie desshalb; vielmehr beschränken wir uns sehr fein auf Uebersezen, Teutsche Sprache und ein wenig volksthümliches Wesen. In wenigen Tagen erscheint von ihm zur Probe des Ganzen der 9. Gesang seiner Uebersezung

des befreiten Jerusalem, wovon ich die Beurtheilung in den Heidelberger Jahrbüchern übernehmen will. Seine Grundsäze sind nur theilweise zu billigen — so z. B. duldet er keine antiken Namen, wenn schon Begriffe, und sezt daher die Aurora in eine „Fei des Morgens" um, die Alecto in eine „Hexe", ja sogar den Po in die Donau! — aber die Ausführung des Ganzen nach diesen Grundsäzen ist meisterhaft und lässt nichts zu wünschen übrig. Mit Karl Follenius steh' ich in keiner Berührung.

Wie steht es mit Ihrer Reise nach Dresden? Wie mit dem Fortgang der archäologischen Zeitschrift? Wie mit Zoegas Leben? Wie mit Ihrer herrlichen Vorlesung, von der ich leider nur ein Bruchstück für mich retten konnte? Vor einiger Zeit war ich auf dem Taunusgebirg, und habe den Rhein wieder einmal gesehen, der wunderbare Gefühle in mir geregt hat; ich habe ihn immer als einen alten Teutschen Heldensang betrachtet, und desshalb einmal diese Strophe auf ihn gemacht:

„Was bist du anders du erhab'ner Rhein
Als ein uralter Teutscher Heldensang;
Was Dunkles birgt der graue Runenstein,
Das kündet laut dein zauberfroher Klang;
„Es lauschen still in Früh- u. Abendschein
Der Burgen kühne Geister dem Gesang;
Wie tausend helle Zungen von Krystall
Aus Felsen locken dunklen Liedes Schall."

Nach sechs Wochen reise ich vielleicht einmal über Weimar und Hof. Doch ist J. Paul jezt in Heidelberg, wo ihm nicht geringe Ehre erzeigt wird.

Grossherzoglicher Rath v. Preuscher kommt nach Darmstadt als Oberappelations Rath, Herf nun als Kammerrath. — Noch weiss ich nicht wie ich Schwenken einen Abdruck der Proben übermache — Prof. Balser hat wieder neue Untersuchungen in Studentensachen, so viel ich weiss, den Verruf betreffend, wobei gegen 20 weggewiesen werden möchten. — Die Turnschule in Darmstadt ist im trefflichsten Zustand, und alle Stände nehmen die lebhafteste Theilnahme, wie denn überhaupt dort noch viel guter Sinn herrscht.

Zum Schluss bitte ich Sie, lieber Herr Professor, den Zoega u. Prof. Benecke zu grüssen, und wünsche Ihnen allen möglichen Segen des Himmels, bringe Ihnen auch nochmals meinen Dank dar für so manche neuerdings erwiesene Gefälligkeit und Güte. Ihr

in Liebe und Achtung Ihnen ergebener
Schüler u. Freund Fr. Diez.

No. 2.

Giessen d. d. 21. März 1818.

Was werden Sie gedacht haben, Hochgeehrtester Herr Pro-

fessor, dass ich mein Versprechen, ja meine theuerste Pflicht so sehr verlezt, und Ihnen seit so langer Zeit nicht geschrieben und Rechenschaft von meinem Treiben abgelegt habe? Um es Ihnen gleich zu eröffnen, so stand es nicht in meiner Macht: denn seit einem vollen Vierteljahre hat mich eine verhasste Krankheit in ihre ehernen Klammern genommen, und mich selbst unbrauchbar, Gott und der Welt aber zur Last gemacht: eine hämorrhoidalartige Krankheit nämlich, wie Balser glaubt — der mich mit Trost und Rath so treulich erfreut hat — die das Blut so sehr zum Kopfe trieb, dass meine Augen zwischen Licht und Finsterniss rangen, wie einst das Chaos, und mir alles Arbeiten, nicht aber das anstrengendere im Innern, abschnitten, und mich nur noch vom Vorlesen leben liessen. Dennoch wollte ich, d. 6. Jenner, nach Darmstadt gehen, und jene Stelle troz allen Teufeln antreten, aber schon den 15. musste ich unverrichteter Sache zurückkehren. Nun, wiewohl noch lange nicht hergestellt, aber innerlich ruhiger und heiterer, blicke ich zurück, und erkenne und überschaue die ganze trübe Fläche, die ich durchschritten habe, wie ich nicht selten dastand, keine Umgebung mehr beachtend, höchstens die Bergspizen noch rosig vom Strahl der untertauchenden Sonne — wie dem auf dem Genfersee Herumschwankenden einst der Montblanc erschien — und das kreischende Getriebe der Zeit und die Uhr schlagen hörend, so ganz ausser dem Raum, und nur an dem Fortschreiten der Tage schmerzlich hängend! Was soll ich Sie lange mit den Bildern beunruhigen, die mich beständig hin und her trieben; besser, ich sage Ihnen, dass ich mich seit mehreren Wochen wieder aufrichtete durch die Betrachtung, wie es so traurig um uns stehen müsste, wenn der Leib so ganz der Seele Meister werden dürfte, und wie es Noth thue, in aller Zeit und zumal in dieser, wo das Elend unser Vaterland mit Scorpionsarmen umschlingt, wo die Sphinx auf der Schädelstätte der Freiheit ruhend fragt: ob die Form den innewohnenden Gehalt denn so ganz ersticken werde? — sich mit hohem Ernst und Mässigkeit zu gürten, und die lezte Hülle der Gemeinheit zu begraben, mit allmählich geweihtem Sinn aber die Züge rein anzuschauen, die der Geist der höchsten Liebe in alle Dinge wie in die grosse durch die Geschichte gezogene Constellation geschrieben, und zu erkennen, wie sich Sein und Handeln frei gestaltet, und aus den Trümmern ihres Todes ein ungeahndetes Leben baue, wie sich die Scheidewand zwischen Tod und Leben, Leid und Freude aufhebt — auf dass alle Selbstliebe in Betrachtung des grossen Ganzen untergehe. Und weiter sollen Sie nichts von meinen Unfällen erfahren, als dass ich zu meiner gehofften Wiederherstellung eine Reise nach Jena machen werde, die ich den 29st. März antrete, bei welcher Gelegenheit ich auch nach Weimar kommen werde — zu schauen die grosse Kraft des Herakles, seinen

16*

Schatten, er selbst leider ist nicht mehr zu sehn. Wollten Sie mir einen Auftrag an ihn mitgeben, oder an Jacobs, dem Sie freilich näher sind als ich, so wäre mir diess keine geringe Freude.

Von Ihren Arbeiten, auch von der gemeinschaftlichen mit Jacobs, habe ich mit Vergnügen vernommen, und hoffe das Weitre gelegentlich von Ihnen selbst zu hören. Ihre herrlichen mythologischen Abhandlungen habe ich gelesen, und viele andre Werke dieses Inhaltes. Ueberhaupt zieht mich die uralte Philosophie weit mehr an als die neuere Schulweisheit, und ich betrachte mit Entzückung, wie der Geist durch alle Völker und Geschlechter fortrankt, und in den Gemüthern geheimnissvoll bewahrt, sich in Bildern und Gestalten so wunderbar ausspricht, und wie überall aus dem trübsten Wolkenhimmel der Stern des Reinmenschlichen schimmert. Das sind andre Dinge, als die Systems-Philosophie — abgerechnet die volksthümlichere der Sokratiker — die bis jezt, so viel ich weiss, nicht einmal unbestrittene Grundsäze des Denkens aufstellte, welches freilich nicht glücken konnte.

Wie gerne wäre ich wieder einige Tage bei Ihnen, lieber Herr Professor, und vernähme die alten Klänge der poetischen Weisheit! die ich nun zu missen täglich schmerzlicher fühle.

Leben Sie wohl und gesund, und denken sie Ihres sie ewig verehrenden Schülers

F. Diez.

Sr. Wohlgeborn
dem Herrn Professor Welcker
zu
frei Göttingen.

No. 3.

Giessen, d. 14. Dezbr. 1818.

Auf Ihren lezten theuren Brief, Hochgeehrtester Herr Professor, antwortete ich Ihnen von Mainz aus, und schickte den Brief an Jemanden zur Besorgung, von dem ich nicht sagen soll, dass er ihn verloren hat. Ich muss Ihnen also den Hauptinhalt noch mals übermachen. — In Hoffnung meiner Herstellung machte ich im schönen Monat April eine noch schönere Reise nach Jena, die nur den Einen Fehler hatte, dass sie mich nicht wie ich wünschte herzustellen vermochte. In Gotha besuchte ich u. a. den Hofrath Jacobs, der mit Liebe von Ihnen sprach. Alsdann wandelte ich einige Tage lang in Ilm-Ferrara herum, genoss Belvedere, das Schauspiel leider sogar. Endlich nach Jena, wo ich in Goethes Gasthof (zur Tanne) einkehrte, und den Mann mit seinem dämonisch abstossenden und anziehenden Wesen sprach — auch Sie erwähnte er mit Theilnahme, wie mir dünkt —; unter Andern erzählte er von ungarischen Volksliedern genau in der Art des Klaggesangs

der Frauen des Asar Aga, nur fröhlich endend, die er von dort erhalten habe. Der warme, innige Luden, bei dem ich lange war, hielt Sie unter a. für den einzigen Wohlgesinnten in G. Ueber das Leben und Weben zu Jena kann ich nicht urtheilen, da ich zumal in der Freizeit nur 3 Tage dort zubrachte. Göthe schien nicht sehr beachtet zu werden, wie freundlich u. zugänglich er auch geworden ist. Der Rückweg führte mich über Rudolstadt, Meiningen, Fulda, Gelnhausen, Hanau, Ffurt, Giessen. Im Mai gieng ich ins Hof-Glanz-Staub-Soldaten-Wanzen-Nest Darm-Athen, von wo mich die noch ekelhaftere münzenlose Bücher-Registratur für bald wieder wegtrieb. Der einzige Gewinn war, dass ich mehrere sehr tüchtige junge Leute kennen lernte, als den ganz unbedingten Hofmann, der nächstens eine Geschichte der Cimbern mit Holzschnitten für das Volk und im Sinn der Volkswürde und des Volksrechts herausgeben, u. sogar den Fürstenkindern übersenden wird. Von Juli bis Mitte October lebte ich abwechselnd in Ffurt, Mainz, dem Odenwald. Zu Ffurt sprach ich sehr lange den Hn. Marquis A. Guill. de Schlegel, der auch in Dstdt. mit mir herumtrippelte, als hätte er das Zipperlein, oder noch was Aergers. Soviel liess er damals merken, dass er seinen Shakspeare noch einmal über - übersezen wolle — dass er s. mit dem Indischen stark beschäftige — dass er schwerlich nach Bonn gehen würde. Er und sein Bruder Frédéric kamen nachher nach Mainz, als der grosse Kaiser Franz dort einzog. Auch den edlen J. Paul sprach ich in Ffurt, wo die dortigen Gelehrten u. Armenadvocaten Siebenkäse ihn auf eine ekelhafte Weise und doch frech genug beleckten. Auch mit Hn. v. Schlegel war er zusammen, dem er alles verzeiht und vergisst, wie er sagte. — In Ingelheim sprach ich ferner den ganz verrückten und sinnlosen Glöckle — in Mainz lernte ich den Prof. Braun kennen, dessen anspruchslose Selbstgefälligkeit mir nicht missfiel. Sie lässt er von Herzen grüssen, und Ihnen ein neu verfertigtes Abbild von seiner köstlichen Magdalena nach Guido R. anbieten, das, wohl gelungen, etwa 3—4 Karolin kosten könnte.

In Giessen endlich angekommen, sprach ich sogleich den Ritter von Beerschoten,[1]) mit dem ich mich über Krankheit u. d. gl. trösten musste. Wir sind bisher oft zusammengewesen und denken es ferner zu thun. Dass wir auch zusammen in Heidelberg waren, werden Sie gewiss wissen. Der gute H. Voss lässt Sie gar innig grüssen. Mir hat er folgende Recensionen zugestanden: von Deppings altspanischen Romanzen (abgegangen) — von Petrarca üb. von Förster (abgegangen) — Petrarca von Fernow dargestellt (unterlassen) — von Isidorus Lotosblättern — von Dante von Kanne-

---

[1]) Schwenk, der dort in Holland eine Hofmeisterstelle innehalte.

giesser — von Raynouard Choix des poésies originales des Troubadours, Par. 1816 u. Schlegels de la litterature provençale 1818 — von Roqueforts de l'état de la poésie franç. dans les 12. 13. siècles 1816. — von Wachlers Nationalliteratur, von Sismondi littérature ec. Ausserdem ersuchte er mich, seinen Shakspeare zu recensiren!! Auch in die Jen. A. L. Z. will er mir den Eingang verschaffen, zumal da ich noch eine Recens. von Streckfuss Ariosto vorräthig habe, die für die Heidelb. Jahrbücher bereits bestellt war. Für Göttingen wird so etwas nicht brauchbar sein?

Schwenk wird Ihnen geschrieben haben, dass auch für mich eine Einladung nach Utrecht ergangen ist von einem Hn. Hinlope, eigentlich 2 Stunden von Utrecht, für 700 fl. etc. Ich bin bis jezt noch entschlossen, sie anzunehmen, und Ihre Zustimmung hab' ich im Voraus.

Meine Arbeiten — mehr als 5 Stunden tägl. lässt mir mein Leidgeschick nicht zu — bestehen jetzt aus den Romanzen, die nach Ostern erscheinen sollen bei Hermann in Ffurt — zu Zeiten auch aus einer Uebersezung von Altspanischen, Provenzal. u. Altfranz. Minneliedern — in dem Studium der Altteutschen u. Altfranz. Litt. — im Lesen mancher Dichter, als Dante u. a. u., endlich in Uebung der franz. Sprache wegen Utrecht. — So viel von mir.

Mit Freude hab' ich von Schulz gehört, dass Sie wahrscheinlich den Bonner Ruf annehmen würden; so hätte ich das Glück, Sie vielleicht auf der Reise nach Utrecht, im Mai 1819, dort zu sehen, falls bis dahin die Hochschule eröffnet wird. Der Zoega wird nun bald erscheinen, wie ich ferner vernommen.

Leben Sie recht wohl, Hochgeehrter Hr. Prof.! und in dem Segen des Himmels, und denken Sie stets an Ihren Ihnen mit Liebe u. Achtung zugewandten Schüler F. D.

N. S. Ich weiss aus einem Brief von J. Grimm an mich, dass in den ersten Blättern der Wünschelruthe einige Spanische Romanzen von Carové übersezt stehn. Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie diese Blätter, falls Sie sie besizen, mir auf einige Zt. mittheilen wollten, oder wenn etwa mein theurer Vetter Schulz, den Sie von mir grüssen wollen, sie sich von Vandenhoek wollte geben lassen, gegen Wiedererstattung aller Kosten.

No. 4.

Giessen den 16. Jan. 1821.

Sie empfangen hiermit, Hochgeehrtester Herr Professor, mit 10 gedruckten Bogen zugleich wieder einmal ein Briefchen, das ich leider, da die Post-Stunde drängt, nur kurz machen kann; demnächst werden Sie aber ganz gewiss mehr vernehmen. Vorerst muss ich mich über gegenwärtige Sendung erklären. Das spanische Buch ist gelegentlich nur mitgelaufen, da es mit demselben Porto gieng; hoffent-

lich können Sie es für die Bibliothek brauchen, da es eins der wichtigsten ist, ich hatte es für 1 fl 30 gekauft: geht es, so bitte ich Sie, vorerst das Porto von Koblenz an daran abzuziehn: es wäre hier nicht möglich, ein Päckchen über Kobl. frei zu machen. Haben Sie in der Bibliothek *La Diana de Gil Polo* noch nicht, so kann ich Sie Ihnen ebenfalls zukommen lassen.

Die Druckbogen enthalten den grössten Theil meiner Romanzen, die ich um sie vom Herzen zu kriegen, endlich auf eigene Kosten drucken lasse, doch nicht ganz ohne Hoffnung noch einen Verleger zu gewinnen. Und gerade desswegen bitte ich Sie nun um ihre gütige Fürsprache bei einem Bonner Buchhändler, da Ihnen ja dies Buch in einer Hinsicht gehört. Ich verlange Nichts als Erstattung der Druckkosten, nämlich 140 fl für 13 Bogen (denn die 3 folgenden sind noch nicht in der Presse), ja, wenn das nicht gehen sollte, selbst nur 100, um es nur nicht in traurige Kommission geben zu müssen. Die Anzahl der Exemplare beträgt 500, wovon ich doch 12 zurückbehalten müsste. Der Titel ist noch nicht ganz bestimmt: Tafelrunde bezieht sich eigentlich auf die Dichtungen vom Artus, doch sezen die Romanzen selbst die *tabla redonda* nach Paris, auch Calderon sagt: „Mit sich führet Karl die Helden — — Unter sich so gleich dass sie Nur an runder Tafel speisen.“ — Werden Sie nun wohl gelegentlich meine Bitte berücksichtigen?

Ich bin zu Bonn gewesen, ohne Sie, verehrtester Herr Professor, aufgesucht zu haben: ohnehin in Melancholie versenkt glaubte ich Sie in den Ferien nicht anwesend; auch riss mich der schnelle Lauf der Reise fort.

Leider muss ich schon schliessen, ohne ihnen das Geringste von meiner Gegenwart und wahrscheinlichen Zukunft gesagt zu haben, wovon ich nur viel [schlimmes] sagen könnte. Werden sie mir aber dennoch von ihrem Leben und Streben drei Zeilen mittheilen?

Schwenk, der diese Bogen einstweilen nehmen kann, bis das Uebrige kommt, grüssen Sie recht sehr; mein täglicher Wunsch ist, ihn hier in meiner Einsamkeit zu haben. Prof. Schaumann ist ab von der Klasse, und Rumpf als Oberschulherr eingetreten.

Leben Sie nun recht wohl. Mit Achtung und Liebe der Ihrige.

F. Diez.

N.S. Darf ich Sie um Besorgung des Briefs nach Utrecht bitten?

No. 5.

Giessen, den 6. Octbr. 21.

Ich würde Ihnen, Hochgeehrtester Herr Professor, gleich nach Empfang Ihres ersten theuren Briefs geantwortet, und Ihnen meinen innigsten Dank für ihre gütigen Bemühungen schon damals gesagt haben — was ich diessmal ausdrücklich thue — hätten mich die

Anstalten, die Sie mir selbst vorschrieben —, nicht zu sehr beschäftigt. Gleichzeitig mit ihrem zweiten Schreiben aber kam Schwenk mit der Nachricht, dass Sie wohl eben ins Bad abreisen möchten; und so musste ich also meine Antwort aufschieben. Ihren gefälligen Rath habe ich in seinem ganzen Umfang befolgt, nämlich Schmidt besucht, an Herf, Rehfues und den Minister v. Altenstein geschrieben. Rehfues hatte sich an den Kanzler Arens gewandt, und dieser, von mir vorbereitet, hat ihm recht günstig geantwortet. Mit dem Dr. ist es nun vor der Hand verunglückt; von der Facultät, die sich mit einer Abhandlung begnügte, ward ich in meinem Gesuch um Dispensation vom Disputiren kräftigst unterstüzt, doch vergebens: mein Brief an den Staatsminister war zu spät abgegangen; in einem freundlichen Schreiben an mich äusserte er sein Bedauern, dass er nicht gewusst habe, dass ich der Bittsteller gewesen wäre. Da ich nun aber, wenn der Plan nach Bonn durchgeht, als Ausländer sogleich dennoch das Diplom erhalte, so ist damit nichts verloren. Vergessen darf ich nicht, dass mir Rehfues geantwortet hat, er werde sein Möglichstes thun. Und so entscheide es sich, wie es will, mir bleibt das Bewusstsein, dass ich die Gelegenheit ergriffen habe — wie ihnen mein lebendigster Dank! Schwenk habe ich bisher jede Woche gesehen — diese Freude hört nun auf; den 1. d. M. ist er nach Bonn abgereist. Seit einiger Zeit habe ich eine Geschichte der Poesie der Troubadours unternommen; dem Plan nach soll der erste Band das Leben und den Verkehr der Provenzalen, den Character ihrer Poesie, ihre Prosodie, endlich Proben in Uebersetzung und Urschrift enthalten — der zweite Theil: die Schicksale der prov. Poesie, das Leben einzelner Troubadours, die Grammatik, Untersuchungen üb. die Sprache; älteste Denkmäler ihrer Sprache mit Uebersetzungen, endlich ein Glossar der im Buch vorkommenden prov. Wörter. Eine Uebersetzung von Lord Byrons Siege of Corinth habe ich diesen Sommer wie zufällig übernommen und vollendet.

Vielleicht habe ich die Freude, Sie bei ihrer Rückreise, recht wohl und gesund nämlich, hier zu sehen. Wahrscheinlicher werde ich aber doch abwesend sein; das schöne Wetter ladet mich weg. — Indem ich Sie bitte, mich den Ihrigen zu empfehlen, schliesse ich mit wahrer Liebe und Achtung.

F. D.

Herrn Professor F. G. Welcker.

IV.

Briefwechsel zwischen *Diez* und *Georg Thudichum.*

Auf der Bonner Universitätsbibliothek befinden sich zwei Briefe Diezens an Thudichum, den er um Mithilfe bei der Uebersetzung eines deutschen Aufsatzes ins Lateinische ersucht.

V.

Friedrich Diez an *Georg Thudichum*[1])

Angek. den 10. Febr. Bonn, d. 4. Febr. 1824.

Edler und theurer Freund! Vorgestern empfing ich Deinen unschätzbaren Brief, gestern rückte ich als Bevollmächtigter dem Evangelisten M.[2]) auf, wobei ich (ohne Scherz) eine sehr finstre Miene annahm, von ihm aber folgende (so weit man dem Fuchs trauen kann) befriedigende Antwort erhielt: „Die Handschrift wäre nach Darmstadt in Leske's Druckerei abgegangen, und würde nun wohl angekommen sein; der Druck würde wahrscheinlich ganz gewiss in der Kürze anfangen, und Hrn. Thudichum in diesem Fall die Aushängebogen nach Büdingen geschickt werden. Auf jeden Fall aber solle, wo möglich, das Werk in der Osterwoche erscheinen. Auf alles diess könne sich Hr. Thudichum verlassen". Ferner war ich gestern bei Welcker u. hielt ihm M^i. Saumseligkeit vor; er wird noch besonders mit dem Evangelisten sprechen. Das ganze Manuskript meint M^s. noch nicht erhalten zu haben; du kannst also den Rest nach Darmstdt. schicken zusammt der Zueignung, mit der du dem wackern Welcker eine grosse Freude machen wirst. Wie wäre es, wenn du eine Zuschrift an ihn richtetest? zumal eine gelehrte? Das würde er gewiss besonders gut aufnehmen. Ich kann aufrichtig sagen, dass ich mich freue auf die Erscheinung einer solchen Uebersetzung, die mir die Nöthen der Original-Leserei, und die Folter der Solgerschen erspart.

Dass Dich Büdingen nicht befriedigen kann, habe ich mir immer gedacht; es freut mich, dass Du es bekennst; so lässt sich die Hoffnung fassen, dass wir Dich noch einmal in unsere Nähe kriegen; wäre die Demagogen-Riecherei[3]) nicht dazwischen gekommen, so würde Welcker jeden Deiner Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt haben. Doch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, dass irgend einer meiner Freunde, vor Allen Du selbst, mir so nahe rücken möge, dass ein ungestörter, ungebundener Verkehr eintreten möge.

Was Du von Karl[4]) mir schriebst, ist mir wahrhaft tröstlich, ich fühle, dass das Gegentheil mich in die peinlichste Unruhe versetzt haben würde. Sein Bild begleitet mich beständig in meiner Abgeschiedenheit, und vielleicht nur zu sehr. Es könnte sein, dass ich ihn um Ostern sähe; doch will ich nichts versprechen.

---

[1]) Ich verdanke das Schreiben der liebenswürdigen Gefälligkeit des H. Prof. v. Thudichum, der es mir zur Abschriftnahme nach Bonn geschickt hat.

[2]) Der Verlagsbuchhändler Marcus.

[3]) Die Worte: „die Demagogen-Riecherei" sind mit einem dicken Strich bis zur Unleserlichkeit überzogen.

[4]) Karl Ebenau, auch Thudichum's Jugendfreund.

Ich denke, im Juli in litterärischen Geschäften nach Paris zu gehen; es kann mir nichts im Wege sein, als etwa mein Gesundheitszustand.

Gruss von Welcker. Grüsse Karl aufs herzlichste in meinem Namen, und lebe recht wohl.

Dein
Dich liebender
F. D.

VI.

Briefwechsel zwischen *F. G. Welcker* und *Konrad Schwenk*, dann *Welcker* und *Thudichum*.

(Der erstere ist vollständig erhalten: die Briefe Schwenks an Welcker besitzt die Bonner Universitätsbibliothek aus dem Nachlass Welckers; Welckers Briefe an Schwenk sind im Besitz des Vaters des Adressaten, Herrn Dr. Schwenk in Frankfurt a. M. Ich habe aus diesem hochwichtigen Brief wechsel, der ein schönes Denkmal für Welckers werkthätige Liebe zu seinen Schülern und für Schwenks harten, aber erfolgreichen Kampf ums Dasein bildet, bloss die für eine Diezbiographie brauchbaren Daten und Stellen und zwar in zeitlicher Ordnung ausgezogen.)

S. W. 25. Lich, 20./10. 18. In Gegenwart Diezens schreibe ich Ihnen, und Sie werden von ihm nun auch einen Brief erhalten. Er ist auch hypocondrisch, was mich einigermassen tröstet, und mit dieser Krankheit hängt sein Augenübel zusammen. Die Zusammenkunft mit ihm hat mich höchlich erfreut, u. ich kann nicht im geringsten zweifeln, dass er einer unsrer bedeutendsten Litteratoren werde, denn unverkennbar einen sich bei ihm Geist, Fleiss u. Liebe zur Sache. Sein Wesen ist liebreich u. unbefangen, u. sollte ich den Winter über in Lich bleiben, so würde so mir sein Aufenthalt in Giesen, wo er sich vor der Hand academisch niederzulassen gedenkt, zum grossen Troste gereichen. . .

S. W. 26. Lich, 22./11. 18. . . . neulich war ich mit Diez in Heidelb., sah Creuzer, Voss, auch Ihren Bruder . . .

S. W. 27. Lich, 13./12. 18. . . . Diez sagte mir, er wünsche mit mir nach Utrecht zu gehen, weshalb ich Ameronge ersuchte eine Hofmeisterstelle für ihn zu suchen, der auch zwei gefunden zu 700 fl. u. allem mit Einschluss der Wäsche u. dem Flicken derselben frei, was ich ausbedungen hatte. Diez hat vorläufig eine angenommen, vielleicht erkundigt man sich bei Ihnen seinethalben. . . Die 2. Stelle ist erst nächsten November offen, u. ich hoffe ebenfalls einen Teutschen dort einzuschwärzen, vielleicht Dr. Adrian in Rödelheim, den Diez gut kennt. Zuerst war die Frist meiner Abreise für 1. April bestimmt, nun aber 1. Februar, weil ich es Ameronge ganz überliess, dies ist mir nun, da Diez erst im Frühjahr abgehen will, nicht angenehm . . .

S. W. 28. Beerschoten, 14. Mai 1819. . . . Diez hat mir noch keine entscheidende Antwort gegeben, u. dadurch Herrn Hinlopen u. mich mit in Verlegenheit gesetzt, der ich ihm doch, ehe ich um eine Stelle nachsuchte, durchaus nicht dazu rieth, weil ich niemand um meinetwillen veranlassen mag, sich in eine Lage zu begeben, die ihn drückt, und das muss bey jeder Erzieherstelle mit Diez der Fall sein, da er sich nicht dazu schickt . . .

S. W. 29. Utrecht, (?) Juni 1819. Vergangenen Freitag kam Diez hier an, u. hauste Samstag und Sonntag bey mir, wo ich mit grosser Freude erfuhr, dass Sie gesund und vergnügt lebten, wiewohl durch die Bibliothek abgezogen von Ihren Arbeiten. Diez findet bey seiner Stelle nicht viel Arbeit, u. im Umgang mit den Leuten des Hauses ganz und gar keine Steifheit, womit hier zu Lande schon viel gewonnen ist. Wir werden ohngefähr 3 Wochen hier zusammen sein, alsdann wird er aufs Land gehen bis zum nächsten Winter.

S. W. 30. Utrecht, 4./9. 19. . . Diez wohnt auf dem Lande, $2^1/_2$ St. von hier, kommt jedoch jeden Freitag zu mir. Er hat die Romanzen fertig, u. ist nur um einen Verleger verlegen, so billig auch seine Bedingungen sind.

S. W. 32. Utrecht, 21./1. 20. . . . Diez leidet sehr an den Augen u. verlässt Holland im nächsten Sommer, er grüsst Sie viel tausendmal, auf das herzlichste. . . . Diez hat eine schwache Hoffnung nach Mainz zu kommen als Lehrer mit 1000 Gulden u. freier Wohnung, doch ist die Religion wahrscheinlich ein Hindernis; jede Stelle würde ihm willkommen seyn, wie mir, der ich immer denken muss . .

S. W. 33. Utrecht, 22./2. 20. . . . Diez wird im März weggehen. Was ich Jahre in viel höhrem Grade ertrug, kann er nicht ein paar Monate ertragen, ob er gleich nicht so innig an der Natur u. an dem Vaterlande hängt, als ich. Tausend Grüsse von ihm. . .

W. S. Bonn, 20. Jan. 1826. . . . Diez ist jetzt hinter seiner Geschichte der Provenzalen u. grüsst Sie herzlich . . .

W. S. Bonn, 11. Juni 1826. . . . Diez grüsst herzlich — ich sehe ihn sehr viel, wie es unsere Zimmernachbarschaft und alte Freundschaft mit sich bringt. Er schreibt jetzt an dem 2. Theil seiner Provenzalen . . .

W. T. 13. 23. Juni 27. (Nachschrift). Diez ist eben ins Theater gegangen, das er sehr liebt. Er schreibt an seinen Provenzalen, u. eben seit acht Tagen besonders fleissig.

S. W. 89. Rom, 11./3. 1828.

. . So träum' ich, mein Freund, und schwätze bereits
Mit Ihnen, zu mildern die Schwere des Leids,

Und mit Freund Diez, dem närrischen Kauz,
Mit der schnupftuchgefärbten gelben Schnauz.

W. S. (Bonn.) 20./6. 1828. . . Diez und Arndt sind ganz der Meynung, dass Ihre Abhaltungsgründe [nach Bonn zu kommen] nur eingebildet seyen, u. wünschen sehr Sie recht bald zu sehen. Diez hat mir vor einer Stunde Grüsse aufgetragen: Sie wissen, dass die Thüre zwischen uns nicht verschlossen ist. Leider ist er immer etwas leidend u. daher meist ernst und trübe: auch seinetwegen müssen Sie kommen.

W. S. Bonn, 4. Aug. 1828. . . Diez ist fortwährend gar nicht recht wohl, was mich sehr betrübt. . .

W. T. 18. 3./9. 28. (Nachschrift.) An Diez und Breidenstein hab ich Ihre Aufträge ausgerichtet. — Diez sollte viel Fussreisen machen; er war diesen Sommer sehr leidend. Ich will suchen, ihn auch zu Ihnen zu schicken, wenn es die Zeit gibt, wo man Sie — für jetzo — zu Hause antreffen kann.

W. S. Giesen, 9. April (28?). . . Diez den ich hier gesehen habe, zieht sich von einem Besuch in Fkfurt auch diessmal zurück — er arbeitet stark für den Druck. In Bonn sind wir täglich zusammen: dass Sie auch dort seyn möchten! Es würde ein ganz neues philologisches Leben in Ernst und Scherz angehn.

W. S. (wo?) 28. März 29. . . Diez ist leider fort u. fort leidend — an Nerven u. Unterleib. Viele Erscheinungen von Hypochondrie — doch auch andre, die sich sehr unterscheiden. Wir sind täglich wenigstens zweimal zusammen.

S. W. 95. Fkfurt, 5./4. 29. . . Dass mein alter Leidensgefährte Diez sich nicht bessert, schmerzt mich nicht wenig, doch hoffe ich ihn in den Osterferien hier zu sehn . .

S. W. 96. Frankfurt, 9./6. 29. . . . Lesen Sie doch unserm Freund Diez einmal den Text darüber, dass er von seinen egoistischen Eigenheiten nicht so weit lassen kann, um von Giesen aus den Rückweg über Fkfurt zu nehmen. Er könnte wahrlich so viel thun, um einen alten Leidensgefährten zu besuchen. . .

W. S. Bonn, 3. Juli 29. . . Diez wollte mir schon lange einige Indische Wörter für Sie geben — vermuthlich folgen sie in einigen Tagen nach. Sein jüngster Bruder ist 14 Tage hier gewesen, geht aber morgen wieder weg. Er selbst ist wirklich sehr leidend. . .

S. W. 97. Frankfurt, 8./7. 29. . . . Seyn Sie so gut, Diez anzuhalten, dass er mir seine Ankunft in Wiesbaden melde, damit ich ihn dort aufsuchen kann, freilich nur auf wenige Stunden. . . .

W. S. Bonn, 16. Sept. 29. . . Diez ist in Wiesbaden leider übel angekommen — zu meinem grossen Bedauern.

S. W. 99. Frkfurt, 28. (gebessert in 29.) Sept. 29. . . Diez' Besuch hat mich nicht aufgeheitert, da unser armer Freund wirklich im übelsten Zustande zu seyn scheint; er wollte wieder hierher kommen, um nach Heidelberg zu gehen, ist aber bis jetzt ausgeblieben.

W. S. Bonn, den 20. Jan. 1830. . . Diez ist ziemlich wohl — u. studirt Angelsächsisch u. Niebelungisch [. . . .] Gliebster Methodik. . .

W. S. Bonn, 30. Juli. 30. Diez badet jetzo häufig im Rhein, wovon ich gute Folgen hoffe. Seither war er wirklich meist gar nicht wohl, und hat mich sehr gedauert.

W. S. Wiesbaden, 15. Aug. 31. . . Diez ist noch in Bonn geblieben; sein Befinden war in der letzten Zeit nicht gut: er scheint leidend u. trübe. Ich sehe ihn jetzt nicht täglich: doch fast täglich.

W. S. Wiesbaden im Adler, Mitw. (Poststempel 25./8. 31.) . . nur dass Sie mit Diez unzufrieden sind, wünsche ich Ihnen auch jetzt schon zu benehmen. Denn von ihm habe ich nie ein Wort der Gleichgültigkeit, Empfindlichkeit oder irgend eine Veränderung gegen Sie gehört: aber er ist in sich zurückgezogen weil er leidend ist, u. man muss ihm alle Aeusserungen dessen was er für einen und was er überhaupt ist abgewinnen und abzwingen. . .

W. T. 24. 17./12. 31. . . Diez ist diesen Winter gesunder als sonst — ich sehe ihn fast täglich, obgleich er nicht mehr bey mir wohnt. . .

W. S. (Bonn) 19. Dec. 31. . . Diez ist jetzt gesunder u. ziemlich heiter — ich sehe ihn oft, doch nicht täglich. Er grüsst vielmals.

W. S. Bonn, 27./3. 32. . . Gestern erfuhr ich durch Diez, als ich aus dem Colleg kam, die Nachricht, wovor ich seit zehn Jahren bang war, dass der Genius, wodurch die Nation, das ganze Geschlecht wie veredelt erschien und erhoben, die Larve von sich geworfen hat.

S. W. Frankf., 6 Mai 33. (Diez war in den Osterferien in Frankfurt bei Schwenk gewesen.)

W. S. Bonn, 11./6 33. . . Diez hat vor einigen Tagen 200 Thlr. Zulage bekommen, das für ihn nicht wenig ist. Er ist verhältnissmässig gesund u. heiter, u. geht täglich mit Duden spaziren.

W. S. Bonn, 19./7. 36. . . Duden und Diez sehe ich nur selten, da sie in ihrer Lebensordnung sehr genau sind und die Regel derselben am höchsten halten. Doch war es vor wenigen Tagen der Fall, u. wenn beyde klagen, Diez sehr über die Augen, Dudon über innere Presshaftigkeit, so sehn sie doch wohl aus u. arbeiten.

W. S. Bonn, 9./12. 37. . . Diez begreife ich nicht, der durch Frankfurt reisen kann ohne Sie zu sehen, obgleich diess mit seiner Philosophie und Lebensökonomie, die sich in andern Eigenschaften zu erkennen giebt, gar verträglich ist. Auch ich habe ihn seitdem er wieder hier ist nur einige Minuten bei mir gesehn, u. zweymal ihn kurz besucht — in Verkehr also mit ihm so wenig gestanden als vorher. Die Abende in der Lesegesellschaft bringt er, wie es scheint, allein recht behaglich zu, soll er einmal von seinen Büchern getrennt seyn.

W. S. Bonn, 18./8. 38. . . Diez wird nächstens von Ostende zurückkommen, von wo er an Naumann und Böcking lange und launige Briefe geschrieben hat.

S. W. 133. Frankfurt, 16./9. 39. . . . Ein Wunder muss ich Ihnen melden, welches Sie vielleicht gar nicht glauben werden, dass nämlich Diez 4, schreibe vier Tage in hiesiger Stadt ausgehalten hat, wobey er sich traitabel zeigte, natürlich was man bey Diez traitabel nennen kann.

S. W. Frankfurt 29. April 40. . . . Unser guter Diez ist wieder einmal durch Fkfurt über seine Gesundheit klagend durchgeschlichen ohne mir mehr als einen Blick zu gönnen. Schade, dass bei ihm ein so edler kostbarer Stoff, mir durch Jugenderinnerungen doppelt wert, in einem beim Angreifen die Hand so unangenehm afficirenden Stück Steifleinwand eingepackt ist. Ich gebe alle Hoffnung auf eine Beziehung zwischen ihm und mir, wie sie meinen Wünschen entsprechen würde, zu behaupten . . .

W. T. 35. Bonn 26. Mai 1841. Diez ist längst in Giessen. . . .

W. S. Bonn 11. Febr. 54. . . An Diez richte ich nächstens Ihren Gruss aus. Er ist Ihnen nicht mehr entfremdet, als sich selbst, als aller Poesie seiner Jugend, als namentlich auch mir, der sich ihm darum nicht entfremdet hat. Indessen reist er seit einigen Jahren gern, ist gesünder und wie es scheint, viel heiterer. Aber dies einförmigste Gewohnheits- und Gelehrtenleben! . .

S. W. 167. Frankf. (8. 2. 58). Sollte Diez zu Ihnen kommen, so bitte ich ihn v. mir zu grüssen, denn wie er auch schon seit vielen Jahren mir entfremdet ist, ich gedenke dessen ungeachtet der jugendlichen Cameradschaft.

S. W. 168. Frankf. (Juli 60). (Diez hat Schwenk in den Osterferien besucht) . . Beste Grüsse an Diez und sagen Sie ihm dass ich seine freundliche Bemühung in einer widerwärtigen Sache in Bonn mit dem besten Dank anerkenne.

BONN. W. FOERSTER.

Kleine Beiträge zur französischen Sprachgeschichte.

I.

Das „neutrale" *il*.

Dass das scheinbar neutrale *il* weder aus *illud* noch aus einem (neutralem) **illum* entstanden sein kann, ist selbstverständlich.[1]) Dass dieses *il* während der altfranzösischen Zeit nur sehr allmählig in Gebrauch gekommen ist, hat Horning in seiner vortrefflichen Abhandlung *Le pronom neutre il en langue d'oïl* (Böhmer's *Roman. Stud.* IV 229) durchaus überzeugend nachgewiesen. Wenn jedoch Horning die Annahme ausspricht, dass der neutrale Gebrauch von *il* sich aus der Verbindung *il est qui* (gleichbedeutend mit *il y a quelqu'un qui*) entwickelt habe, dass aber in dieser Verbindung *il* das Masculinum sei, so erscheint mir das wenig glaublich. Denn diese Annahme setzt voraus, dass in der genannten Verbindung das Masculinum *il* die deiktische Kraft des lateinischen *ille* besessen habe[2]), und das ist schon um desswillen unwahrscheinlich, weil auch die Verbindung *est qui* selbst erst vom 12. Jahrhundert ab das Pronomen *il* annimmt, *il est qui* also erst zu einer Zeit auftritt, in welcher *il* sich längst zum Pronomen der 3. Person abgeschwächt hatte. Innerhalb der französischen Sprachgeschichte erscheint *il* = **illi* überhaupt nur als personales, nie als demonstratives Pronomen.

---

[1]) *ĭllud* hätte **elt*, **eut* ergeben müssen (vgl. *apud* > *ot*); **illum* konnte nur zu **el* (oder *lo*, *le*) werden. Das Masc. *il* ist nicht = *ĭlle*, sondern = **ĭllī* (Analogiebildung zu *quī*), vgl. die Form des Artikels *li*. — Ueber auf *ĭllud*, bezw. **ĭllum* zurückgehende Neutralformen (*ol*, *el*) in altfranzösischen Mundarten vgl. G. Paris, *Romania* XXIII. 161.

[2]) Man vergegenwärtige sich das von Horning aus dem *Roman de Rou* (ed. Andresen I v. 3196) citierte Beispiel: *Ja entrerunt laenz s'il n'est ki les desdie*, so muss man erkennen, dass, wenn man überhaupt dem *il* eine Bedeutung zuschreiben will (was meines Erachtens falsch ist), man nur übersetzen darf: „(sie werden dort eindringen,) wenn der nicht da ist, welcher es ihnen wehre", nicht aber: „wenn er nicht da ist etc." Das „er" würde erstlich zu schwach sein, überdies aber auf ein (nicht vorhandenes) bestimmtes Subject hindeuten, während doch in *ki* ein unbestimmtes Subject bereits enthalten ist, ein bestimmtes aber durch den Zusammenhang der Rede ausgeschlossen wird.

Mir will es scheinen, als lasse sich das vermeintlich neutrale *il* anders und besser erklären, wie dies auch schon von Gröber in seiner Besprechung der Horning'schen Arbeit (*Ztschr. f. rom. Phil.* IV 463) angedeutet worden ist.

Bekanntlich war im Lateinischen die Hinzufügung der Personalpronomina zu den Formen des verbum finitum nicht erforderlich, da die Subjectsandeutung mittelst der Personalendungen genügte. Dieser Zustand dauerte im Urfranzösischen zunächst fort. Je mehr aber die Porsonalendungen lautlich verkümmerten — am frühesten und am schwersten wurde die 1. P. Sg., und besonders wieder im Praes. Ind., davon betroffen — und dadurch die Fähigkeit zur Subjectsandeutung, wenigstens teilweise, einbüssten, um so mehr wurde die Verbindung der Formen des verbum finitum mit dem Personalpronomen zur syntaktischen Notwendigkeit. Es wurde also mehr und mehr üblich, den in persönlichem Sinne fungierenden Formen der 3. P. Sg. je nach dem Geschlechte des Subjectes, auf welches hingedeutet werden sollte, entweder das männliche *il* oder das weibliche *elle* vor- oder (in der Frage und Inversion) nachzusetzen.[3]) Bei den unpersönlichen Verben war die Verwendung eines geschlechtigen Pronomens zur Subjectsandeutung an sich sinnlos, weil eben das Subject eines unpersönlichen Prädicats selbstverständlich nicht geschlechtig aufgefasst werden kann. Da nun aber ein Nominativ des neutraleu Pronomens der 3. Person nicht mehr vorhanden war, so konnte die Subjectsandeutung, w e n n sie überhaupt vollzogen werden sollte, nur mittelst eines geschlechtigen Nominativs (*il* oder *elle*) erfolgen. Es musste demnach z. B. *pleut* (= *pluit*) entweder pronominallos bleiben oder aber sei es mit *il*, sei es mit *elle* verbunden werden. Pronominallos aber konnten die Impersonalia sich nicht wohl behaupten, nachdem bei den persönlichen Formen die Setzung des Pronomens mehr und mehr üblich, beziehentlich sogar nothwendig geworden war und nachdem die Impersonalia auch selbst (z. B. *a* aus *at*) ihre Personalendung und damit ihren subjectandeutenden Bestandtheil verloren hatten. Also blieb nur die Wahl zwischen *il* und *elle*. Dass die Sprache sich für das Masculinum entschied, kann nicht befremden. Ob freilich die masculinen Substantiva im Französischen den Femininen an Zahl beträchtlich oder auch nur überhaupt voranstehen und aus diesem Grunde zu grösserer analogischer Kraftwirkung befähigt sind, das mag zweifelhaft sein, muss wenigstens so lange dahingestellt bleiben, als eine statistische Untersuchung

---

[3]) Es kam hinzu, dass nach Verlust der Fragepartikeln die nicht eingeleitete Frage nur durch die Wortstellung gekennzeichnet werden konnte. Dies aber bedingte bei Sätzen, deren Subject nur angedeutet war, die Anwendung des Personalpronomens (*venitne?* = *vient-il?*). Vgl. Gröber a. a. O.

über das ziffernmässige Verhältnis der beiden Genera zu einander nicht geführt worden ist. Aber da Masculinum und Neutrum sich schon insofern nahe berührten, als *le* sowohl als Accusativ Sing. des männlichen Artikels wie auch als Accusativ des neutralen Personalpronomens fungierte, so wurde dadurch die Verbindung des masculinen *il* mit den Impersonalien nahe gelegt. Also sagte man *il pleut* und nicht *elle pleut*. Selbstverständlich aber ist von Anfang an die mittelst *il* vollzogene Subjektsandeutung nur eine rein formale (gleichsam eine praefixierte Personalendung) gewesen, und es kann schlechterdings nicht die Rede davon sein, dass durch *il* (z. B. in *il pleut)* ursprünglich etwa auf *Deus* oder irgend welches andere persönliche Subjekt hätte hingedeutet werden sollen. Das scheinbar neutrale *il* ist als solches ein reines Formenwort. Um desswillen ist sein Vorhandensein auch völlig gleichgültig für die Geschichte des Neutrums im Französischen.

Bekanntlich sind auch in der gegenwärtigen Sprache noch Impersonalia vorhanden, welche pronominallos gebraucht werden, z. B. *n'importe*, *d'où vient*, *soit*. u. a. m.). Die interessantesten derselben sind *peut* in *peut-être* und *n'a (= il n'y a)* in *naguère*, interessant als Beispiele für den nicht eben häufigen Fall, dass ein Satz als Adverbiale fungiert ohne als Satz empfunden zu werden (eingeschobenes *il est vrai* „zwar“ wird immer noch als Satz gefühlt); *naguère* ist ausserdem interessant wegen der Beschränkung auf den Zeitbegriff, während es an sich doch auch der Beziehung auf den Raumbegriff und auf ein Zahlenverhältnis möglich war.

Das scheinbar neutrale *il* hatte übrigens und hat bei *être* noch jetzt einen Mitbewerber in dem wirklich neutralen *ço, ce (= ecce [h]o[c])*.[4]) Dass es vor diesem bevorzugt worden ist und dass man in Folge dessen sagt z. B. *il pleut* und nicht *ce pleut*,[5]) erklärt sich wohl aus zwei Gründen. Erstlich bewahrte *ce* seine deiktische Kraft und war dadurch zum Vollzuge einer einfachen Subjektsandeutung nicht recht

---

[4]) Gegenüber von *poruec* ∠ *pro hŏc* und *avuec* (*avec*), nach gewöhnlicher Annahme ∠ *ap*[*ud*] *hŏc*, muss *o* aus *hŏc* sehr auffällig scheinen, ebenso ist befremdlich *oïl* aus *hŏc* + **illi*, man müsste **oisil* erwarten (vgl. *oiseau*, *oisel* ∠ **av*[*i*]*cellus*). Möglich, dass *ço* und *o* sich aus Anlehnung an *lo* (= *illu*[*m*]) und an **co* (= quod), für welches letztere freilich sehr früh *qued* (nach *ed* = *et*) eintrat, erklären lassen. Misslich aber ist die Erklärung von *avuec* (jedenfalls ist *av-* nicht = *ap*[*u*]*d*, denn dann wäre **otuec* zu erwarten, sondern = *ap*[*ud*], *ab*). [Dass *hoc ille* zu *oïl* statt zu **oisil* wurde, erkläre ich mir daraus, dass die beiden Kompositionselemente lange als solche empfunden worden sind. Zu beachten ist, dass neben *o il* auch *nen il* und *o je* gebräuchlich waren. D. B.]

[5]) Ehe *il pleut* aufkam, war *ço pluet* wohl die einzig mögliche Ausdrucksweise in Fällen, wo man sich mit der Subjektsandeutung durch die Personalendung nicht begnügen wollte oder konnte, so namentlich in der Frage.

geeignet. Und sodann stand ein *ce pleut* den persönlichen Verbindungen, wie z. B. *il veut*, *elle veut*, ungleichartig gegenüber. Es musste demnach durch das im Französischen so wirksame Streben nach Gleichförmigkeit das Aufkommen von *il pleut* begünstigt werden.

II.

Der historische Infinitiv.

Mehrfach und in sehr verschiedenartiger Weise ist der Versuch gemacht worden, den historischen Infinitiv, der im Altfranzösischen ebenso selten wie im Neufranzösischen häufig ist[6]), in seiner Entstehung und Funktion zu erklären.[7]) Ich will die bisher aufgestellten Annahmen hier weder wiederholen noch beurtheilen, sondern mich mit einer kurzen Angabe der Auffassung begnügen, welche ich mir über die Sache gebildet habe.

Die Personalendungen (des lateinischen und des französischen) Verbums erfüllen bekanntlich die Funktion der Andeutung des zu einem Prädikate gehörigen Subjektsbegriffes. Diese Hindeutung ist notwendig, weil, wenn innerhalb des betreffenden Satzes ein substantivisches Subjekt nicht vorhanden ist, bei einem personalendungslosen Prädikate nicht erkannt werden könnte, ob sich dasselbe auf die 1te, 2te oder 3te Person bezieht. Daher werden ja auch im Französischen, seitdem die Personalendungen seines Verbums mehr oder weniger lautlich geschwunden sind, die Formen des verbum finitum mit den Personalpronominibus verbunden (vgl. die voranstehende Bemerkung über das scheinbar neutrale *il*).

Unnötig dagegen und folglich entbehrlich ist die Personalendung des Prädikates bei substantivischem Subjekte (z. B. *pater venit)*,[8]) da ja in diesem Falle das Subjekt ausgesagt wird, und also eine Andeutung desselben etwas völlig überflüssiges ist. Aus diesem Grunde eben wird in solchem Falle dem Prädikate im Französischen das Personalpronomen nicht hinzugefügt (ausgenommen in der Frage und bei der Inversion).

Die Anwendung der Personalendungen bei Vorhandensein eines substantivischen Subjekts ist also ein Luxus. Demnach ist es in solchem Falle logisch durchaus statthaft, dass statt einer Form des verbum finitum eine solche des verbum infinitum — ein Infinitiv

---

[6]) Viel häufiger nämlich, als man nach den Angaben in den meisten der gewöhnlichen Grammatiken vermuthen sollte.

[7]) Vgl. *Marcou*, Der historische Inf. im Frz., Berlin 1888 Diss.; *G. Paris*, Romania XVIII (1889) 204; *Engländer*, Der Imperativ im Altfrz., Breslau 1889 Diss.; *Schulze* Ztschr. f. rom. Phil. XV 504; *Kalepky*, Ztschr. f. rom. Phil. XVII 285. Weitere Litteraturangaben sehe man im Eingange von Marcou's Diss.

[8]) Selbstverständlich liegt substantivisches Subjekt auch dann vor, wenn das Subjektssubstantiv durch ein Pronomen vertreten wird.

oder ein Particip[9]) — als Prädikat fungiert. In Sonderheit muss der Infinitiv (Präs.) zu solcher Verwendung als geeignet erscheinen, da er unter allen Formen des verbum infinitum in vollkommenster Weise die Handlung schlechthin ohne Bezugnahme auf die handelnde Person zum Ausdruck bringt und da in ihm auch die Tempusandeutung sich nahezu verflüchtigt hat. Rein theoretisch genommen, würde bei substantivischem Subjekt sogar der Verbalstamm, ja die Wurzel der Prädikatsfunktion fähig sein, und bekanntlich giebt es Sprachen, in denen diese Fähigkeit praktisch ausgenutzt wird.

Aber Gewohnheit ist auch eine Macht: ist in einer Sprache einmal die Anwendung der mit Personalendung versehenen Formen üblich geworden, so behauptet sich dieser Gebrauch dauernd, so lange als die Personalendungen sich lautlich zu behaupten vermögen. Allerdings aber kann die Entbehrlichkeit der Personalendungen bei substantivischem Subjekte und ihre Ersetzbarkeit durch ein pronominales Subjekt dazu beitragen, den lautlichen Schwund der Personalendungen zu erleichtern und zu beschleunigen.

Ziehen wir aus dem Gesagten die Nutzanwendung auf das Französische, so werden wir einerseits begreifen, dass da, wo die Personalendung (bezw. das an Stelle derselben getretene Personalpronomen) entbehrlich und die Hervorhebung der Tempusbeziehung nicht erforderlich ist, der Infinitiv als Prädikat fungieren kann; andrerseits werden wir auch verstehen, dass die von Alters her an die Anwendung der Personalendungen (bezw. der diese vertretenden Personalpronomina) gewöhnte Sprache von dieser Möglichkeit keinen allzu häufigen und jedenfalls nur bedingten Gebrauch macht. Die gleiche Beobachtung lässt sich ja auch bezüglich des Lateins anstellen.

Die Bedingtheit der Anwendung des Infinitivs (statt des verbum finitum) ist darin enthalten, dass sie (im Lat. sowohl wie im Französ.) nur in lebhafter Erzählung statthat. Eben deswegen wird der so gebrauchte Infinitiv mit Recht als „historischer“ Infinitiv bezeichnet.

Die Annahme, dass das Französische den historischen Infinitiv einfach aus dem Lateinischen ererbt habe, ist schlechtweg unzulässig. Unmöglich gemacht wird sie durch die Thatsache, dass der historische Infinitiv sich im Französischen überhaupt erst vom 13. Jahrhundert ab nachweisen lässt und noch dazu, was das 13. Jahrhundert selbst anbetrifft, nur in zwei ganz vereinzelten Beispielen (vgl. Marcou *a. a. O.*).

Der historische Infinitiv des Französischen ist also eigenste Schöpfung des französischen Sprachgeistes.

Mit Abweisung jeder Ellipsentheorie und ebenso jeder tief-

---

[9]) Participien fungieren bekanntlich als Prädikat in den sogenannten absoluten Konstruktionen.

sinnigen sprachphilosophischen Deutung erblicke ich in dem Aufkommen des historischen Infinitivs lediglich ein Symptom der in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit (und dann noch weiterhin) sich vollziehenden Steigerung der Raschheit des Denkens und der Lebhaftigkeit der Rede.

Breite Behaglichkeit ist eins der Hauptmerkmale des altfranzösischen Styls, durch das Streben nach knappem, klarem und lebhaftem Ausdruck wird die neufranzösische Rede gekennzeichnet.[10]) Daher die Lockerheit des altfranzösischen und die Straffheit des neufranzösischen Periodenbaues.

Nur der neufranzösischen Rede konnte es genehm sein, eine Ausdrucksweise häufiger zu brauchen, welche, wie der historische Infinitiv, das Subjekt und das Prädikat ohne äussere (in der Personalendung enthaltene) Verbindung neben einander stellt und im Prädikate lediglich die Handlung hervorhebt, so dass auch die temporale (präteritale) Beziehung derselben nur aus dem Zusammenhange der Aussage erkannt werden kann.

Die Infinitivform, da gebraucht, wo nach der sonstigen Gewohnheit der Sprache das verbum finitum zu stehen hat, verleiht dem im Prädicate enthaltenen Theile der Satzaussage die denkbar grösste Energie, gleichsam drastische Kraft: indem der Redende darauf verzichtet, dem Prädicate die übliche Form des verbum finitum zu geben, bekundet er damit, dass es ihm lediglich auf den Ausdruck der betreffenden Handlung ankommt, dass die personale und temporale Determinierung dieser Handlung ihm gleichgültig ist, und zwar deshalb ihm gleichgültig ist, weil er in starkem Affecte redet und ihm in Folge dessen nur die auszusprechenden Begriffe selbst, nicht aber deren nähere Bestimmungen, als bedeutsam erscheinen.

Wer in Erregung oder — was auf dasselbe hinauskommt — in Eile schreibt, dem geschieht es wohl, dass er nur den Anfangsbuchstaben der Worte die übliche volle Form giebt, die Schlussbuchstaben dagegen in einem Strich oder einem Schnörkel gleichsam zusammenfasst, darauf vertrauend, dass der Leser den Strich oder Schnörkel schon zu deuten wissen werde. In ganz entsprechender Weise neigt, wer in erregter Stimmung redet, dazu, seine Rede zu kürzen, nur das zum Ausdruck zu bringen, was ihm als wichtig und unerlässlich erscheint, dagegen das unausgedrückt zulassen, was er für entbehrlich erachtet. Als entbehrlich aber kann nach dem

---

[10]) Dieser Gegensatz ist begründet in dem Wandel des gesammten geistigen Wesens, welcher bezüglich des Altfranzosentums und des Neufranzosentums so scharf hervortritt. Der Altfranzose war Gemütsmensch, der Neufranzose ist Verstandesmensch (freilich sind beide Bezeichnungen nur in dem bedingten Sinne zu verstehen, in welchem allein sie vernünftigerweise verstanden werden dürfen).

oben Gesagten sehr wohl die Personalendung des Prädicates gelten, ebenso der Tempuscharacter desselben, falls die Tempusbeziehung aus dem Zusammenhange der Rede sich ergiebt oder aber, was auch geschehen kann, gar nicht erfordert wird.[11]) Voraussetzung für die Anwendbarkeit einer derartigen Ausdrucksweise ist, dass der Redende auch bei seinem Zuhörer (Leser) eine der seinigen ähnliche Erregung als vorhanden annehmen darf, vermöge deren dieser befähigt wird, die gesteigerte Energie, welche der Aussage durch die Infinitivform des Prädicats verliehen wird, herauszufühlen und auf ein eigenes Empfinden wirken zu lassen. Daraus wird verständlich, dass in einer lebhaften, in kurzen Sätzen sich bewegenden, dramatisch zugespitzten Erzählung häufig nur das letzte Prädicat die Infinitivform erhält: es wird dadurch gekennzeichnet, dass die Erzählung auf ihrem Höhepunkte angelangt ist und nun nicht weiter gesteigert werden kann. Der historische Infinitiv ist in solchem Falle gleichsam der letzte Trumpf, den der Redende, der sich selbst in immer grössere Erregung hineingesprochen hat, ausspielt, um den Zuhörern so recht zum Bewusstsein zu bringen, welch' dramatischen, interessanten Verlauf die erzählte Begebenheit hatte. Es möge dies an einem Beispiele verdeutlicht werden, das ich Labiche's (und Martin's) *Voyage de M. Perrichon* (Acte II. Sc. 1) entnehme.

Die jungen Herren Daniel und Armand, beide in Henriette Perrichon verliebt, sind der eine Schweizerreise unternehmenden Familie Perrichon nachgereist und haben es selbstverständlich einzurichten gewusst, dass sie immer, wie zufällig, in demselben Gasthofe, wie die Perrichons, abstiegen. Sie erfreuen sich der gelungenen List, indem sie in vertraulichem Gespräche die Einzelheiten der Reise einander in die Erinnerung zurückrufen:

Armand. *A Lyon, nous descendons au même hôtel . . . .*

Daniel. *Et le papa, en nous retrouvant, s'écrie: Ah! quel heureux hasard! . . .*

Armand. *A Genève, même rencontre . . . . imprévue . . .*

---

[11]) Das Letztere ist z. B. der Fall bei dem Ausdruck des Befehles, da die Zeitsphäre, auf welche ein solcher sich bezieht, selbstverständlich immer nur die Zukunft (und zwar vorwiegend die unmittelbar bevorstehende Zukunft) sein kann. Daraus erklärt sich die Möglichkeit, das Particip Praeteriti imperativisch zu brauchen („aufgestanden!", „eingeschrieben!" u. dgl.) Dem Redenden kommt es nur darauf an, den Zustand zu bezeichnen, in welchem er das (verschwiegene) Subject versetzt zu sehen wünscht, und eben daher giebt er dem Prädicate die Form des passivischen Particips, wobei er dies Particip aber nur in der Function des eine Zuständlichkeit bezeichnenden Adjectivs auffasst, unbekümmert um die Tempusbeziehung desselben.

Daniel. *A Chamouny, même situation; et le Perrichon de s'écrier toujours: Ah! quel heureux hasard!*

Wir haben hier also drei Prädicate: *descendons, s'écrie* und *s'écrier.* Die beiden ersten haben die Form des verbum finitum (und zwar, was zu beachten ist, des Präsens historicum), nur das letzte ist infinitivisch, eben weil in ihm die Pointe der Erzählung enthalten ist: Perrichon ist so dumm, dass er sogar noch in Chamouny das Wiederzusammentreffen mit Armand und Daniel einem glücklichen Zufalle zuschreibt, — das ist der Gipfelpunkt von Perrichon's Dummheit, und drastischer kann er dieselbe gar nicht bekunden, als durch das *s'écrier toujours.*

Man mustere die von Marcou gesammelten Beispiele des historischen Infinitivs, so wird man finden, dass sehr häufig der Infinitiv letztes Prädikat einer Satzreihe ist und durch *et* mit den vorausgehenden Prädikaten, welche verba finita sind, verbunden wird. Eben darauf stützt sich meine Anschauung von der psychologischen Begründung des historischen Infinitivs.

Eine andere häufige Begleiterscheinung des historischen Infinitivs besteht darin, dass ihm das Adverb *aussitôt* beigefügt ist (so in dem immer und immer wieder citierten Beispiele aus Lafontaine: *grenouilles de sauter aussitôt* etc.). In diesem Falle weist das Adverb darauf hin, dass die berichtete Handlung unmittelbar nach einer anderen eintrat (der Hase erschien, und sofort sprangen die erschreckten Frösche in das Wasser), es wird also dadurch eine temporale Andeutung mittelst der Verbalform unnötig gemacht, sodass der Redende folglich die Handlung schlechthin hervorheben und dadurch seinem Berichte energischere Form geben kann. Diese Möglichkeit wird der Redende benutzen, wenn der Affect, in welchem er spricht, ihm eine tunlichst kraftvolle Hervorhebung des Prädicatsbegriffes als wünschenswert erscheinen lässt. —

Die übliche Verbindung des historischen Infinitivs mit der Präposition *de* entbehrt offenbar eines begrifflichen Zweckes, sondern ist als ein rein formaler Vorgang aufzufassen. Es wird dies schon durch die Thatsache glaubhaft gemacht, dass im älteren Neufranzösisch der historische Infinitiv sich auch einerseits präpositionslos, andrerseits mit *à* verbunden findet, beides allerdings nur selten (man sehe die Beispiele bei Marcou). Die Anwendung von *de* beim historischen Infinitiv beruht (wie schon Diez vermutete) auf syntaktischer Analogiebildung: der präpositionslose Infinitiv erscheint im Französischen nur verhältnismässig selten, der mit *à* verbundene ist häufiger, am gewöhnlichsten aber tritt — aus ganz bestimmtem, aber nicht hier zu erörterndem Grunde — der Infinitiv in der Verbindung mit *de* auf. Um deswillen wird dem Infinitiv analogisch ein *de* oft auch da hinzugefügt, wo logisch jede Berechtigung dazu fehlt. Man denke

an die Redewendung *c'est . . . que de* + Infinitiv (z. B. *c'est donner que de faire un pareil marché* u. dgl.) und überhaupt an die Verbindung des Subjektsinfinitivs mit *de.*

III.

Car.

Das aus lateinischem *quārē* entstandene *car*[12]) wird im Altfranzösischen in vierfacher Funktion gebraucht, nämlich:

1. Als Fragepartikel in der Bedeutung „warum?" (z. B Alexiuslied 84d *quer[n']amperneies en ta poure herberge?* 88c *e de ta medra quer[n']aueies mercit?*)

2. Als verstärkende Partikel beim Imperativ und beim optativisch gebrauchten Conjunctiv (z. B. Alexiuslied 44b *quar me herberge[s] pur deu an tue maison!* — 46a *E deus dist il quer ousse un sergant).* Uebersetzen lässt sich das so gebrauchte *car* etwa mit „doch".

3. Als Causalpartikel in der Bedeutung „denn" (z. B. Alexiuslied 99b *iamais ledece naurai quar ne pot estra* — 101d *(anostros est il goie) quar par cestui aurum boen adiutorie.* In dieser Funktion ist *car* der Ersatz für das geschwundene lateinische *nam.*[13])

4. An Stelle von *que* zur Einleitung von Nebensätzen (Objektsätzen, Folgesätzen etc.), auch an Stelle des Relativums (z. B. Joinville § 630 *li vens leva . . . si fors et si orribles, car il nous batoit à force sus l'ille de Cypre* — Baudouin de Sebourg IV 540 *or oiés l'aventure car il li avenra.* Ebenda XXII 1063 *de la pais car il font n'en donroie I. bouton).* Vgl. über diesen (besonders im Baudouin de Sebourg häufigen) Gebrauch G. Paris, *Romania* III 406 und VI 131; Tobler, *Kuhn's Ztschr. f. vgl. Sprachf.* XXIII 416; Jeanjaquet, *Recherches sur l'origine de la conjonction que.* Zürich 1894 (Diss.), S. 83 ff.

Zu 1. Die Verwendung von *car* als Fragepartikel bedarf keiner Erklärung, da sie nur die Fortsetzung des lateinischen Gebrauches ist. Fragen kann man aber, weshalb *car* in dieser Funktion so frühzeitig aufgegeben worden und durch *pourquoi* ersetzt worden

---

[12]) Lautregelmässig konnte satzbetontes *quār[ē]* nur *quer* ergeben (vgl. *mar[e]* > *mer*), *amār[e]* > *aimer* etc.); *quer* findet sich auch wirklich in den ältesten Denkmälern (s. Stengel's *Wörterbuch*). In satzunbetonter Stellung dagegen konnte *car* sich ebenso behaupten, wie *mal[e]* für *mel,* man vgl. überdies die Präp. *par* aus *per.* Uebrigens scheint *car* immer, trotz seines verhältnissmässig häufigen Gebrauches, ein halbgelehrtes Wort gewesen zu sein. Ueber *car* vgl. W. Förster zu Ille et Galeron v. 457.

[13]) Man kann sich fragen, warum *nam* verloren gegangen sei. Ein zwingender lautlicher Grund lag nicht vor (vgl. *iam* > *ja, quam* > *que, fam[em]* > *faim, rem* > *rien*). Die Ursache scheint darin gesucht werden zu müssen, dass die Sprache darnach strebte, die Satzverbindung auf einheitliche Weise durch Partikeln pronominalen (namentlich relativen) Ursprunges herzustellen, und folglich alle anderen Partikeln, darunter eben auch *nam,* aufgab.

sei. Man wird darauf eine zweifache Antwort geben dürfen. Erstlich, dass die Sprache bestrebt war, die Mehrdeutigkeit von *car* tunlichst zu beschränken. Zweitens, dass, als der Zusammenhang von *car* mit dem Interrogativum (*qui*, *que*, *quei*) nicht mehr empfunden wurde, es als ungeeignet zu interrogativer Verwendung erschien. Hinzufügen kann man noch, dass das demonstrative *por* (*par*) *ce* ein (relatives und) interrogatives Correlat *por quoi* erheischte.

Zu 2). Die Hinzufügung von *car* zum Imperative erklärt sich aus der ursprünglich conclusiven Bedeutung („aus diesem Grunde“, „deshalb“) der Partikel. Jeder Befehl ist in einer bestimmten Sachlage begründet, wird aus einem bestimmten Beweggrunde erteilt, welcher letztere oft ausdrücklich angegeben, oft aber auch als bekannt vorausgesetzt und folglich verschwiegen wird. Wenn aber der Beweggrund nicht zum Ausdrucke gelangt, so kann doch durch eine folgernde Partikel auf ihn hingedeutet und dadurch der logische Zusammenhang des Befehls mit dem Gedankengange, welchem er entsprungen ist, hervorgehoben werden. Und dies eben geschieht durch den Hinzutritt von *car* zum Imperativ. Selbstverständlich kann *car* aber auch auf einen ausgesprochenen Beweggrund zurückdeuten. So heisst es im Rolandlied (O) 1049 ff.:

Dist Oliviers: „*Paien unt grant esforz*,
De nos Franceis m'i semblet aveir mult poi,
Cumpainz Rollanz, *kar sunez vostre corn*.

Also: „die Heiden sind übermächtig, der Franken Anzahl ist nur klein, deshalb, Freund Roland, blaset Euer Horn.“

Roland weigert sich, dem Rate zu folgen, u. Olivier muss daher noch einmal ihn mahnen (1059): „*Cumpainz Rollanz*, *l'olifant kar sunez*“. Die Begründung der Mahnung wird nicht wiederholt, aber durch *kar* darauf nachdrücklich Bezug genommen.

Ganz ebenso erklärt sich das dem optativischen Conjunctive hinzugefügte *car:* es deutet in gleicher Weise hin auf die Sachlage, in welcher der Wunsch begründet ist. Nehmen wir das oben aus dem Alexiusliede angeführte Beispiel (46a: *E deus dist il quer ousse un sergant*), so ist die Sachlage folgende: Euphemian hat dem Bettler (Alexius), der ihn um Hülfe anflehte, zugesagt, dass er ihm alles Nötige zu teil werden lassen wolle. Um dies Versprechen erfüllen zu können, muss es Euphemian als wünschenswert erscheinen, dass ein besonderer Diener die Pflege des armen und elenden Mannes übernehme, und so ruft er aus: „(damit mein Schützling gut versorgt werde,) deshalb möchte ich einen Diener haben, der ihn hüten soll etc.“

Da *car* eben nur bei dem Imperative und Optative als conclusive Partikel gebraucht wurde, sonst aber frühzeitig *donc* in diese Function eingetreten war, so ist es begreiflich, dass *car* aus

der einzigen ihm noch verbliebenen conclusiven Gebrauchsweise endlich durch *donc* verdrängt wurde. Es wäre ja seltsam gewesen, wenn sich das conclusive *car* auf die Dauer neben dem weit gebräuchlicheren conclusiven *donc* erhalten hätte. Sachlich wurde durch den Sieg des *donc* über *car* nichts geändert, da *donc* ebenso, wie *car*, den Befehl oder den Wunsch als die aus einer bestimmten Sachlage sich ergebende Folge darstellt.

Zu 3). Höchst befremdlich ist die Verwendung von *car* als Causalpartikel in der Bedeutung „denn", denn seiner etymologischen Beschaffenheit nach war *car* zu solcher Function ganz ungeeignet: es hätte, sollte man meinen, nur als conclusive Partikel („deshalb", „folglich") gebraucht werden sollen. Eine voll befriedigende Erklärung der in der That sehr auffälligen Erscheinung ist noch nicht gegeben worden. Mätzner (*Syntax* II, 81) vermutete, dass *car* zunächst zur Einleitung causaler Nebensätze gebraucht worden sei, also die Bedeutung von „weil (*quod*, *quia*)" gehabt habe. Das ist an sich nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern — wie weiter unten noch zu bemerken sein wird — sogar gewiss und nachweisbar. Gleichwohl ist es nicht recht glaublich, dass der coordinierende Gebrauch von *car* („denn") lediglich aus dem subordinierenden Gebrauche („weil") sich entwickelt habe, weil man dann erwarten müsste, dass auch der letztere im Altfranzösischen in weiterem Umfange sich erhalten hätte, wie dies im Provenzalischen wirklich der Fall ist. Gerade im ältesten Französisch bedeutet *car* niemals „weil".

Wehrmann (*Roman. Stud.* V, 436) vermutet, dass das causale *car* ursprünglich Fragepartikel („warum?") gewesen sei, mittelst deren man nach dem Grunde der in dem vor *car* (= *quare*?) stehenden Satze berichteten Thatsache gefragt habe, so dass dann der nachfolgende Satz die Antwort darstelle. Es wäre dann eine Periode, wie die im Alexiusliede 99b: *iamais ledece naurai quar ne pot estra* lateinisch wiederzugeben mit: *laetitiam numquam habebo. Quare? non potest esse* („Freude werde ich nimmermehr haben. Warum? Es ist eben nicht möglich."). Derartige Satzgefüge würden demnach Selbstgespräche sein, deren häufige Anwendung zu dem Schlusse berechtigen könnte, dass die Menschen, welche sich in so dramatischer Weise auszudrücken pflegten, eine sehr lebhafte und erregte Sinnesart besessen haben müssten.

Wehrmann's Vermutung ist sicherlich geistvoll und ansprechend, annehmbar aber ist sie gewiss nicht. Schon deshalb nicht, weil, wie Wehrmann selbst bemerkt, im Lateinischen keine Spur einer so eigenartigen Redeweise sich findet. Auch erscheint eine derartig gegliederte Ausdrucksart als zu künstlich für eine Volkssprache, für einen *sermo cottidianus*. Dass sie gelegentlich an-

gewandt worden sei, wäre denkbar,[14]) kaum denkbar aber ist ihr stehender Gebrauch.

Ich erkläre mir die Entwickelung des conclusiven *quare* zu causalem *car* in folgender Weise.

Das Verhältnis eines Hauptsatzes zu einem anderen lässt sich häufig ebensowohl als ein causales wie als ein conclusives auffassen, ohne dass sich daraus eine wesentliche Verschiebung des Sinnes ergäbe. Nehmen wir z. B. die Eingangsverse des Alexiusliedes:

bons fut lisecles al tens ancienur
quer feit iert e iustise & amur etc.,

so liegt es gewiss am nächsten, den zweiten (mit *quer* eingeleiteten) Satz als einen Causalsatz zu betrachten und demgemäss zu übersetzen: „Gut war die Welt zur Zeit der Alten, denn da gab es noch Treue und Gerechtigkeit und Liebe“. Aber es lässt sich dem *quer* auch sehr wohl die Bedeutung „deshalb“ beilegen und übersetzen: „Gut war die Welt zur Zeit der Alten: deshalb (nämlich, weil eben die Welt noch gut war) gab es damals noch Treue etc.“ Es soll nun nicht bestritten werden, dass aller Wahrscheinlichkeit nach der Dichter selbst das *quer* in causalem Sinne habe brauchen wollen. Nur darauf kam es an zu zeigen, dass ein mit *quer* eingeleiteter Satz doppeldeutig sein kann.

Selbstverständlich ist solche Doppeldeutigkeit eines Satzes das Ergebnis eines mangelhaften Denkens, welches zwischen Ursache und Folge nicht scharf genug unterscheidet. Aber gerade einer Volkssprache dürfen wir es am ehesten zutrauen, dass sie einer Ungenauigkeit des Denkens sich schuldig machte.

Ich nehme also an, die Verschiebung des conclusiven *quare* zu causalem *car* sei dadurch veranlasst worden, dass die Vorstellung der Folge und die des Grundes sich mit einander verquickten oder doch nicht genügend auseinander gehalten wurden. Wenn das geschah, so wurde dadurch das ursprünglich conclusive *quare* auch zu causaler Function befähigt. Dass es aber schliesslich auf diese letztere beschränkt wurde, erklärt sich wohl aus dem allmähligen Uebertritt des ursprünglich temporalen *donec* (= *donc*) in conclusive Bedeutung.

Der ganze Vorgang ist vielleicht noch durch folgenden Umstand begünstigt worden.

---

[14]) In der altfranzischen Dichtung findet sich die Verbindung von Frage und Antwort häufig, z. B. Rolandslied 1404 f.:

Carles li Magnes en pluret, si's dementet.
De ço cui calt? n'en avrunt sucurance.

Aber das ist eben dichterischer, auf rednerische Wirkung berechneter Sprachgebrauch.

Nach gewissen Verben des Affectes (z. B. *mirari*, *indignari*) kann statt eines causalen Nebensatzes ungefähr gleichwertig ein indirecter Fragesatz eintreten (z. B. deutsch: „ich wundere mich, dass er nicht kommt" und „ich wundere mich, warum er nicht kommt"). Diese Construction ist im späteren Latein recht üblich, und die betr. Fragesätze werden mit *cur* oder *quare* eingeleitet (vgl. Schmalz, *Lat. Syntax* § 215). Dadurch aber wurde *quare* in die Function einer causalen Conjunction hinübergeführt. Dies wiederum musste den Uebergang des einen Hauptsatz einleitenden *quare* zu causaler Bedeutung erleichtern.

Mir will es scheinen. als ob *car* in der Function von „denn" im Altfranzösischen viel häufiger gebraucht werde, als im Neufranzösischen. Es wäre mir interessant zu wissen, ob Andere den gleichen Eindruck gewonnen haben. Sollte meine Beobachtung richtig sein, so würde ich mir die Sache daraus erklären, dass das Altfranzösische überhaupt die parataktische Satzverbindung häufiger anwendet als das Neufranzösische.

Zu 4. Der Gebrauch von *car* an Stelle der Conjunction *que* und des Relativs *que* ist auf gewisse altfranzösische Schriftwerke beschränkt. Wir haben in ihm also einen Idiotismus zu erblicken, der vielleicht mundartlich begründet, vielleicht aber auch rein individuelle Angewöhnung der betr. Schriftsteller war, freilich ist das letztere durchaus unwahrscheinlich. Die Sache selbst dürfte sich folgendermassen erklären lassen. Indem nach Verben des Affectes statt der mit *quod* (oder *quia*) eingeleiteten Causalsätze mit *quare* (= *car*) eingeleitete indirekte Fragesätze traten, rückte in diesem Falle *quare* (*car*) an Stelle von *quod* (= *que*) ein und wurde, da die interrogative Beschaffenheit derartiger Sätze allgemach dem Bewusstsein entschwand, als blos satzverbindende Conjunction empfunden. Damit aber war die Möglichkeit gegeben, *quare* = *car* überhaupt an Stelle der Conjunction *que* und, weil diese lautlich mit dem Relativ *que* zusammenfiel, auch an Stelle dieses letzteren zu brauchen. Wie nun im Provenzalischen diese Anwendung von *car* (statt der Conjunktion *que*) ganz üblich ist, namentlich nach Ausdrücken des Affektes (vgl. Diez, Gr. III[3] 337), so scheint sie mundartlich auch im Altfranzösischen beliebt gewesen zu sein, wobei Rücksicht auf die Vermeidung des Hiatus, möglicherweise auch sprachliche Modeliebhaberei mitgewirkt haben können. Jedenfalls wird man dieses *car* auf kein anderes Grundwort, als eben auf *quare*, zurückführen, also auch das *r* nicht für einen euphonischen Zusatz erachten dürfen (vgl. Jeanjaquet *a. a. O.* p. 85).

Joinville gebraucht *car* häufig anscheinend als Correlat zu *teix* (d. i. *tel*) und *si* zur Einleitung von Folgesätzen, z. B. § 487: *la maniere de lour vivre estoit teix, car il ne mangeoient de pain.* Es will mir

scheinen, als sei in diesen Fällen ein Anakoluth anzunehmen und der mit *car* eingeleitete Satz als Causalsatz aufzufassen, durch welchen die vorangehende Aussage begründet werden soll. Genauer noch wäre vielleicht von einer Kreuzung oder Mischung zweier Constructionen zu sprechen: der Schriftsteller brauchte im ersten Satze *teix* oder *si* und hätte demgemäss nun einen mit *que* beginnenden Consecutivsatz folgen lassen sollen, wendet aber statt dessen einen Causalsatz an, als ob er statt *teix* oder *si* etwa *très* gesagt hätte. Es würden sich also z. B. in der Periode (§ 630): *li venz . . . leva si forz e si orribles, car il nous batoit à force sus l'ille de Cypre* die beiden Constructionen gemischt haben: „der Wind erhob sich so gewaltig, dass er etc.“ und „der Wind erhob sich sehr gewaltig, denn er etc.“

IV.

Donc.[15])

Die lautliche Entwickelung von *donc* dürfte, seitdem Zimmermann sie zweimal eingehend behandelt hat (siehe unten die Anmerkung), genügend klar gelegt worden sein. Ihr Verlauf war, so scheint es, folgender. Auszugehen ist von einer altlateinischen — (ausser im Latein auch im Keltischen und im Slavischen nachweisbaren, im letzteren übrigens noch jetzt lebendigen) — Präposition *do* „zu, bis“[16]). Diese wurde mit dem adverbialem Suffix *-ne* [17]) und das so entstandene *done* wieder mit dem Suffix *-que* verbunden, so dass also *doneque* (vgl. *at-que*, *abs-que*, *ne-que* u. a.), mit Wandel des nachtonigen *e* zu *i* (vgl. *unde-que* > *undique*) *donique* sich ergab; *doneque* wurde zu *donec*, dieses aber zu *donc* gekürzt, für *donc* konnte auch durch Angleichung an *dum* eintreten *dunc*, welches ja bekanntlich im Altfranzösischen sich häufig findet. *Donc* und *dunc* konnten übrigens auch aus dem ebenfalls vorhandenen *donecum* entstehen. Ueber das Vorkommen der hier angeführten einzelnen Formen innerhalb der lateinischen Litteratur und namentlich auch auf Inschriften vgl. man die Angaben bei Zimmermann u. A.

---

[15]) Vgl. Foerster in Vollmöller's *Roman. Forsch.* I 323; Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* II 103; Zimmermann, *Arch. f. lat. Lex.* V. 567 und *Ztschr. f. rom. Phil.* XVI 243; Engländer, *Arch. f. lat. Lex.* VI. 467; Stolz in Iwan v. Müller's *Handbuch* etc. II 315; Schmalz, *ebenda* 514. Vgl. auch Tobler, *Kleine Beitr. zur frz. Gramm.* (in den philolog. Abhandlungen für Schweizer-Sidler); Körting, *Formenbau* etc. I. 245.

[16]) Diese Präposition ist erhalten in den Zusammensetzungeu *cĕdo*, *endo*, *quando*, überdies als zweiter Bestandteil des sog. Gerundivs (z. B. *feren-do*, *ferendu-s*), in welchem wahrscheinlich ein ursprünglicher Infinitiv mit nachgestelltem *do* zu erkennen ist, so dass *ferendo* (*ferendu-s*) eigentlich bedeuten würde „zu tragen“. Vgl. Brugmann, *Grundriss* etc. II. p. 1424.

[17]) Vgl. *super-ne*, *pos-ne*.

Lat. *donec* hat bekanntlich die Bedeutungen „bis" und „so lange als", französisch *donc* dagegen wurde zunächst als Zeitadverb in der Bedeutung „dann, damals" gebraucht[18]) und ist dann weiter zur conclusiven Partikel „also" geworden. Diese letztere Entwickelung von der temporalen zur conclusiven Function ist verständlich genug: sie ist die sprachliche Bethätigung des volkslogischen Satzes *post hoc, ergo propter hoc*, vermöge dessen das später Geschehene in ursächlichen Zusammenhang mit dem früher Geschehenen gesetzt zu werden pflegt. Befremdlich dagegen kann der Bedeutungswandel von „bis (so lange als)" zu „dann, damals" erscheinen, jedoch lässt wohl auch er sich befriedigend erklären. Sowohl wenn ein Satz mit „bis" (*donec, dunc*) eingeleitet wird, als auch wenn das Prädicat eines Satzes durch das Adverb „dann" näher bestimmt wird, ist es die Absicht des Redenden, hervorzuheben, dass die durch das Prädicat ausgesagte Handlung einer anderen Handlung nachfolgte (bezw. nachfolgen wird), welche im vorangehenden Satze berichtet wurde. Man nehme folgende zwei kleine Satzpaare „ich arbeite, bis mein Freund kam (und mich abholte)" und „ich arbeitete, dann kam mein Freund (und holte mich ab)", so wird in jedem von beiden ausgesagt, dass die Handlung meines Arbeitens eher vollzogen wurde, als das Kommen meines Freundes stattfand. Insofern also stimmen beide Ausdrucksweisen überein, sie unterscheiden sich aber dadurch, dass die erste („bis") hypotaktische, die zweite („dann") parataktische Satzverbindung aufweist, d. h. dass in der ersten die beiden Handlungen, mein Arbeiten und das Kommen des Freundes, in begrifflichen Zusammenhang[19]) mit einander gebracht, in der zweiten dagegen lediglich in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge berichtet werden. Die erstere Construction

---

[18]) z. B. Alexiuslied 12 b:
Cum ueit le lit esguardat la pulcela
dunc li remembret de sun seinor celeste
Man beachte dabei, dass dem *donc* vorausgehendes *cum* entspricht.

[19]) Man erwäge hierbei, dass die begriffliche Beziehung, in welche das Prädicat eines mit „bis" eingeleiteten Temporalsatzes zu dem Prädicate des Hauptsatzes gesetzt wird, recht eigenartig verwickelt ist. Es wird durch sie nämlich hervorgehoben, dass der Eintritt der im Nebensatze ausgesagten Handlung (= b) den Endpunkt abgab oder abgeben wird für die im Hauptsatze ausgesagte Handlung (= a). Dadurch tritt b insofern in ein Causalverhältnis zu a, als es die Ursache darstellt, weshalb a zum Abschlusse gelangte. („Ich arbeitete, bis mein Freund kam" = „weil mein Freund kam, hörte ich auf zu arbeiten", das Aufhören meines Arbeitens war also die Folge der Ankunft meines Freundes.) Dieses Causalverhältnis ist aber negativer Art, denn nicht die Ursache, weshalb eine Handlung unternommen, sondern die Ursache, weshalb eine Handlung nicht weiter fortgeführt wird, gelangt zum Ausdruck. Man kann also sagen, dass die „bis"-Construction ein negatives Causalverhältnis in temporaler (ursprünglich localer) Form zum Ausdruck bringt.

ist die logisch entwickeltere und darum auch schwierigere, die letztere ist die einfachere und um deswillen leichtere. Es ist demnach begreiflich, dass die Construction mit *donec* in der Bedeutung „bis" von der logische Compliciertheit meidenden Volkssprache parataktisch aufgefasst und dadurch die Bedeutung des *donec* von „bis" zu „dann" vereinfacht wurde. Es entspricht dies der Neigung zum parataktischen Satzbau, welche jeder Volkssprache eigen ist. Und noch Eins ist hierbei zu berücksichtigen. Das „bis"-Verhältnis (um so zu sagen) zweier Handlungen zu einander ist, wie die unten stehende Anmerkung beweist, ein logisch sehr compliciertes und erfordert um deswillen einen recht deutlichen sprachlichen Ausdruck. Derselbe war im Latein vorhanden, so lange man der Bedeutung der in *donec* enthaltenen Präposition *do* sich bewusst war. Als nun aber diese Präposition völlig ausser Gebrauch gekommen war, musste *donec* seine begriffliche Anschaulichkeit verlieren und in Folge dessen zur Bezeichnung des „bis"-Verhältnisses in der Volkssprache ungeeignet werden. Daher sank es in dieser zu einem einfachen Zeitadverb herab: das „bis" wurde zu einem „dann". Die Fähigkeit zur Auffassung des „bis"-Verhältnisses kam übrigens um deswillen der Volkssprache nicht abhanden, es traten vielmehr neue Ausdrucksweisen an Stelle des der „bis"-Bedeutung entkleideten *donec* (und des überhaupt von der Volkssprache aufgegebenen *dum*). Im Französischen wurde *donec* ersetzt durch *jusqu'à ce que*, also durch eine Verbindung, welche in ihrem ersten Bestandteile ebenso, wie *donec*, eine ein Raumverhältnis bezeichnende Präposition enthält, übrigens aber durch ihre Umständlichkeit (*de usque ad ecce hoc quod*) Zeugnis dafür ablegt, welche Mühe die Sprache es sich kosten liess, die schwierige Begriffsbeziehung zu verdeutlichen.

Im Schriftlatein findet sich *donec* wohl nur ein einziges Mal in der Bedeutung „dann" gebraucht, und zwar bei Petronius Arbiter (Sat. c. 40, pag. 43 Z. 24 ed. Bücheler).[20]) Dagegen wird in der späten Sprache *donec* öfters in finalem Sinne angewandt, so z. B. in der von Schmalz (*a. a. O.* 515) aus Lucifer (58,27 H.)[21]) angeführten Stelle: *ad hoc te fingis Christianum, donec veneno haeresis tuae possis inermes sauciare.* Die Möglichkeit dieses Gebrauches beruht wohl auf der Mischung zweier Constructionen: „Du heuchelst so lange ein Christ zu sein, bis Du . . . ." und „Du heuchelst bis

---

[20]) Engländer (*Arch. f. lat. Lex.* VI 468) führt noch eine zweite Stelle aus Petronius an (c. 53, pag. 63 Z. 6 ed. Bücheler), aber wohl mit Unrecht, denn da die vorausgehenden Worte (*diuque summa carminis penes Mopsum Thracem commorata est*) in keinen befriedigenden Zusammenhang mit ihrer Umgebung gebracht werden können, so ist vor *donec* eine Lücke anzunehmen, wie dies auch Bücheler's Meinung ist.

[21]) Dieser christliche Schriftsteller gehört dem 4ten Jahrh. an.

zu diesem Grade (*ad hoc*) ein Christ zu sein, dass Du etc." Die Mischung des temporalen „bis"-Verhältnisses mit der Vorstellung der beabsichtigten Folge führte *donec* in die finale Function hinüber. Für das Romanische ist die Sache bedeutungslos.

V.

Desver.

Die bisherigen Versuche, den Ursprung des altfranzösischen Verbums *desver* festzustellen,[22]) haben ein befriedigendes Ergebnis nicht dargeboten. Auch die neueste, von Cohn (*Ztschr. f. rom. Phil.* XVIII 202) in Vorschlag gebrachte Ableitung erscheint als unannehmbar. Cohn setzt nämlich als Grundwort für das Particip *desvé* (aus welchem dann das Verbum sich entwickelt haben soll) ein lat. **desuatus* (von *de* und *suus*, gleichsam „entseinigt", d. h., dem eigenen normalen Sein entfremdet, abnorm gestimmt, irrsinnig, vgl. frz. *aliéné*) an. Aber erstlich ist **desuatus* sowohl formal wie begrifflich eine so ungeheuerliche Bildung, dass man an ihr einstmaliges Vorhandensein nimmermehr glauben kann; und sodann würde die Lautverbindung *sud* im Französischen nicht *své*, sondern *soé* ergeben haben (vgl. *suave* > *soef*, mittelbar kann man auch *transsūdare* > *tressuer* und *Suevus* > *Suève* vergleichen). Die richtige Ableitung von *desver* hat Ulrich, *Romania* VIII 264, angedeutet, aber so unzulänglich begründet, dass seine Annahme keine Zustimmung finden konnte. *Desver* kann nichts Anderes sein, als *dis* + **vāre*, **vāre* aber ist die nach *stāre* und *dāre*[23]) vorgenommene Umbildung von *vadĕre* (also eine rein analogische, nicht in irgend welcher Lautentwickelung begründete Form; das von Ulrich als Mittelstufe zwischen *vadĕre* und *vāre* angesetzte **varre* ist ein Unding).[24]) Als Simplex vermochte

---

[22]) Vgl. hierüber Diez, *Etym. Wtb.*[3] *p.* 561 und dazu Scheler im Anhang p. 791; Körting, *Lat.-rom. Wtb.* 2447.

[23]) Die Verben *stāre, dāre, vadĕre, facĕre* und (zum Theil wenigstens auch) *habēre* bilden innerhalb der romanischen Conjugation eine eigenartige Gruppe, deren einzelne Glieder sich in mannigfachster Weise und je nach den einzelnen Sprachen (und Mundarten) in sehr verschiedenem Umfange gegenseitig analogisch beeinflussen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Entwickelungsgeschichte dieser Gruppe einmal in ihrem ganzen Verlaufe darzustellen.

[24]) Wie im Französischen **vāre* für *vadĕre*, so ist, glaube ich (Ascoli, *Arch. glott.* I 80, beistimmend), im Italienischen *fāre* für *facĕre* auf rein analogischem Wege eingetreten (ebenso *dīre* für *dicere*, etwa nach Analogie von *audīre*). Wenn Rydberg in seinem lesenswerten Buche „*Le développement de facĕre dans les langues romanes*" (Paris 1893), p. 44, frägt: „*On se demande en vain quelles raisons ont pu amener l'infinitif facĕre à se modeler sur les infinitifs cités (dāre, stāre)*", so ist zu antworten, dass eben die Häufigkeit des Gebrauches von *dāre* und *stāre* das ebenfalls häufig gebrauchte *facĕre* analogisch beeinflusste. Die dem italienischen *fare* entsprechende frz. Form *fer* liegt vielleicht vor im Fut. *ferai*, vielleicht auch im zweiten Bestandtheile von *chauffer; faire* dürfte Neubildung sein, die freilich

französisch **ver* aus **văre* sich seiner Einsylbigkeit wegen ebenso wenig zu halten, wie **der* aus *dare (stare = ester* wurde durch die Prosthese des *e* gerettet); in Kompositis dagegen stand seinem Fortleben ein lautliches Hinderniss nicht im Wege. Neben **disvare = desver* wurde auch **re-exvare = resver* gebildet und von letzterem wieder durch nochmalige Zusammensetznng *de + resver = der[es]ver, derver,* dessen erstes *r* also nicht aus *s* entstanden ist. Das *e* der ersten Sylbe von *desver* und *resver* musste, wie selbstverständlich, zunächst geschlossen sein; als aber das *s* verstummte erhielten *dever* (geschrieben noch immer *desver)* und *rêver* nach Analogie von *lever* und *crever* offenes *e*.

Die Bedeutung von *desver* und *resver* stimmt mit der von mir befürworteten Ableitung gut überein und hat die Analogie des deutschen „irren" und des engl. *to wander* „irre reden" für sich.

Rêver ist von der Sprache festgehalten, *desver* dagegen aufgegeben worden. Der Grund ist nicht recht ersichtlich. Vielleicht ist er darin zu erkennen, dass der im Altfranzösischen so beliebte hyperbolische Gebrauch von *desver* in späterer Zeit, als man nüchterner dachte, in Abnahme kam, und damit auch das Verbum immer unüblicher wurde. Mitgewirkt hat vielleicht auch der Umstand, dass die Formen von *desver*, nachdem das *s* verstummt war, zum Teil mit denen von *devoir* zusammenfielen.[25])

VI.

Das Imperfect der A-Conjugation.[26])

Neufranzösisch *aimais* (*aimois*, altfranzösisch *amoie*, *ameie* für das in der ältesten Sprache noch vorkommende *ameve* und *amoue)* entspricht theoretisch einem lat. **amē[b]am*. Gleichwohl ist nicht daran zu denken, dass ein Imperfectum **amēbam* jemals gebildet worden sei und in *aimais* noch fortlebe. Es ist daran nicht zu denken nicht nur, weil innerhalb des Lateins ein **amē[b]am* unerhört und unbelegt ist, sondern auch weil aus dem Französischen selbst mit Sicherheit ersehen werden kann, dass *amăbam*, und nicht **amē[b]am* aus dem

sehr frühzeitig eintrat und ihren Grund in der Abneigung der Sprache gegen einsylbige Infinitive hatte (weshalb eben auch **ver* und **der* beseitigt wurden).

[25]) Neuerdings hat Cohn (in der Festschrift für Tobler) eine ganz andere Ableitung von *rêver* behauptet, sie ist aber viel zu künstlich, als dass sie richtig sein könnte.

[26]) Die im Obigen gegebene Bemerkung ist an sich selbstverständlich und folglich entbehrlich. Man gönne ihr aber den kleinen Raum, den sie beansprucht, weil erfahrungsgemäss (wenigstens nach meiner persönlichen Erfahrung) die Annahme, dass *aimais* geradewegs aus einem **amē[b]am* entstanden sei, noch viel verbreitet ist, obwohl man nur § 258 des 2. Bandes der Meyer-Lübke'schen *Grammatik* aufzuschlagen braucht, um das Richtige zu erkennen.

Latein übernommen wurde. Denn bei den auf Cons. + -[ĭ]*cāre* ausgehenden Verben (z. B. **caballicare*, **carricare* = *chevaucher*, *charger)* wird *c* auch im Imperfectum zu *ch*, bezw. zu (palat.) *g* palatalisiert, wodurch eben bewiesen wird, dass das Imperfectum auf *-c-ābam*, und nicht auf *-c-ē*[*b*]*am* endigte, denn bekanntlich wird *c* nur vor *a* zu *ch* palatalisiert. Ebenso deutet die Form des Imperfects der Verben auf Vokal + *c-are* nachdrücklich auf *-ābam* hin (vgl. *priais* < **precābam* mit *plaisais* < *placēbam).* Der Sachverhalt ist eben einfach folgender: das Imperfectum der *A*-Conjugation ging ursprünglich ganz regelrecht auf *-eve* (bzw. im Westen, auf *-oue*) = *-ābam* aus, diese Endung aber wurde frühzeitig (indessen doch erst dann, als der Lautwandel des *c* vor *a* bereits durchgeführt war) mit *-eie* aus *-ē*[*b*]*am*[27]) vertauscht. Der Grund dieses Vorgangs ist wohl lediglich in dem Zahlenübergewichte der Imperfecta auf *-eie* (2., 3. und 4. Conj.) über die Imperfecta auf *-eve*, bezw. *-oue* (nur 1. Conj.) zu suchen. Dass dieses Zahlenübergewicht aber in so durchgreifender Weise zu wirken vermochte, erklärt sich aus dem die ganze Entwickelung der französischen Sprache beherrschenden Streben nach Einformigkeit.

Was so eben über das Imperfectum auf *-ābam* gesagt worden ist, gilt auch von der Endung der 1. Pers. Pl. in der *A*-Conjugation. Diese Endung kann ursprünglich nur **-ains* = *-āmus* gelautet haben, und ist, wie *-ābam*, erst dann mit *-ons* = *-ŭmus* vertauscht worden, als *c* bereits palatalisiert worden war, daher z. B. *couchons* (nicht **coucons*).

VII.

Das Imperfectum *étais.*

Nach der gegenwärtig herrschenden Ansicht ist das Imperf. *esteie (estoi, estois, étais)* aus dem Infinitiv *estre* herausgebildet worden, nach Mustern, wie etwa *mettre metteie, respondre respondeie.* Vgl. Diez, Gramm. II³ 229; Thurneysen, *Das Verbum être und die frz. Conjug.* p. 20; Meyer-Lübke, *Gramm. d. rom. Spr.* II § 262; Schwan, *Altfrz. Gr.*² § 534, 3.

Diese Annahme hat — so scheint mir wenigstens — das gewichtige Bedenken gegen sich, dass die Herausbildung eines Imperfects aus einem Infinitive ein sonst unerhörter Fall innerhalb der ganzen romanischen Sprachgeschichte ist. Ein von *estre* aus gebildetes *esteie* würde einzig dastehen in der romanischen Grammatik.

---

[27]) Französisches *-eie* gegenüber lateinischem *-ēbam* zeigt den lautregelwidrigen Ausfall des zwischenvokalischen *b*, welches regelrecht zu *v* sich hätte verschieben sollen. Man darf aber um desswillen nicht etwa ein volkslat. Imperfect auf **-éam* (z. B. **floréam*) ansetzen wollen. Vgl. meinen *Formenbau des frz. Verbums* § 43. Meyer-Lübke, welcher, anscheinend wenigstens, früher Anhänger der *éam*-Hypothese gewesen war, hat sie, wie man aus seinem § 254 ersehen kann, nunmehr aufgegeben.

In dieser Thatsache ist mindestens keine Empfehlung für die erwähnte Annahme enthalten, und man wird zu dieser letzteren sich jedenfalls nur dann entschliessen dürfen, wenn man sich überzeugt hat, dass jede andere Erklärung unzureichend ist.

Ich meine aber, dass man sich bei der Gleichung *esteie* < *stabam* = *esté* < *statum* vollkommen beruhigen kann, falls man nur der Einwirkung der Analogie Rechnung trägt.

Lateinisch *stābam* ergab regelrecht im Westfranzösischen (norm.) *estove*, im Ostfranzösischen (lothr.) *esteve*. Im Francischen traf frühzeitig für *esteve* (vgl. *fève* aus *faba)* die analogische Form *esteie* ein, welche dann weiter zu *estoi-s*, *étai-s* sich entwickelte.

VIII.

Néant.

Diez, *Etym. Wtb.* ⁴ p. 223) setzte ital. *niente,* prov. *neien, nien,* französisch *néant* (*neent*, *nient*, *neient*, *neiant*, *noient*, *noiant*) = lat. *ne* oder *nec* + **ent* (Stamm des Particips **ens* von *esse* „sein") an.[28]) Diese Ableitung kann in lautlicher Hinsicht für genügend erachtet werden, freilich nur dann, wenn man für das Italienische *ne* + **ent*, für das Französische *nec* + **ent* zu Grunde legt, da einerseits im Italienischen zwischenvocalisches *c* nicht schwinden kann, andrerseits im Französischen der Diphthong *ei*, bezw. *oi* auf das einstige Vorhandensein eines *c* oder *g* hindeutet. Im Französischen musste *nec* + **ent* mit *nec* + **ant* vertauscht werden, und dieses **necant* sich dann ganz ebenso entwickeln, wie das Particip von *necare* = *noyer.*[29]) Allerdings, wenn man bedenkt, dass lateinischem *placent-*, *tacent-*, *jacent-* französisches *plaisant*, *taisant*, *gisant*, gegenüber steht, könnte man erwarten, dass **necent-* sich als **neisant* darstellen würde, d. h., dass die Assibilierung des *c* vor *e* früher erfolgt wäre, als die Vertauschung des *-ent* mit *-ant*. Es soll indessen auf dieses Bedenken kein Gewicht gelegt werden, da die Möglickeit vorliegt, dass *plaisant* etc. analogische (d. h. durch *plaisez*, *plaisois* etc. veranlasste) Neubildungen seien, welche an Stelle von **plaiant*, **playant* (vgl. *payant* < *pacant-*) traten.

Aber wenn man auch lautlich die Diez'sche Ableitung gelten lassen mag, so ist sie doch aus anderem Grunde einfach unannehmbar. Das Particip von *esse* ist *sens* (vgl. *prae-sens*, *ab-sens*), nicht *ens*. Die letztere Form ist allerdings auch gebildet worden, und kein geringerer als Caesar hat sie vertheidigt, indem er darauf hin-

[28]) Es beruht wohl nur auf einem Versehen, wenn Perle, *Ztschr. f. rom. Phil.* II,18, *nient* = *nec entem* sein lässt.

[29]) Allerdings mit dem Unterschiede, dass das Particip *noyant* lautet, während *noiant* = **nec-ant* für *nec-ent* aufgegeben worden und *néant* allein übliche Form geworden wäre. Es erklärt sich der Sieg des *néant* über *noiant* wohl aus Anlehnung an die Negation *ne*.

wies, dass *ens* zu *sum*, *es* sich geradeso verhalte, wie *potens* zu *possum*, *potes*, also analogisch berechtigt sei (vgl. Priscian *Inst.* ed. Hertz [in Keil's *Gramm. lat.* III] XVIII 75).[30]) Auch Quintilian (*Inst.* VIII 33) meinte, dass man die nach Analogie des Griechischen gebildeten Worte *ens* (= *ὤν*) und *essentia* (= *οὐσία*) mit Unrecht meide.[31]) Man bemerke aber, wie sowohl Priscian als auch Quintilian ausdrücklich bezeugen, dass *ens* eine ungebräuchliche und unbeliebte Bildung gewesen sei. Man beachte ferner, dass, wenn Caesar und Quintilian *ens* in Schutz nahmen, sie dies doch wohl nur deshalb thaten, weil der Sprachgebrauch sich mit dem Worte nicht zu befreunden vermochte. Endlich wolle man erwägen, dass *ens* höchstens in der philosophischen Kunstsprache Verwendung finden konnte, nicht aber in der sonstigen Sprache, da das Latein eine prädicative Bestimmung unmittelbar mit ihrem Nomen zn verbinden pflegt, während der Grieche in solchem Falle gern *ὤν* braucht. Was vollends die Volkssprache mit einem *ens* hätte anfangen sollen, ist unerfindlich; geradezu unglaublich aber ist, dass in der Volkssprache eine so nach der Studierlampe des Philosophen riechende Zusammensetzung wie *nec-ens* „das Nichtseiende" üblich gewesen und in die Function der substantivischen Negation *nihil* („Nichts") eingetreten sein sollte.

Aber nehmen wir einmal an, das participiale Neutrum *ens* sei, verbunden mit *nec*, wirklich ein volkssprachliches Wort gewesen, so erhebt sich die Frage: wie erklärt es sich, dass das Wort im Italienischen auf *-te* (*niente*), im Französischen auf *t* (*néant*) ausgeht? Wenn für lat. *mons*, *pars* und dergl. im Italienischen *monte*, *parte* etc., im Französischen *mont*, *part* erscheint, so ist das höchst begreiflich: derartige Formen stellen den aus den obliquen Casus sich ergebenden Wortstamm dar. Diese Entwickelung hat aber den häufigen Gebrauch der Casus obliqui zur selbstverständlichen Voraussetzung. Ein *mont*(*e*) hätte nicht enstehen können, wären nicht *mont-is*, *mont-i*, *mont-em*, *mont-e* (zusammen) öfter gebraucht worden, als *mons*. Bei umgekehrtem Verhältnisse würde sicherlich der Nominativ die Casus obliqui überlebt haben, wie dies — annähernd wenigstens — im ital. Plural wirklich geschehen ist.[32]) Aber

---

[30]) *Graeci autem participio utuntur substantivo: Ἀπολλώνιος ὢν διδάσκεις, Τρύφων ὢν μανθάνεις, nisi usus deficeret participii frequens, quamvis Caesar non incongrue protulit „ens" a verbo „sum, es", quomodo a verbo „possum, potes: potens".*

[31]) *Multa ex Graeco formata nova ac plurima a Sergio Flavio, quorum dura quaedam admodum videntur, ut „ens" et essentia"; quae cur tantopere aspernemur nihil video, nisi quod iniqui iudices adversus nos sumus ideoque paupertate sermonis laboramus.*

[32]) Man verstehe das nicht falsch! Selbstverständlich hatten auch im Plur. die Casus obliqui (in ihrer Gesamtheit) Anwartschaft auf häufigeren

das participiale substantivische Neutrum **necens* „Nichts“ konnte seiner Bedeutung nach fast nur im Nominativ und Accusativ, also eben nur in der einen Form **necens* Verwendung finden; zum Gebrauche des Genetivs **necentis* „des Nichts“, **necenti* „dem Nichts“ und des Ablativs **necente* „von dem Nichts“ oder „durch das Nichts“ konnte sich nicht leicht Veranlassung darbieten. Wenn also **necens* fast ausschliesslich, **necentis* etc. fast gar nicht gebraucht wurde, wie war es da möglich, dass die Form des Nominativ-Accusativs durch den in den Casibus obliquis erscheinenden Wortstamm verdrängt wurde? So etwas widerstrebt ja jeder Wahrscheinlichkeit.

Die Diez'sche Gleichung „italienisch *niente,* französisch *néant* = lateinisch **ne* (oder *nec)* + **ent*“ ist folglich unhaltbar.

Eine neue Ableitung des rätselhaften Wortes hat Ascoli in Vorschlag gebracht *(Arch. glott.* XI 417 und XII 24): er setzt *ne* + *inde* als Grundform an, indem er annimmt, dass *inde* bereits im Volkslatein die adverbiale Bedeutung des italienischen *ne*, französischen *en* gehabt habe und dass folglich *habeo inde* mit italienisch *honne* oder *ne ho* (französisch *j'en ai)*, *non habeo inde* mit italienisch *non ne ho, non ho di questo* (französisch *je n'en ai pas)* gleichbedeutend gewesen sei. Die Verbindung *non habeo inde* soll nun durch ein dem *inde* vorgefügtes *ne* in verstärkendem Sinne erweitert worden *(non habeo ne inde* = italienisch *non ho ne-ende)* und dieses *ne inde* zu einem „idealen Neutrum“ verwachsen sein, wobei die Vertauschung von *d* mit *t* ebenso, wie in *sub-inde* > *sovente*, als Wirkung einer analogischen Anziehung (nämlich von Seiten der auf-*nte* ausgehenden Nomina und in Sonderheit der Participien Praes.) anzusehen wäre.

Ich bekenne offen — selbstverständlich aber auch in aller Bescheidenheit —, dass mir diese Hypothese des genialen Sprachforschers den Eindruck grosser Unwahrscheinlichkeit macht. Ich will hier nicht alle meine Zweifel aussprechen, nur meine beiden Hauptbedenken, über welche ich nicht hinwegzukommen vermag, will ich hervorheben. Erstlich kann ich nicht glauben, dass man im Lateinischen jemals gesagt habe *non habeo ne inde* im Sinne von italienisch „*non*

Gebrauch, als der Nominativ. Aber die formale Beschaffenheit der Casus obliqui des Plurals brachte es mit sich, dass sie — ausgenommen der mit dem Nominativ oft gleichlautende Accusativ — früher ausser Gebrauch gesetzt und präpositional umschrieben wurden, als die Cas. obl. des Singulars. Und man bedenke, dass eben der wichtigste und häufigst angewandte Cas. obl., der Accusativ, oft mit dem Nominativ zusammenfiel! So konnte und musste es geschehen, dass im Plur. der Nom.-Accus. die Cas. obl. überdauerte, während im Sing. der Nominativ schwand und durch den in den Cas. obl. hervortretenden Wortstamm ersetzt wurde. Näheres sehe man in meinem Büchlein „Neugriechisch und Romanisch“ (Berlin 1896) § 8.

ho nè pure di questo", „*non ho nè questo nè quello*", „*non ho proprio nulla* ich habe gar nichts". Ich finde weder diese eigenartige Ausdrucksweise irgendwo belegt oder auch nur erwähnt, noch auch kenne ich irgend eine ähnliche Redewendung. Uebrigens möchte ich meinen, dass *non habeo ne inde* nur bedeuten könne, „ich habe (auch) davon nichts", dass also inde auf einen im Verlauf der Rede bereits genannten Gegenstand zurückdeuten müsse, wie ja italienisch *ne* und französisch *en* nur in zurückdeutendem Sinne gebraucht werden.

Sodann aber will mir scheinen, als ob ein substantiviertes *ne* + *inde* vorwiegend, wenn nicht ausschliesslich, in Objektsbedeutung hätte gebraucht werden, jedenfalls aber stets nur bei verneintem Prädikate hätte Verwendung finden können. Im Italienischen wird diese Erwartung auch wirklich, wenigstens ungefähr — nicht völlig —, bestätigt. Nicht so im Französischen. In dieser Sprache verhält sich *néant* zu *rien* etwa wie ein absolutes Personalpronomen zu dem entsprechenden en- oder proklitischem: *néant* ist wirklich substantivischen Gebrauches und der Verbindung mit dem Artikel fähig und kann der Negation des Prädikates entbehren; *rien* fungiert pronominal (als Objekt und Subjekt beim Verbum) und fordert durchaus Verneinung des Prädikats, in substantivischem Sinne wird es nur in bestimmten Verbindungen (*un homme de rien* und dgl.) gebraucht, den Artikel kann es nur ausnahmsweise zu sich nehmen, den bestimmten Artikel des Sing. wohl nie. Es liesse sich über die verschiedene Gebrauchsweise von *néant* und *rien* Vieles und Interessantes sagen, doch genügen hier wohl diese, allerdings sehr unvollkommenen, Andeutungen.[33])

Dieser ausgeprägt substantivische Charakter von *néant* passt nicht wohl zu der von Ascoli behaupteten Herkunft des Wortes. Namentlich fällt dabei in's Gewicht, dass bereits im Altfranzösischen *néant* im Wesentlichen ebenso, wie im Neufranzösischen, gebraucht wurde, insbesondere im Altfranzösischen bei nicht verneintem Prädikate gebraucht werden konnte. Man sehe die Beispiele bei Perle, *Ztschr. f. rom. Phil.* II 18.

Wenn ich nun selbst eine Vermutung über den Ursprung von *niente*, *néant* auszusprechen wage, so geschieht es mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, dass ich der Möglichkeit des Irrens mir voll be-

---

[33]) Es dürfte nützlich sein, das anzuführen, was Lafaye (*Dict. des synon.* Suppl. p. 273) über die Sache bemerkt: „ . . . . *aujourd'hui encore rien ne s'emploie d'ordinaire qu'avec l'addition de la particule négative ne . . . Mais néant, de ne-ens, le non-être, ou qui n'est pas, nie par lui-même, sans avoir besoin qu'on y joigne la particule ne qu'il contient déjà: tout est néant devant Dieu. Je ne suis rien; je suis un néant (Bossuet) . . . . Rien se met quelquefois avec l'article indéfini, jamais avec l'article défini, ce qui lui donnerait un sens entièrement général, et ce qui ne convient qu' à néant*".

wusst bin. Bestimmend für mich ist nicht sowohl die Hoffnung, Andere belehren zu können, als vielmehr der Wunsch, von Anderen belehrt zu werden. Giebt meine Vermutung Anregung zu erneuter Erörterung des Problems, so ist ihr Zweck erfüllt.

Meines Erachtens lassen italienisch *niente* und französisch *néant* nur aus einer Grundform **negent*[*e*] sich lautlich befriedigend erklären, denn nur zwischenvokalisches *g* kann vor dem Tone im Italienischen schwinden (z. B. *magistrum* > *maestro*, *sagitta* > *saetta*, *regalem* > *reale*), im Französischen aber zu dem *J*-Laut sich schwächen, bezw. ebenfalls schwinden (z. B. *negare* > *neiier*, *noiier*, *nier*, *nigĕllum* > *noiiel*, *regalem* > *royal*), vgl. Meyer-Lübke. *Ital. Gramm.* § 208; *Gramm. d. rom. Spr.* I § 443.

Dieses **negent*(*e*) zerlege ich in die Negation *ne* und den substantivischen Wortstamm *gent-*, nehme also eine Zusammensetzung an, wie sie z. B. in *ne-fas* und *neg-otium* vorliegt.[33a]) In *gent*(*e*) erkenne ich denselben (ursprünglich auf *-ti* auslautenden) Wortstamm, welcher in dem Nominative (**genti-s* >) *gens* enthalten ist.

Der Wortstamm *gen-ti* (eigentlich *gn* [mit tönender Nasalis] + *ti*) ist mittelst des Suffixes *-ti* aus der Wurzel *gen* (wovon *gi-gn-o*, *gen-ui*) gebildet und findet seine Entsprechung im Sskr. *jâti* (aus *jan-ti*), vgl. Brugmann, *Grundriss der vgl. Gramm. d. idg. Spr.* II p. 278).

Die mittelst des Suffixes *-ti* gebildeten Substantiva sind ursprünglich Nomina actionis, können aber auch zur Bezeichnung sowohl des Subjektes als auch des Objektes einer Handlung gebraucht werden. Subjektsbedeutung liegt z. B. vor im lateinischen *hosti-s* (von √*ghas* „schädigen") „der Schädiger, der Feind", vgl. Brugmann in *Curtius' Studien* V 228.[34])

Genti- bedeutete ursprünglich „Geburt", sodann aber das Objekt des Gebärens, das Produkt oder Ergebnis des Geborenwerdens. In dieser letzteren Bedeutung kann *genti-*, bzw. *gens* ebensowohl den einzelnen Geborenen, den Abkömmling, den Sprossen bezeichnen,[35]) als auch — und das ist im Lateinischen das weitaus Ueblichere — in collectivischem Sinne gebraucht werden, wonach es die Gesammtheit der durch Gemeinsamkeit der Geburt zusammengehörigen Individuen (Geschlecht, Stamm, Volk) bezeichnet. Man darf aber annehmen, dass die Bedeutung von *gens* noch mehr verallgemeinert worden sei, dass *gens* das Geborne schlechtweg, das Wesen und schliesslich das

---

[33a]) Vgl. über solche Zusammensetzungen Brugmann, *Indogerm. Forsch.* VI 76.

[34]) Man bedenke, dass *hostia* auf dem gleichen Stamme wie *hostis* beruht. Im Germanischen und Slavischen hat das dem lateinischen *hostis* entsprechende Nomen eine etwas andere Bedeutungsentwickelung genommen („Gast").

[35]) So wird z. B. Aeneas von Virgil „*deûm gens*" genannt (*vigilasne, deûm gens, Aenea?* Aen. X 229).

Ding überhaupt bedeutet, also sich — etwa, wie später *causa* — der Funktion eines neutralen Pronomens indefinitum genähert habe. Eine derartige, ganz allgemeine, nahezu pronominale Bedeutung von *gens* scheint vorzuliegen in den bekannten Verbindungen des Gen. Plur. mit gewissen Adverbien (*ubinam gentium, usquam g., nusquam g., minime g.* u. a. m.[36]) In solchen — allem Anscheine nach sehr beliebten und geradezu volkstümlichen — Redewendungen lässt sich *gentium* doch gewiss nicht mit „Völker" übersetzen, überhaupt ist eine passende deutsche Uebersetzung schwer zu geben, am besten behilft man sich mit dem allgemeinen Ausdrucke „in aller Welt" oder „in der Welt", *minime gentium* lässt sich wiedergeben mit „schlechterdings nicht, keinesfalls, keineswegs."

Die Schriftsprache weist allerdings eben nur in den genannten Redewendungen eine so verallgemeinerte Bedeutung von *gens* auf. Da aber, wie gleichfalls schon bemerkt wurde, diese Redewendungen durchaus volkstümlich gewesen zu sein scheinen, so ist die Folgerung erlaubt, dass in der Volkssprache diese Gebrauchsweise von *gens* weiteren, vielleicht sogar weiten Umfang gehabt habe.

Wenn man also, ohne phantastisch zu sein, dem lateinischen *gens* eine allgemeine, in das Pronominale hinüberspielende Bedeutung („Wesen, Ding, etwas") beilegen darf,[37]) so ergiebt sich für **negent* ganz selbstverständlich die Bedeutung „nichts". **Negent* würde demnach eine Wortzusammensetzung sein, welche in Form und Begriff dem englischen *nothing,* dem ahd. *niwiht* (= *ni* + *wiht* „Wesen, Ding, etwas") genau entspräche und übrigens innerhalb des Lateinischen selbst an *ni -hil*[*um*] ein ungefähres Seitenstück besässe.

Auf ganz ähnlicher Bedeutungsentwickelung wie ich sie für *gens* und **negent* annehme, beruht es, dass das (mit *gens* wurzelverwandte) Particip *nata* in den pyrenäischen Sprachen die Funktion eines indefiniten Pronomens ([*non* +] *nada* „nichts") übernommen

---

[36]) Auch Diez (*Etym. Wtb.*[4] p. 595) stellte einen Zusammenhang zwischen *gens* in *minime gentium* und prov. altfrz. *gens, ges* als möglich hin.

[37]) Man darf das um so zuversichtlicher thun, als sich im Altfrz. *gent* öfters in dieser Bedeutung gebraucht findet, z. B. Amis et Am. 1277: *Dex . . . qui formas toute jant.* Es lässt sich *jant* hier nur mit „Ding" übersetzen, „Volk" würde geradezu sinnlos sein.

[38]) Wer die lateinisch-romanische Sprachgeschichte aufmerksam überschaut, hat häufig genug Gelegenheit zu der Beobachtung, dass ein und derselbe sprachliche Vorgang zum zweiten Male vollzogen wurde, wenn das Ergebnis der ersten Vollziehung aus irgendwelchem Grunde nicht mehr verwendbar erschien. Ein Beispiel werde angeführt: dem lat. „*domus vendenda*" entspricht französisch „*une maison à vendre*"; nun aber ist das Gerundiv *vendendo* (*-us, -a, -um*) höchst wahrscheinlich nichts Anderes als der alte Infinitiv *vendum* + Präpos. (Postpos.) *do* „bis" (vgl. oben den Artikel über *donec*), entspricht also (abgesehen von der Stellung der

hat. Es war dies gleichsam eine Wiederholung des Vorganges, vermöge dessen **negent* in solche Function eingetreten war.[38])

Ist meine Vermutung über die Herkunft von *niente*, *néant* annehmbar, so fällt durch sie auch Licht auf einige bisher mehr oder weniger dunkle Worte. Erstlich wird man dann in der altfranzösischen prov. Negation *gens* (*giens*), *ges* ganz sicherlich den Nominativ *gens* (und nicht, wie gewöhnlich geschieht, *gĕnus*) zu erblicken haben.[39]) Sodann erklärt sich altital. *chente* (synonym mit *quale*, vgl. Blanc, *Ital. Gramm.* p. 325) einfach als aus *che* + *[g]ente* entstanden. Endlich erhielte dann die von Diez (*Etym. Wtb.*[4] p. 749) gegebene Ableitung des span. ptg. *quejendo*, *quejando*, *quijando* aus *que* + *genitus* (von *gignĕre*) eine erwünschte Bestätigung.

Man kann fragen, warum im Französischen neben *néant* noch *rem* = *rien* in die Function eines Verneinungswortes eingetreten sei. Die Antwort darauf hat Ascoli bereits gegeben, indem er (*Arch. glott.* XI 438) darauf aufmerksam gemacht hat, dass die Anwendung von *rien* (sowie die von *goutte*) im Sinne einer Negation auf den Einfluss keltischen Sprachgebrauches zurückzuführen sei.[40])

Präposition) genau dem *vendre à* = *vendĕre ad*. Man denke auch z. B. daran, wie ähnlich altfranzösisch *amentevoir* (= *ad mentem habēre*) dem lat. *animadvertĕre* (= *animum advertĕre*) ist.

[39]) Diez (*Etym. Wtb.*[4] p. 595) liess unentschieden, ob *gens* oder *genus* das Grundwort sei. Andere aber (z. B. Perle, *Ztschr. f. rom. Phil.* II 411) haben die Identität von *ge(n)s* und *genus* als zweifellos hingestellt.

[40]) Zum Schlusse eine Frage. Man begegnet im Altfranzösischen zuweilen einem Substantive *roi* bei verneintem Prädicate in offenbar gleicher Bedeutung mit *rien* (z. B. Amis et Am. 985 *je n'en sai autre roi* „ich weiss nichts Anderes davon"). Am nächsten liegt es, in diesem *roi* das Simplex zu den bekannten Compositis *arroi*, *corroi*, *desroi* (über deren Ursprung man vgl. *Lat.-roman. Wtb.* Nr. 6732 f.) zu erblicken. Aber die für ein solches *roi* vorauszusetzende Bedeutung will nicht recht passen. Sollte vielleicht *roi* die regelrechte Fortsetzung des satzbetonten lat. *rēm* sein, welche sich neben satzunbetonten *rien* = **rĕm* erhalten hätte?

KIEL. G. KÖRTING.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XVIII.
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1896.



INHALT.

REFERATE UND REZENSIONEN.

MISCELLEN.



Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Referate und Rezensionen.

Clédat, Léon, *Grammaire Raisonnée de la Langue Française*, avec Préface de *Gaston Paris*, Paris, Le Soudier, 1894.

Das Buch Clédat's bietet weniger eine systematische Grammatik als eine Reihe von anregenden, oft neuen Beobachtungen und Betrachtungen über eine grössere Anzahl grammatischer Fragen. Der Verfasser, einer der Vorkämpfer der orthographischen Reform in Frankreich, behandelt zunächst die Orthographie in ihrem Verhältnis zur Phonetik. Er zeigt an einer Reihe von Beispielen, wie willkürlich, unhistorisch, unvernünftig die heutige Orthographie ist: unberechtigt, z. B., ist das *h* in *heureux*, das *t* in *puits*, das *g* in *legs*, das *d* in *poids*, das *p* in *cheptel*, das *c* in *sceau* und *scier*. Es ist wünschenswert, dass hier Wandel geschaffen werde. Indessen stösst jeder Versuch, die Reform in die Praxis überzuführen auf grosse Schwierigkeiten. Auf diese Schwierigkeiten hat G. Paris in der trefflichen Einleitung, die Clédats Buche vorausgeschickt ist, nachdrücklich hingewiesen. Alle jetzt gedruckt vorliegenden Bücher würden schon nach zwanzig Jahren für das grössere Publicum ebenso ungeniessbar sein, wie es heute die Schriften des 16. Jahrhunderts sind; alle Lexika, alle alphabetisch angelegten Verzeichnisse müssten umgearbeitet werden; endlich müssten sich alle Eigennamen, da sich dieselben naturgemäss der orthographischen Reform entziehen, mit der Zeit die wunderlichste Aussprache gefallen lassen.

In der Flexion und in der Syntax ist Clédat's Bestreben auf Beseitigung der durch die Grammatiker aufgebrachten Haarspaltereien und Tüfteleien gerichtet. Wozu soll man *grecque* schreiben, da man doch *publique* und *turque* billigt? Weshalb *vingt* neben *trente*? Weshalb *mil* neben *mille*? Anderes ist mit der Zeit hinfällig geworden: man spricht heute weder von *une couple* noch *un couple d'oeufs* mehr, man sagt einfach *deux oeufs* (vgl. S. 111).

An anderen Stellen (vgl. S. 158) verlangt Clédat, dass man neben der herkömmlichen Ansicht eine andere, sofern dieselbe ebenso berechtigt ist, wenigstens dulde: er redet damit einer vernünftigen Freiheit das Wort. Der ausschliessliche Gebrauch von *aucun*

im Singular sei zwar dem Geiste der Sprache angemessen; allein es sei verkehrt, Kindern den Plural als Fehler anzustreichen, wenn ein Voltaire geschrieben habe: je n'ose faire *aucuns* projets. Nach S. 218 soll die Unveränderlichkeit des Participe passé der neutralen und unpersönlichen Verben in gleicher Weise wie die Veränderlichkeit desselben als correct betrachtet werden.

Nur selten wird der Leser den Ausführungen Clédat's seine Zustimmung versagen: wenn Vf. S. 126 meint, dass, neben *plein* la tête, *pleins* les yeux geduldet werden sollte, da dies nur eine Frage der Orthographie sei, so sieht man nicht recht ein, weshalb: wie leicht könnte nicht *pleins* les yeux zur Bildung eines *pleine* la tête verführen, das ein grober Verstoss gegen den Sprachgebrauch sein würde. Auf S. 230 wird der Satz aufgestellt, dass la négation explétive *ne* n'est jamais indispensable; on a toujours le droit de l'omettre. Es wird darauf an einzelnen Belegen nachgewiesen, dass nach *craindre*, *douter*, u. s. w. *ne* bald gesetzt, bald weggelassen werde. Der aus den wenigen Beispielen gezogene Schluss scheint indessen etwas voreilig: nur auf Grund genauer statistischer Erhebungen über den Sprachgebrauch der Klassiker und der modernen Schriftsteller lässt sich die Frage entscheiden. In Constructionen wie il est plus grand qu'il *ne* paraît würde nach Ansicht des Referenten die Weglassung des *ne* gegen den constanten alt- und neufranzösischen Sprachgebrauch verstossen.

Auffällig ist, was der Verfasser über die Stellung des Adjektivs sagt (vgl. S. 113, 119). Er behauptet, dass in der alten Sprache das Adjektiv beliebig vor das Substantiv oder hinter dasselbe treten konnte, ohne dass der Sinn dadurch geändert wurde, bonnet *blanc, blanc* bonnet. Das Bestreben der neueren Sprache dagegen gehe dahin, das Adjektiv dem Substantiv nachzustellen. Archaïsirend seien alle Wendungen in denen heute das Adjektiv vor dem Substantiv steht, z. B. les *bonnes* gens. Ablehnend verhält sich demnach Clédat den Aufstellungen aller derjenigen Philologen gegenüber, die mit Gröber annehmen, dass die Stellung des Adjektivs für den Sinn keineswegs gleichgültig sei, dass, wer chapeau *noir* sagt, ein Urteil abgebe, während die Stellung *noire* trahison durch den Affekt bedingt sei. Es liegt indessen um so weniger Veranlassung vor, an dieser Stelle auf die Frage näher einzugehen, als Clédat seine nicht eben wahrscheinliche Meinung in dieser Grammatik nicht weiter begründet.

Neu sind, wenn Ref. nicht irrt, die auf S. 129, 131 gegebenen Erklärungen: l'habitude de lire les nombres en chiffres, précédés de l'article non élidé, fait qu'on prononce *le onze* (le 11), *le huit* (le 8). Ähnlich erkläre sich der Sprachgebrauch, demzufolge man *page trente*, statt *le onzième*, *le huitième*, *Charles Sept* sagt: eigentlich durften

nur die Grundzahlen mit Ziffern geschrieben werden, aber man habe sich daran gewöhnt, auch die Ordnungszahlen mit Ziffern zu schreiben und dieselben wie Grundzahlen zu lesen.

Das Buch Clédat's kann jedem, der sich für französische Grammatik und für den französischen Unterricht interessiert, bestens empfohlen werden.

STRASSBURG I. E. A. HORNING.

Tobler, Adolf, *Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik.* Zweite Reihe. Leipzig, S. Hirzel, 1894. 250 S. Gr. 8⁰. M. 5,60.

Auf die im Jahre 1886 erschienene erste Reihe von vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik lässt Prof. Tobler hier eine neue Reihe von 21 Betrachtungen über Gegenstände, die vornehmlich der sogenannten Syntax zugeteilt werden, folgen. Dieselben sind zum grössten Teil bereits in Gröbers Zeitschrift Band 11, 12 u. 13, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften u. a. veröffentlicht worden. Die hier erörterten Fragen, alle von dem grössten Interesse für den Fachmann, sind dadurch, dass sie gesammelt herausgegeben wurden, einem grösseren Kreise leichter zugänglich gemacht worden. Als Anhang hat der Verfasser einen längeren Aufsatz über „Verblümten Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede“ beigegeben, der bereits in den Sitzungsberichten der B. A. von 1882 zum Abdruck gekommen ist, hier aber in fast doppeltem Umfang erscheint.

Toblers syntaktische Arbeiten fesseln immer, sei es durch die Schärfe der Gedankenführung, sei es durch die Menge der aus dem reichen Schatze seines Wissens aus alt- wie neufranzösischen Texten zur Erläuterung beigebrachten Beispiele. Wenn der Rezensent im Laufe dieser Besprechung in einigen Fällen eine abweichende Meinung zur Sprache brachte, so geschah es deshalb, weil die von Tobler besprochenen Fälle ihm Gelegenheit gaben, Erscheinungen, denen er seit einer Reihe von Jahren seine Aufmerksamkeit zuwandte, in seiner Auffassung dem grossen Meister zur Beurteilung vorzulegen.

Aufsatz 1 bringt für manchen einen ersehnten Aufschluss über *est-ce que*, *c'est que* und besonders *c'est-que*, die im Anschluss an die Erklärung von altfrz. *pieç'a*, *guère n'a* (nfrz. *naguère*) und *peut-être* erörtert werden, wo diese Ausdrücke ihre Erklärung darin finden, dass sie Verknöcherungen sind, in welchen der ursprüngliche Sachverhalt nicht mehr empfunden wird.

In Aufsatz 2 legt der Verfasser im Anschluss an *un des bons*

dîners que j'aie faits seine Auffassung des Konjunktivs im Relativsatze nach Superlativen dar. Er sagt: „Der Konjunktiv des Relativsatzes ist der einräumende, man könnte sagen der zur Verwirklichung herausfordende, wie in *il n'y a personne qui le sache;* was aber in unserem Falle der Sprechende ohne Bedenken dahingestellt sein lässt, das ist nicht Sein oder Nichtsein, sondern wenig oder viel, einer oder alle. In dem Satze *la plus forte dépense que l'on puisse faire est celle du temps* scheint mir also der Sachverhalt der, dass zu der in Bezug auf die Zahl völlig unbestimmten Vorstellung von „Aufwendung" das Merkmal der Ausführbarkeit, diesmal ein jedenfalls allem durch das Substantiv Bezeichneten zukommendes, sich gesellt, und gleichzeitig aus dem, was „mögliche Aufwendung" heissen kann, die „bedeutendste" ausgesondert wird. Der Konjunktiv aber deutet an, dass der Redende will dahingestellt sein lassen, ob der möglichen Aufwendungen viel oder wenig seien." In einem Aufsatz, welcher in Gröber's Zeitschrift XVIII 159 ff abgedruckt ist, wendet sich Kalepky gegen diese Auffassung Toblers. Nach ihm wird mit *dépense que l'on puisse faire* an dem Begriff *dépense* ein Merkmal *que l'on puisse faire* gesetzt, durch dessen Hinzutritt zu den jenem Begriffe schon innewohnenden Merkmalen ein neuer Begriff geschaffen wird, für den die Sprache ein einzelnes Wort nicht zur Verfügung hat; daher nennt er den Konjunktiv in diesem Falle den begriffbildenden Konjunktiv. Bei dieser Erklärung, ebenso wie bei der Tobler'schen, macht zunächst der Umstand stutzig, dass verschiedene Arten des Konjunktivs überhaupt unterschieden werden: denn der Konjunktiv stellt doch wohl, als Gegensatz zum Indikativ, das Sein nicht als ein wahrgenommenes, sondern als ein nur vorgestelltes hin. Andererseits scheint mir bei beiden Auffassungen der Zusammenhang, in welchem der Konjunktiv hier im Relativsatze erscheint, nicht genügend berücksichtigt zu sein. Eine Nichtberücksichtigung dieses Zusammenhanges ist es, wenn Kalepky aus seiner Auffassung die Consequenz zieht, es sei nicht ganz ausgeschlossen, dass ein Franzose in Bezug auf sein Land sagen könnte: *On a dit que nous sommes la grande nation qu'il y ait en Europe*, was m. E. doch kaum angängig ist. Ich glaube vielmehr, im Gegensatz zu beiden obigen Meinungen, annehmen zu dürfen, dass dieser das Substantiv determinierende höchste Grad bei der Betrachtung ganz besonders ins Auge zu fassen sein wird. Denken wir uns den obigen Gedanken ohne den Relativsatz, also folgendermassen: *La plus forte dépense est celle du temps*, so würde die Aufwendung der Zeit als die allgemein höchste Aufwendung hingestellt werden. Das will aber der Redende nicht sagen. Er will vielmehr von jener höchsten Aufwendung sprechen, so weit wohl eine höchste Aufwendung als ausführbar vorgestellt werden könne,

soweit überhaupt das Merkmal „höchst“ als ausführbar sich mit Aufwendung denken lässt. Es ist demnach nicht die höchste ausführbare Aufwendung, sondern die ausführbar höchste Aufwendung. Der Relativsatz giebt eine Bestimmung nicht zu dem Begriffe Aufwendung allein; sondern zu höchste Aufwendung. Daher ist auch *c'est la plus belle maison qu'on puisse s'imaginer* nicht das schönste denkbare Haus, sondern das denkbar schönste Haus. In ähnlicher Weise glaube ich auch, dass derSatz zu erklären ist, der für Tobler der Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzung gewesen ist, nämlich: *Je fis pour mes cinq ou six sous un des bons dîners que j'aie faits de mes jours.* Der Relativsatz giebt eine Bestimmung zu *bons dîners.* Das in Rede stehende Essen ist eines der guten Mittagessen, soweit gute Mittagessen gemacht zu haben ich mir vorzustellen vermag. Mit Tobler stimme ich darin durchaus überein, dass an einen superlativischen Sinn des Positivs nicht zu denken ist.

In Artikel 3 wird die Bedeutungsentwicklung der Präposition *pour* bis zu ihrem neufranzösischen Gebrauch in Sätzen wie *pour grands que soient les rois* gegeben, und im Anschluss daran die Entstehung des adverbialen Gebrauchs von *quelque* in Sätzen concessiven Inhalts.

Abhandlung 5 ist eine höchst lehrreiche Betrachtung über den modalen Gebrauch von *devoir* und *pouvoir* in Fällen, wo Präsens bezw. Imperfekt dieser Verben mit dem Infinitiv des Perfekts, und in solchen, wo Perfekt bezw. Plusquamperfekt dieser Verben mit dem Infinitiv des Präsens verbunden erscheinen. Die Wiedergabe im Deutschen lässt oft ein Durcheinandergehen dieser Ausdrucksformen annehmen, und doch muss, wie es am Schlusse des Artikels vom Verfasser hervorgehoben wird, eine gewisse Unterscheidung angenommen werden, je nachdem mit dem Infinitiv ein abgeschlossenes Thun oder Sein ausgedrückt werden soll.

Abhandlung 6, 15 und 20 handeln vom Artikel. In Aufsatz 6 wird im Anschluss an die Frage „Einzahl im Sinne von Mehrzahl?“ die Bedeutungsentwicklung des französischen Artikels gegeben und seine Verwendung einmal als Bezeichnung des in Rede stehenden Gegenstandes, dann aber als Bezeichnung des allgemein Erkannten in Fällen wie *l'homme est mortel,* welches soviel bedeutet als „die Gattung Mensch ist sterblich“, so dass die Frage nach Einzahl für Mehrzahl abgelehnt wird. — In Aufsatz 15 wird das auffällige Wegbleiben des bestimmten Artikels im Altfranzösischen behandelt, und daran anschliessend auf die Fälle des artikellosen Substantivs im Neufranzösischen in meist stehenden Wendungen, wie *perdre patience,* hingewiesen, wo das Substantiv nur als Begriff zur Bildung eines neuen Begriffs erscheint und daher ohne Artikel steht.

— Zu Aufsatz 20 über den Gebrauch des sogen. Teilungsartikels vor mit Kardinalzahl attributiv verbundenem Substantiv *(des cent ans)* darf man vielleicht annehmen, dass mit *des* die öftere Wiederkehr der als Einheit gedachten, durch Kardinalzahl und Substantiv bezeichneten Quantitäten ausgedrückt wird, wobei keineswegs in Abrede gestellt werden soll, dass damit nicht auch oft nur die ungefähren Summen, Fristen, Gruppen u. s. w. angezeigt werden.

Artikel 8 ergeht sich über die historische Entwicklung der Congruenz der Partizipien reflexiver Verben und Artikel 9 über den Casus der reflexiven Pronomen bei Intransitiven, wobei auch ganz lehrreiche Aufschlüsse über den reflexiven Gebrauch des Verbs in Fällen wie *la porte s'ouvre* gegeben werden.

Abschnitt 10, 11 und 12 handeln von der besonderen Verwendung des adjektivischen Possessivpronomens, besonders enthält 10 sehr wichtige Beobachtungen und Erklärungen des neufranzösischen Gebrauchs dieser Pronomen in Fällen, wo eine Anzeige des Besitzes ausgeschlossen ist.

Der Aufsatz 13 über „Pronominales Objekt zu Infinitiv und Partizip“ interessiert vor allem, insoweit er die abweichende Stellung des durch Präposition und betontes Personalpronomen ausgedrückten Objekts beim Partizip des Perfekts zur Sprache bringt in Beispielen wie *l'autorisation à nous accordée.* Insofern diese Stellung des Objekts nicht als Regel anzusehen ist, möchte ich diese abweichende Stellung als durch den Nachdruck, den man auf das Partizip legen will, bedingt ansehen.

Abhandlung 16 über „Mit *que* eingeleitete Modalsätze und verwandte Konstruktionen“ bespricht einen Fall, der den Grammatikern manche Sorge macht und dessen Erklärung in keinem Falle bisher befriedigen konnte. Nehmen wir als Beispiel: *Je lui parlai qu'il était encore au lit.* Derartige mit *que* eingeleitete abhängige Sätze werden als Zeitbestimmungen aufgefasst. Wir glauben auch mit Tobler, dass dem nicht so ist; denn der Redende hätte sich dann der für dieses Verhältnis üblichen Konjunktionen bedient. Wollte man in dem obigen Satze z. B. *lorsque* für *que* einsetzen, so würde der Sinn nicht derselbe sein. Die Beziehung der in den beiden Sätzen ausgedrückten Gedanken zu einander ist eine ganz andere. Auch die Umstellung der beiden Gedanken in der Weise, dass es hiesse: *il était encore au lit lorsque je lui parlai* würde dem Sinne des obigen Satzes keineswegs entsprechen. Mit Recht sieht Tobler in dem abhängigen Satze eine modale Bestimmung zu dem übergeordneten Satze, derart nun aber, dass die Konjunktion *que* ungefähr besage „unter dem besonderen Verhältnis dass“, „bei dem wichtigen Nebenumstande dass“. Dieser letzteren Erklärung vermag ich nicht ganz beizustimmen, da ja doch *que* zunächst nichts anders

darstellt als die Abhängigkeit des durch *que* eingeleiteten Satzes von dem vorausgehenden. Festgehalten muss an der Erklärung werden, dass wir es hier mit einer modalen Bestimmung zu thun haben. Wozu aber gehört diese Bestimmung? Zu einem einzelnen Worte im Satze, hier zu *parlai* als Verb, kann es nicht sein; denn es soll ja nicht eine Art des Redens angegeben werden. Vielmehr halten wir es für eine modale Bestimmung zum Umfang der Geltung des Prädikats, d. i. der Aussage, in der Weise, dass die Frage zu stellen wäre: In welcher Weise gilt die Aussage, d. h. das Mit-ihm-sprechen? In der Weise, dass er noch im Bette lag. Wir würden also zu dem Ergebnis gelangen, dass derartige Sätze modale Bestimmungen zum Umfang der Geltung der Aussage geben. Der Indikativ steht in dem mit *que* eingeleiteten Satze, weil mit dem Gedanken ein wahrgenommenes Sein ausgedrückt wird. Ebenso liegt das Verhältnis in dem Satze *Je ne l'écoute jamais qu'il ne me fasse peur,* wo man sich durch die Wiedergabe des Gedankens im Deutschen nicht irre führen lassen darf. In dem eben angeführten Satze gilt der Umfang des Jhn-anhörens in der Weise, dass es niemals nicht mit einer Furchtempfindung verbunden vorgestellt wird. Letzteres erklärt auch den Gebrauch des Konjunktivs. In derselben Auffassung finden auch ihre Erklärung Sätze wie: *Les avares auraient tout l'or du Pérou, qu'ils en désireraient encore.* Mit Recht will Tobler die Annahme nicht gelten lassen, als ob hier eine Umstellung des grammatischen Verhältnisses stattgefunden habe, dass also der Satz lauten müsste: *Si les avares avaient tout l'or du Pérou, ils en désireraient encore.* Die Bedingung zu dem im Satze mit *que* als Folgerung ausgesprochenen Gedanken ist nicht mehr unmittelbar ausgedrückt, weil sie sich aus dem übergeordneten Satze von selbst ergiebt. Ganz genau würde der Satz lauten müssen: *Les avares auraient tout l'or du Pérou que, s'ils avaient tout cet or, ils en désireraient encore.* Und wo das Verhältnis der Unterordnung mit *que* aufgegeben ist und dafür mit *et* nebengeordnet wird, da liegt ein Fall der rhetorischen Parataxe vor, die noch verstärkt erscheint, wenn die beiordnende Konjunktion *et* nicht gebraucht wird.

Aufsatz 17 ist Vom Gebrauche des Futurum praeteriti überschrieben und handelt vom Futur und Kondizional, deren enge Beziehung zu einander Tobler äusserlich dadurch kennzeichnet, dass er das Kondizional als Futurum Präteriti bezeichnet, das andere Imperfekt des Futurs genannt haben. Damit wird dem Begriff Futur unwillkürlich eine andere Stellung eingeräumt, als man es sich vielleicht vergegenwärtigt. Wenn diese enge Beziehung zwischen Futur und Kondizional darnach zugestanden ist, so muss in beiden ein ihrer Bedeutung nach Gemeinsames stecken, und worin besteht

dieses Gemeinsame? Zunächst gehören sie ihrer Bildung nach eng zueinander, indem sie beide mit dem Infinitiv des Verbs und dem als Endung erscheinenden, heute nicht mehr empfundenen Präsens bezw. Imperfekt von *avoir* gebildet sind. Ist dies der Fall, so werden sie auch in ihrer Bedeutung und Verwendung eine gemeinsame Grundlage aufzuweisen haben. Tobler geht in seiner Auseinandersetzung von den Verwendungsweisen desselben aus, die sich aus der Art der Bildung dieser Formen unmittelbar ergeben, um dann zu ihrer Verwendung im bedingten Satze überzugehen. Beide Gebrauchsweisen werden einer sehr scharfsinnigen und lehrreichen Prüfung unterzogen. Diese hat mich in einer schon lange verfolgten Annahme bestärkt, man müsse den inneren Zusammenhang von Futur und Kondizional in anderer Weise, als es bisher geschehen, zum Ausdruck bringen. Bei unserer Erörterung wollen wir zwei Fragen zu beantworten suchen, erstens: Welcher gemeinsame Gedanke liegt beim Gebrauche des Futurs und des Kondizionals jedesmal zu Grunde? und zweitens: Was ergiebt sich aus dieser ihrer Zugehörigkeit zueinander? Zu dem Zwecke werden wir mit der Betrachtung der Seite 125 unter b) zusammengestellten Beispiele beginnen. *Le titre de conseiller d'Etat dont on le décore (M. Mignet), est ce que M. Cousin appellera plus tard un titre vain.* Dieser Satz bedeutet: Der Titel eines Staatsrats, der Mignet verliehen wird, ist, was Cousin später einen leeren Titel nennen wird. Der Sprechende will hiermit sagen, dass, wenn er sich die in Bezug auf diese Verleihung später von Cousin gemachten Äusserungen vergegenwärtigt, sich daraus die logische Folgerung ergiebt, dass Cousin diesen Titel als einen leeren zu bezeichnen hat. Es ist dabei belanglos, ob C. selbst diesen Ausdruck gebraucht hat; auf jeden Fall ergiebt sich diese Bezeichnung als leeren Titel als Folgerung aus den Ausführungen Cousins. Oder betrachten wir folgendes Beispiel: *La piété des fidèles a besoin de ce jour de naissance (de Jésus): c'est la piété qui créera ce jour; il sortira du coeur des fidèles.* Die Frömmigkeit der Gläubigen braucht diesen Geburtstag, und aus der Thatsache dieser Frömmigkeit folgert der Redende, dass diese Frömmigkeit diesen Tag zu schaffen hat, dass er aus dem Herzen der Gläubigen hervorzugehen hat. In gleicher Weise liesse sich m. E. aus allen unter b) aufgeführten Beispielen die Verwendung des Futurs als Folgerung aus vorhandenen Thatsachen erweisen. Nicht anders stellt sich m. E. auch der Gebrauch des Futurs dar, wenn es auf einen im Präterit ausgesprochenen Satz folgt. Seite 126 unter c) heisst es: *Y avait-il alors une patrie italienne? Deux cent cinquante ans plus tard, elle n'existera pas encore.* Gab es damals ein italienisches Vaterland? Und dazu fügt der Autor: Eine Vergegenwärtigung der geschichtlichen That-

sachen bis 250 Jahre später zwingt mich für jetzt zu der Folgerung, dass dieses Vaterland dann noch nicht zu bestehen hat. Oder: *La Croze était lui-même une bibliothèque, „un vrai magasin", dira plus tard Frédéric.* La Croze war selbst eine Bibliothek; und bei der Vergegenwärtigung dessen, was später von Friedrich über ihn gesagt wurde, zieht der Redende für jetzt die Folgerung, dass Friedrich La Croze ein wahres Magazin zu nennen hat. Das im vorausgehenden Satze gebrauchte Imperfekt hat keinen Einfluss auf das im Sinne des Autors im Futur Ausgesprochene. Und wenn nun in dem S. 125 unter a) angeführten Beispiele: *Le combat cesse d'un commun accord, et la paix est conclue: les deux peuples n'en formeront qu'un seul, les deux rois se partageront le commandement; Rome sera la capitale,* wo der Redende aus der Mitteilung des objektiven Thatbestandes, die im défini zu geschehen hatte, in die subjektive Schilderung des Geschehens übergeht, wir sehen, dass der Redende auch die Bedingungen des Vertrags im Futur angiebt statt im Kondizional, wie es, wenn er bei der objektiven Rede geblieben wäre, hätte geschehen müssen, so erklärt sich dieser Gebrauch des Futurs wieder aus demselben Grunde, wie es oben gezeigt worden ist. Der Friede wird geschlossen, und die Thatsache des Friedens zieht folgende Folgerungen nach sich, die den Inhalt des Friedensvertrages bilden: Die beiden Völker haben von nun ab nur eines zu bilden, die beiden Könige haben sich in den Befehl zu teilen. Rom hat von nun ab die Hauptstadt zu bilden. Dieses Beispiel unterscheidet sich insofern nur von den vorhergehenden, als hier die Folgerung unmittelbar aus der Setzung des Friedens sich ergiebt, während in den vorhergehenden Beispielen sie aus der Setzung der Thatsachen der Folgezeit durch den Autor für seine Gegenwart hervorgeht. Das Gemeinsame bleibt aber immerhin die aus den gesetzten Thatsachen geschlossene Folgerung. Um auch ein Beispiel des Futuri exacti anzuschliessen, sei folgendes Beispiel angeführt: *Comment! Il n'est pas venu? — Il aura manqué le train.* Aus dem wahrgenommenen Sein, dass er nicht gekommen ist, wird die Folgerung gezogen, dass er den Zug verfehlt hat. Eine Zusammenfassung des über den Gebrauch des Futurs Gesagten ergiebt, dass daraus, dass von dem Redenden ein wahrgenommenes Sein für seine Gegenwart als Bedingung gesetzt ist, mit dem Präsens des Futurs ein für diese Gegenwart gefolgertes vorliegendes Sein, mit dem Perfekt des Futurs ein für diese Gegenwart gefolgertes abgeschlossenes Sein geschlossen wird.

Indem wir zur Betrachtung des sog. Kondizionals des Präsens und Perfekts übergehen, wollen wir uns zunächst den Seite 125 b) entsprechenden und Seite 130 unter b[1]) aufgeführten Beispielen zuwenden. Dort ist in einem Beispiele von einer Sterbenden

die Rede, und es heisst: *Oh! oui! elle avait bien froid! mais rien désormais ne la réchaufferait plus.* Es war ihr kalt, und, fügt der Erzählende hinzu, aus der Erwägung, dass sie nicht mehr gesundete, ergab sich schon für damals (also für die Vergangenheit) die Folgerung, dass nichts mehr sie zu erwärmen hatte, zu erwärmen vermochte. Oder ein anderes Beispiel: *A peu près dans le même temps et au même âge que Vauvenargues, J. J. Rousseau, sur la foi du même écrivain (Plutarque) se passionnait pour les héros de l'antiquité . . . . Et voici qu'après eux toute une génération allait naître qui puiserait aussi à cette source ancienne et y chercherait ses modèles.* Nach ihnen sollte ein ganzes Geschlecht erstehen, und aus der vom Redenden gesetzten Thatsache dessen, was dieses neue Geschlecht that, wird gefolgert, dass es auch an jener alten Quelle zu schöpfen hatte. Ähnlich verhält es sich mit den Beispielen Seite 127 ff. unter a[1]): *Il voulait une explication; elle se présenterait, il ne la laisserait point échapper.* Er wünschte eine Auseinandersetzung, und aus der Thatsache, dass er diese Auseinandersetzung wünschte, wird, vom Standpunkt der Vergangenheit aus gesprochen, die Folgerung gezogen, dass sie dann auch sich darzubieten hatte. — *Elle aimait, elle aimait de toute son âme. Où la mènerait cette passion?* Sie liebte von ganzer Seele, und indem der Redende diese Thatsache als Bedingung gesetzt sich denkt, fragt er nach der Folgerung, die für ihn aus dieser Leidenschaft sich zu ergeben hatte. Schliessen wir endlich mit einem Beispiel des sog. Kondizionals des Perfekts: *Il n'est pas venu. Aurait-il manqué le train?* Er ist nicht gekommen, und aus der Thatsache, dass er nicht kam, glaubt man die Folgerung ziehen zu sollen, dass er dann wohl den Zug zu verfehlen hatte. — In allen diesen Beispielen ist die Bedingung nicht unmittelbar gesetzt gewesen; sie ergab sich aus dem Zusammenhange. Leichter wird die Deutung, wenn die Thatsache, aus der gefolgert wird, als Bedingung unmittelbar gesetzt ist. Der Umstand, dass die Thatsache der Bedingung immer als wahrgenommenes Sein hingestellt wird, erklärt den Gebrauch des Indikativs nach dem die Bedingung einleitenden *si. S'il faisait beau temps, je partirais* bedeutet: Ich setze als Bedingung, dass das Wetter schön war, und ziehe daraus für mich unmittelbar die Folgerung, dass ich unter diesen Umständen abzureisen hatte. Damit also die Folgerung, dass ich abzureisen hatte, zu Recht bestehe, muss als wahrgenommenes Sein die Bedingung gesetzt sein, dass mindestens das Wetter schön war. — Aus den Beispielen des Gebrauchs des Kondizionals geht demnach hervor, dass aus der Setzung eines für die Vergangenheit wahrgenommenen Seins als Bedingung, mit dem Praesens des Kondizionals ein für diese Vergangenheit bestehendes Sein, mit dem Perfekt des Kondi-

zionals ein für die Vergangenheit abgeschlossenes Sein gefolgert wird. Der gemeinsame Grundgedanke beim Gebrauch des Futurs und des Kondizionals ist der, dass inhaltlich das Sein weder als wahrgenommen noch als nur vorgestellt, sondern als gefolgert hingestellt wird. Sie unterscheiden sich von einander nur in der Zeit, in der sie gesetzt sind, in der Weise nämlich, dass dieses Sein mit den Futuren für den Standpunkt der Gegenwart, mit den Kondizionalen für den der Vergangenheit gefolgert ist. Die beiden Futuren, ebenso wie die beiden Kondizionalen, unterscheiden sich von einander aber in der Weise, dass das einfache Futur bezw. Kondizional dieses gefolgerte Sein für die Gegenwart bezw. Vergangenheit als vorliegend, das zusammengesetzte Futur bezw. Kondizional dies gefolgerte Sein als abgeschlossen bezeichnet. Mit dem gefolgerten Sein wird die Art des Seins ausgedrückt, das mit dem Indikativ als ein wahrgenommenes, mit dem Konjunktiv als ein nur vorgestelltes bezeichnet wird. Daraus ergiebt sich, dass dieses Gefolgerte, dieses die Art des Seins Ausdrückende als ein Modus aufzufassen ist, der gleichberechtigt neben Indikativ, Konjunktiv und Imperativ zu stellen und etwa Modus des gefolgerten Seins zu bezeichnen sein wird, bei dem wie beim Indikativ und Konjunktiv für die Gegenwart Präsens (*j'écrirai*) und Perfekt ((*j'aurai écrit*), für die Vergangenheit Imperfekt (*j'écrirais)* und Plusquamperfekt *(j'aurais écrit)* zu unterscheiden ist.

Aufsatz 19 giebt interessante Erklärungen über den Gebrauch von *donc* in Sätzen wie : *Que c'est donc beau! Qu'il est donc difficile d'écrire l'histoire!* wo wir bei der Wiedergabe im Deutschen „doch" hinzuzufügen pflegen, und über den Gebrauch desselben Wortes in Beispielen wie : *Pourquoi ne le dirai-je pas? — Pour ne pas être grondée, donc!* wo *donc* mit „nun natürlich", „selbstverständlich" wiedergegeben wird. Die Bedeutung von *donc* in beiden erwähnten Fällen führt Tobler auf die Bedeutung dieses Wortes als „demnach", „somit", „also" zurück.

Mit Abhandlung 21 Das Adjektiv in Substantivfunktion giebt der Verfasser einen sehr lehrreichen lexicalischen Beitrag zum Französischen. Er unterscheidet 7 verschiedene Fälle der substantivischen Verwendung des Adjektivs, verbunden mit Hinweisungen auf das Vorkommen dieser Fälle einerseits im Lateinischen und Griechischen, andererseits im Spanischen und Portugiesischen und auch im Deutschen. Besonders wichtig ist Seite 164 der Hinweis darauf, dass *beau, clair, chaud, froid* in *il fait beau, clair, beau, froid* als Substantive anzusehen sind, ebenso wie Seite 177 *bon, vrai, grand* u. a. in *sentir bon, dire vrai, faire grand.*

Bei der Besprechung des vorliegenden Buches hätte noch auf

manche Einzelbeobachtung hingewiesen werden können, wie überhaupt das Buch des Interessanten so viel enthält. Wir haben aus demselben sehr viel gelernt und manche Anregung erfahren. Eine besondere Hervorhebung verdient der Umstand, dass der Verfasser bei seinen Untersuchungen auf die historische Erkenntnis der Sprache grosses Gewicht legt. Wir glauben darum die vorliegende Besprechung nicht besser schliessen zu können, als indem wir eine Stelle aus dem Vorwort zu diesen Beiträgen wörtlich anführen, in der Absicht sie zur Beherzigung dringlichst zu empfehlen. Diese Stelle lautet: „Von Altfranzösisch ist in dieser zweiten Reihe für die, die gar nichts davon wissen noch wissen möchten, ohne Zweifel immer noch viel zu oft die Rede, doch wohl weniger als in der ersten vom Jahre 1886. Das hat sich aber nur zufällig so gemacht und ist keinesfalls die Folge eines Strebens irgendwie einer sich zur Zeit breit machenden Rohheit und Oberflächlickeit huldigend entgegenzugehn. Die lass ich ruhig gewähren. Es wird ohne mein Zuthun die Zeit kommen, da man wieder einmal einsieht, dass es eine wissenschaftliche Kenntnis der Sprache, die nicht eine historische wäre, nicht giebt, dass Teilnahmlosigkeit für geschichtliches Erkennen das untrüglichste Merkmal der Unbildung ist, dass die Erziehung durch Feldwebel unter Umständen zwar schätzenswerte Früchte zeitigt, aber überall denn doch nicht ausreicht.“ Gerade jetzt, wo wir für die Schule die Früchte langjähriger historischer Untersuchungen, die keineswegs noch als abgeschlossen anzusehen sind, erst verwerten können, und wo wir den Beweis dafür bringen wollen, dass das Studium des Französischen zu geistiger Gymnastik wohl befähigt ist, da können gewisse Richtungen, die sich bemerklich machen, nur schädlich wirken. Der verständige (nicht trockene) Betrieb der Grammatik liegt noch immer im argen und kann sich nicht aufschwingen, wenn er sich die Ergebnisse der historischen Forschung nicht in richtiger Weise zu nutze macht. Und das Französische wird den ihm gebührenden Platz im Unterricht so lange nicht erlangen noch behaupten, als dies nicht der Fall sein wird.

C. This.

Delaite, Julien, *Essai de grammaire wallonne.* Deuxième partie. Liège 1895, Vaillant-Carmanne. 92 p. 8°

La première partie du travail de M. D. a été publiée dans les *Bulletins de la Société liégeoise de littérature wallonne* [1]) et tirée à part; elle est consacrée au verbe. Le fascicule actuel paru dans

1) t. XIX. p. 135.

la même publication, traite des articles, substantifs, adjectifs, pronoms et particules. L'auteur peut être signalé comme un des plus profonds connaisseurs de l'idiome liégeois qui, à l'exclusion des autres parlers wallons, forme à lui seul l'objet du mémoire. Aussi les nombreux paradigmes et les riches nomenclatures que contient l'Etude de M. D. seront très utiles aux spécialistes. Cependant la lecture aurait pu leur en être rendue plus aisée et plus fructueuse. Bien que l'emploi d'une notation phonétique soit à désirer quand il s'agit d'une langue parlée, dépourvue de documents écrits suffisants sur lesquels on puisse tabler scientifiquement, je me garderai de reprocher à M. D. de n'avoir pas adopté et employé pour chacune des formes citées au cours du travail, un système graphique reproduisant le plus fidèlement possible la prononciation du dialecte. La *Société de littérature wallonne* n'en possède pas encore et se sert de l'orthographe analogique française. Celle-ci a ses avantages pour les lecteurs wallons: les sons leur étant connus, elle ne réclame d'eux aucun effort de mémoire. Pour ceux qui ne connaissent le patois que scientifiquement, l'auteur a pris soin de noter dans un tableau d'ensemble les nuances de prononciation les plus accusées et d'indiquer la valeur à attribuer aux caractères de l'orthographe usuelle; à cet effet, il a emprunté le système graphique de la *Revue des patois gallo-romans* et a placé en regard des sons wallons les sons correspondants du français. Il est regrettable que l'auteur n'ait pas été plus heureux dans le choix de ses exemples. Le son *â*, tel que les Liégeois le prononcent, ne répond pas a *l'o ouvert* du fr. *mort;* c'est un *a* large intermédiaire entre *a* et *o*. Il ne fallait pas donner l'*ô* (prononcé *o* ouvert) du fr. *clôre* comme l'équivalent de l'*o* fermé et long du patois. Comment distinguera-t-on l'*é* long qui se trouve dans *pére*, *viér* etc. (p. 28) et l'*é* bref dans *pés*, *fré* (p. 37—8); une courte remarque signalant la longueur de *é* + *r* à la tonique, eût fourni un point de repère excellent. Même observation pour *eu* dont M. D. cite quatre variétés sans qu'aucun signe conventionnel permette de les reconnaître. Pour un Français, *pot* n'est pas différent de *peau*; l'*o* du premier de ces mots n'a donc rien à faire avec l'*o* ouvert wallon [1]). Pourquoi ne pas dire que

---

1) M. D. a été induit en erreur par la prononciation du français telle qu'elle existe à Liège et dans toute la Wallonie. Elle se distingue de la prononciation normale par certains caractères dont les principaux sont:

1) prononciation *o* ouvert des groupes *-ot*, *-op*, à la fin des mots: *flot*, *galop*, *grelot*, *pot*, etc., au lieu de: *flót*, etc.;

2) Conservation de l'ancien *l mouillé*. On ne fait aucune distinction entre *souiller* et *soulier*, *piller* et *pilier*, etc.; on prononce *briljé*, *filj* au lieu de *brijé*, *fij*;

la graphie *oi* a toujours la valeur de *wè* (*wé*)? On voudrait une indication plus précise de la prononciation *tch* de *ch* et *dj* de *j* et *g* + *e*, *i*. Conserver *h* dans *hureus*, *mâlh.* (p. 32), alors qu'on a fait remarquer (p. 11) le caractère fortement aspiré du *h* wallon, c'est exposer le lecteur à commettre une méprise. A quoi bon proposer (p. 11) un signe conventionnel spécial pour figurer la spirante palatale wallonne correspondant à *x*, *sc*, *ssy* latins [1]), et ne pas même en faire usage là où l'on donne notée phonétiquement la prononciation (p. ex.: *sih*, p. 40)? Ce qui est plus grave, l'auteur classe sous une même rubrique cette spirante et une aspirée (p. 11 note 4). Il eût mieux valu citer à la fin du chapitre préliminaire la loi d'après laquelle „les consonnes finales sonnantes se prononcent toujours dures[2]) en wallon, sauf quand elles se trouvent devant un mot commençant par une consonne douce“ auquel cas l'assimilation est régressive[3]), c'est à dire que c'est la première consonne qui subit l'influence de la seconde. M. D. a bien fait de remplacer l'*x* terminal par *s*[4]), mais il aurait dû être logique jusqu'au bout et supprimer le *p* de *sèptaine* (p. 48), le *g* de *vingtaine* (p. 48) etc.

Un peu plus de clarté jointe à une méthode plus rigoureuse eût facilité considérablement la lecture du travail aux non-patoisants.

Dans les chapitres suivants, M. D. nous apparaît comme un auteur consciencieux, ne manquant ni d'intelligence ni de sagacité. Il est toujours bien informé quand il s'agit des particularités de la langue moderne. Aussi peut-on regretter qu'il ait cru devoir placer à la suite de son excellente exposition des faits, des remarques trahissant une connaissance peu approfondie des lois philologiques ou qu'avant d'aborder la rédaction de cette partie de son Etude, il ne se soit pas familiarisé davantage avec les travaux parus dans ces derniers temps. Burguy n'est pas un guide qui mérite grande confiance et depuis Diez et Scheler, la dialectologie a fait des progrès qu'il n'est plus permis même à un philologue amateur d'ignorer.

Je signale ci-après les points qui me paraissent le plus prêter à la critique.

---

3) intercalation de *j* ou *w* semi-cons., dans le corps des mots, entre voyelles en hiatus: *tüwé*, *téjâtre* au lieu de tuer, théâtre, et après les voyelles finales suivies d'un *e muet:* les mots *amie*, *jolie*, *perdue*, *statue*, *boue* etc., sont prononcés *amij*, *perdüw* etc., au lieu *d'ami*, *perdu; bouw* est distinct de *bout;*

4) tendance à prononcer dure la consonne des syllabes terminales *be*, *ve*, *de*, *ge*, *gue*, *bl*, etc.

1) sur ce son, voy. *Mélanges wallons*, p. 111.

2) Phénomène inconnu au français, observé en allemand.

3) Comme en français.

4) Dans les finales *-aux*, *-eux*.

p. 14. L'auteur a jugé bon de rééditer la vieille notion „des trois dialectes bourguignon, normand et picard“ auxquels appartiendrait exclusivement *li*, forme primitive de l'article en français. Il semble avoir confondu ce *li*, forme du nominatif avec le wallon *li* qui répond à l'accusatif *le* et où la présence de *i* s'explique par la tendance du dialecte liégeois à substituer à la voyelle sourde et atone *e* terminant les monosyllabes proclitiques une voyelle d'un timbre plus clair (cp. pronoms et particules). La même observation s'applique à la forme du pronom pers., de la première personne *ji* que M. D. rapproche de la vieille forme *gié* (p. 53).

p. 14, 15. *dè*, *â*, *âs* ne sont pas des contractions de *di li*, *à li*, *aux*, mais les anciennes formes *del*, *al*, *als*, dont l'*l* s'est amuï conformément aux lois du dialecte.

p. 19. La longue discussion sur l'orthographe du pluriel des substantifs est oiseuse; elle aurait pu être tout au moins considérablement réduite.

p. 22. Les pages consacrées au genre des substantifs intéresseraient davantage si l'auteur avait emprunté ses éléments de comparaison à l'anc.-fr., et aux dialectes. Il aurait pu faire remarquer, par ex., que les mots *âge*, *échange*, *orage* étaient aussi des féminins dans le français des XVI[e] et XVII[e] siècles; qu'on trouve *ongle* fém., jusqu'au XVI[e] s.; qu' *aumaire* (ârmâ) et *règle* figurent au masculin en anc.-fr.; que *perle* et *dint* sont encore masc. en picard, etc. Il a omis de citer quelques mots intéressants: *honte*, masc. (i n'a nou honte), *triomphe*, fém. (bon repas, banquet); le fém. latin *tussis* qui l'est resté partout ailleurs, est masc. en wallon (on tosse); *pât'nosse* (patenôtre) est masc. tandis qu' *âve-mariâ* et *orémüs* sont fém. de même qu'en lorrain et en anc.-fr., etc.

p. 28 et sq. Le chapitre traitant du féminin des adjectifs qualificatifs donnerait lieu à de nombreuses observations; il aurait pu être présenté dans un ordre plus méthodique. Par ex., *jalote* (jalouse) dont le *t* est dû à l'analogie est à rapprocher de *pleinte* (pleine) et n'appartient pas à la même catégorie que *keute* (tranquille), *ètaite* (contente), *rossette* (rousse) dont le *t* est étymologique. Les adjectifs et substantifs à terminaison dérivée de — *ellum*, *am*: *novai, novelle*, *mouwai, - alle,* (muet, -te), *makrai, - alle* (sorcier, -e) devraient être rangés sous une même rubrique, etc. Des connaissances phonétiques élémentaires eussent permis à M. D. de donner des divisions plus logiques et plus claires.

p. 40. Quand le wallon dit: *si matante,* il emploie le pronom personnel aux 3 personnes.

p. 41. Le français a connu également jusqu'au XVII[e] s., l'emploi du pron. poss. au lieu de l'article défini: *Racine*, lettres, VII. 108: Il reçut sur *sa* tête un coup de sabre; *Corneille*, VI.

347: Le Soleil continue en lui adressant *sa* parole; *Sévigné*, VII. 292: Pour moi, je n'ai rien sur *mon* coeur.

p. 45. *quantes* existe encore en fr. actuel dans la locution *toutes et quantes fois.*

p. 52, 2°. L'absence du pronom régime direct dans des propositions du type de: *ji li donne* pour *je le lui d.*, se trouve aussi en fr.: *Commines*, VI. 12: Ils ne l'aimèrent et lui montrèrent bien; *Racine*, IV. 567: Le pape envoya le Formulaire tel qu'on lui demandait.

p. 54. L'auteur estime que dans les formes verbales interrogatives: *beusse* (bois-tu), *prinse* (prends-tu), *asse* (as-tu) etc., „le pronom disparaît complètement, l'interrogation étant suffisamment indiquée par la sifflante *s*, une persistance de l's latin dans *bibis-ne*, *habes-ne*, etc.“ Ces formes s'expliquent tout autrement: *s* + *tu* devenu *s* + *te* a subi le même traitement que le groupe *sta* dans *tiesse* (tête), *finièsse* (fenêtre), *jusse* (juste), etc[1]). La preuve, c'est que dans le patois de Tournai, où la chute du *t* est inconnue, on dit *saitte* (sais-tu), *taitte* (tais-toi), *veutte* (veux-tu), etc. M. D. a omis de signaler la curieuse anomalie que présente la forme *tai-s-tü* (tais-toi).

p. 55, Rem. L'ellipse du pronom personnel est fréquente en anc.-fr.

p. 60. Pour les formes pronominales *el* (= le enclitique) et *j'èl, t'èl, m'èl*, etc. (fr.: je le, te le, etc.; anc-fr.: jel, tel, mel), M. D. donne la singulière explication suivante: „Ces formes auraient été faites sur le modèle de *nel*, p. ex., dans la phrase: *Diex nel veut mie.* On aurait pris, sans le savoir peut-être, *nel*, pour la contraction de *n'el* et on aurait continué à se servir de la forme *èl* dans tous les autres cas: *j'èl, m'èl*, etc.“

p. 64. *î* pour *lui* n'est pas inconnu au fr. populaire qui dit: *j'î donne* pour *je lui d.*

p. 65. Dire que la forme *lèsi, èlsi* (leur) peut servir à délimiter topographiquement le dialecte wallon en dehors des constatations phonétiques pures et, pour appuyer cette affirmation bien hardie, être contraint de mettre, en dépit de la géographie linguistique, *Namur*, *Bouillon*, *Florenville* en Picardie, c'est se réfuter soi-même.

p. 67, Rem. L'auteur commet une double erreur en avançant que *lei* n'eut pas longue faveur et fut remplacé par *lye; lei* a persisté dans les parlers du Nord-Est.

---

1) Wallon: *st* = *ss*.

p. 69. Le français connait également l'échange du pron. pers. et du pron. réfléchi régime d'une préposition; on dira très bien: L'égoïste ne vit que pour *lui*, etc.

p. 70. Adverbe pronominal *ènne* de *inde:* la filiation des formes n'a pas été *end, ent, èn,* mais *end, èn,* le *d* était déjà tombé en anc.-wallon, cf.: *bène* (binda, lien), *bâne* (bande), etc. Quant à la forme *è* qui, selon l'auteur, serait plus rare et traduirait directement le fr. *en*, il suffisait de remarquer qu'elle s'emploie devant les mots à initiale consonantique; la chute de *n* de *inde* et le passage de *i* à *è* est déjà attesté par les *Gloses de Darmstadt.*

p. 71, 4⁰. *J'enne a nin*, cp. fr. pop.: *j'en ai pas.*

Bien que l'insuffisance de préparation philologique s'y fasse un peu trop sentir, l'oeuvre de M. D. n'en constitue pas moins une très instructive contribution à l'étude du wallon moderne. Elle renferme une foule de détails intéressants qui lui vaudront de la part des spécialistes et des amateurs de vieux langage un accueil bienveillant et mérité. Ceux-ci lui sauront gré d'avoir combattu la dangereuse tendance qu'ont les auteurs patois à wallonniser les mots français alors que le vieux parler liégeois possède des équivalents si pittoresques, bien dignes d'être remis en honneur. A ce point de vue, le chapitre des particules laisse bien peu à désirer: l'auteur y a réuni un certain nombre de ces petits mots à peu près tombés en désuétude auxquels il a rendu, en les admettant dans son Essai, un regain de vie. Il ne prétend pas avoir épuisé la matière; il aurait cependant pu accorder une place aux adverbes et locutions adverbiales *èvintrain'mint* (intérieurement), *difoutrain'mint* (extérieurem.), *agalèymint* (d'une façon avenante), *coriant'mint* (avec souplesse), *tot à striche* (à la lettre), *â pü rat'*, *â pus abèye* (le plus vite possible), *a l'hape* (à la dérobée), *totènaveute* (néanmoins), *â coron* (au bout), *avâ les kwâr* (deci, de là), *ine milèt'* (un peu), etc.; pourquoi omettre la loc. prépositive *ènn'après* (par après) et la conjonction: *sol'cô ki* (sitôt que) etc.

MARBURG i. H. CHARLES DOUTREPONT.

Schulze, Wilhelm. *Orthographica.* Marburg. Elwert. 1894. LXI p. 4⁰. 8 Mk.

Schulze's Abhandlung besteht aus zwei Teilen, die auch einzeln dem Marburger *Index lectionum* S.S. 1894 und W. S. 1894/95 vorausgeschickt sind. Der erste (p. III—XXVI) behandelt die Erscheinung des Nasals in der zu *λαμβάνειν* gehörigen Wortfamilie, der zweite (p. XXVII—LVII) die Aspiratengruppen im Lateinischen bis herab zum Beginne der Neuzeit.

Dem, was das Mittelalter uns an Wortformen überliefert, bringt man ein oft genug nur zu sehr berechtigtes Misstrauen entgegen, denn die mittelalterliche „Gelehrsamkeit“ hat Ungeheuerlichkeiten hervorgebracht wie die seit dem 11. Jahrhunderte häufig vorkommenden grammatischen Ausdrücke *efflexegesis, sinodoche, auferesis, synalimpha, tantologia, teretema* = *ἐπερώτημα*, *liptote* u. a. Anders steht es mit den Formen *epilensia* (*epilencia, epilentia*), *epilenticus*, die erst im 16. Jahrh. durch „Epilepsie, Epileptiker“ völlig verdrängt wurden, bis dahin und mindestens seit dem 4. Jahrh. sicher im Lateinischen herrschen, ebenso in den Tochtersprachen, wie die Belege für *epilemcia epilemtic epilentic* bei Raynouard, *epilence epilentic* bei Godefroy und Littré zeigen, ferner die Formen *epilencia epilentico* im *Nuevo Diccionario de la lengua Castellana* der spanischen Akademie und *epilensia epilentico* im *Vocabolario degli Academici della Crusca* (ed[4]. 1731).

Zahlreich wie für diesen medicinischen Ausdruck sind die Belege auch für die rhetorischen und grammatischen *metalem(p)sis prolem(p)sis epanalem(p)sis, ellem(p)sis, paralem(p)sis syllem(p)sis* u. a. Sie wären noch häufiger, wenn unsere kritischen Textausgaben die Lesarten der Handschriften genauer verzeichneten: aber sorglos in diesen „Kleinigkeiten“ haben leider die Herausgeber, selbst Keil in den *Grammatici latini*, nur zu oft stillschweigend die heute übliche Form in den Text gesetzt. Man darf aber solche Formen nicht den späteren Abschreibern zur Last legen, sie gehören den Autoren selbst. Begegnet doch in der stadtrömischen Inschrift *CIL* VI 1052 aus dem Jahre 196 p. C. der Name *Euperilempti* und die Römer übernahmen schon im 1. vorchrist Jahrh. *ἐπίλημπτοσ ἀναλημπτρίσ*, u. a., während auf griechischen Inschriften derselben Zeit *συνυπόλαμψισ, λάμψεσθαι* und wenig später *λήμψομαι ἀνελήμφθη* und ähnliche Beispiele sich inschriftlich und handschriftlich zahlreich finden. Der Nasal ist nach Analogie des Praesens eingeführt und der Ausgang zweifellos in der Volkssprache zu suchen; aber wo die Erscheinung zuerst begonnen hat, ist noch unbekannt. Jedenfalls haben aber schon in früher Kaiserzeit auch die gebildeten Römer sich dieser Formen bedient. Sie herrschten im ganzen Mittelalter, bis die Humanisten mit ihren Bestrebungen auch an die Wortformen in Sprache und Schrift gingen. In blindem Eifer für das neuerlernte Griechisch stiessen sie vollberechtigte Formen aus: wie sie *epistola* statt des lateinischen *epistula* forderten, so sind durch sie die nasallosen Formen *epilepsis, prolepsis* u. dgl., nicht ohne Kampf, durchgeführt worden. In Deutschland ist ums Jahr 1500 die Reform beendet. Tonangebend war in diesen Dingen Joannis Tortellii Arretini *orthographia*, zuerst 1471 gedruckt. Ein eifriger Vertreter dieser neuen Richtung ist auch Erasmus

Lehrer Alexander Hegius aus Westphalen, Rektor zu Daventer. In seinen Dialogen, die nach seinem Tode Faber 1503 herausgab, findet sich folgende interessante Stelle: *Orthographiam insuper nescientes fraudatores sunt. fraudant enim vocabula aut debitis litteris aut debito sono. Grammatica itaque est necessaria omnibus his qui nolunt fraudare vocabula. Qui teutonica vocabula fraudat litteris aut sono legitimo ab omnibus deridetur. Latinorum vero profecto vocabulorum corruptores nullas culparum suarum penas dant usque adeo numerosa multitudine sunt. Licet non minus dignus sit immo magis qui ab omnibus derideatur qui latina nomina fraudat aut legitimo sono aut litteris debitis quam is qui teutonica nomina hisce fraudat. Quomodo rursus is qui teutonica verba corrumpit ridiculum se facit. Quomodo Teutones cum gallica verba sermoni suo miscere volunt ea plerumque corrumpunt, ita etiam Latini cum graeca suo sermoni. Bene loquitur, qui neque barbarismo neque soloecismo neque uitiosa catachresi sermonem suum uiciat.*

Denselben Bestrebungen der griechisch gebildeten Humanisten, eines Tortellius, Hegius u. a., verdankt die Neuzeit die zwei Aspiraten in *diphthongus, autochthones* dgl. Das ganze Mittelalter hindurch bis zum Ausgange des 15. Jahrh. wird für giechisches φϑ, χϑ lateinisch nur *pth, cth* gesetzt, und die Römer haben überall *pth, cth* festgehalten auch als sonst die Aspiraten in *chorus*, *theatrum* dgl. durchgeführt wurden. Es wird nirgends darüber gesprochen, weil eben die Sache für jeden selbstverständlich war. In den *Acta* der Säkularspiele, aus Augustus Zeit, ist *pthoibus* geschrieben, auf andern Inschriften finden sich die Namen *Apthonius Apthonetus* u. a. Auch in den ältesten lateinischen Bibelhandschriften aus dem 4. Jahrh. ist *pth* geschrieben. Hieronymus, der nur *ph*, nicht *p* im hebräischen kennt, schreibt dennoch stets *naptha Nepthalim Jepthe* der Sprache seiner Zeit gemäss. Die lateinischen Grammatiker sind gewiss alle mit Unrecht von Keil stillschweigend korrigiert; denn wo man die Handschriften nachsieht, findet man *pth* u. *cth*. Es sei hier hinzugefügt, dass auch die tironischen Noten (*Commentarii notarum Tironianarum ed.* W. Schmitz 1893) in allen Handschriften nur *Neptalim* bieten. Kurz, jene griechischen Wörter meist aus dem Gebiete der Grammatik und Medicin, haben im Lateinischen gelautet *apo(p)thegma apt(h)ae dipthongos heptimemeris mono(p)tonga mono(p)t(h)almus opthalmicus pthisis ptisana autocthones Erectheus Icthyophagi* u. a. Demgemäss heisst es im Spanischen noch heute *diptongo,* im Italienischen *dittongo*, und lautete es provenzalisch *diptongc diptongar* (s. Raynouard), französisch in einem grammatischen Traktate des 14. Jahrh. *ditongue.* Ähnliche Erscheinungen in den romanischen Sprachen kommen wiederholt zur Sprache.

Schulze hat aus weitentlegenen Quellen ein ausserordentlich reiches Material zusammengebracht und sichere Ergebnisse erzielt. Doch begnügt er sich hier, die Erscheinungen festzustellen: eine Erklärung darf man wohl noch erhoffen. Die beigegebenen *Indices* sind um so nützlicher als gar viele Formen verwandter Natur mit gestreift werden: aber sie sind bei weitem nicht ausführlich genug, um das Lesen der gelehrten Abhandlung zu ersparen.

GIESSEN. G. GUNDERMANN.

Ranninger, Franz. *Ueber die Allitteration bei den Gallolateinern des 4., 5. und 6. Jahrhunderts.* Landau. 1895. (Programm des Kgl. humanistischen Gymnasiums Landau). 55 S. 8⁰.

Den Hauptinhalt von Ranningers Programm bildet S. 18—43 ein alphabetisches Verzeichnis der allitterierenden Verbindungen bei den Gallolateinern des 4.—6. Jahrhunderts mit den Belegstellen. Diesem folgt S. 44—50 ein Verzeichnis der im frühern Latein bereits vorkommenden gleichen oder ähnlichen Allitterationen, und S. 51—55 ein Verzeichnis der dem Latein entnommenen altfranzösischen Allitterationen, beide ebenfalls mit den Stellennachweisen. Dass diese ganz erschöpfend sind, lässt sich kaum erwarten. In der That sind aus Gregor Tur. nicht angeführt z. B. h. F. 1,47 *longe lateque*; 4,35 *et patrem et patriam*; 10,31 und sonst *patria et parentes* u. a.: das vortreffliche Buch von Bonnet *Le latin de Grégoire de Tours*, wo p. 726 ff. über die Allitteration gehandelt wird, scheint Verfasser nicht benutzt zu haben. Jenen 3 Verzeichnissen werden S. 5—16 einige kurz gehaltene Erörterungen über die Allitteration vorangeschickt.

Als Zweck seiner Arbeit bezeichnet der Verfasser: durch eine Sammlung der Allitterationen bei den Gallolateinern des 4.—6. Jahrhunderts und deren Fortsetzung im Altfranzösischen die Möglichkeit zu bieten, „den scheinbar abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen.“ Was er S. 13—16 über die Weiterbildung der lateinischen Allitteration im Altfranzösischen vorbringt, wage ich nicht im einzeln zu beurteilen.[1]) Aber ich meine ebenfalls, dass viele Allitterationen des Romanischen, soweit nicht lautliche Gründe eine

---

[1]) Die Bemerkungen des Verfassers über „Weiterbildung der lateinischen Allitteration im Altfranzösischen“ auf S. 13—16 seiner Arbeit erschöpfen den Gegenstand nicht. Die Untersuchungen W. Riese's (*Alliteriender Gleichklang in der französischen Sprache alter und neuer Zeit.* Halle. Diss. 1888) und M. Köhler's (diese *Zeitschrift* XII. S. 90—120) sind ihm entgangen.

D. Hrsgb.

solche Annahme verbieten, als Erbgut betrachtet werden dürfen, auch wenn sie in der lateinischen Litteratur nicht belegt sind: sie mögen in der gesprochenen Sprache kleinerer oder grösserer Gebiete schon längst vorhanden gewesen und nur zufällig so spät erst an die litterarische Oberfläche gekommen sein. Ein Beweis dafür lässt sich auch aus dem vom Verf. gesammelten Materiale gewinnen, selbst wenn es nicht ganz vollständig ist. Er verzeichnet ungefähr 1100 Allitterationen aus Gallolateinern des 4.—6. Jahrh. und nur ungefähr 150 gleiche oder ähnliche Allitterationen aus dem früheren Latein: der Überschuss wird schwerlich nur durch späte Neubildungen erzielt.

Mit Unrecht, scheint mir, lehnt Verf. den Gedanken kurz ab, „dass sich für die einzelnen Jahrhunderte Verschiedenheiten für das geringere oder häufigere Vorkommen der A. nachweisen lassen", wenn auch „die Vorliebe des Schriftstellers" der stärkste Quell ist.

Die Bemerkungen des Verf. über Laut- und Betonungsverhältnisse, Zusammensetzung, Stellung, Einteilung der allitterierenden Verbindungen bringen nichts wesentlich neues und setzen sich mit den schwebenden Fragen nicht auseinander. Ranninger „schliesst die A. am Ende und innerhalb der Wörter principiell aus" und lässt nur die Allitteration im Anlaute gelten („im Anlaute betonter Silben" will Gerathewohl, *Grundzüge für lateinische Allitterationsforschung* in den *Verh. der Philologen-Versammlung in München*, 1892 S. 235 ff.) und nimmt „nach dem Vorgange Wölfflins die A. nur dann als beabsichtigt an, wenn sie zur Verbindung coordinierter Redeteile dient." Doch auch wenn man dieser Ansicht nicht zustimmt, wird man dem Verf. für seine fleissige und sehr nützliche Arbeit dankbar sein.

G. GUNDERMANN.

Gautier, Léon. *La Chevalerie.* Troisième édition, accompagnée d'une table par ordre alphabétique des matières. Paris, H. Welter. 1895. XV, 850 S. 8⁰. Preis 12 Fr. 50.

Da es sich um keine Neubearbeitung, sondern im Wesentlichen um eine sogenannte Titel-Auflage des 1884 zuerst erschienenen bekannten Werkes handelt, so ist von einer eingehenden Besprechung hier abzusehen. Neu sind an demselben, so wie es heute vorliegt, ausser dem Titelblatt, dem *Index bibliographique* und der *Table des matières*, die neu gesetzt wurden, wohl nur das Druckfehlerverzeichnis und eine vom Verf. zusammen mit Herrn Léon Le Grand verfasste *Table générale par ordre alphabétique des matières.*

Letztere umfasst 61 Seiten und bildet eine sehr wertvolle Zugabe, durch die der reiche Inhalt des Werkes erst recht nutzbar wird. Abgesehen von einer Analyse des Inhaltes enthält diese *Table* eine Reihe von Verbesserungen und Zusätzen. Leider haben dabei die Verfasser von den seit 1884 erschienenen zahlreichen Arbeiten, welche die Sitten und Gebräuche der feudalen französischen Gesellschaft des Mittelalters zum Gegenstand haben und durch deren Berücksichtigung der Wert dieser Zusätze nicht unwesentlich hätte gewinnen können, nicht in dem zu wünschenden Masse Notiz genommen.

Nicht unerwähnt bleibe, dass der (von dem jetzigen Verleger um die Hälfte reducierte) Preis im Verhältnis zu dem Umfang und der vorzüglichen Ausstattung des Buches ein überaus mässiger ist.

D. BEHRENS.

Paris, Gaston. *La poésie du moyen âge*, leçons et lectures. Deuxième Série. Paris Hachette et Cie. 1895 8⁰ XV. u. 269 SS. Pr. 3 fr. 50.

Die erste Vortragsreihe des gleich gründlichen Forschers wie geschmackvollen Darstellers erschien bereits im Jahre 1885. Ich habe damals in No. 153f. der Beilage zur Allgemeinen Zeitung durch deutsche Wiedergabe eines der darin enthaltenen Vorträge weitere Kreise auf diesen interessanten Sammelband aufmerksam gemacht. Inzwischen sind bereits zwei Auflagen davon vergriffen und das Erscheinen der dritten steht bevor. Das hat G. Paris veranlasst aus seinen weiteren Vorräten eine zweite Reihe zu bilden, die nun gedruckt vorliegt und wie die erste freudig zu begrüssen ist. Sie besteht aus acht Vorträgen, von denen sechs allerdings schon vor mehr als zehn Jahren entstanden und nur drei oder vielmehr nur zwei bisher ungedruckt waren. Der Verfasser hat nur bei zweien einige Veränderungen vorgenommen, die übrigen aber genau so wiedergegeben wie sie seiner Zeit gehalten worden sind.

Der erste Vortrag betitelt sich: *La littérature française au douzième siècle* und bildete die Einleitung zu den im Winter 1871—72 im Collège de France gehaltenen Vorlesungen. Er war bisher noch nicht veröffentlicht. Nach einer flüchtigen Skizze der reichhaltigen französischen Litteratur des 12. Jh. unter Hervorhebung der sie besonders charakterisierenden Erscheinungen (*l'élement sérieux instructif et didactique et la création de la prose* einerseits u. der höfische Charakter andererseits), zeichnet P. mit schnellen aber recht deutlichen Strichen *la géographie littéraire du XIIᵉ siècle,* d. h. den Anteil der ver-

schiedenen Provinzen Frankreichs, an der Aus- und Fortbildung der damaligen franz. Litteratur und ihre Ausdehnung auch ausserhalb der Grenzen Frankreichs. Recht ansprechend heisst es S. 43: *On peut comparer notre ancienne poésie à ces arbres étonnants qui croissent dans l'Inde et dont les rameaux, recourbés au loin, atteignent la terre, s'y enracinent et deviennent des arbres à leur tour.* Es folgt als zweiter Vortrag: *L'esprit Normand en Angleterre*, zu gleichem Zweck 1878 gehalten und auch in *La vie contemporaine* vom 1. Febr. 1895 erschienen. Der Vortrag bildete die Einführung zu einer Darstellung der anglonormannischen Litteratur und wird, wie die Anmerkungen angeben, jetzt wesentlich ergänzt durch M. J. Jusserand's *Histoire littéraire du peuple anglais I*, insbesondere durch Buch II Kap. 1.

Bekannt und geschätzt war seit langer Zeit die an dritter Stelle abgedruckte Einleitungsvorlesung aus dem Jahre 1874: *Les contes orientaux dans la littérature française du moyen âge.* Die darin vertretenen Anschauungen sind neuerdings vielfach erörtert und bekämpft worden, insbesondere durch und im Anschluss an Bedier's verdienstvolles Buch *Les Fabliaux.* — Der Sagengeschichte gehören auch die beiden folgenden, minder bekannten Aufsätze an. Der erste behandelt die Sage des *Mari aux deux femmes* und giebt nur das Resumé einer noch unvollendeten ausführlichen Arbeit über denselben Gegenstand, er erörtert die Erfurter Sage des Grafen von Gleichen, die des hennegauer Grafen Gilles de Trasignyes und die des keltischen *Eliduc* aus dem gleichnamigen Lai der Marie de France und deutet ihre Beziehungen zu Schneewittchen, Griseldis, Ille et Galeron, Notre-Dame de Liesse und anderen Märchenstoffen an. Nicht im Orient, sondern im Abendland ist die allen drei Fassungen zu Grunde liegende Sage entstanden: *C'est dans un milieu où la monogamie était un devoir strict de l'homme et un droit sacré de la femme qu'on a pu imaginer une combinaison d'aventures telle qu'une femme, d'ailleurs vertueuse et aimant son mari, se départît de son droit, et qu'un mari, d'ailleurs attaché à sa femme, fût dispensé de son devoir.* Der zweite, ein Vortrag, der 1884 in der *Société des Etudes juives* gehalten wurde, betrifft die allbekannte *Parabole des trois anneaux.* Paris findet den Ursprung derselben in der Geschichte, die nach dem Schebet Jehuda von R. Salomo aben Verga aus dem 15. Jh., ein Jude dem König Peter von Aragonien (1094 bis 1104) als Antwort auf die verfängliche Frage erzählte, welche der beiden Religionen, die jüdische oder die christliche, er für die beste erkläre: *Il y a un mois, mon voisin est parti pour un lointain voyage, et, pour consoler ses deux fils, il leur a laissé à chacun une pierre précieuse. Ce matin, les deux frères sont venus me trouver, et m'ont demandé de leur faire connaître les vertus des deux joyaux*

et leur différence. Je leur ai fait remarquer que personne ne pouvait mieux le savoir que leur père, qui, étant joaillier, connaît parfaitement la nature et la valeur des pierres, et qu'ils devaient s'adresser à lui. Là-dessus ils m'ont insulté et frappé. — Ils ont eu tort, dit le roi, et ils méritent d'être punis. — Eh bien! reprit le sage, que tes oreilles, ô roi, entendent ce que vient de prononcer ta bouche. Vois: *Esaü* (d. h. das Christentum, welches die Rabbiner gern unter diesem Namen symbolisierten) *et Jacob sont aussi des frères; chacun des deux a reçu une pierre précieuse, et tu veux savoir laquelle est la meilleure. Envoie, ô roi, un messager au Père qui est aux cieux: c'est lui qui est le grand joaillier, et il saura indiquer la différence des pierres.* Das resumierende Schlusswort von Paris lautet: *Ainssi le vieux récit, qui n'est d'abord qu'une ingénieuse échappatoire inventée par une croyance opprimée pour revendiquer ses droits à être laissée en paix, s'est transformé, sous la main des chrétiens purs, en une démonstration de la vérité du christianisme; en Italie il a pris une tendance sceptique, et Lessing en a fait le plus beau symbole des idées de tolérance, de respect réciproque, de réserve et de modestie dogmatique. Il en a tiré une morale magnifique, qui garde toute sa valeur, et que nous pouvons tous, quelle que soit notre conception des choses divines et humaines, essayer de réaliser*: *efforçons-nous, par notre sincérité, par notre largeur d'esprit, par notre charité, par nos vertus, de prouver l'excellence de notre conviction religieuse ou philosophique, et non seulement le monde se trouvera bien de cette pacifique et féconde émulation, mais c'est ainsi que nous aurons le plus de chances de faire des prosélytes à cette conviction qui nous est chère.*

Der nächste Vortrag *Siger de Brabant* wurde 1881 in der Jahressitzung der fünf Pariser Akademien gehalten und war bisher nur in den Publikationen des Institut erschienen. Er beschäftigt sich mit der Persönlichkeit eines Pariser Professors aus der zweiten Hälfte des 13. Jh., welchen Dante in die Sonne versetzt hat und von Thomas von Aquino in zwei Terzinen der Divina Commedia besonders rühmend hervorheben lässt. Er konstatiert, dass dieser scharfe Gegner der Dominikaner, dessen auch Pierre du Bois (einer der Hauptstützen von Philippe dem Schönen in seinem Kampfe gegen das Papsttum) mit Verehrung gedacht hat, wahrscheinlich in Orvieto unter der Regierung des französischen Papstes Martin IV den Ketzertod durch das Schwert erlitten hat. Das ergiebt eine Anspielung in der neuerlich bekannt gewordenen Bearbeitung des *Roman de la Rose* in italienischen Sonnetten, als deren Verfasser sich ein sonst unbekannter Dichter Durante nennt. Durante hat seine Dichtung in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts verfasst und scheint mit Brunetto Latino, Dantes Lehrmeister, befreundet gewesen zu sein. Der tra-

gische Tod Sigers, von dem wir erst durch Durantes Erwähnung Kunde bekommen haben, war, wie G. Paris weiter mit gutem Grunde vermutet, durch die Kühnheit seines Auftretens und das freimütige Bekennen seiner Ueberzeugung veranlasst. Sie haben ihm aber auch von Seiten Dantes eingebracht *le plus magnifique éloge auquel puisse prétendre un homme voué aux travaux de l'esprit, celui d'avoir aimé la vérité, de l'avoir prouvée et de l'avoir dite, sans s'inquiéter des colères qu'il pouvait soulever et des dangers qu'il pouvait courir.*

Die beiden letzten Vorträge der Sammlung bilden wieder die Einleitungen zu Vorlesungen, die 1875 und 1885 im Collège de France gehalten sind, sie behandeln die französische Litteratur im 14. und die im 15. Jh. Der erste Vortrag war bisher noch unediert, der zweite erschien 1886 in *Le monde poétique* einer seitdem eingegangenen Zs. Es sind gedrängte und doch recht lehrreiche Skizzen über die Schriftwerke dieser beiden Übergangs-Jahrhunderte, über die verschiedenen Arten und Formen derselben, über ihre Haupteigentümlichkeiten.

Die Gesamtheit aller Vorträge zeigt einen gemeinsamen Charakter, welchen Paris selbst in der Vorrede hervorhebt. Sie alle sollen und wollen das Gesetz *qui domine le développement et l'action réciproque des littératures modernes* den Hörern, nunmehr auch den Lesern einprägen. Dieses Gesetz lautet: *Aimez, et on vous aimera*; *ouvrez-vous et on s'ouvrira à vous* oder mit Rabelais' Panurge gesprochen: *Empruntez pour qu'on vous emprunte! . . Subir l'influence des littératures étrangères jusqu'au pastiche ou à l'imitation mécanique, c'est trahir sa faiblesse congéniale ou sa décadence imminente. Mais c'est prouver sa jeunesse et force vitale, c'est s'assurer un avenir de renouvellement et d'action au dehors, que de connaître et de comprendre tout ce qui se fait de grand, de beau, de neuf en dehors de ses frontières, de s'en servir sans l'imiter, de l'assimiler, de le transformer suivant sa nature propre, de conserver sa personnalité en l'élargissant, et d'être ainsi toujours la même et toujours changeante, toujours nationale et toujours européenne.* Das sind goldene Worte, die nicht nur in Frankreich gehört und beherzigt zu werden verdienen, sondern auch bei uns.

E. STENGEL.

Mellerio, L., *Lexique de Ronsard*, précédé d'une Etude sur son vocabulaire, son orthographe et sa syntaxe. Avec une Préface par M. Petit de Julleville, Paris, Plon, 1895 (Bibliothèque Elzevirienne.)

Das Erscheinen eines Werkes über die Litteratur- oder Sprachgeschichte des mittelfranzösischen Zeitraumes wird seitens der

romanischen Sprachwissenschaft stets freudig begrüsst werden; handelt es sich doch im XVI. Jahrhundert um den Untergang einer älteren und das Werden einer neuen französischen Sprachperiode. Ein Lexicon zu den Werken eines Dichters jener Zeit ist vor allem geeignet, uns durch Darlegung seines Wortschatzes ein Bild des Sturmes und Dranges zu geben, den die Sprache damals durchgemacht hat. Und befasst es sich gar mit Ronsard, dem Führer der plejadischen Reformpartei, so gebührt einem solchen Unternehmen ganz besondere Anerkennung, weil es ihm gelingen muss, uns endlich zu einem sicheren Urteil über Ronsards Bedeutung für die französische Sprachgeschichte gelangen zu lassen. Von der Mitwelt vergöttert, ein Menschenalter später verspottet und verhöhnt, hat Ronsard bis in unsere Tage nur wenig Anerkennung genossen, besonders weil man Boileaus schroffes Urteil einfach nachsprach und deshalb den Dichter selbst genau so wenig las, als jener Kritiker es gethan hatte. Sich eine so absprechende Meinung über Ronsard zu bilden, wäre auch dann garnicht möglich gewesen, wenn man des Dichters Ansichten über den Wert und die Behandlung seiner Muttersprache nachgelesen hätte, aber die Mühe hat man sich entweder garnicht gegeben oder Ronsard der Inconsequenz geziehen. Jetzt kommt Mellerio mit zahlenmässigen Nachweisen über die Zusammensetzung von Ronsards Wortschatz, und denen wird man sich nicht entziehen können. Das Ergebnis der Arbeit in dieser Richtung ist folgendes. Wenn man von den Eigennamen, den davon gebildeten Adjectiven und den termini technici absieht, so verwendet Ronsard etwa ein Dutzend griechische Wörter, doppelt so viel lateinische, dieselbe Anzahl aus dem Altfranzösischen hervorgesuchter Vocabeln, dazu einige spanische und italienische Wörter und schliesslich eine Reihe von Jagdausdrücken. Er hat ferner von vorhandenen Wörtern abgeleitet: dreissig neue Verben, viele Adjectiva auf *-eux*, *-in* und *-art*, fünfundzwanzig Deminutiva im Geschmacke jener Zeit (*doucelet*, *verdelet*) und etwa hundert Adjectiva, die er aus je zwei französischen Wörtern zusammensetzt (*porte-ciel*, *rase-terre*, *tue-lions*). Im übrigen dichtet er in dem gewöhnlichen Französisch seiner Zeit. Man wird also Ronsard gerechter Weise nicht als einen Dichter bezeichnen können, der seine Muttersprache möglichst mit den classischen Sprachen zu vermengen suchte, sondern ihn auffassen als den sprachgewaltigen Humanisten, der in seinem Enthusiasmus zu weit ging, weil er dem Organismus seiner Muttersprache zu viel zutraute, der aber trotz dieser Übertreibungen der Schöpfer der poetischen Sprache der Franzosen geworden ist.

So ist denn dem vorliegenden Lexicon, welches die Ergänzung zu Blanchemain's Ronsard-Ausgabe bildet, die Rolle einer Ehrenrettung des Dichters zugefallen. Das hat der Verfasser, als er

sein Buch schrieb, auch wohl gefühlt: man merkt es an der Haltung sowohl seiner Einleitung als auch der sorgfältigen Zusammenstellung von Ronsards Ansichten über seine Muttersprache und der Untersuchung über seinen Wortschatz. Auch die Tendenz von Petit de Iulleville's Vorwort, welches das Buch einleitet, ist die gleiche. Dieser Defensivcharacter des Buches, so möchte ich es nennen, ist der Darstellung von Ronsards Wortschatz nicht förderlich gewesen. Bestrebt zu erforschen, was denn nun eigentlich an Ronsards Sprachmengung und Sprachneuerung sei, bleibt der Verfasser an den dem Dichter eigentümlichen Wörtern haften, so dass er denjenigen Teil seines Wortschatzes unberücksichtigt lässt, der sich in gleicher Bedeutung oder Verwendung, mit gleicher Rection oder gleichem Geschlecht noch in der heutigen Sprache vorfindet; nur die von Ronsard geschaffenen jetzt noch existierenden Wörter sind mitaufgeführt (z. B. *sympathie*). Und bei dieser Ausschliessung grosser Wörtermengen wird der Kreis doch noch möglichst eng gezogen. Ein Beispiel mag dies erläutern. Das Wort *chef* (caput) findet sich bei Ronsard mehrfach in der Bedeutung „Kopf", wird aber von Mellerio nicht erwähnt, obwohl die letzten Beispiele dafür in der französischen Schriftsprache aus dem XVII. Jahrhundert stammen und das Wort in jener Bedeutung heute völlig veraltet ist. Neben *chef* kommt aber auch *tête* vor, das auch nicht von Mellerio angeführt wäre, wenn es nicht zufällig unter der masculinen Nebenform *test* erwähnt würde. Ein Lexicon des gesamten Wortschatzes würde also die Thatsache ergeben, dass bei unserem Dichter in der Bedeutung „Kopf" sowohl *chef* als auch *tête* verwandt werden. — Auch Irrungen können durch diese Behandlung nur eines Teiles des Wortschatzes leicht vorkommen. Beispielsweise heisst es s. v. *corsaire : substantif employé au féminin par Ronsard et au figuré pour désigner : une maîtresse dure et impitoyable* (I, 336). Wer also nachsucht, in welcher Bedeutung *corsaire* bei Ronsard vorkommt, wird zu der Meinung verführt, es habe nur jene Bedeutung. Bei der Lectüre stösst man aber auf den Vers (I, 170):

un forcere,
qui est esclave d'un corsaire

und ersieht also daraus, dass *corsaire* bei Ronsard in zwei Bedeutungen vorkommt. Man könnte billigerweise verlangen, über derartige Dinge in einem Speciallexicon Auskunft zu finden, — dass dies nicht möglich ist, weist auf einen Grundfehler in der Anlage des Buches hin, was im Interesse der französischen Sprachgeschichte sehr zu bedauern ist. Die Lage ist ähnlich wie bei Godefroy's *Dictionnaire de l'ancien français,* und man weiss, wie sehr die Kritik damals beklagt hat, dass nicht ein Wörterbuch des gesamten Altfranzösisch geschaffen sei. Es liegt am Tage, dass auch für

Ronsard eine Zusammenstellung des ganzen Wortschatzes höchst erwünscht gewesen wäre.

Das, was Mellerio anstatt dessen geschaffen hat, muss als eine sehr fleissige Arbeit bezeichnet werden. Fast zu jedem Worte werden Bemerkungen über Geschichte und Bedeutung desselben hinzugefügt. Es kann natürlich nicht der Zweck dieser Besprechung sein, eingehend zu untersuchen, ob jede einzelne jener Angaben richtig ist, es mag hier nur kurz auf weniges hingewiesen sein. Zu dem Adjectiv *traitis* heisst es: *employé par Ronsard avec le sens de traître.* Das Wort bedeutet im Altfranzösischen : *fait avec art, bien tourné, bien taillé, fait à plaisir, à souhait* (Godefroy) und findet sich nirgends in der von Mellerio gewollten Bedeutung. Das ist schon kein gutes Zeichen, und wenn man die beiden angeführten Beispiele (I, 134 und II, 341) ansieht, zeigt es sich, dass *traitis* dort seine gewöhnliche Bedeutung hat und kein Grund vorliegt, jene Worte anders zu interpretieren. — Das Verbum *forhuer* kommt allerdings I, 255 vor, aber innerhalb einer andern als der citierten Stelle. — *espasmé* steht nicht in der richtigen alphabetischen Reihenfolge.

Auf Einzelheiten hätte wohl mehr Aufmerksamkeit verwandt werden können. Zunächst in bezug auf die Citate. Die Citatzahlen sind recht oft falsch. Es würde zuviel Raum beanspruchen, hier die Fehler zu allen acht Bänden der Blanchemain-Ausgabe anzuführen; es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass schon aus dem ersten Bande die Citatzahlen zu folgenden Wörtern unrichtig sind: *adoniser, âge* (2. Citat), *andouiller, blandissant* (2. Citat), *ententif, espasmé, fantastiquer, fier-doux, frenaisie, muer* (2. Citat), *neufiesme, portraire, pyralide, ramager, soldat, venteux* (2. Citat). Die Citierung ist nicht überall gleichmässig; während z. B. Stellen aus den „*Amours*“, die bei Blanchemain im ersten Bande abgedruckt sind gewöhnlich citiert werden: Am. I, 221 t. I, p. 124, heisst es bei anderen Citaten aus denselben „*Amours*“ nur: t. I, p. 107 oder umgekehrt mit Weglassung der Bandbezeichnung: Am. I, 84. Bisweilen fehlen die Citatzahlen ganz (vgl. *neuvain, querelle*), oft wird auch bei Anführung mehrerer Citate die Reihenfolge der Bände nicht eingehalten (vgl. *abysme*) oder bei Angabe verschiedener Wortformen die denselben entsprechenden Beispiele entweder nicht genau nach ihnen geordnet (vgl. *aboyer*) oder nicht sämtlich aufgeführt (vgl. *doucelet*). — Sehr schlecht sind die ab und zu als Etyma oder zum Vergleich angeführten griechischen Wörter weggekommen. Neben einer Menge falscher Accente finden sich Wörter ohne Accent oder mit falschem Spiritus, dazu Druckfehler, falsche Schreibungen und kühne Neubildungen (p. 137 *λῆναι* für *ληνίδες*, 140 *λίκνος* für *λίκνον*). — Auch manche andere Druckfehler hätten ver-

mieden werden können. So ist zu lesen in der Vorrede p. 42 *porte-ciel* statt *porteciel* und *irrite-mer* st. *irriter mer*, 51 *oele, ele* st. *oele, aile*, 63 *remarque* st. *remarques*, 65 *exigerait* st. *exagérait*, im eigentlichen Lexicon p. 3 *s'accoiser* st. *s'accoisir*, 35 *est réfléchi* st. *et réfléchi*, 47 und 143 *Sonnets pour Hélène* st. *S. à H.*, 71 *didascalique* st. *didascaliques*, 82 *enaigrir* st. *enaigrair*, 86 *rempli* st. *remplir*, 130 *image* st. *mage*.

GOETTINGEN. CARL FRIESLAND.

Rosenbauer, A. *Die poetischen Theorien der Plejade. Nach Ronsard und Dubellay.* Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancepoetik in Frankreich. Erlangen u. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme). 1895. (XIV u. 161 SS. 8°.).

Nicht leicht hat sich die Kritik früherer Zeiten eines solchen Missbrauchs der litterarischen Amtsgewalt, ja beinahe eines litterarischen Justizmordes schuldig gemacht wie an Ronsard. Erst nach dem schwerwiegenden Votum Sainte-Beuves, der in der Beurteilung der französischen Renaissance überhaupt einen Wendepunkt hervorrief, konnte er als Dichter rehabilitiert gelten. Die uns vorliegende Schrift setzt sich nun als Ziel, Ronsard als Theoretiker ebenfalls zu der ihm gebührenden Würdigungzu verhelfen. Ronsards litterarisches Gepäck als Theoretiker ist nicht gar gross u. es beschränkt sich ausser dem von ihm stark beeinflussten Manifest Dubellays eigentlich nur auf die Erweiterung und Ergänzung desselben durch den kurzen *Abrégé de l'art poétique* und die beiden Vorreden zur Franciade. Trotzdem hat Ronsard sich in diesem engen Rahmen über alle wichtigen Fragen der Poetik geäussert und wir erkennen, dass er trotz zeitweiligen Herumtastens auf falscher Fährte im ganzen doch einen sehr gesunden, und ausgebildeten Sinn für das hatte, was der französischen Dichtung notthat und dass er als führender Geist und einer der Begründer der Renaissance in Frankreich sich unsterbliche Verdienste erworben hat.

Rosenbauer hat in seiner Arbeit nicht nur die theoretischen Schriften R.'s in Bezug auf alle ästhetischen und technischen Fragen der Dichtkunst in ihren Einzelheiten sorgfältig geprüft, sondern auch die auf dem Gebiete der französischen Poetik vorangegangenen Arbeiten in ihrem Verhältnisse zu den Ansichten R.'s untersucht, wie überhaupt eine übersichtliche historische Entwicklung der poetischen Theorien in Frankreich gegeben. Im ganzen bestätigt sich auch hier die öftere Wahrnehmung: Je mehr die naturwüchsige Schöpfungskraft versiegt, desto höher schwillt die Flut äs-

thetischer Theorien. Übrigens schöpfte die Poetik im Frankreich des 16. Jhdrts. nicht aus Aristoteles, sondern aus Horaz und den von den Humanisten Deutschlands, Italiens, Frankreichs herrührenden Commentatoren ihre vom Geiste der Renaissance beseelten Regeln, so Fabri und Vida, welche die Hauptquelle für R. und Dubellay geworden sind, wie andererseits Vituperans u. Scaligers Schriften beweisen, dass „R.'s Ideen damals Gemeingut waren.“ Als unmittelbarer Vorgänger der Plejade kommt weniger Sibilet als Jaques Peletier in Betracht, dessen *Art poétique* schon völlig vom neuen Geiste erfüllt ist und mit den Anschauungen R.'s eine grosse Verwandtschaft aufweist. Im Ganzen gilt: „Den Stoff u. Ausdruck zog die R.'sche Poetik aus den antiken Quellen, die damals schon in die Vulgärsprache übertragen waren; der Geist aber, mit welchem sie diesen Stoff beseelte, ist derjenige der Humanisten, und das Originelle der R.'schen Reform besteht, wenn man sie von diesem Standpunkte aus betrachtet, nur darin, dass durch sie die humanistische Poetik der Neulateiner zu einer natiolen Poetik für die Franzosen umgewandelt wurde.“ R. strebte im Gegensatze zu seiner mehr akademische Poetik treibenden Fachgenossen unmittelbar praktische Zwecke an, befliss sich einer weiteren und milderen Fassung der Regeln und gab den Weg an, „auf welchem die an den Alten bewunderte Schönheit der literarischen Form sich im heimatlichen Idiom und mit modernem Gedankeninhalt verwirklichen liesse. So verfolgt also die R.'sche Reform in ihrem Endzwecke Entwicklung der vaterländischen Eigenart durch Aufname antiker und fremder Culturelemente.“

Die leitenden Gedanken der R.'schen Bestrebungen sind etwa folgende: Die Rhetorik darf nicht mit der Poesie verwechselt werden, wenn auch die hervorbrechende Phantasie des Dichters des soliden Unterbaues eines kernhaften Wissens und einer geistig und sittlich durchgebildeten Persönlichkeit nicht entbehren soll und wenn auch durch die Gelehrsamkeit „die den frühesten Dichtern als besseren Menschen aus freier göttlicher Gnade gewordene Inspiration auf künstlichem Wege um den Preis harter Anstrengung von der Gottheit erkauft“ werden kann. Die Poesie soll trotz der Forderung, der Dichter müsse ein offener Bekenner des Christentums sein, ausser in der dramatischen Dichtung, nicht zur Dienerin der Moral hinabsinken und der Dichter soll ebenso wenig der Fürstengunst als der Menge gegenüber sich wohldienerisch beugen, ein Grundsatz, mit dem R. im höheren Alter allerdings wie mit manchem anderen seiner Prinzipien selbst in Widerspruch geriet. R. warnt ferner ebenso vor einem cruden Realismus wie vor den phantastischen Ausschweifungen der Romantik; er will auch die Verfolgung ausschliesslich nationaler Tendenzen in der Poesie ausgeschlossen wissen. Für das Volksepos in seiner Eigenschaft als Niederschrift

gleichsam einer unwillkürlich dichtenden Volksseele, als gleichzeitig aufspriessende Blüten des Volksgeistes, die der Zufall in einen Kranz band, als Flimmern goldhaltigen vaterländischen Erdreichs, das zu immer grösseren Massen sich zusammenfand, fehlt ihm wie seiner Zeit überhaupt jedes Verständnis und doch hat er für das Epos eine abergläubische Überschätzung, während er das Drama tief unterschätzt. Seltsamerweise schreibt er dem Epos die beschränkte Zeitdauer eines Jahres vor. Die Mythologie wendet R. in der epischen Dichtung nicht minder missbräuchlich an wie die mit Recht geschmähten Rhétoriqueurs u. dem Deus ex machina erkennt er eine lösende Kraft zu. Seine Franciade beweist am besten, dass, wo der Genius fehlt, alle Routine nur ein stümperhaftes Werk zu Tage fördert, dagegen überkommt uns in seinen zahlreichen lyrischen Dichtungen mancher Hauch echter unverlierbarer Poesie, obzwar er gerade über diesen Zweig der Dichtkunst nur sehr spärliche Regeln aufgestellt hat, deren wichtigste die sein dürfte, dass die Lyrik mit der Musik in innige Verbindung zu setzen sei. Als Dramatiker war R. niemals praktisch thätig und seine über das Drama geäusserten Ansichten sind wertlos oder gar verkehrt, so wenn er den Deus ex machina als glückliche Lösung des dramatischen Knotens anpreisst. Hervorzuheben ist, dass R. zum Teil die so „erschreckliche jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten" zum ersten male in französischer Fassung auspricht, indem er es als schon allgemein bekannte Regel bezeichnet, dass die in der Tragödie oder Komödie dargestellte Handlung die Dauer eines Tages oder von Mitternacht zu Mitternacht nicht überschreiten dürfe. Trotz seiner bald sehr naiven bald schrullenhaften Meinungen über die historische Entwicklung der Sprache hat er doch auf linguistischem Gebiete praktisch sehr wohlthätig gewirkt. Er ist im vollem Rechte, wenn er seinen Vorgängern von Cretin bis Marot die allzugrosse Pflege des Reimes und seiner Verschlingungen vorwirft, wenn er ihre faden Verskünsteleien, die ausschweifenden Beiwörter, die (bei den Italienern unter dem Namen Concetti bekannten) gewaltsamen und spitzfindigen Gegensätze und Gleichnisse nur als gereimte Prosa gelten lassen will. Er selbst ist aber nicht minder einseitig, wenn er alles Heil in der Poesie von der Ausbildung sprachlichen Ausdrucks und des poetischen Stils erwartet, als ob Form und Stil etwas anderes sein dürften und könnten als der Ausdruck von Gefühlen und Gedanken; wo letztere fehlen wirft man vergeblich einer Wolke von grossen Worten, rhetorischen Purpur um! Dagegen ist in dieser von R. zu allgemein ausgesprochenen Behauptung die Wahrheit enthalten, dass die Sprache, ein stumpfes Instrument in der Hand des Stümpers, dem wahren Genius Worte und Bilder von selbst zuströmen lässt, so wie

der rohe Marmorblock, blöden Augen nur ein fühlloser Stein, unter dem Meissel des Künstlers zum Gotte wird und so wie Aristoteles vom Dichter eine λέξις σεμνὴ καὶ ἐξαλλάττουσα τὸ ἰδιωτικόν verlangt, will auch R. zwischen der banalen Umgangssprache u. der poetischen eine Schranke ziehen. Die R.'sche Reform bedeutet nicht ein unbedingtes Aufgehen in der Antike, eine bis zur Bewusstlosigkeit gehende Versenkung ins Altertum, sondern nur eine Wiederbelebung und Befruchtung der nationalen Dichtung durch die altklassische und es ist hier sehr interessant zu beobachten, wie ein grosser Meister das Fremde, das Ausländische aufnimmt, auf sich einwirken lässt, Urteile sich aneignet und abstösst und wie dieser Einfluss in seinen Werken sich abgestaltet nach Form und Inhalt. Als litterarischer Reichsfürst macht R. von seinem linguistischen Münzrechte Gebrauch. Wie alle Instinkte mit der Steigerung des Bewusstseins sich mindern, so schwächt sich mit der steigenden Cultur eines Volkes auch dessen sprachbildender Trieb, und wenn die Landesmünzstätte nicht nur zu langsam arbeitet, sondern auch nur schlechte plumpe Stücke mit rauhem Gepräge hervorbringt, dann zieht man die blanken fremden Geldstücke vor. Und da sehen wir R. mit grosser Vorsicht und Auswahl, mit einem bis zur Intuition gesteigerten Verstande und Feingefühl durch die Benützung des antiken Sprachbestandes im bewussten Gegensatze zu den sprachverderbenden Latiniseurs, aber noch viel mehr durch Hebung des Sprachschatzes aus dem Altfranzösischen und den französischen Dialekten, aus der Volkssprache wie auch aus den fremden modernen Sprachen, also durch natürliche u. künstliche Ernährung mit allezeit wachem Ohr das conventionelle Sprachgut bereichern und anstatt der farblosen Worte eine gewisse Prägnanz und Sinnlichkeit des dichterischen Ausdruckes einführen. Er irrt dabei nur, dass er meint, man könne dem Volke eine Sprache in kurzer Zeit aufzwingen. Auch auf dem metrischen Gebiete hat sich R. äusserst rührig u. erfolgreich bethätigt. Auch R. hat nur die im Schosse der Zeit keimenden litterarischen Ideen zur Reife bringen und durch die Kraft seiner Persönlichkeit auf die Phantasie seiner Zeitgenossen wirkend tiefe und unmittelbare Erfolge erzielen können; in diesem Sinne aber hat er das geistige Leben der Nation auf allen Gebieten gefördert. Er lenkte durch seine Reformen in die Bahnen, auf denen man später wirklich zu einer classischen Litteratur gelangen sollte. Er ist also der Begründer des Classicismus in Frankreich; er bereitete das Erscheinen des viel minderbegabten Malherbe vor und ebnete ihm den Weg, der nicht immer ein Fortschritt war, da Malherbe neben vielem wirklichen Sprachunkraut in der Poesie seiner Zeit, die individuelle Originalität, welche der Dichtung des 16. Jhdrts. ihren eigentümlichen Reiz verleiht, zurückdrängte und oft über das Ziel hinausschoss.

„Von R. an ist die Dichtung der Franzosen den nämlichen Meistern treu geblieben; ja sogar die Kunstlehre selber, die Theorie der Poetik, war von R. und seinen Schülern schon völlig ausgebaut, und Boileau brauchte später nur deren Sprache zu modernisieren, um den litterarischen Codex für seine Zeit und das kommende Jahrhundert festzustellen."

Wir haben den Hauptinhalt der Rosenbauer'schen Schrift wiederzugeben versucht u. erkennen gerne an, dass ihr Autor im ganzen seiner Aufgabe vollständig gerecht geworden ist, und man es ihm besonders Dank wissen muss, dass er uns durch eine emsige systematische Zusammenstellung sorgfältiger und genauer Citate aus R.s Schriften und denen der zeitgenössischen Ästhetiker in den Stand der Poetik jener Zeit unmittelbare tiefe und klare Einblicke gewährt hat. Das Verzeichnis der von ihm benützten Litteratur ist ein recht stattliches; schade und sonderbar, dass ihm trotzdem einige für seine Arbeit sehr bedeutsame Werke, entgangen sind. Wir wollen es ihm nicht zu schwer anrechnen, dass er Stötzers *Étude sur Ronsard et son école* (Bützow 1874), Berdez' *Étude littéraire sur P. Ronsard* etc. (Dessau 1875), E. Meyers *Studier i den Ronsardska skolans poesie* (Upsula 1882) übersehen hat; wir können ihm aber den Vorwurf nicht ersparen, dass ihm die eben so geistvolle als lehrreiche Studie über Ronsard von Emile Faguet (in seinem *Seizième Siècle,* Paris 1894) unbekannt geblieben ist, und dass er Ph. Aug. Beckers *Jean Lemaire* (Strassburg 1893) nur aus einer Recension kennen gelernt hat. Die beiden letztgenannten Werke waren ja nicht allzuschwer zugänglich und die eingehende Kenntnis derselben hätte Rosenbauers Darlegungen in manchem Punkte wesentlich anders ausfallen lassen. Die aus derselben geschöpfte Belehrung macht es uns auch zur Pflicht, die folgenden Ausstellungen gegen Rosenbauer nicht zu unterlassen.

Wenn Rosenbauer behauptet, dass Jean Lemaire die wichtigsten Namen der classischen Mythologie „noch nicht um ihres poetischen Gehaltes willen" in die Poesie einführte und dass erst R. u. seine Schule „die Mythologie bewusstermassen als poetisches Kunstmittel benützen", so ist dem eine Stelle bei Becker (p. 310 l. c.) entgegenzuhalten: „Wie ein Grieche belebt Lemaire die Natur mit Göttern und Halbgöttern. Frauen und Feen tanzen im Mondenschein. Nymphen lauschen hinter dem grünenden Gebüsch. Sonne, Winde, Jahreszeiten, Monate werden zu fühlenden und teilnehmenden Wesen; es ist ein Spuk und der Dichter glaubt beinahe daran. Bisweilen aber besinnt er sich und mitten in das anmutige Spiel der Phantasie keilt er eine jener rationalistischen Deutungen ein u. s. w." Solche Rückfälle in die platte Prosa u. schale Allegorie sind aber anerkanntermassen auch bei R. beinahe die Regel. Es wird sich

also nicht aufrecht erhalten lassen, dass die Art, wie R. die antike Mythologie poetisch verwertet, gegenüber Lemaire einen besonderen Fortschritt bedeute. — Was die Benutzung der Gleichnisse bei R. anbelangt, so hat er hierin besondere Originalität angestrebt u. Faguet sagt (p. 265 l. c.): *Il cherche des comparaisons neuves et vraiement inédites, ce qui de tout temps a été rare. Il comparera le génie à un feu follet et l'amour à la salamandre, ou ce qui est plus rare, à la pyralide et encore l'amour fidèle au polype de mer.* — Wenn R. an einer Stelle seiner *Art poétique* die neuen Formen, welche in der französischen Poesie Eingang finden sollen, kurz folgendermassen bezeichnet: *Tente à cet effet Chants, Pastoraux, Hymnes, Poëmes et Odes,* so war daran zu erinnern, dass schon J. Lemaire in französischer, toskanischer u. lateinischer Mundart die Stimme des Dichters im Tempel der Venus ertönen lässt.

Là se produit lascivité comique
Lyriques vers dont Amours on blasonne.
Là recite on d'invention sapphique
Maint noble dit, cantilenes et odes . . .
Tout ce qui est en livres ou en codes
Se met avant, hymnes et elegies,
Chansons motets, de cent tailles et modes.

Somit entwickelt schon Lemaire das Programm der Plejade: Sapphische Verse, Oden, Hymnen, Elegien u. die Mannigfaltigkeit des Reichtums lyrischer Formen, für die er das Bürgerrecht in der französischen Poesie reclamiert, wenn er auch selbst diese Gattungen allerdings noch nicht gepflegt hat und ihm die Ahnung dieser noch verborgenen Blütenentfaltung ebenso wie R. und seinen Freunden erst durch die Italiener aufging. (Vrgl. Becker *l. c.* p. 303). — Wenn Rosenbauer Jean Lemaire zu den *Latiniseurs à outrance* zählt, „welche ihre Prosa geradezu mit lateinischen Worten überschwemmten“, so hätte ihn Beckers berufenes Urteil eines Besseren belehrt: . . . „Der Eindruck, den ich gewonnen habe, ist eher der, dass Lemaire gegen den Latinismus ankämpft. Er bemüht sich, man sieht es, eine einheitliche dichterische Sprache zu schaffen, eine höhere Form der gewählten Umgangssprache: das volkstümliche Wort umgeht er nicht, wo es litterarisch zulässig ist, er liebt sprichwörtliche Wendungen. Allein oberstes Gesetz ist, die Würde der Sprache zu wahren; barbarisch u. ungebildet darf sie nicht sein“ u. s. w. (l. c. p. 325). Man sieht, Lemaire befand sich hier schon ganz auf der richtigen Fährte. — Auch was Rosenbauer über die Neubildung von Wörtern nach Analogie antiker Sprachgesetze von Seiten der Plejade sagt, wäre durch die Kenntnisnahme von E. Faguets genanntem Essay über R. wesentlich modificiert worden. Wir erwähnen aus letzterem nur: *Ce vocabulaire*

de la Pleïade, qu'il ne faut pas confondre avec celui de la génération suivante, et particulièrement de du Bartas, se compose d'environ deux cents mots empruntés, suivant la doctrine, aux langues techniques, aux patois, à la vieille langue, aux langues étrangères, au grec, au latin, — d'autre part composés soit par 'provignement' soit par, 'juxtaposition'" und weiter: „*Au grec et au latin (sans compter les mots qui étaient d'usage courant au XVI*[e] *siècle, il n'a emprunté que noms ou adjectifs mythologiques . . . , et quelques noms cummuns . . . .; plus un très petit nombre d'adjectifs*" . . . . „*On voit surtout qu'où R. a le moins puisé c'est dans le grec et le latin, et que la remarque de Boileau presque vraie pour la pensée de R., à demi-vraie pour son style, est fausse où elle s'adresse, c'est à dire pour sa langue.*" Auch was Rosenbauer über R.'s „Juxtaposition" und „Composition" sagt, ist nach Faguet zu berichtigen, der eine solche Distinction nicht kennt u. beispielsweise das von Rosenbauer als „Composition" bezeichnete „*chevre-pieds*" ebenfalls eine „Juxtaposition" nennt. Auch die Verbindung eines Adjectivs mit einem Adjectiv wie *douce-amère* (oder das von Baïf aufgebrachte noch heute übliche *aigre-doux*) ist von Rosenbauer übersehen worden. Für diesen Teil seiner Arbeit hätte ihm auch ein Aufsatz Mellerios in der *Revue de l'Evolution* vom 15. April 1891 reiche Aufschlüsse geben können. — Wenn Rosenbauer anführt, R. hätte die Auslassung des Artikels verpönt, so war zu constatieren, dass er trotzdem bei Abstracten eine Ausnahme machte und vor denselben gerne den Artikel auslässt z. B.: *Jeunesse l'allaita.* — Wenn von R.'s Vorliebe für Lautmalerei die Rede ist, so wünschte man dies an einem passenden Beispiele zu ersehen, wie etwa Faguet ein solches anführt:

Vous triomphez de moi et pour ce je vous donne
Ce lierre qui coule et glisse à l'entour
Des arbres et des murs, lesquels, tour dessus tour,
Plis dessus plis, il serre, embrasse et environne.

Die Verwendung des Alexandriners in lyrischen Dichtungen durch R. scheint uns Rosenbauer nicht gehörig zu würdigen. Faguet sagt mit Recht: „*Mais la vraie conquête de Ronsard, et même sa vraie conquête en tout ce qui est versification, c'est d'avoir introduit l'alexandrin dans le lyrisme*" . . . „*Que l'alexandrin est un vers lyrique, propre à l'élégie, voilà ce que R. a compris*" . . . . „*Et voilà trouvé le rythme élégiaque dont Malherbe tirera de si beaux effets dans les Stances à du Perriers sur la mort de sa fille*". — Das Gesetz, bei der Aneinanderreihnng der Verse den Wechsel von männlichen u. weiblichen Reimen sorgfältig einzuhalten, hat (was Rosenbauer übersieht) R. selbst in der Lyrik öfter durchbrochen. — „Hinsichtlich der in einem Verse zulässigen Silbenzahl ersehen

wir aus R.'s Werken, dass er Verse aus fünf bis zwölf Silben gebildet hat, aber nie solche aus vier Silben, oder gar weniger." So Rosenbauer. Dagegen Faguet (l. c. p. 272): „*Il a des vers, de 12, de 11, de 10, de 9, de 8, de 7, de 6, de 5, de 4 syllabes.*"

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Tornezy, A. *Un bureau d'Esprit au XVIIIe siècle.* Le Salon de Mme. de Geoffrin. Paris, 1895. Lecène, Oudin et Cie, 274 p. 8°.

Der Titel dieser Schrift ist einer 1776 von dem chevalier Rutlidge verfassten Satire auf den Salon der Mme. Geoffrin entnommen, doch ist die Tendenz derselben keineswegs satirisch, vielmehr von warmer Anerkennung für Mme. G. und ihre Verdienste um die wechselseitige Annäherung der Schriftsteller und Künstler im damaligen Paris durchdrungen. Die genannte Dame, welche aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und selbst ohne tiefre Bildung war, vereinigte in ihren wöchentlichen Zusammenkünften sowohl die Künstler wie die Schriftsteller und zwar an verschiedenen Tagen, da die Ansichten und Gesellschaftsformen der einen wenig zu denen der anderen passten. Besonders eingehend bespricht Verf. das Verhältnis der Kunstfreundin Geoffrin zu den Malern, ohne, wie das leicht möglich gewesen wäre, uns ein Bild der künstlerischen Bestrebungen jener Epoche zu geben. Von den Philosophen, die dort verkehrten, standen der Geoffrin Marmontel, ihr langjähriger Hausgenosse, und d'Alembert besonders nahe. Zu Voltaire hatte sie nie rechtes Zutrauen und auch V.'s Spott über sie milderte sich erst, als sie ihren Freund, Stanislas Poniatowski von Polen, zu einer reichen Beisteuer für die von ihm beschützte Familie Sirven bestimmt hatte. Ueberhaupt sagten ihr die freien und kühnen Gedanken der Philosophen nur bis zu einem gewissen Grade zu. Sie wurde in ihrer nie ganz aufgegebenen äussern Frömmigkeit durch ihre Tochter bestärkt, welche noch vor dem Tode der greisen Mutter allen Freidenkern das Haus verbot. Enger befreundet war die Geoffrin auch mit Fontenelle, dem Neffen Corneilles, der sie, als er fast 100 J. alt starb, zur Testaments-Vollstreckerin machte. Von auswärtigen Staatsmännern kehrte als der hervorragendste Walpole in den Salon der G. ein, machte sich aber sowohl über diese Dame, wie über die Franzosen lustig. Die G. war sehr wohlthätig, was besonders auch d'Alembert und seiner Freundin, Mlle. Lespinasse, der einzigen Dame, welche in dem Salon verkehren durfte, zu Gute kam. Neben ihr trat natürlich der bescheidene Gatte, dem die Sorge für den Haushalt oblag, sehr zurück. Herr

T. sucht denselben zwar in vorteilhafterem Lichte zu schildern, doch ohne Erfolg. In hohem Alter machte die G. noch eine Reise nach Polen, um Stanislas Poniatowski, zu dem sie im Verhältnis einer mütterlichen Freundin seit seinem Aufenthalte in Paris stand, zu besuchen, wurde auf der Durchreise durch Wien am dortigen Hofe und auch in Warschau sehr gefeiert. Sie starb im Jan. 1777, im Alter von fast 78 Jahren. Von den Zeitgenossen wird sie sehr verschieden beurteilt, am schärfsten äussert sich Montesquieu in einigen vom Grafen Guasco edirten Briefen. Auch der witzige Abbé Galviani spottete über sie, Grimm in seiner *Correspondance littéraire* wurde ihr gerecht. Einen irgendwie massgebenden Einfluss auf Kunst und Philosophie hat sie sicher nicht gehabt, vielmehr war das sog. *Bureau d'Esprit* ihr vorteilhafter, als der Philosophie, denn es trug ihr einen europäischen Ruf ein. Die Einmischung in die Politik war in den Sitzungen jenes Salons untersagt.

Verf. schreibt in sehr fesselnder, leicht lesbarer Form und zieht auch allgemeinere Dinge, wie Voltaires Eintreten für die Enkelin Corneilles, die Aufführung seiner *Ecossaise* und der *Philosophes* von Palissot u. a. herein, ohne die Schilderung des Salons der Geoffrin zu einem litterarischen Gesamtbilde jener Zeit zu erweitern. Aus Briefen der G. und ihrer Freunde zitiert er hie und da, ohne das Material ausgiebig zu verwerten. So hat er kein neues oder wesentlich vollständigeres Bild von jenem Salon gegeben, als das bisher bekannte, aber jedenfalls die franz. Litteratur mit einer Schrift bereichert, die sich durch das Anziehende des Gegenstandes und der Darstellung, sowie durch die Zartfühligkeit in der Behandlung peinlicher Dinge, wie das Verhältnis d'Alemberts zur Lespinasse, Katharina II zu Poniatowski und der G. selbst zu Marmontel, sich Lesern wie Leserinnen empfiehlt.

R. MAHRENHOLTZ.

Souvenirs de tante Claire, précédés d'un avant-propos de M. Ernest Naville et d'une lettre de la comtesse Agénor de Gasparin. Genève, lib. Georg. 1895, XIII et 185 pages.

La tante Claire, dont on a recueilli les souvenirs dans ce petit volume, était une personne de beaucoup de mérite et de jugement. Sa vie s'est partagée entre la ville de Genève, où elle est née au commencement de ce siècle, et où elle a vécu de vingt ans à soixante, — et l'Angleterre, où elle avait été élevée, et où elle a passé la fin de sa vie, de 1861 à 1883.

Elle avait une soeur mariée, qui mourut jeune. Mademoiselle Claire Aubert se chargea d'élever sa nièce et ses deux neveux, l'un desquels a été un écrivain distingué, Charles Clavel, qui mourut à 28 ans en 1862, jeune homme d'avenir dont les oeuvres, inachevées, sont malgré cela dignes d'intérêt.[1])

A la mort de mademoiselle Aubert, ses parents ont trouvé du plaisir à relire les lettres qu'elle leur avait adressées pendant leurs voyages et leurs séjours à l'étranger; ils ont redemandé à leurs amis des liasses de correspondance, qui avaient été soigneusement gardées; ils ont été frappés de tout ce qu'il y avait d'idées justes dans ces pages jaunies qu'ils s'étaient plu à recueillir. L'idée leur vint de faire imprimer pour leurs amis un choix de ces lettres; et ce volume (VII et 364 pages) qui ne se vendit pas, obtint auprès du public choisi qui put le lire, un assez grand succès pour que l'on se décidât à donner au grand et vrai public un choix plus restreint de ces correspondances intimes. Toute une vie de famille, un coin du petit monde genevois, des récits de voyages, le tous-les-jours du foyer domestique et les grands évènements de la politique européenne, les échappées d'un esprit vif et fin, et les réflexions d'une intelligence ouverte et mûre : voilà ce qu'on trouve dans cet ouvrage; et partout un enjouement naturel et piquant, une justesse et une variété de vues qui feront approuver la publication qui a été faite de ces papiers de famille. La saine littérature de la Suisse romande compte un bon livre de plus.

EUGÈNE RITTER.

Wychgram, J. *Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen,* 1. Heft, 114 S. 8°. Leipzig, R. Voigtländer, 1895.

An wissenschaftlichen Zeitschrft., die sich mit den Verhältnissen des Auslandes beschäftigen, ist zwar bei uns grade kein Mangel, aber die oben angeführte hilft eine Lücke ausfüllen. Der Herausgeber, welcher durch seine Veröffentlichungen über frz. Unterricht allgemein bekannt ist, meint, dass in Deutschland jetzt eine grosse Unterschätzung des ausländischen Schulwesens herrsche, deren Ursache mangelnde Kenntnis sei, daher die von ihm begründete *Zeitschr.* einen Mittelpunkt der demselben zugewandten Studien bilden solle. Neben den eigentlich pädagogischen Beziehungen, will sie auch „die allgemeinen historischen, politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Voraussetzungen“ erörtern. Nach den in Heft 1 vorliegenden Proben, ist dieser Zweck auch in geigneter Weise von Anfang an durchgeführt. Der Inhalt desselben zerfällt in Abhandlungen, Mitteilungen, Rundschau, Bücherschau, Bücherkunde (Bibliographie).

---

[1]) Charles Clavel. *Lettres sur l'enseignement des collèges en France.* Paris, 1850 un volume 8°. — *Oeuvres diverses. Education, Morale, Politique, Littérature,* avec une notice par Frédéric Passy. Genève, 1872, deux volumes 8°.

Zuerst berichtet Largiadèr (Basel) über den jetzigen Stand des Unterrichtswesens in der Schweiz, im Ganzen sehr anerkennend, aber doch auch nicht verschweigend, dass die Bestrebungen des Bundesrates nach Centralisation stets durch den Kirchturmsgeist der Kantone erschwert worden sind. Bisher hat der Bund nur das berühmte Polytechnikum in Zürich geschaffen, eine gemeinsame Universität fehlt noch. Dagegen giebt es 5 Cantons-Universitäten und zwei Academien (Neuenburg und Freiburg) mit zusammen 3454 Zuhörern und Zuhörerinnen. Für das gesamte Unterrichtswesen gaben die Cantone im J. 1893 37,495,517 Fr. aus, was bei einer Einwohnerzahl von ca. 3 Millionen genug ist. Der Bund steuert Sa. 1,757,000 Fr. bei. Dann bespricht A. Ehrhard, Prof. in Clermont-Ferrand, die Jahrhundertfeier der *Ec. Norm. Sup.* in Paris, und giebt in seinem noch unvollendeten Artikel eine Geschichte dieses vom frz. Konvente zuerst begründeten Institutes, die nicht gerade Neues enthält.

Von zeitgemässem, weitreichendem Interesse ist die Abhandlung des Schulrats Prof. Stephan Waetzold über *Coeducation*, d. i. den gemeinsamen Unterricht beider Geschlechter in den Vereinigten Staaten. Der Gedanke, Mädchen, wie Knaben in gleicher Weise und gleich lange Zeit zu unterrichten, hat in N. A. immer mehr Beifall gefunden und die Zahl der Lehrerinnen für beide Geschlechter ist dort grösser, als die der Lehrer, jedoch fehlt es nicht an Stimmen, die sittliche Gefahren und eine physische Schwächung des weiblichen Geschlechtes von diesem gemeinsamen und für das letzere zu anstrengenden Unterrichte befürchten. Namentlich der Arzt Dr. Clarke in Boston trat schon 1875 mit seiner Schrift *Sex in Education* gegen den gemeinsamen Unterricht auf, fand aber vielen Widerspruch. Besonders wurde er durch eine Untersuchung der Gesundheitsverhältnisse der auf Hochschulen gebildeten Frauen, die von diesen Damen selbst ausging, widerlegt. Wir glauben unsrerseits auch, dass das fortgesetzte Studium den Mädchen körperlich weniger schadet, als Tanzen bis in die späte Nacht hinein, zu häufiger Besuch von Gesellschaften und geheime kleine (auch bei Mädchen bessrer Stände nach frauenärztlichen Ansichten nicht allzu seltene) Aufregungen, und dass die geistige Anstrengung diesen Neigungen, welche in Gedankenleere, flacher Bildung, nicht rationeller Erziehung wie körperlicher Ausbildung ihre Hauptgründe haben, heilsam entgegenwirkt. Darum begrüssen wir die auch in Deutschland begründeten Mädchengymnasien und ähnliche Fortbildungs-Institute mit Freuden, halten aber einen dauernd gemeinsamen Unterricht der beiden Geschlechter, wie er in N. A. mehr und mehr herrschend wird, aus sittlichen Bedenken, die auch Verfasser an einigen Vorkommnissen beleuchtet, für unzweckmässig. Mit Recht hebt W. allerdings hervor, dass Lebensweise, gesellschaftliche Routine und Natur-Anlage der amerikanischen Mädchen eine solche *Coeducation* eher möglich mache, als bei uns, aber Recht behält wohl auch ein deutscher Schriftsteller, der 20 Jahre jenseits des Ozeans gelebt hatte und mir mit Bezug auf jene Frage einmal sagte: „Was an sich richtig ist, wird dort bis zur Verrücktheit übertrieben". Der besprochene Artikel hält sich in der Entscheidung dieser Streitfrage sehr objectiv und scheint mir der lehrreichste und gediegenste der Beiträge in Heft I zu sein.

Den gegenwärtigen Stand des Erziehungswesens in England bespricht Henry Holman (London). Wir erhalten eingehenden Blick in den Wirrwarr des der staatlichen Centralisation noch zu sehr entbehrenden britischen Unterrichtswesens und in die Versuche, die jahrhundertelange Schäden desselben zu bessern, namentlich den Anforderungen

der modernen Bildung neben der sprachlich-grammatischen Dressur Rechnung zu tragen.

Vorwiegend referierend ist die Abh. von Ernst Schlee, R. G. Dir. in Altona, über die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen in N. Amerika, namentlich über die Reform-Tätigkeit der aus beiden Geschlechtern bestehenden *Nat. Educational Association.*

Die Mitteilungen haben englische, russische (medizinisches Frauen-Institut in St. Petersburg) und dänische Unterrichts-Verhältnisse (deutsche Schulen in Kopenhagen) im Auge, die Rundschau giebt einen sehr umfassenden und anziehenden Ueberblick der neuesten Ereignisse im ausländ. Schulwesen.

Die Besprechungen sind von anerkennendem Wohlwollen durchdrungen, lassen aber hie und da schärfere Kritik vermissen. Ist es z. B. richtig, wenn eine Bemerkung von Dreyfus-Brisac *En Allemagne, dans les gymnases, l'esprit de l'enseignement est presque exclusivement littéraire et cependant ces établissements ouvrent seuls l'accès de toutes les carrières, même des carrières scientifiques*" (S. 105) ohne Weiteres adoptirt wird? Nach der neuesten Reform unserer Gymnasien ist das schwerlich mehr richtig und auch den R. G. ist doch der Zugang zur philos. Facultät, damit also zu den meisten Fächern der Universität, eröffnet. Sollte grade Frankreich, das seine höheren Schulen in den letzten zwanzig Jahren zum Teil nach deutschem Vorbilde umgestaltet hat, uns ein Führer zur Vermeidung der *inconvénients du système allemand* sein können? Hat wirklich Hr. Dr. das deutsche Unterrichtswesen „aufs Gründlichste studiert" und lebt er nicht noch in schon umgeänderten Zeiten?

Auch das Zerrbild, welches Camille Sée von seinem kirchenfeindlichen Standpunkt aus von der Maintenon giebt, hätte eine Berichtigung erfordert (S. 106). Mag man auch über die Echtheit und Unechtheit der nur von La Beaumelle überlieferten Briefe dieser Dame weniger schroff urteilen, als Théophile Lavallée, die Grundzüge des Charakters der M. sind nicht „Bigotterie und fanatische Intoleranz" sondern schlaue Anschmiegungskunst an Menschen und Dinge und echt weibliche Berechnung. Dass sie in das „republikanische, auf gegenseitiger Duldung begründete Staatswesen" nicht gepasst hätte, ist selbstredend, aber würde das bei Fénelon und selbst Molière, also bei den Vertretern der Anschauungen des XVII. Jahrh., welche die Gesinnungsgenossen Sées gern für sich in Anspruch nehmen, anders sein?

Verwundert hat uns auch das günstige Urteil, welches der Herr Herausgeber, ein so intimer Kenner der franz. Litt., über die wertlose, leider in 5. Aufl. vorliegende Broschüre des hochgestellten Verf. von *Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden* fällt. Bei einem Autor, der wenigstens in der ersten Aufl. seiner 2 Vorträge „*devin de village*", durch „Dorfgeistlicher" übersetzt, ist es freilich kaum zu verwundern, dass er „einzelnes (?) aus der umfangreichen modernen Litteratur über Rousseau hie und da nicht verwertet hat". Wir wünschen der Zs. weite Verbreitung, namentlich auch im Auslande, aber zugleich in dem kritischen Teile noch mehr Kritik, auch wenn diese hie und da verletzen sollte.

R. Mahrenholtz.

Bechtel, A. *Tableaux chronologiques des principales œuvres (et des principaux ouvrages destinés à la jeunesse) de la Littérature française depuis les origines jusqu'à nos jours,* suivis de deux Tables Alphabétiques, à l'usage des Candidats et des Candidates aux divers examens de lettres et des étudiants de lettres. Wien (Manz), 1895. 97 S. 8°

Das vorliegende Werkchen, dessen Titel übrigens nicht eben gut französisch klingt, will für Examenszwecke eine synchronistische Uebersicht der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Kunstgattungen in der französischen Litteratur geben und erfüllt diesen Zweck in zufriedenstellender Weise. Beredtsamkeit, Geschichte, Philosophie, epische, lyrische, dramatische und didaktische Poesie, Satire, Volkslied, Novelle, Roman, beschreibende- und Jugendlitteratur sind auf 21 Tabellen neben einander dargestellt, so dass man sich leicht mit einem Blick orientieren kann, welche Kunstgattung in einer bestimmen Periode besondere Pflege fand. Nur beim Roman ist die Entwicklung der einzelnen Richtungen nicht genügend hervorgehoben. Besonders eingehend ist das 19. Jahrh. berücksichtigt. Bei den Tabellen über mittelalterliche Litteratur ist zu tadeln, dass der Verfasser oft feste Daten gegeben hat, wo wir die Entstehungszeit nur annäherungsweise angeben können, wie es uns auch wundert, die Provenzalen in einer Tabelle der französischen Litteratur aufgeführt zu finden. Zwei sorgfältig ausgeführte alphabetische Verzeichnisse (Titel- und Namenregister) erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Bei einer ev. neuen Auflage wird der Verf. sicher auch diejenigen Werke der ausländischen Litteratur aufführen, welche die Entwicklung der einzelnen Dichtungsarten wesentlich beeinflusst haben.

MEMMINGEN. BRUNO SCHNABEL.

Münch, W., *Zur Förderung des französischen Unterrichts.* Zweite, veränderte und ergänzte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1895. 121 S. 8°.

Das Buch ist eine neue Auflage von des Verfassers im Jahre 1883 erschienenen Aufsätzen *Zur Förderung des franz. Unterrichts*, welche schon damals das Interesse aller Pädagogen erregten. Der neuen Auflage ist ein ergänzender Teil beigefügt mit Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand des franz. Unterrichts und seiner Bedürfnisse, wie sie durch die weitere Entwickelung der Reformideen seit 1883 bis zur Gegenwart bedingt sind.

I. In den allgemeinen Erwägungen giebt der Verf. zunächst einen Ueberblick über die gelösten und ungelösten Fragen der Methodik der neueren Sprachen. In fünf leitenden Grundsätzen sind jetzt die meisten Pädagogen einig, nämlich:

a) Das Wissen von der Sprache hat sich dem Ziel des Könnens und Beherrschens unterzuordnen.

b) Dazu ist zunächst das Können der nationalen Lautsprache notwendig.

c) Ferner ein gewisses Mass der mündlichen Beherrschung der Sprache und der Besitz eines Wortschatzes.

d) Weiterhin die Fähigkeit des Schreibens und

e) das Vermögen, schriftstellerische Texte ohne umständliche Vermittelung der deutschen Sprache treu aufzufassen. —

Die Erreichung dieses Zieles ist nur in bescheidenen Grenzen möglich, aber innerhalb dieser Grenzen will man es erreichen. Aus den obigen Grundsätzen ergiebt sich eine Reihe von Folgerungen:

a) Die Grammatik tritt in eine mehr dienende Stellung und muss beschränkt werden.

b) Vornehme Stellung der Lektüre auf allen Stufen.

c) Einschränkung des steten Hinüber und Herüber von Fremdsprache und Muttersprache und statt des regelmässigen Uebertragens aus dem Deutschen eine reichlichere Nachahmung franz. Vorbilder.

d) Anwendung der franz. Sprache von früh auf zur Ausbildung des Gehörs und zur Gewöhnung des Mundes.

e) Grössere Mannigfaltigkeit der schriftlichen Arbeiten.

f) Lebendigkeit des Unterrichtsbetriebs als durchgehende Norm.

g) Erkenntnis der grammatischen Regeln auf induktivem Wege.

h) Das Anschauungsmaterial dazu darf nicht in inhaltlich beliebig wechselnden Einzelsätzen bestehen.

i) Die Lektüre darf nicht zum Erlernen der grammatischen Regeln missbraucht werden.

k) Wenn in das Deutsche übertragen wird, so muss es in g u t e m Deutsch geschehen.

l) Kenntnis des fremden Landes und Volkes. —

Die schwebenden noch u n g e l ö s t e n Fragen der Methodik sind hauptsächlich folgende:

a) Die beste Art der Einführung in die Aussprache, das Ziel und die massgebenden Normen für die Aussprache.

b) Die Sprechübungen.

c) Der Umfang der Grammatik.

d) Die Methode.

e) Angemessene Lektüre für die verschiedenen Stufen.

f) Uebersetzen in die Muttersprache.

g) Das Uebersetzen aus der Muttersprache.

h) Das erreichbare Mass des Sprechenkönnens überhaupt.

i) Erzielung wirklich schätzbarer Aufsätze.

k) Behandlung der franz. Poesie.

l) Einführung in die Landeskunde.

II. D e r L e h r g a n g. Ziemlich allerwärts durchgedrungen ist der Gedanke einer Uebermittelung des Lehrstoffes in drei konzentrischen Kreisen: Einem Elementarkursus folgt ein allmähliches Durchmessen von Formenlehre und Syntax und schliesslich ein wiederholender und ergänzender letzter Lernkursus. Die f r ü h e Mitberechtigung der Syntax wird mehr und mehr zum Grundsatz gemacht. Verf. ist der entschiedenen Ansicht, dass im Elementarkursus die Lautlehre die breite und solide Grundlage bilden und dass die Schulung der Sprachorgane bis zu unerbittlicher Genauigkeit erfolgen muss. Ausser der Konjugation darf auf dieser Stufe nichts systematisch vorgenommen werden, sondern die wenigen elementaren grammatischen Erscheinungen sind induktiv zu behandeln. So muss denn auch das m ü n d l i c h e Element auf dieser Stufe noch ausdrücklich vorwiegen und die Gewöhnung an das Hören des gesprochenen Wortes. Wenn auch diese ganze Arbeit eine wesentlich elementare ist, so ist sie des Lehrers nicht unwürdig, denn dieser muss die Würde seiner Aufgabe nicht nach der zu behandelnden Materie bemessen; nicht in der Materie, sondern in der psychologischen Bewegung der Persönlichkeiten liegt der Reiz und der Wert. Der zweite, die Formenlehre und die Hauptgesetze der Syntax umfassende Teil muss durchaus systematisch sein, noch systematischer als es z. B. bei Ploetz der Fall ist. Doch muss

zugleich der Stoff wesentlich beschränkt werden und nur das Wesentliche darf durchgenommen werden, wie es z. B. Kühn in seiner Grammatik thut. Wenn die Grammatik in der angedeuteten Weise behandelt wird, so wird sie aufhören, Gegenstand der tiefen Abneigung der Schüler zu sein, und die letzteren treten aus der Tyrannei des öden Regelbuchstabens heraus und werden dem Stoff gegenüber selbstthätig. Das Prinzip des dritten Teiles soll die Reflexion sein und sein Ziel allgemeine Geistesbildung. Es lässt sich hier kein fester stofflicher Abschluss vorzeichnen, sondern der Lehrer muss, so weit wie es geht, in die Breite und in die Tiefe gehen. Eine wertvolle Hilfe für die didaktische Stoffbeschränkung erwächst aus der Unterscheidung des gegenwärtig in der franz. Sprache Veralteten von dem noch wirklich Gebräuchlichen. Freilich geht man zu weit, wenn man die Grammatik geradezu nach den Normen der Umgangssprache hat aufbauen wollen, wie es Beyer und Passy in ihrem *Elementarbuch des gesprochenen Französisch* versucht haben.

III. Eine Hauptsache im fremdsprachlichen Unterricht ist jetzt die Aussprache geworden. Die Schwierigkeit, hier zu einem einigermassen befriedigenden Resultat zu gelangen, sieht Münch mit Recht zum grossen Teil im Zustand der deutschen Aussprache und in der Gleichgiltigkeit der Gebildeten auf diesem Gebiete. Es fehlt uns ein deutsches Ausspracheideal, welches uns die Wirklichkeit bis jetzt in keiner Lebenssphäre darbietet (mit Ausnahme der guten Theaterüberlieferung); Kanzel und Gerichtssaal scheinen von dieser Ehrenpflicht noch nichts zu ahnen, die Thätigkeit der höheren Schulen ist ganz unzulänglich, die der Volksschulen noch weniger genügend. Es macht sich vielfach noch der „Trotz der Stumpfheit“ breit. Wie der Klavierlehrer längere Zeit Fingerübungen machen lässt, so darf auch der Lehrer des Deutschen auf der Unterstufe die mechanischen Uebungen der Lautierübungen nicht vernachlässigen; er tritt damit nicht aus einem Bildungsideal heraus. Gutes sinngemässes Lesen eines französischen Prosatextes muss durchaus erreicht werden, was aber das Lesen von Versen anbelangt, so glaubt Münch nicht, dass eine Klasse zu gutem Lesen derselben im Französischen gelangen werde; es sei das eine zarte Kunstleistung, die das Können der Schulen übersteige. Daher soll man von öffentlichen Deklamationen franz. Gedichte in der Schule absehen, welche unter der Stufe auch nur eines bescheidenen Gelingens bleiben und bei Kennern leicht Lächeln erregen. Der Schüler soll lieber sein Interesse und seine Anlagen nach dieser Seite hin dem deutschen Vortrag zuwenden, der bis jetzt noch wenig glorreiche Blüten treibt.

Es wird häufig die Frage aufgeworfen, ob es wirklich der Mühe wert sei, einen so grossen Wert auf die Aussprache zu legen. Dieser Zweifel wird namentlich unter den Vertretern der Gelehrsamkeit und besonders der alten Philologie laut, und viele halten es nicht für möglich, darin zu einem befriedigenden Ziele zu kommen. Darauf ist zu erwidern, dass das Ziel nicht ist, die Knaben so abzurichten, dass sie unter Franzosen sich von diesen nicht unterscheiden, sondern sie sollen einfach nur wirkliches Französisch lernen und nicht ein Surrogat desselben, das man selbst für Französisch hält. Es ist eine grosse Täuschung, wenn man glaubt, dass man sich im Auslande keine Mühe gebe, gutes Deutsch zu lernen, und wir wollen doch nicht hinter anderen Nationen hierin zurückbleiben. Wenn die Altphilologen die bekannte Geschichte von dem jungen Mann aus Megara immer wieder auftischen, so bemerkt Münch mit Recht, dass diese Geschichte mit unserem Fall gar nichts zu thun hat; wenn man sich auch gewöhnt hat, die alten Sprachen mit deutschen Lauten zu

sprechen, so hat man doch noch kein Recht, spottend auf ordentliche Bemühungen bei lebenden Sprachen hinüberzublicken.

Sehr nachdrücklich betont Münch, dass die lautlichen Leistungen bei dem Gesamtprädikat auf dem Zeugnisse, in den oberen sowohl als in den unteren Klassen berücksichtigt werden müssen, um den Schülern den Ernst der Anforderungen zum Bewusstsein zu bringen.

IV. Das Sprechen. Das Betreiben einer lebenden Sprache ohne das Ergebnis des Sprechenkönnens bleibt eine sonderbare Sache; ein leiser Fluch der Lächerlichkeit haftet daran. Aber auch die geistige Leistung, welche zum Sprechenkönnen gehört, ist ganz bedeutend und die üblichen geringschätzigen Bemerkungen über das „Parlierenkönnen" beruhen häufig auf dem Bewusstsein des eigenen Nichtkönnens. Das ist nicht schön, aber menschlich. Eine fremde Sprache wirklich sprechen zu können, ist eine grosse und schöne Sache. Freilich erschweren eine Menge ungünstiger Vorbedingungen die Erreichung dieses Zieles. Die Schüler hören immer nur den einen, meist pedantisch sprechenden Lehrer und das fremde Land wird man während kurzer Zeit innerhalb der Woche betreten; ein Hineinleben ist unmöglich. Häufig fehlt auch der konkrete Stoff und dann kommt die allgemeine germanische Nichtberedsamkeit. Daher ist die erste Regel: Frühzeitig Anschluss, Gewöhnung, Vertrauen, Mut! Schon im Anfangsunterricht muss das Sprechen planmässig, reichlich, unermüdlich, wenn auch sachlich eintönig, recht elementar betrieben werden. Auch später, in den mittleren und oberen Klassen, sind weniger Monologe der Schüler am Platze als vielmehr Sprechen in Rede und Gegenrede. Die so häufig gepflegten zusammenhängenden Inhaltsangaben von Schriftstellern sind zu schwierig, sie erfordern eine Reife, ein Unterscheidungsvermögen. wie es auch der erwachsene Schüler noch nicht hat. Auf der Mittelstufe kann man diese Sprechübungen an den Schriftsteller anschliessen, auf der Oberstufe wird derselbe meist zu schwer und zu edel sein; es ist deshalb empfehlenswert, neben dem Autor noch ein Lesebuch zu gebrauchen, welches den Schüler bis zum Abiturientenexamen wie ein guter Freund begleiten und aus dem er den vielseitigsten Stoff zu seinen Sprechübungen schöpfen soll. Freilich stellt die Aufgabe der Sprechübungen an die geistige Beweglichkeit des Lehrers andere Anforderungen als das Abfragen von Vokabeln und das Verfolgen der Nachübersetzung; aber die Losung ist ja auch freies Walten des persönlichen und weniger Absolutismus des papiernen Lehrers, nämlich des Schulbuches.

V. Das Schreiben. Der Verfasser hält nicht eine gute Uebersetzung in das Französische für die richtige Schluss- und Prüfungsleistung. Diese Art der schriftlichen Leistungen, von alters her unter dem Namen „Exercitien" in deutschen Schulen bekannt, hat eine erziehende Bedeutung für die mittleren Klassen und für diese Stufe will Münch sie auch gelten lassen. Er hält es für übertrieben, wenn Quousque tandem sie eine „Brutstätte des Ungeziefers der Fehler" nennt und er teilt nicht die Ansicht derer, welche behaupten, dass die Exercitien keinen Massstab für die Kenntnisse der Schüler abgeben können und dass dieselben zur Unredlichkeit verführen; er meint, sie sollen auch gar kein Massstab für die Kenntnisse der Schüler sein, und was das zweite betreffe, so hänge das von der pädagogischen Leitung des Lehrers ab. Freilich wünscht auch er, dass die Exercitien in den mittleren Klassen nur eine beschränkte Rolle spielen und dass andere Arbeiten neben sie treten sollen. Das a-tempo Extemporale, welches in der Klasse geschrieben wird und den Schüler zu rascher Verfügung über die Sprache führen soll, darf nicht vernachlässigt werden, nur darf es nicht allein den Massstab zur Beurteilung der Kenntnisse abgeben.

Was das Diktat betrifft, so meint Münch, dass das Diktat eines unbekannten Textes von zweifelhaftem Werte sei; Uebungen im Hören werden besser bloss mündlich kontroliert, da der geschriebene Fehler schwer aus dem Gedächtnis der Schüler schwindet und es besser ist, Fehler zu verhüten als Fehler zu korrigieren. Dagegen ist gelegentlich von Nutzen das Diktat eines vorher wiederholt vorgelesenen Stückes oder eines gemeinsam in der Klasse vorher gelesenen oder übersetzten Stückes, dessen Wert als Kontrole ausser Zweifel ist. Sehr warm empfiehlt Münch die zusammenhängende schriftliche Nacherzählung eines unmittelbar zuvor in französischem Original vorgelesenen kürzeren Stoffes. Diese Uebung muss sich in einer Stunde vollziehen lassen und ist vorzugsweise in Obersekunda vorzunehmen. Etwas schwieriger ist diese Uebung, wenn der Lehrer nicht einen franz. Text, sondern einen deutschen vorliest und den Inhalt desselben dann sofort von den Schülern in franz. Sprache niederschreiben lässt.

Entschieden spricht sich Münch gegen Inhaltsangaben gelesener Schriftsteller aus, weil sie zu schwer seien, und aus demselben Grunde gegen das Verwandeln von Gedichten in Prosa. Eher könnte der Schüler eine Schiller'sche Romanze in franz. Prosa darstellen. Die Analyse gelesener dramatischer Stoffe muss sehr sorgfältig vorbereitet werden und man beschränkt sich dabei am besten nur auf kürzere Teile. Doch ist festzuhalten, dass der Lehrer zwischen diesen vielen Arten schriftlicher Arbeiten nicht willkürlich hin- und herfahren darf, sondern er muss in seiner Klasse eines oder das andere, aber nicht zu vielerlei pflegen. Alle die genannten schriftlichen Arbeiten haben aber zum Zweck die Vorbereitung für den franz. Aufsatz, welcher nach dem Lehrplan das Endziel des franz. Unterrichts bilden soll, das zu erreichen freilich zu den schwierigsten Aufgaben desselben gehört. Der franz. Aufsatz darf nicht in hohler pathetischer Behandlung von Gemeinplätzen bestehen oder in notdürftig richtiger Erzählung eines Abschnittes der Weltgeschichte, noch in blos zusammenhängender Wiedergabe eines grösseren Quantums von gelesenem franz. Schriftstellertext. Es ist vielmehr zunächst an unmittelbare Vorbilder anzuschliessen und hat sich erst allmählich von denselben loszulösen. Die ersten Aufsätze müssen vom Lehrer vorgemacht, vorgelesen, erläutert und dann erst vom Schüler einfach nachgeahmt werden. Dann muss der Schüler allmählich selbständiger werden. Gut wären auch einige Musteraufsätze im Lesebuch. Natürlich darf der Lehrer in der Behandlung des Stoffes sich nicht zu hoch versteigen, sondern er muss zum Schüler herabsteigen und sich bemühen, in des letzteren Gedankensphäre und mit seinen Sprachmitteln das Thema zu bearbeiten. Der Lehrer muss ferner dem Schüler einige stilistische Belehrungen geben, nicht eine systematische Stilistik, wohl aber hat er aufmerksam zu machen auf die Hauptverschiedenheiten des franz. Stils vom deutschen und auf die Vorzüge und Schönheiten des ersteren. Als Vorbild kann dabei der stilistische Anhang in Ulbrichs franz. Grammatik dienen. Als Themata zu Aufsätzen eignen sich geschichtliche oder auch freie reflektierende Themata, ganz besonders aber Briefe. Es würde sehr sonderbar sein, wenn unsere Zöglinge nach Durchlaufen der langen Schulbahn nicht imstande wären, einen erträglichen franz. Brief zu schreiben. Lebendigkeit des Betriebs der Lektüre und geschickte stilistische Erklärungen sind also die beiden Hauptfaktoren, welche notwendig sind zum Gelingen guter franz. Aufsätze. Gelingt es nicht, so von innen heraus den franz. Aufsatz zu heben, so dürfte nach des Verfassers Ansicht seine Abschaffung in nicht ferner Zeit in Frage kommen (S. 114).

VI. Auswahl der Lektüre. In diesem Punkt herrscht noch

immer ziemlich grosse Verwirrung und Unklarheit; über die Auswahl einzelner Schriftsteller sind ja wohl alle einig, aber daneben giebt es eine so ungeheuer grosse Zahl von Ausgaben anderer, zum Teil recht minderwertiger Schriftsteller, die sich noch täglich immerfort vermehren und oft in flüchtigster Weise angefertigt sind, dass es in der That schwer ist, eine richtige Auswahl zu treffen. Es herrscht noch keine Einigkeit darüber, in welchem Masse geschichtliche oder beschreibende Lektüre betrieben werden soll, welchen Platz man der Novelle oder der poetischen Lektüre einräumen soll, wie weit der litterarhistorische oder der praktisch-utilitarische Gesichtspunkt Berücksichtigung finden soll. Man untersucht die Schriftwerke auch zu wenig auf ihren erzieherisch-unterrichtlichen Wert und bei dem grossen Reichtum der franz. Litteratur ist es allerdings verführerisch, immer neue Schriftwerke herauszugreifen und herauszugeben, um das Hübsche durch noch Hübscheres abzulösen. Mit Recht bevorzugt man die Erzählungslitteratur der Franzosen; bei geschichtlichen Stoffen wählt man diejenigen, welche eine lebendige Anschauung des geschichtlichen Lebens vermitteln und auch die Kulturgeschichte wird nicht vergessen. Die geschichtliche Lektüre soll wesentlich die Geschichte Frankreichs behandeln, und auch die Einführung in die Landeskunde wird als neues Ziel aufgestellt; an realistischen Anstalten werden auch sogar naturwissenschaftliche und technische Stoffe benutzt. Von der klassischen Tragödie braucht der deutsche Schüler nur 1—2 Hauptwerke zu kennen, und zwar sind dieselben auf Obersekunda zu lesen, damit die Prima für mehr bildende und mehr befriedigende Stoffe übrig bleibe. Mit Recht sagt Münch, dass unsere Schüler sich nicht für die klassische Tragödie erwärmen werden; der Lehrer wird sich zu zeigen bemühen, wie jene Tragödien einst als das Höchste und Vornehmste galten, was die Franzosen auf dramatischem Gebiet hervorgebracht hatten, doch wird er sie nicht als das Ideal für die Gegenwart hinstellen können. In Prima soll Frankreichs grösster Dichter, Molière, gelesen werden.

VII. Behandlung der Lektüre. Vor allem verlangt Münch bei der Uebersetzung eines franz. Textes die Uebertragung desselben in wirklich gutes korrektes Deutsch. Er giebt schätzenswerte Winke für die Uebersetzung aus dem Französischen an einigen Beispielen aus Voltaires Charles XII. und aus Lanfrey (S. 77—81). Inbetreff der Kommentare der Schulausgaben franz. Schriftsteller verlangt der Verf. die grösste Beschränkung, da die herrschenden Anmerkungen viel Verfehltes zeigen: sie sind entweder viel zu lang und weitschweifig, oder sie sind für den Schüler zu hoch und wohl noch öfter zu niedrig oder sie sind weiter nichts als eine Kritik der Sprache des Schriftstellers. Das Notwendige sollte in einem Anhang stehen und die überflüssigen Uebersetzungshilfen am Fussende der Seiten müssten ganz verschwinden. Die Anmerkungen sollen dem Schüler nicht die Kraft und dem Lehrer nicht die Lust verderben. Auch die Einleitungen sind oft zu tadeln. Es hat keinen Zweck, an den Anfang des Buches eine Lebensbeschreibung des Autors zu setzen mit allen möglichen Einzelheiten und Daten, sondern der Autor ist dem Verständnis des Schülers durch sein Werk selbst näher zu bringen und er muss seine Persönlichkeit während der Lektüre verstehen lernen. Bei der Dichterlektüre muss man nicht zu lange bei sprachlichen Einzelheiten verweilen und stets nur pedantisch vergleichen, was heutiger Prosaausdruck dafür sein würde, sondern bei dem Schüler ein Gefühl dafür erwecken, dass die dichterische Sprache überhaupt eine Sprachsphäre für sich ist.

Auch bei der Uebersetzung ist darauf Rücksicht zu nehmen und es ist gut, gelegentlich das Original in deutsche Verse zu übertragen. Nament-

lich in der klassischen Tragödie muss man sich vor allen wörtlichen Uebersetzungen hüten, da sonst das Erhabene leicht lächerlich wird.

Man unterscheidet gewöhnlich drei Arten der Lektüre: die statarische, die kursorische und die Privatlektüre. Münch meint, bei demselben Autor müsse nacheinander ein verschiedenartiges Verfahren eintreten: zuerst das langsam ergänzende, dann das sicher schreitende, später das leicht bewältigende und gelegentlich auch das rasch durchlaufende; schliesslich könne man auch gewisse Teile zu privater Bewältigung aufgeben.

VIII. Hilfswissenschaften und Hilfsbücher. Zwar muss das Wissen von der Sprache hinter dem Können der Sprache selbst zurückstehen, aber man wird trotzdem auf der oberen Stufe metrische, synonymische, litterargeschichtliche und sprachgeschichtliche Aufklärungen im geeigneten Falle nicht unterlassen, und mehr noch als bisher muss die Stilistik gewürdigt werden. — Viele Regeln über die Verslehre haben für den Schüler keinen Wert, vielmehr entwickelt sich hier am besten die Erkenntnis an der Hand der praktischen Bethätigung des Lesens. Die ausreichende Anleitung zum ersten Lesen französischer Verse erfordert nicht viel und die Einzelheiten brauchen erst da gegeben zu werden, wo die Praxis sie zum Bedürfnis macht. Eigentümlich fremd wird nach Münchs Ansicht die franz. Metrik dem Deutschen immer bleiben. Von den verschiedenen Dichtungsarten muss der Schüler ausser dem vom *vers héroïque* beherrschten Gebiete besonders die Fabeln Lafontaines und die ernstere Chanson Bérangers kennen lernen; das Lesebuch kann diesen Gesichtskreis dann noch erweitern. Das Lesebuch soll auf der Mittel- und Oberstufe weniger den Stoff für die Schullektüre bilden als vielmehr neben die Schriftsteller und die Grammatik treten und dem Schüler ein Begleiter sein durch die ganze Schulzeit, ähnlich wie das deutsche Lesebuch im deutschen Unterricht.

Der franz. Unterricht hat gegenwärtig sein Endziel noch nicht erreicht, sondern er beginnt eine weitere Krisis durchzumachen und die Hauptfrage ist das Verhältnis der idealen und historischen Ziele zu den praktischen. Die letzteren dürfen nicht preisgegeben werden, aber auch nicht eine solche Alleinherrschaft erlangen, dass der franz. Unterricht auf eine Art Abrichten hinausliefe.

Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, was Münch in richtiger Würdigung der Sachlage über den Lehrer selbst sagt (S. 13). Die neue Behandlung des franz. Unterrichts erfordert von ihm grössere Beweglichkeit und erhöhte Kraftanstrengung; damit ist aber auch seine Stellung eine würdigere und seine Persönlichkeit schwerwiegender geworden. Wenn er freilich das Geforderte wirklich leisten soll, so muss ihm eine geringere Stundenzahl aufgebürdet werden, denn wirkliche Geistesarbeit lässt sich nicht wie Schreibstubendienst zumessen und leisten.

Ich habe versucht, in Vorstehendem aus der reichen Fülle anregender Gedanken, welche Münch in seinem Buche bietet, diejenigen hervorzuheben, welche nach meiner Meinung die beachtenswertesten sind und am besten den Standpunkt des Verfassers kennzeichnen. Vieles, was Münch bereits im Jahre 1883 bei dem ersten Erscheinen seiner Schrift als wünschenswert bezeichnet hatte, ist seitdem in Fachkreisen allgemein gebilligt und zum Teil auch durch die neuen preussischen Lehrpläne als Norm hingestellt worden. Aber viel bleibt noch zu thun übrig, damit das wahre Ziel des franz. Unterrichts an unseren höheren Lehranstalten erreicht werde und es ist die neue Auflage von Münchs Schrift mit Freuden zu begrüssen und allen Fachgenossen angelegentlich zu empfehlen. Man erkennt bei der Lektüre der Schrift den feinen Kenner des Französischen

und den erfahrenen Pädagogen, und die ruhige, massvolle Sprache, in welcher das Buch geschrieben ist, berührt ungemein wohlthuend.

Da ich des Verfassers Ansichten im allgemeinen durchaus teile, so habe ich zu den obigen Ausführungen nur wenig hinzuzufügen.

Verf. meint, dass eine Klasse nicht imstande sein wird, franz. Verse gut zu lesen und dass man daher davon Abstand nehmen soll, die Schüler franz. Gedichte öffentlich deklamieren zu lassen (S. 40). Das erstere ist gewiss richtig, aber wenn die Schüler an vielen Anstalten deutsche Gedichte öffentlich in der Aula vortragen, ohne dass sie natürlich imstande sind, dieselben so vollendet wie ein Recitator vorzutragen, warum sollen dann nicht ein paar gut beanlagte Schüler 1 oder 2 franz. Gedichte oder Dialoge vortragen? Man muss eine solche Deklamation natürlich nicht als Kunstleistung, sondern eben nur als eine Schülerleistung betrachten. Auch musikalische Schüleraufführungen werden dem strengen Kritiker immer Anlass zum Tadel geben, ohne dass man sie deswegen aufgiebt, da sie doch einem pädagogischen Zwecke dienen, nämlich die Schüler daran gewöhnen sollen, öffentlich aufzutreten und an einen freien Vortrag vor einem grösseren Publikum sich zu gewöhnen. —

Bei Besprechung der schriftlichen Arbeiten (S. 56) verteidigt Münch die Exercitien, d. h. die häusliche Uebertragung eines meist gedruckten deutschen Textes in das Französische, gegen diejenigen Pädagogen, welche neuerdings sich gegen derartige Arbeiten ausgesprochen haben. Auch ich kann mich nicht davon überzeugen, dass die Exercitien eine erziehende Bedeutung haben; im Gegenteil verleiten sie den Schüler sehr leicht zu Unselbständigkeit und zur Benutzung unerlaubter Hilfsmittel; bei einem Exercitium weiss der Lehrer meistens nicht, wieviel davon geistiges Eigentum des Schülers ist und wieviel er der Hilfe besserer Kameraden verdankt oder der Unterstützung solcher Familienmitglieder, die des Französischen einigermassen kundig sind. Da man ferner jetzt seltener aus dem Deutschen übersetzen lässt als früher, besonders in den unteren und mittleren Klassen, und den Stoff zu solchen Uebersetzungen meistens aus der Lektüre nimmt, so schwindet damit die Daseinsberechtigung der Exercitien auf dieser Stufe noch mehr; jedenfalls dürfen sie nicht als Massstab für die Leistungen des Schülers dienen, sondern hierfür kommen doch in erster Linie die mündlichen Leistungen und dann die in der Klasse angefertigten schriftlichen Arbeiten in Betracht.

Unter den verschiedenen Arten schriftlicher Arbeiten, welche Münch aufzählt, vermisse ich das sogenannte Formenextemporale, welches mir für die unteren Klassen von grossem Nutzen zu sein scheint und sehr wichtig für die Befestigung der Verbformen ist. Man kann es vielfach variieren nach den Andeutungen, welche Walter in seinem Lehrplan dafür gegeben hat. (Walter, *Der franz. Klassenunterricht.* Marburg, 1888. S. 93 f.)

Beachtenswert ist des Verfassers Standpunkt in Betreff des franz. Aufsatzes (S. 114). Er glaubt, dass die Abschaffung desselben in nicht ferner Zeit in Frage kommen dürfte, wenn es nicht gelingt, ihn von innen heraus zu heben. Es ist gewiss richtig, dass bei dem früheren Betrieb des Franz. diese Aufsätze ziemlich wertlos waren, da sie wohl nur selten in einer Sprache geschrieben waren, die man wirkliches Französisch nennen konnte. Woher sollten die Schüler dazu auch die Fähigkeit erlangt haben, da in den unteren und mittleren Klassen nie Vorarbeiten dazu gemacht worden waren? Dazu kommt, dass die Korrektur französischer Aufsätze eine grosse Last für den Lehrer ist und voraussetzt, dass derselbe das Französische in nicht geringem Masse beherrsche. Bei konsequenter Anwendung der neuen Methode ist ein Erfolg

auf diesem Gebiete vielleicht eher zu hoffen, obwohl diese Methode noch jung ist und wir noch zu wenig Erfahrungen in ihr besitzen. Es ist zu bedauern, dass man in den neuen preussischen Lehrplänen versucht hat, einen Kompromiss zwischen der alten und neuen Methode zu schliessen, indem man dem Uebersetzen aus der Muttersprache in die fremde einen zu breiten Raum gewährt hat, anstatt schon in der Abschlussprüfung für Untersekunda eine freie franz. Arbeit zu fordern. Solange der Lehrplan für das Franz. nicht einheitlicher gestaltet wird, fürchte auch ich, dass die Versuche in der Abfassung franz. Aufsätze ziemlich fruchtlos bleiben werden.

ELBING. DR. BLOCK.

Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, herausg. von Dr. A. Baumeister. III. Band: *Didaktik und Methodik der einzelnen Lehrfächer.* Zweite Abteilung: *Französisch,* bearbeitet von Dr. **Wilhelm Münch**, München 1895, C. H. Beck. 107 S. 4 M.*)

Seit 3 Jahren haben wir in Preussen die neuen Lehrpläne, die auch für den Betrieb des französischen Unterrichts gegen früher wesentlich veränderte Bestimmungen enthalten. In der Hauptsache sind darin die Forderungen, die seit dem Beginne der Reformbestrebungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts so zahlreich und vielgestaltig erhoben worden sind, anerkannt und gleichsam amtlich bestätigt worden. Doch kann die Unterrichtsbehörde nicht mehr thun als das Ziel für jedes Unterrichtsfach bestimmen und ganz allgemeine Grundsätze für die Erreichung dieses Zieles aufstellen; die vollständige Ausgestaltung des Lehrverfahrens überlässt sie füglich berufenen Fachmännern. Unter den neuen Verhältnissen war also eine Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts ein dringendes Bedürfnis, zumal da das einzige umfassende Werk ähnlichen Inhalts, Otto Wendts mit Recht gelobte *Encyclopaedie des franz. Unterrichts* (Hannover, 1888, Meyer), jetzt durch die Thatsachen überholt ist.

W. Münch war wie kaum ein zweiter dazu berufen, die vorhandene Lücke auszufüllen, denn er bot sowohl durch seine amtliche als auch durch seine schriftstellerische Thätigkeit von vornherein eine Gewähr für das Gelingen der übernommenen Aufgabe. Dass sein Werk dem *Handbuch* einverleibt wurde, gereicht beiden Teilen zum Vorteil und zur Ehre.

Was M. in seiner bekannten, jetzt neuaufgelegten Schrift: *Zur Förderung des französischen Unterrichts* (Leipzig, Reisland, 1895) in kräftigen Umrissen nur skizzirt, das führt er in seiner *Didaktik und Methodik* bis ins einzelne sorgfältig aus. Der Inhalt verteilt sich auf folgende Hauptabschnitte: I. Einleitende Betrachtungen. II. Die einzelnen Gebiete des französischen Unterrichts. III. Die Organisation des franz. Unterrichts. IV. Hilfsmittel f. d. fz. Unterricht. V. Der Lehrer des Französischen.

*) Dieselbe Abteilung enthält auch: *Englisch* bearbeitet von Dr. Friedrich Glauning.

Den Standpunkt des Verfassers können wir nicht besser bezeichnen als durch Anführung seiner Hauptforderungen, die er in § 5—6 der Einl. an den französischen Unterrichtsbetrieb stellt.

1. „Das Sprachwissen soll eine dienende Stellung haben; die Erkenntnis der gesetzlichen Normen, welche als Grammatik zusammengefasst werden, ist ausdrücklich als Mittel zum Zweck zu behandeln und nur im Umfang des wirklichen Bedürfnisses anzustreben . . . . ." 2. „Das Können, zu welchem entschieden hingeführt werden muss, ist zunächst ein wesentlich technisches Können, nämlich gute Aussprache und Fertigkeit in mündlicher Handhabung der Sprache innerhalb der erreichbaren Grenzen . . . . ." 3. „Auch das rein geistige Können muss nicht auf Beherrschung von Regeln beschränkt sein, sondern mit auf Entwicklung des Sprachgefühls beruhen, wie es durch ein reichliches Sicheinleben in die Sprache erzielt wird und sowohl receptiv . . . . wie produktiv . . . . sich bewährt." 4. „Nicht fehlen darf die Vertrautheit mit demjenigen konkreten Sprachstoff, welcher zum Ausdruck aller der allgemeinsten und regelmässigsten Lebensvorgänge und der durch sie berührten Gegenstände dient; nicht fehlen darf eine umfassendere Anschauung der nationalen Kultur der Franzosen in Vergangenheit und Gegenwart, zu gewinnen an einer nach festen Gesichtspunkten gewählten und gepflegten Lectüre."

Dazu kommen noch einige allgemeinere pädagogische Anforderungen, deren wichtigste wörtlich lauten: „Das regelmässige Ausgehen von der Anschauung, das Selbstfinden der Gesetze (Induction) aus dem Anschauungsstoff, die gründliche Behandlung des Wesentlichen und verhältnismässige Preisgebung des Unwesentlichen, die möglichste Verbindung eines wertvollen Sachinhalts mit der vorzuführenden Sprachform, das rechte Verhältnis zwischen Erkennen und Ueben, die Vorherrschaft der mündlichen Bethätigung vor der schriftlichen oder doch die besonnene Begründung der letzteren auf die erstere, die Herstellung steter Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Seiten des Unterrichts, und die Verbindung des gesamten Fachunterrichts mit demjenigen der formal angrenzenden oder sachlich nahetretenden Fächer". Wenn wir noch hinzufügen: „Lebendigkeit des Unterrichtsbetriebes ist unbedingteste Forderung für eine lebende Sprache, für das Französische . . . ganz besonders", so haben wir den „ruhigen Niederschlag aus einer stürmischen Bewegung". Das ist der feste Boden, auf den sich der Verfasser stellt, um all die zahlreichen Einzelfragen von grösserer oder geringer Wichtigkeit zu beurteilen und zu beantworten.

Wie meisterhaft Verf. seine Aufgabe löst, zeigt der II. Hauptteil, der folgende Kapitel enthält: A. Aussprache. B. Sprechen. C. Grammatik nebst mündlichen Uebungen. D. Schriftliche Arbeiten. E. Die Auswahl der Lectüre. F. Die Behandlung der Lectüre. G. Der Wortschatz. H. Nebengebiete des Unterrichts (Synomymik, Stilistik, Verslehre, Litteraturgeschichte, Sprachgeschichte). Die oben erwähnten Grundsätze werden auf die einzelnen Gebiete angewandt und die schulmässige Behandlung der verschiedenen Unterrichtsstoffe dargethan, doch nicht einseitig subjectiv, sondern im besten Sinne objectiv, indem Verf. nicht allein einen Rückblick wirft auf die frühere Art des Unterrichts, sondern auch die verschiedenartigen Ansichten der Reformer einer Beurteilung unterzieht, sodass schliesslich durch „Abwägung und Ausgleich" der richtige Weg zum Ziele gefunden wird und die Mittel und Wege zur Erreichung desselben angegeben werden. Dass Verf. die Bestimmungen der neuen Lehrpläne stets im Auge behält, ist für den Zweck des Werkes natürlich und richtig. Er stellt sich auf den Boden des festgesicherten Besitzes; nur diejenigen Grundsätze, die sich in der Praxis vollkommen bewährt

haben, empfiehlt er zur Nachachtung, darum ist er, um nur einiges hervorzuheben, ebensosehr gegen die unbedingte Herrschaft der „phonetischen" und der „imitativen Methode", ohne ihre gelegentliche Hülfe zu verschmähen, wie für eine mässige Verwendung von Einzeilsätzen und die Beibehaltung des „Hinübersetzens". So wählt er in Uebereinstimmung mit der Ansicht wohl der grösseren Mehrzahl der Reformer und gewiss auch der Lehrer des Französischen die goldene Mittelstrasse, die, solange nicht eine bessere gefunden und erprobt ist, gewiss die sicherste ist.

Auf den Inhalt dieses ausserordentlich reichhaltigen II. Cap. näher einzugehen, verbietet leider der Raum. Zum Tadeln bietet sich keine, zum Loben viel Gelegenheit; man lese z. B. nur die vortrefflichen Abschnitte über die Behandlung der Aussprache und der Sprechübungen, und ganz besonders den über die Behandlung der Lectüre. Der letztere Abschnitt wird durch einige Proben klassischer Uebersetzung französischer Schriftsteller trefflich erläutert. Besonderen Dank schulden wir dem Verf. auch für die gesonderte, ausführliche Behandlung der sogn. Nebengebiete des franz. Unterrichts, die in der Praxis nur zu oft gering geschätzt werden. Sind nicht die Kenntnisse, die Verf. in der Litteraturgeschichte (§ 77) fordert, etwas zu weitgehend?

Nicht minder trefflich ist der III. Teil: „Die Organisation des franz. Unterrichts", worin nach Darlegung der allgemeinen Grundsätze behandelt werden: Die Einrichtung des Anfangsunterrichts, die Besonderheit der Schularten, die amtliche Organisation, Bestimmungen der verschiedenen Staaten. Aus dem letzteren Abschnitte entnehmen wir zu unserem Bedauern, dass die Unterrichtsbehörden der verschiedenen deutschen Staaten einschliesslich Oesterreichs den Forderungen der „Reformer" gegenüber noch nicht das Verständnis gezeigt haben wie die preussische Unterrichtsverwaltung.

Eine höchst willkommene Ergänzung der vorhergehenden Abschnitte bildet der IV: „Hilfsmittel für den Unterricht, Fachlitteratur", der in planmässig geordneter Folge und fast lückenloser Vollständigkeit all die Litteratur verzeichnet, deren Kenntnis dem Lehrer des Französischen nötig ist. Von Nachträgen, die uns vereinzelt möglich wären, sehen wir ab, nur möchten wir erwähnen, dass keine eigentlichen Hilfsbücher für das Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische aufgeführt sind, obwohl doch eine Reihe solcher Bücher, z. B. von Burger, Gruner, Lamprecht, Wetzel-Franke, Wilke, Weyhe vorhanden sind. Was übrigens diese Bibliographie besonders wertvoll macht ist der Umstand, dass Verf. fast sämtliche Werke mit erläuternden bezw. beurteilenden Bemerkungen begleitet, sodass vornehmlich dem jüngeren Lehrer des Französischen das Umhertappen erspart und stets die richtige Anweisung für die planmässige Benutzung der Fachlitteratur gegeben wird.

Den Schluss des ganzen Werkes bildet der Abschnitt V: „Der Lehrer des Französischen", der „die Mannigfaltigkeit der Ansprüche", die an ihn gestellt werden, und „das Mögliche und das Nötige" des Erreichbaren, soweit es durch seine Persönlichkeit bedingt ist, in knapper Form darstellt.

Fassen wir unser Urteil zusammen: Münchs *Didaktik und Methodik* ist ein in jeder Beziehung vortreffliches Werk. Wie wir gesehen haben ist der Inhalt ausserordentlich reichhaltig und umfassend; über alles was irgend für die erfolgreiche Erteilung des franz. Unterrichts in Frage kommt, erhalten wir ausgiebige und treffliche Unterweisung. Was der Verf. uns bietet, ist eine harmonische, lebensvolle Verbindung von Theorie und Praxis, und zwar in einer Darstellung, die dem Inhalte vollkommen entspricht, denn sie ist frisch, klar, überzeugend und frei

von Polemik. Man erkennt überall den tüchtigen Meister, der über die Kräfte frei gebietet, den kundigen Führer, der die empfohlenen Wege selbst gewandelt ist, den erfahrenen Schulmann, der in der Praxis selbst gelebt und gestrebt hat. Nur einen allgemeinen Mangel teilt Münchs Werk mit allen gleichartigen Schriften, nämlich den, dass es einen Stoff behandelt, der naturgemäss in steter Entwicklung begriffen ist; nicht all die einzelnen Vorschriften und Ratschläge für den Betrieb des französischen Unterrichts können eine unbedingte Geltung für alle Zeiten haben, die beständige Neuprüfung des schon Erprobten und die Erkenntnis seiner möglichen Vervollkommnung werden manches vielleicht bald ändern, denn das Bessere ist stets des Guten Feind. Trotzdem aber wird Münchs *Didaktik und Methodik* gewiss für lange Zeit das massgebende Gesetzbuch bilden für den Betrieb des französischen Unterrichts. Darum wollen wir dem Verf. herzlich danken für sein Werk und uns der trefflichen Dienste freuen, die es zweifellos dem Lehrer des Französischen leisten wird als unbedingt zuverlässiger Ratgeber.

MUENSTER I. W. FELIX HASE.

Quiehl, Karl. *Französische Aussprache u. Sprachfertigkeit.* — Phonetik sowie mündliche und schriftliche Uebungen im Klassenunterrichte. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Marburg 1893. Elwert. VIII u. 154. Preis : broch. 2 Mk. 70.

Die erste Auflage*) der vorliegenden Schrift erschien im J. 1889 unter dem Titel „Die Einführung in die Französische Aussprache. Lautliche Schulung, Lautschrift und Sprechübungen im Klassenunterricht.“ Sie war in der Absicht veröffentlicht worden auszuführen, wie die Phonetik und die Anschauung im Klassenunterrichte verwendet und auf welche Weise dann so betriebene Sprechübungen zu einem wesentlichen Bestandteile des fremdsprachlichen Unterrichtes gemacht und zweckmässig dazu benutzt werden können, den Schüler in die Kenntnis der fremden Sprache einzuführen.

Seitdem sind von Quiehl und anderen in der angegebenen Richtung weitere Unterrichtsversuche angestellt worden, die den Verf. in der Ansicht bestärkt haben, dass nur durch einen planmässig lautlichen auf der Phonetik aufgebauten Unterricht eine feste Grundlage für eine gesunde Aussprache geschaffen werden kann und dass ferner dasjenige Verfahren, welches den Schüler durch möglichst reichliche Darbietung von fremdem Sprachstoff unter Benutzung der Anschauung und des Nachahmungstriebes in die fremde Spache einführen will, am geeignetsten ist, ihn zum freien mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lebenden fremden Sprache anzuleiten.

Die in der Schrift gegebenen phonetischen Darlegungen sollen nicht den Zweck haben, ein wissenschaftliches Lehrbuch der französischen Phonetik zu ersetzen, sondern wollen nur Beobachtungen geben, welche im Klassenunterrichte entstanden sind, sowie Anhaltspunkte und Fingerzeige, von denen Verf. hofft, dass sie dem Studierenden und dem deutschen Lehrer bei der Einführung deutscher Schüler in der französischen Aussprache von Nutzen sein können.

---

*) Vgl. meine Besprechung in der Zs. „Mädchenschule“ von Hessel u. Dörr. Jahrgg. 1891, S. 107 ff.

Diese dem Vorwort (VII u. VIII) entlehnten Zeilen geben zugleich den allgemeinen Charakter der Schrift wieder.

Was den Inhalt im einzelnen anlangt, so bringt Qu. seine Ausführungen in folgenden Einzel-Kapiteln. 1. Einführung in die französische Aussprache. 2. Lautlicher Unterricht. 3. Phonetik im Klassenunterrichte. 4. Die Einzellaute (Vokale [Mund- u. Nasenvokale], Konsonanten). 5. Rechtschreibung u. lautliche Schulung. 6. Die Aussprache im Satze. 7. Anfangsunterricht. 8. Lautliche Schulung u. Rechtschreibung. 9. Sprechübungen. 10. Schriftliche Uebungen. 11. Vorbildung des Lehrers und Methode. 12. Schluss. Daran schliesst sich ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

Von diesen Abschnitten sind gegen die erste Ausgabe neu hinzugekommen Nr. 10 und 11, die andern sind zum Teil ergänzt, zum Teil ganz umgearbeitet worden; besonders verstärkt sind diejenigen über die Aussprache im Satze und über die Sprechübungen, Aenderungen, welche einen neuen Titel notwendig erscheinen liessen.

Es kann nun nicht meine Absicht sein, im Folgenden auf all diese Einzel-Kapitel des Näheren einzugehen und die Fülle des erörterten Materials kritisch zu beleuchten: ich muss hier auf die Lektüre des Buches selbst verweisen. Um aber doch einen raschen Ueberblick von dem zu geben, was Qu. im einzelnen will, sei es mir gestattet, von jedem Abschnitte jedesmal kurz das wesentlichste Merkmal, gleichsam den springenden Punkt herauszuheben.

1. Einführung. Verf. hält es sehr wohl für möglich, dass der grundlegende Aussprache unterricht von allen neusprachlichen Lehrern in derselben Weise erteilt werde, mögen dieselben im übrigen ein noch so verschiedenes Verfahren einschlagen. Mit dem alten Buchstabenkultus müsse bedingungslos gebrochen werden. Auszugehen sei streng vom Laute, und der heutige Ausspracheunterricht müsse mehr bieten als nur eine vergleichende Betrachtung von Schreibuug und aussprache.

2. Lautlicher Unterricht. Auszugehen ist von der Einschulung der Einzellaute, da die Anzahl derjenigen Laute, welche in beiden Sprachen verschieden sind, zu gross ist, als dass man mit dem Vorsprechen ganzer Wörter anfangs zum Ziele kommen könnte. Es empfiehlt sich eine planmässige Einübung der französischen Laute mit besonderer Berücksichtigung dessen, was sie von den deutschen unterscheidet. Diese vorbereitenden Lautübungen werden in den zwei Anfangsstunden angestellt, dann zur weiteren Einübung der Laute als Einzelgebilde und im Wortgefüge ein kleines Gedicht durchgenommen, das zugleich singbar ist; hierauf wird zu zusammenhängendem Sprachstoff übergegangen.

3. Phonetik im Klassenunterrichte. Dieselbe trete überall da ein, wo die Nachahmung allein nicht sicher und schnell genug zum Ziele führt. Die phonetischen Hilfen werden sich nur auf Erreichbares zu erstrecken haben und die Art der zu erteilenden phonetischen Winke je nach den verschiedenen Gegenden verschieden sein. Es ist unnötig, dass der Schüler die Enstehungsart der Laute, den Ort ihrer Hervorbringung u. a. erklären lerne. Die Hauptsache sei nicht aus den Augen zu verlieren: Erzielung einer guten Aussprache. Alles Andere sei nebensächlich.

Jedenfalls sei in allen deutschen Landschaften ein sorgfältiger lautlicher Vorbildungsunterricht notwendig, da derselbe nicht nur für den ganzen Gang des mündlichen Unterrichts ein reichliches Mass an

Zeitersparnis bedeute, sondern daneben auch die sachgemässe Vorbereitung für die Beherrschung der Schreibung der fremden Sprache bilde.

4. Die Einzellaute. Verf. beschäftigt sich hier sehr eingehend mit der Beschreibung der Vokale und Konsonanten, doch immer nur insoweit als sie für die unterrichtliche Einübung in Betracht kommen. Bei den Vokalen weist er unter anderen auf die Verschiedenheit der französischen unter sich und mit den deutschen hin, betont die rege Lippenthätigkeit der ersteren, verweilt beim leisen Einsatz u. a. m., während er bei den Konsonaten in erster Linie darauf dringt, dem Schüler den Unterschied zwischen stimmlosen und stimmhaften Lauten zum klaren Verständnis zu bringen. Ueberhaupt aber seien im grössten Teile von Deutschland fast alle, in einigen Gegenden sämtliche französische Konsonanten neu einzuüben.

Die Einzellaute nicht mit der nötigen Vorsicht behandeln, heisse von vornherein auf eine befriedigende Aussprache verzichten. — Die schulmässige Einübung geschieht an der Hand von Lauttafeln.

5. Rechtschreibung und lautliche Schulung. Quiehl erörtert die Frage, ob mit der Einführung in die Aussprache zugleich eine Einführung in die Rechtschreibung der fremden Sprache wünschenswert sei. Auf Grund von Unterrichtsergebnissen entscheidet er sich für seine Person für die Einführung in die Aussprache ohne gleichzeitige Berücksichtigung der Rechtschreibung, so zwar dass, während er früher gleichzeitig mit der mündlichen Einübung das Schriftbild berücksichtigte, er jetzt im ersten Unterricht die Rechtschreibung so lange fernhält, bis die Hauptschwierigkeiten der Aussprache bewältigt sind. Er fügt die wichtige Bemerkung bei, dass die Erfahrung, nicht irgend welche lehrhaften Erwägungen, ihn diesen Weg als den zweckmässigeren wählen liess.

6. Die Aussprache im Satze. Dieser Abschnitt ist die pièce de résistance des Quiehlschen Buches. Ich kann gar nicht daran denken, die ungemein eingehenden Erörterungen in ihrer Gesamtheit auch nur kurz zu berühren, wenn man bedenkt, dass das Kapitel in folgende Unterabteilungen zerfällt. a) Die Silbe. b) Das Einzelwort. c) Die Lautwerte. d) Nachdruck und Tonhöhe. e) Lautdauer. f) Lautverdoppelung. g) die e-haltigen Silben (äusserst wichtig! Ref.). h) Lautangleichung. i) Lautschwund. k) Flüsterlaute. l) Die Bindung. m) Volksaussprache und Schulaussprache. Nur ein paar lose Sätze aus den beiden letzteren. Bindung ist nicht durchaus verknüpft mit Hörbarwerden von Konsonanten, die Hauptsache ist, den Schüler zum leisen Vokaleinsatz zu führen, womit die Frage der Bindung für den Anfänger gelöst ist. Das Hörbarwerden sonst stummer Konsonanten ist demgegenüber von minderer Wichtigkeit, und die Umgangssprache wendet es nur sparsam an. Konsonantische Bindung ist vielfach deshalb unangebracht, weil sie steif, auffällig, missverständlich, ja oft lächerlich ist; dagegen sind unbedingtes Erfordernis für gutes Lesen vor allem saubere Einzellaute, richtige Zusammenfassung derselben zu Sprechtakten, sinngemässe Satzbetonung. — (Zu m.) Bei der Einführung in die französische Aussprache ist die Form der Sprache der gebildeten Kreise zu Grunde zu legen und zwar derartig, dass zunächst die vollen Formen zu lehren sind und darauf ihre Verwendung im gesprochenen Satze.

Aus der Kenntnis der Aussprache der feineren Umgangssprache ergiebt sich im Laufe des Unterrichts die Kenntnis der gewählten Schulaussprache, welche mit jener in den wesentlichen Punkten übereinstimmt.

7. Der Anfangsunterricht. Der lautliche Anfangsunterricht kann unabhängig davon, welcher Methode der Lehrer sonst folgt, ange-

wandt werden, wenn nur als Hauptziel der fremdsprachlichen Unterweisung immer die Fähigkeit hingestellt wird, die zu erlernende Sprache in Rede und Schrift bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen, wobei festgehalten werden muss, dass die Ausdrucksfähigkeit in der Schrift von der Sprechfertigkeit abhängig ist. In diesem Kapitel kommt Verf. auch auf die Lautschrift zu sprechen, redet ihr das Wort und zeigt, wie dieselbe im Anfangsunterricht sowohl zur Versinnbildlichung der vom Lehrer richtig vorgesprochenen Laute als dazu nutzbringend verwendet werden kann, die Einprägung der gewöhnlichen Rechtschreibung fördern zu helfen.

8. Lautliche Schulung und Rechtschreibung. Lautliche Schulung hat eine reinigende Kraft. Richtige lautliche Auffassung nämlich hat gewöhnlich die richtige Schreibung im Gefolge, während bei lautlich nicht geschulten Schülern eine besondere Anstrengung und Belastung des Gedächtnisses für die Einprägung der richtigen Schrift- (bes. Konsonanten-) Zeichen nötig ist.

Die lautliche Schreibung bedeutet also eine beträchtliche Ersparung von Gedächtnisstoff.

9. Sprechübungen. Wiederum ein ausführliches Kapitel, aus dem nur soviel mitgeteilt werden soll, dass Verf. diese wichtigen Uebungen durchaus planmässig vorgenommen wissen will, wobei die Anschauung die Hauptrolle spielt, Anschauung der Sache selbst oder gutgewählter Bilder (Hölzel!). Auch zur besseren Verdeutlichung grammatischer Bezeichnungen seien Anschauungs- verbunden mit Sprechübungen anzustellen. Immer jedoch sei der Schüler anzuleiten, den fremden Gedanken zu fassen ohne Vermittelung der Muttersprache, auch selbst fremdsprachliche Fragen zu bilden. Später solle der Anfänger den Inhalt eines durchgearbeiteten Stückes freier wiederzugeben versuchen, u. s. w. — Auch ist Qu. der Meinung, dass man durch geeignete Uebungen am französischen Sprachstoffe das regelmässige Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische im Anfangsunterrichte entbehrlich machen könne.

10. Schriftliche Uebungen. Dieselben sollen bei dem neuen Verfahren nicht zu kurz kommen. Im Gegenteil sei zu erwarten, dass bei verständig geleitetem Unterrichte die schriftlichen Leistungen der Schüler bessere werden als die nach der grammatischen Uebersetzungsmethode gewonnenen. Jene Uebungen müssen sich an die mündlichen eng anschliessen, müssen aus ihnen gleichsam heraus wachsen. Sie haben sich daher lediglich zu erstrecken auf Befestigung der Rechtschreibung sowie auf Einübung, Verarbeitung und Befestigung von Sprachstoff. Diesem Zwecke dienen beispielsweise Abschriften, Niederschriften aus dem Gedächtnisse, Diktate, Beantwortung französisch gestellter Fragen, Umformungen, Inhaltsangaben, Niederschrift kleiner vorerzählter Geschichten, Bildung von Konjugationssätzen etc. Aus all diesen schriftlichen Uebungen ergibt sich als Endziel der Aufsatz.

11. Vorbildung des Lehrers und Methode. Das „reformierte“ Verfahren setzt auch einen „reformierten“ Lehrer voraus, jedenfalls einen solchen, der selbst eine tadellose Aussprache besitzt und auf Grund phonetischer Kenntnisse Ohr und Sprechwerkzeuge wohl geschult hat, der ferner über eine gewisse Sprechfertigkeit verfügt, welche ihn befähigt, sich über Dinge, die im Bereich des Unterrichts liegen, leicht und fliessend auszudrücken, und der endlich die grammatischen Erscheinungen sicher beherrscht. Ausserdem muss er mit Land u. Leuten des fremden Volkes eingehender vertraut sein, so dass er in der Lage

ist, die Schüler nicht nur in die Sprache, sondern auch in die Landeskunde und Geistesart, in die Geschichte und Litteratur einzuführen.

12. Zum Schluss gibt sich Quiehl den Hoffnungen hin, dass in nicht zu ferner Zeit, wenn noch mehr auch praktisch tüchtig vorgebildete Neusprachler aus den Hochschulen hervorgegangen sind, das neue Verfahren das herrschende sein werde. Gleichwohl dürfe man sich nicht verhehlen, dass im Einzelnen noch gar vieles gründlicher zu erproben, vieles solider auszubauen sei, und an dem Werke der Reform unermüdlich weiter gearbeitet werden müsse, solle endlich eine allseitig befriedigende Lösung gefunden werden. —

Im Vorstehenden habe ich versucht, dem überreichen Inhalte des Buches zwar kurz, aber doch so gerecht zu werden, dass man einen Ueberblick von dem bekommt, was der Verf. will. Dabei bin ich bestrebt gewesen, mich zunächst wesentlich referierend zu verhalten. Nun aber sei es mir auch gestattet, persönlich Stellung zu dem Werke zu nehmen und eine eigene Meinung zu äussern. Was die Stellungnahme zu den vom Verf. erörterten wissenschaftlichen und unterrichtlichen Einzelfragen betrifft, so habe ich bereits im Erscheinungsjahre der obigen Schrift und ganz unabhängig von Quiehl meine diesbezüglichen Grundsätze niedergelegt in einer Arbeit, die den Titel führt: Der neue Sprachunterricht. Ergebnisse der Lehrpraxis nebst Erörterungen und Leitsätzen Cöthen, 1893. O. Schulze, welche ich nachzusehen und mit der ich für das Lautkapitel zu vergleichen bitte die Abhandlung „Lautschulung in meinem Anfangsunterricht“ in der Zs. Neuere Sprachen, I. 2 u. 3. Mein Gesamturteil über das Buch aber kann auf Grund eingehender, streng sachlicher Prüfung nur das Folgende sein: es ist weitaus das beste methodische Werk auf dem Gebiete des neuesten neusprachlichen Unterrichts, ein geradezu unvergleichliches Buch, eine Meisterleistung. Quiehl hat nicht allein die einschlägige Fachlitteratur in sorgfältigster Weise durchgeprüft — das thun andere schliesslich auch — er hat nicht allein wertvolle unterrichtliche Erfahrungen gesammelt, — die sammeln andere wohl auch — er hat es, was mehr ist, verstanden, beides, Studienergebnisse und praktische Erfahrungen, in einer ungemein klaren, ja lichtvollen, verständigen und überzeugenden Form vorzutragen. Ueberall ist der Blick ungetrübt, frei, gross und dabei doch eindringlich; überall begegnet man einem gesunden Raisonnement, überall einer hervorragend geschickten Beweisführung. Es ist eine Lust, dieses Buch zu lesen. Ich werde daher nur dem wohlerworbenen Verdienste des Verfassers gerecht, wenn ich seine Arbeit den Herren Fachgenossen aufs wärmste empfehle. Möge dieses standard work in der Bibliothek keines Neuphilologen fehlen, der es mit seiner unterrichtlichen Aufgabe ernst nimmt.

MÜNCHEN. FANZ BEYER.

ihres deutlich ausgeprägten lothringischen Dialektes halber der Metzer Schreiberschule zugewiesen. Er hat dabei auch die ZZ. 341 ff. des Roman de Flamenca *(Tut l'escriva que son a Mes Non escriurian los motz que fes Ni las captenensas que fes)* und die dazu gehörige Anmerkung P. Meyer's *(j'ignore si Metz arrive simplement ici pour le besoin de la rime: toujours est-il qu'à l'époque carlovingienne il y avait à Metz une école de scribes très renommée)* angeführt, welche K. gleichfalls übersehen hat.

E. STENGEL.

Zu Villon.

I. Zu den mannigfachen nichtverstandenen Stellen bei Villon gehören auch die Verse 145—147 des *Petit Testament.* Sie lauten in der Ausgabe von Longnon:

Et à maistre Jaques Raguier
Laisse l'Abruuouer Popin,
Perches, poires.

Jaques Raguier wird auch an anderen Stellen von Villon als tüchtiger Zecher characterisiert, und es entspricht deshalb ganz unseres Dichters Art, wenn er ihm zwar etwas Trinkbares vermacht, aber einen Stoff wählt, der einem Weintrinker nur wenig behagen kann. Dazu stimmt es vortrefflich, dass er ihm die Tränke Popin hinterlässt. Aber nun *perches, poires.* Die Handschriften geben hier verschiedene Lesarten, so *A paiches poires, F perches poires, B par ses paouvres . . . ., C I perches poussins. Perches, poires* ergiebt sich daraus als die am besten bezeugte Lesart. *Poires* passt auch gut zu obigem Gedanken: die Birne gilt als sehr wasserhaltig und durststillend; so heisst es bei Rabelais: *garder une poire pour la soif.* Man kommt dadurch auf den Gedanken, in dem unverständlichen *perches* ebenfalls eine Fruchtart zu suchen und ohne viele Mühe gelangt man zu *pesches.* Bekanntlich ist der Pfirsich auch eine sehr saftige Frucht, und es wird deshalb kaum noch nötig sein, die Erklärung hierher zu setzen, welche die Académie (1878) für *pêche* giebt: *gros fruit à noyau qui a beaucoup d'eau et qui est d'un goût excellent.*

A hat also die richtige Lesart in anderer graphischer Darstellung. Es ist noch darauf hinzuweisen, dass ein früherer Herausgeber (Lacroix, 1877) bereits *peches* (mit unrichtiger Schreibung statt *pesches*) gedruckt hat, ohne jedoch eine Erklärung zu versuchen. Es wird aber trotzdem gut sein, gegenüber der Verdunkelung der Stelle in der neuesten Villon-Ausgabe jene richtige Lesart wieder hervorzuheben.

II. In den Versen 689—704 des *Grand Testament* erzählt Villon, in welcher Weise ihn einst eine Geliebte an der Nase herumgeführt habe. Nach den Worten:

abusé m'a et faict entendre
tousiours d'ung que ce fust ung aultre

führt der Dichter eine Reihe von Beispielen an, um zu zeigen, wie sehr er genarrt worden sei. Es ist von vorneherein anzunehmen, dass diese Beispiele nicht beliebig gewählt, sondern mehr oder weniger sprichwörtlicher Art sind. Bei manchen der Ausdrücke lässt sich dies nur vermuten, bei einigen aber auch direct nachweisen.

So vergleiche man zu Vers 691 (*de farine, que ce fust cendre)* die Stelle:

mieulx vault la cendre divine
que du monde la farine. Gabr. Meurier, *Trésor des Sentences.*



welchem Frankreich stets das Land der Jugenderinnerung blieb und welcher Paris als eine Stadt pries, die ihresgleichen auf dem Erdkreise nicht habe. Nur in Einem war er ganz der Franzose modernsten Geistes. in seiner tiefinnerlichen Abneigung gegen die römische Kirche, den Orden Jesu und überhaupt gegen jede Art religiöser Bevormundung.

Schwer war es für ihn, sich von der anererbten Bewundrung für Schriftsteller, deren Ruhmesglanze die schneidend-frostige historische Kritik den Tod brachte, loszusagen, und doch hat er es vermocht. Als Edmond Biré sein mehrbändiges Werk über Victor Hugo veröffentlichte, das auf Grund unabweisbarer Thatsachen und unanfechtbarer Documente aus dem Gotte einen Götzen machte und dessen Grösse als eine durch Reclame, Schwindel und selbst Lüge mehr noch, als durch seinen Genius errungene hinstellte, hat er diese bahnbrechenden Forschungen in den Hauptpunkten gewürdigt, wennschon er gegen Einzelnes, nicht mit Unrecht, sich aussprach. Auch Zola und die französischen Naturalisten, die ihm viel weniger sympathisch waren, als der flitternde Strahlenglanz der Romantik, hat er nie ganz ungerecht beurteilt. Freilich war er auch zu sehr Franzose, um recht zu begreifen, wie ein Emile Zola in seiner markigen Kraft und unvergleichlichen Realistik ein Führer und Erzieher seines Volkes werden kann, wenn man nur tiefer seine oft trüben Schlammfluthen durchdringt. Stets zeigt sich S. somit bestrebt, den veränderten Zeitanschauungen und neuen Forschungen Rechnung zu tragen, so dass seinen Schriften immer der Character des nie Veralteten, Jugendfrischen gewahrt bleibt.

An verschiedenen süddeutschen Gymnasien (zuletzt in Freiburg i. B.) thätig, hat er seine academische Thätigkeit erst zwei Jahre vor seinem Tode beginnen können. Vor der Zeit ist er abberufen worden, ehe er weitgesteckte Ziele, wie das einer abschliessenden Victor Hugo-Biographie, erreichen konnte.

R. MAHRENHOLTZ.

In seinem interessanten Aufsatz *die Stadt Metzer Kanzleien* (*Rom. Forschungen* VIII) meint M. Keuffer S. 477 mit vollem Rechte, dass uns in der *geste des Loherains* kein Vertreter der Metzer Schriftsprache erhalten sei. Eine ziemlich starke lothringische Beimischung zeige das Metzer Fragment. (Keuffer meint damit doch wohl das von Bartsch *Zs. f. r. Ph.* IV 575 ff. abgedruckte Bruchstück aus dem Besitze des Baron von Hardenberg in Metz.) Am meisten metzisch sei wohl das von Bonnardot in der *Romania* III 78 veröffentlichte Bruchstück (d. h. die in Dijon befindliche unvollständige Hs., aus welcher Bonnardot am erwähnten Orte eine Beschreibung und Textprobe mitteilte). Hinsichtlich der letzteren Hs. tritt K. damit aber in Widerspruch zu Bonnardot's Angaben l. c. S. 88: *Pour les formes du langage, M. G. Paris a très-bien reconnu que ce sont en général celles de la région sud-est de la Lorraine. Avec un peu plus de précision, et en tenant compte de certaines circonstances locales, j'assignerais de préférence à ce précieux ms. une origine bourguignonne, dans la partie nord-est de cette province, voisine tout à la fois de la Vôge et de la Comté.* Auch im Metzer Bruchstück vermag ich die lothringische Beimischung keineswegs als „ziemlich stark" anzuerkennen. Wunderlicher Weise hat Keuffer die anderen Glieder der Hs.-Familie, welcher das Metzer Bruchstück angehört (*Zs. f. r. Phil.* V 88), ganz unerwähnt gelassen, ich meine E M P X Z H. Diese Hss.-Gruppe hat schon H. Marseille in seiner Dissertation (Marburg 1884) S. 5

ihres deutlich ausgeprägten lothringischen Dialektes halber der Metzer Schreiberschule zugewiesen. Er hat dabei auch die ZZ. 341 ff. des Roman de Flamenca *(Tut l'escriva que son a Mes Non escriurian los motz que fes Ni las captenensas que fes)* und die dazu gehörige Anmerkung P. Meyer's *(j'ignore si Metz arrive simplement ici pour le besoin de la rime: toujours est-il qu'à l'époque carlovingienne il y avait à Metz une école de scribes très renommée)* angeführt, welche K. gleichfalls übersehen hat.

E. STENGEL.

Zu Villon.

I. Zu den mannigfachen nichtverstandenen Stellen bei Villon gehören auch die Verse 145—147 des *Petit Testament.* Sie lauten in der Ausgabe von Longnon:

Et à maistre Jaques Raguier
Laisse l'Abruuouer Popin,
Perches, poires.

Jaques Raguier wird auch an anderen Stellen von Villon als tüchtiger Zecher characterisiert, und es entspricht deshalb ganz unseres Dichters Art, wenn er ihm zwar etwas Trinkbares vermacht, aber einen Stoff wählt, der einem Weintrinker nur wenig behagen kann. Dazu stimmt es vortrefflich, dass er ihm die Tränke Popin hinterlässt. Aber nun *perches, poires.* Die Handschriften geben hier verschiedene Lesarten, so *A paiches poires, F perches poires, B par ses paouvres . . . ., C I perches poussins. Perches, poires* ergiebt sich daraus als die am besten bezeugte Lesart. *Poires* passt auch gut zu obigem Gedanken: die Birne gilt als sehr wasserhaltig und durststillend; so heisst es bei Rabelais: *garder une poire pour la soif.* Man kommt dadurch auf den Gedanken, in dem unverständlichen *perches* ebenfalls eine Fruchtart zu suchen und ohne viele Mühe gelangt man zu *pesches.* Bekanntlich ist der Pfirsich auch eine sehr saftige Frucht, und es wird deshalb kaum noch nötig sein, die Erklärung hierher zu setzen, welche die Académie (1878) für *pêche* giebt: *gros fruit à noyau qui a beaucoup d'eau et qui est d'un goût excellent.*

A hat also die richtige Lesart in anderer graphischer Darstellung. Es ist noch darauf hinzuweisen, dass ein früherer Herausgeber (Lacroix, 1877) bereits *peches* (mit unrichtiger Schreibung statt *pesches*) gedruckt hat, ohne jedoch eine Erklärung zu versuchen. Es wird aber trotzdem gut sein, gegenüber der Verdunkelung der Stelle in der neuesten Villon-Ausgabe jene richtige Lesart wieder hervorzuheben.

II. In den Versen 689—704 des *Grand Testament* erzählt Villon, in welcher Weise ihn einst eine Geliebte an der Nase herumgeführt habe. Nach den Worten:

abusé m'a et faict entendre
tousiours d'ung que ce fust ung aultre

führt der Dichter eine Reihe von Beispielen an, um zu zeigen, wie sehr er genarrt worden sei. Es ist von vorneherein anzunehmen, dass diese Beispiele nicht beliebig gewählt, sondern mehr oder weniger sprichwörtlicher Art sind. Bei manchen der Ausdrücke lässt sich dies nur vermuten, bei einigen aber auch direct nachweisen.

So vergleiche man zu Vers 691 (*de farine, que ce fust cendre)* die Stelle:

mieulx vault la cendre divine
que du monde la farine. Gabr. Meurier, *Trésor des Sentences.*



Die Worte des Verses 697 (*du ciel, une paelle d'airain)* gehen ebenfalls auf ein mehrfach vorkommendes Sprichwort zurück:

croioyt que nues feussent paelles d'arin. Rabel. I, 11.
on luy feroit croire que les nuces sont des poesles d'airain. Comédie des Proverbes II, 6.
nuees qui sont poilles d'airain. Des Périers, *Cymbal. mundi* p. 92.
aultres faisoyent de nues paesles d'arain. Rabel. V, 22.

Der Sinn von Vers 697 wie derjenige der übrigen Verse ist also, dass die Geliebte ihm das Unglaubwürdigste glaubhaft gemacht hat. Villon hat sich eine kleine Abweichung vom Texte des Sprichwortes erlaubt, indem er *ciel* für *nues* sagt. Aber er wird dazu gezwungen, weil er sich im folgenden Verse einer ähnlichen Wendung bedient, in der er des Wortes *nues* bedarf (*des nues, une peau de veau*). Auch hier liegt ein Sprichwort zu Grunde:

nues sont de peaux de veaux. Du Fail, *Contes d'Eutrapel* p. 442.

Auch die Sentenz, mit welcher der Dichter die Aufzählung der Beispiele unterbricht (v. 695 u. 696):

tousiours trompeur autrui engaultre
et vent vecies pour lanternes

enthält ein geläufiges Sprichwort in den Worten: *vent vecies pour lanternes:*

pour lanterne vus vent vessie. Chardry, *Josaphaz* 137.
icil qui vient devers Salerne
lor vent visie por lanterne. Guiot de Provins, *La Bible* 2632.
quant li bourgois oï Aubrée
qui li a vendut la vessee
et pour vessie et pour lanterne,
il le preudomme point ne ferne
qui n'i entendoit se bien non;
Dame Aubrée mist à raison. Montaiglon et Raynaud V, 296.
c'est ainsi qu'il le faut tromper
et luy monstrer qu'une vessie
est une lanterne. Grevin, *Les Esbahis* IV, 3.
me voulez vous faire entendant
de vecies que sont lanternes? Pathelin.
aultres faisoyent de vessies lanternes. Rabel. V, 22.
quand ma vessie me fait souvenir qu'elle n'est pas une lanterne, comme dit le proverbe, je relis les lettres du roi philosophe. D'Alembert, *Lettres.*
faire croire à q. que les vessies sont des lanternes. Sachs-Villatte.
prendre des vessies pour des lanternes. Maupassant, *Fort comme la Mort.*

Es mag gestattet sein, das Witzwort mitanzuführen, welches sich an vorliegendes Sprichwort knüpft. *Ce proverbe*, sagt die französische Ueberlieferung, *rappelle l'heureuse repartie que l'on attribue au marquis de Bièvre. On parlait, devant Mesdames de France, du chirurgien Haran, qui avait inventé de nouvelles bougies pour sonder la vessie. „Qu'est-ce donc", dit l'une des dames, „que ce Haran et ses bougies?" „Madame", répondit de Bièvre, „c'est tout bonnement un homme qui prend des vessies pour des lanternes."*

Wohl infolge dieses Sprichwortes, durch welches *lanterne* mit *vessie* in Verbindung gesetzt wird, hat ersteres eine Bedeutung erlangt, die sich bei Rabelais findet, aber auch schon von Godefroy constatiert wird: *nature de la femme.* Das setzt allerdings voraus, dass *vessie* diese Be-

deutung bereits besessen hat; aber das ist sehr wohl anzunehmen : Iuvenal gebraucht *vesica* mehrfach (1,39; 6,64) in dieser Bedeutung.

III. Die Ballade *De bon conseil (Poés. div.* 169 ff.) beginnt mit folgender Anrede:

Hommes failliz, despourveuz de raison,
Desnaturez et hors de congnoissance,
Desmis de sens, comblés de desraison,
Fols abusez, plains de descongnoissance,
Qui procurez contre vostre naissance . . . .

Man muss Longnon zustimmen, wenn er den letzten Vers in der vorliegenden, allein überlieferten Form für unverständlich erklärt. Der Fehler muss in *procurez* oder in *contre* stecken. Ich dachte zuerst daran, an letzterem Wort zu ändern und etwa zu lesen: *qui procurez honte à vostre naissance.* Aber *procurer* weist immer auf ein bewusstes Handeln hin, und anzunehmen, dass jene Menschen absichtlich ihren Stand ruinieren wollen, hiesse gegen sie ungerecht sein; Villon will nur sagen, dass der thatsächliche Erfolg ihres Thuns die Schädigung ihres guten Namens ist. *Procurez* aber auch noch zu ändern, verbietet die kritische Methode; man ist deshalb wohl auf dem richtigen Wege, wenn man *procurez* als verderbt ansieht. Eine annehmbare Lesart, die sich im Wortbild nicht zu weit von *procurez* entfernt und dabei dem Sinne völlig entspricht, scheint mir das Verbum *protervier* zu bieten, welches bedeutet: *S'élever notemment contre quelque chose* und von dem sich ein Beispiel bei Oresme (14. Jahrhundert) findet. Vielleicht hängt die Verderbnis mit der Seltenheit des Wortes zusammen.

IV. Zu *Gr. Test.* 1802—3:

Faire ung soir cent foiz la faffée
En despit d'Ogier le Danois

hat Stimming bereits gemeint (*Ztschr.* XVI, p. 134), dass es sich um den in der *Karlreise* erzählten *gab* mit der Kaiserstochter handele, wobei dann allerdings Ogier mit Olivier verwechselt sein müsse. Zum Beweise, dass eine solche Verwechslung bei Villon recht wohl möglich ist, möchte ich anführen, dass auch an einer anderen Stelle eine Namensverwechslung eingetreten ist: die Erzählung von Alexander dem Grossen und dem Seeräuber Diomedes (*Gr. Test.* 129 ff.) findet sich nicht bei Valerius Maximus, obwohl Villon ihn deutlich als Quelle angiebt:

Valere pour vray le nous dit
160 *Qui fut nommé le Grant à Romme.*

Longnon denkt an eine Verwechslung mit Nonius Marcellus, bei dem dieselbe Erzählung sich finde, nur dass der Seeräuber dort keinen besonderen Namen trage. Ich habe bei Nonius nichts derartiges entdecken können; ausserdem würden, da Nonius Werk nur aus Citaten besteht und deren Autoren genannt werden, doch wohl diese und nicht ihr Compilator von Villon als Quelle angeführt sein. Ich glaube vielmehr an eine Verwechslung mit dem Alexanderhistoriker Julius Valerius, welchem Villon dies Histörchen vom grossen König, das er irgendwo gehört oder gelesen hatte, mit dem Bestreben zuschob, es seinen Lesern dadurch glaubhafter und bedeutsamer zu machen. Wie dem aber auch sei, eine Verwechslung liegt jedenfalls vor.

V. Zu *Pet. Test.* 31.:

Planter me fault autres complans

möchte ich schliesslich noch eine falsche Worterklärung in Longnon's *Vocabulaire-Index* berichtigen. Dort heisst es s. v. *complant: plainte,*

gémissement. Das ist jedoch unrichtig; *complant* existiert noch jetzt in dem Sinne: *Anpflanzung*, und dem Worte an jener Stelle eine andere Bedeutung zu geben, dazu fehlt jede Veranlassung.

GOETTINGEN. CARL FRIESLAND.

Vereinfachung der Regeln über die Verbindungen und die Stellung von zwei persönlichen Objektsfürwörtern.

In dem grammatischen Teil des bekannten Werkes *Le seizième siècle en France* von Darmesteter und Hatzfeld, Bd. I, S. 298 werden die heute geltenden Regeln über die Stellung der Objektsfürwörter mit den noch im 16. Jahrhundert üblichen verglichen und schliesslich die Frage aufgeworfen: „*Pourquoi de ces deux tournures* *il le lui dira et il le me dira (ou il le te dira), la premier s'est-elle maintenue jusqu' à ce jour, tandis que les deux autres ont été modifiées par l'usage? Pourquoi l'impératif les a-t-il toutes gardées: dis-le-moi; dis-le-lui?*" Eine Antwort auf diese Fragen wird nicht gegeben. Auch unsere Schulgrammatiken bleiben eine solche schuldig. Die meisten der letzteren gehen auf die Bedeutung der Formen ausführlicher ein und erklären, der Akkusativ stände in den Verbindungen unmittelbar vor den Verben. Obwohl das für eine grosse Zahl der möglichen Verbindungen richtig ist, so gilt es doch nicht für die Kombinationen mit *lui* und *leur*, sowie für diejenigen mit *en* und *y*, die mindestens ebenso zahlreich sind. Ausserdem hilft diese Regel in keiner Weise dem Schüler, für den nach den Erfahrungen wohl aller Lehrer diese Dinge eine der ersten und grössten Schwierigkeiten beim Erlernen des Französischen ausmachen; und im praktischen Unterricht sieht man sich schliesslich genötigt, die Kombinationen mechanisch auswendig lernen zu lassen und möglichst häufig zu üben, ohne aber bei allen Schülern die nötige Sicherheit in der Handhabung der Formen zu erreichen.

Dabei hat man einen Umstand übersehen, der zu einer sehr einfachen und ausnahmslosen und daher für den praktischen Unterricht wertvollen Regel führt. Vielleicht liegt in ihr auch der Grund für die heutige Konstruktion. Sie lautet wie folgt:

Bei den Verbindungen von zwei persönlichen Objektsfürwörtern beginnt das zweite stets mit *l*. Haben beide den Anfangsbuchstaben *l*, so steht das voller klingende an zweiter Stelle. Beim positiven Imperativ folgt das mit *l* beginnende unmittelbar hinter dem Verbum.

Zusätze: 1. Aus der Hauptregel ergiebt sich ohne weiteres, dass man nicht sagen kann: *Il me s'est présenté.*

2. *lui* und *leur* verbinden sich nur mit den andern mit *l* beginnenden Fürwörtern. Daher sind ausgeschlossen Sätze wie: *Je me lui suis présenté.*

Es fragt sich nun, warum wohl gerade diese Kombinationen, in denen das zweite Wörtchen mit *l* beginnt, die heute allein üblichen geworden sind; und warum beim Imperativ das mit *l* beginnende an erster Stelle steht? Da, wie wir gesehen haben, der Akkusativ als das nähere Objekt durchaus nicht immer unmittelbar vor dem Verbum steht, so hat wohl die grammatische Funktion nicht den Ausschlag gegeben. Eher liegt der Gedanke nahe, dass lautliche Gründe zu den heutigen Verhältnissen geführt haben. In den üblichen Verbindungen lautet heute das erste Wort stets vokalisch aus, sodass sich das zweite mit *l* beginnende

bequem anlehnen kann. Das bei weitem am häufigsten vorkommende zweite Wort ist *le*, dessen *e* vor Vokalen und einfacher Konsonanz verstummt oder wenigstens verstummen kann. So ergiebt sich in vielen Fällen aus der Kombination ein einsilbiges Wort mit dem Auslaut *l*, wobei zu bedenken ist, dass von beiden Bestandteilen der Kombination der weniger wichtige, das neutrale *le*, teilweise unterdrückt ist, während die wichtigere Personenbezeichnung voll und ganz gewahrt bleibt. Wenn die Zweisilbigkeit erhalten bleibt, so endigt die Wortgruppe stets mit dem voller klingenden Wörtchen. (Bezweifeln könnte man letzteres höchstens in den Verbindungen *nous la*, *nous les*, *vous la*, *vous les*, aber mit Unrecht, denn die beiden Vokale *a* und *ä* haben doch mindestens dieselbe Schallkraft wie *u*.) Dasselbe lässt sich von den Verbindungen mit *en* und *y* sagen. Entweder sie verbinden sich mit *me*, *te*, *se*, *le* etc. zu einsilbigen Formen, oder sie nehmen in zweisilbigen als voller klingende und sich bequem an den konsonantischen Auslaut anschliessende Wörtchen die zweite Stelle ein.

Die meisten dieser lautlichen Vorteile sind nicht vorhanden bei der umgekehrten Stellung. Erstens endigt in den Kombinationen *leur le*, *leur la*, *leur les* der erste Bestandteil konsonantisch, ebenso wie der zweite konsonantisch beginnt. Zweitens: in den Verbindungen

le me	*le le*	*le se*
**la me*	*la te*	**la se*
**les me*	**les te*	**les se*

würde sich der Anlaut des zweiten Wortes freilich auch anlehnen können. Dadurch würden aber, abgesehen von *m* weniger bequeme Konsonanten (*t*, *s*) in den Auslaut der Einheit kommen, Auslaute, die sonst im Französischen schon seit Jahrhunderten stumm sind. Vor Konsonanten würde eine Anlehnung nur in den seltensten Fällen möglich. Ausserdem würden das neutrale *le* und überhaupt die Sachbezeichnung ungebührlich vor der für den Zusammenhang der Rede meist wichtigeren Personenbezeichnung in den Hintergrund gedrängt werden. Vielleicht ist auch nicht unbeachtet zu lassen, dass die mit * bezeichneten Wortgruppen mit den entsprechenden Homonymen verwechselt werden könnten.

Wenn nach dem affirmativen Imperativ zuerst das mit *l* beginnende Wörtchen kommt, so hängt das auch wieder mit dem engen Anschluss zusammen, den es infolge seines Anlautes mit dem Verbum eingehen kann. Da der zweite Bestandteil der Verbindung die letzte Sylbe einer syntaktischen Einheit ist, so werden die schwachen Formen *me* und *te* durch die voller klingenden *moi* und *toi* ersetzt.

Aus der vorstehenden Betrachtung ergiebt sich mit ziemlicher Gewissheit, dass es lautliche Gründe sind, die zu der heutigen Stellung der Objectsfürwörter geführt haben. Die Erscheinung wiederholt übrigens nur den bekannten Vorgang, der in altfranzösischer Zeit zu den Verbindungen al (au), del (deu, du), el (en, le), es (en, les) u. s. w. geführt hat (vgl. darüber u. a. Meyer-Lübke, Roman. Formenlehre S. 106 und Tobler, Versbau, 3. Aufl. S. 33), nur mit dem Unterschiede, dass der Konsonant *l* nicht mehr vokalisch wird oder verstummt, sowie dass in jenen altfranzösischen Verbindungen nicht die Möglichkeit einer doppelten Stellung vorlag. Die wenigen Zeilen sollen die Untersuchung keineswegs abschliessen, sondern die Fachgenossen zur Meinungsäusserung anregen. Immerhin glauben wir aber, dass die oben aufgestellte Regel ihren praktischen Wert behält, selbst wenn die daran geknüpften weiteren Betrachtungen als nicht stichhaltig befunden werden sollten.

Für das Neufranzösische lässt sich die Erscheinung der Enklise vollständiger in folgender Weise formulieren:

In der Verbindung eines unbetonten persönlichen Subjektsfürwortes mit einem Objektsfürwort (an Stelle beider kann auch die Negation *ne* treten) können *m, n, l, s* u. *t* den Auslaut bilden; bei der Verbindung von zwei Objectsfürwörtern kann nur *l* in den Auslaut treten.

Z. B. 1. *je m(e) disais* 2. *je te l(e) disais*
tu t(e) souviens *tu me l(e) donnes*
i(l) s(e) dit *i(l) se l(e) rappelle*
je n(e) dis pas *nous vous le rendrons*
tu l(e) donnes etc.

Dabei soll aber nicht in Abrede gestellt werden, dass bei der Festsetzung des modernen Sprachgebrauchs auch grammatische Gründe mit in Betracht gekommen sind.

BERLIN. B. RÖTTGERS.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue des manuscrits français. T. 4: Ancien fonds, n[os] 4587-5525. (Bibliothèque nationale. Département des manuscrits.) In-4° à 2 col., 804 p. Paris. Firmin-Didot et C[e].

Catalogue of additions to the manuscripts of the British Museum in the years 1888—1893. Printed by order of the Trustees. London. VIII. 823 p. 8°.

Inventaire sommaire des archives départementales antérieures à 1790 rédigé par G. Guigue. Rhône, archives ecclésiastiques. Série H. Tome I: H 1 à 702. Ordre de Malte. Langue d'Auvergne. Lyon, Brun. 395 p. 4°.

Inventaire sommaire des archives départementales du département du Doubs antérieures à 1790, rédigé par Jules Gauthier. Archives civiles. Série : Chambre des comptes de Franche-Comté, n[os] 1711 à 3228. T. 3. In-4°, XIV-389 p. Besançon, imp. Jacquin.

Omont, H., Catalogue général des manuscrits français de la Bibliothèque nationale. Ancien Supplément français. I. N[os] 6171-9560 du fonds français. In-8°, XII-412 pages. Paris, Leroux. Fr. 7,50.

Catalogue méthodique de la bibliothèque de la ville de Tours. Belles-Lettres. In-8°, 455 p. Tours, imp. Bousrez.

Catalogue de la bibliothèque de la ville de Poitiers; par A. F. Lièvre. I : Inventaire des incunables. Bibliologie, polygraphes, théologie. In-8°, 458 p. Poitiers, imp. Masson.

Lorenz, Catalogue général de la librairie française, rédigée par D. Jordell T. XIII, l[er]. fascicule (A-L). Paris, Nilsson.

Mentz, F., Bibliographie 1891 [Supplementheft XVI der Zs. f. rom. Philologie].

Theodor Süpfle. Nekrolog. [In: Schwäbischer Merkur vom 24. Oct. 1895. Abendblatt. — Strassburger Post. 2. November, Abend-Ausgabe. — National-Zeitung: 17. Dezember. Morgen-Ausgabe].

Adam, Ch., Remarques sur l'orthographe de Descartes. [In: Rev. de phil. frç. et prov. IX, S. 199—223].

Arbois de Jubainville H. d'. et *E. Ernault.* — Etudes grammaticales sur les langues celtiques. T. 2 : Glossaire moyen-breton, par Emile Ernault. 2[e] *édition*, corrigée et augmentée, avec une préface et les index du t. l[er]. Première partie : A.-G. In-8°, 314 pages. Paris, E. Bouillon.

Bastin, J., Le verbe dans la langue française. Étude historique. I. Lexicologie. St. Petersbourg 120 S. 8°.

Boissière P. — Dictionnaire analogique de la langue française. Répertoire complet des mots par les idées et des idées par les mots. 8° *édition*, augmentée de nombreux mots nouveaux et d'un complément. In-8°, XII-I,487 p, Paris, Larousse. 25 francs.

Clédat, L., Les mots invariables (fin) [In: Rev. d. phil. frç. et provenç. IX. 161—166].

C[lédat], L., Qui vive? [In: Rev. d. phil. franç. et provenç. IX, S. 233].

Couture, L., L'étymologie de Riscle et d'Isc. [In: Rev. de Gascogne. Sept.-Oct. 1895].

Darmesteter, A., — Cours de gammaire historique de la langue française; Première partie: Phonétique, publiée par les soins d. M. Ernest Muret. 2e *édition*, revue et corrigée. In-18, XII-171 pages. Paris, Delagrave.

Densusianu, Ov., fr. *bauçan* [In: Romania XXIV, S. 586].

Etude sur les étymologies des noms de lieux et des noms de familles dans l'Avranchin, avec supplément pour la Normandie (noms par ordre alphabétique); par L. C. In-8°, 103 p. Avranches, imp. J. Durand.

Frank, F., Un Semblançoy écrivain. La lettre de Jaques de Beaune en faveur de la langue française. [In: Revue d'histoire littéraire de la France II, 598—603].

Das Französische in Lothringen. [In: Allgemeine Zeitung. 1895. Beilage 218].

Garner, S., Cheval de fond [In: Modern Language Notes X, 7].

Gebhardt, C., Zur subjektlosen Konstruktion im Altfranzösischen. Diss. Halle 1895. 26 S. 8°.

Grammatik, historische, der lateinischen Sprache. Bearb. v. H. Blase, J. Golling, G. Landgraf, J. H. Schmalz, Fr. Stolz, Jos. Thüssing, C. Wagener u. A. Weinhold. 1. Bd. 2. Hälfte. gr. 8°. L., B. G. Teubner. 1. Einleitung, Lautlehre, Stammbildungslehre v. Fr. Stolz. 2. Hälfte. Stammbildungslehre. (VI u. S. 365—706.)

Joret, Ch., Caen et Rouen. Caen, 1895, in-8°, 12 p. [Extr. du Bulletin de la Société des Antiquaires de Normandie, l. XVII].

Keller, Otto, zur lateinischen Sprachgeschichte. 2. Tl. Grammatische Aufsätze. gr. 8°. (VIII, 405 S.) L., B. G. Teubner.

Lease, E. B., A syntactic, stylistik and metrical study of Prudentius. Baltimore. 1895. VIII, 80 S. 8°.

Lecomte, M., Études d'histoire et de philologie. Origine et formation des noms de lieux habités de l'arrondissement de Provins. Provins, impr. Ch. Louage, 1895. In-8°, 113 p.

Le Saint, (L.,) — Nouveau Dictionnaire de la langue française, présentant les acceptions propres, figurées et familières des mots, les termes techniques et scientifiques les plus usuels, etc., suivi de nouveaux dictionnaires géographique, mythologique et historique; In-18, 667 p. Limoges, Ardant et Ce.

Levy, Emil, provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen u. Ergänzgn. zu Raynouards Lexique roman. 5. Hft. gr. 8°. (2. Bd. S. 1—128.) L., O. R, Reisland.

Mayaux, Les deux langues dans les écoles de la Lorraine. Par un instituteur d'Alsace Lorraine. Metz, Imprimerie Lorraine 1895.

Meyer, P., *C* et *g* suivis d'*a* en provençal. Étude de géographie linguistique (avec carte) [In: Romania XXIV, S. 518—575].

Meyer-Lübke, W., Zur Syntax des Substantivums: (Fortsetzung). [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 477—512].

Passy, P., — Les Sons du français, leur formation, leur conbinaison,

leur représentation. 4e *édition*. In-16, 165 pages. Paris, Firmin-Didot. 1. fr. 50.

Salverda de Grave, J. J., De romaansche Philologie en hare zusterwetenschappen. Voordracht. Leiden, Brill. 21 S. 8°.

Schuchardt, H., *Mauvais* [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 577].

Skeat, English words borrowed from French before the conquest. [In: Academy 1221].

Soubdès, Observations sur quelques mots des „Comptes de Riscle". [In: Rev. de Gascogne. Sept.-Oct. 1895].

Thomas, A., Étymologies françaises: *chevène; hanse; hocque; orpailleur;* prov. mod. *rouis*. [In: Romania XXIV, S. 581—585].

— Extrait d'un contrat de 1512, à propos des noms de parenté. [In: Annales de Midi VII, 453. — Handelt von *seyve*, das in der Bedeutung *„beau-père"* zweimal in einer limousinischen Urkunde aus dem Jahre 1512 nachgewiesen wird, im Anschluss an Toppolet, *die roman. Verwandtschaftsnamen*].

Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik. Dritte Reihe. (6. *tout(e)* „lauter", 7. *pourquoi?* 8. *dont* und *en* in pronominaler Function, 9. *si* mit dem Futurum Praeteriti). [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S, 553—573].

Vivier, E., — Quelques supercheries du langage. In-16 oblong, 128 p. Nice, imp. Ventre et Ce.

Zimmerli, Dr. J., die deutsch-französ. Sprachgrenze in der Schweiz. II. Thl. gr. 8°. Basel, Georg & Co. II. Die Sprachgrenze im Mittellande in den Freiburger-, Waadtländer- u. Berner-Alpen. Nebst 14 Lauttaf. u. 2 Karten. (VII, 164 S.) 4. 80.

Bechtel, A., Uebungsbuch zur französischen Grammatik f. Mittelschulen. Oberstufe. (Für Classe V—VII.) Schlüssel. 2. Aufl. gr. 8°. (75 S.) Wien, Manz. 1.20.

Bernhard, Victor F., Le français idiomatique. New York, R. Jenkins. 73 S. 12.

Boerner, Dr. Otto, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Uebgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. B. f. höhere Mädchenschulen (nach den Bestimmgn. vom 31. Mai 1894). 2. Tl. Stoff f. das 2. Unterrichtsjahr. Mit e. Vollbild: Der Frühling. Hierzu e. grammat. Anh. gr. 8°. (VI, 133 u. 56 S.) L., B. G. Teubner. Geb. in Leinw. geh. 1.80

Guérard. — Petite Grammaire des écoles, renfermant le système complet de la conjugaison française et des exercices gradués d'analyse, d'orthographe et d'application des règles grammaticales. In-18 jésus, 168 pages. Paris, Delagrave. 1 fr.

Pfahl, C., Lehrbuch der französischen Sprache f. die 3 bis 4 ersten Jahre des grammatikalischen Unterrichts. gr. 8°. (VIII, 336 S.) Ravensburg, Dorn. Geb. 3.50,

Plattner, Ph., Erläuterungen zum Elementarbuch u. zur kurzgefassten Schulgrammatik der französischen Sprache. Ein Schlüssel f. die Hand des Lehrers. gr. 8°. (XX, 68 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. [Wird nur an Lehrer abgegeben.]

Reuter, M., zusammenhängende Stücke zur Einrichtung französischer Sprachregeln, stufenweise geordnet. Für höhere Lehranstalten. 3. Aufl. der „75 Stücke". 8°. (94 S.). St., J. Roth. —65.

Syms, L. C., First year in French. American Book Company, New York, Cincinnati, Chicago. 128 S. 8°.

Poitevin, P., — Etude méthodique et raisonnée des homonymes et des paronymes français. Exercices à l'usage des élèves. 23[e] *édition.* In-16, 216 pages Hachette et C[e]. 1 fr. 50.

Sommer, E., y P.. Hernandez. — Compendio de grammatica francesa. 11[a] *edicion.* In-16, III-147 p. Paris, Hachette y C 1 fr. 50. [Metodo uniforme para la enseñanza de las lenguas.]

Strien, G., Schulgrammatik der französischen Sprache. 2. Abtlg.: Satzlehre. Ausg. B: Für Gymnasien u. Realgymnasien. gr. 8°. (VIII und S. 75—139.) Halle, E. Strien. — 60 (Kplt.: 1. 35; in 1 Leinwbd. 1.60.

Tridon-Péronneau. — Nouveau Recueil de compositions françaises, comprenant le développement de tous les sujets dictés à Paris dans les dernières sessions, à l'usage des candidats aux baccalauréats classique et moderne, à la licence ès lettres et au brevet supérieur. 2[e] *édition.* In-16, VI-224 p. Paris, Hachette et C[e]. 1 fr.

Wohlfahrt, Dr. Thdr., französische Grammatik f. d. bayerischen Gymnasien. 1. Tl.: Formenlehre m. syntakt. Anh. u. Uebungsbuch. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 339 S.) München, Literarisch-artist. Anstalt. Geb. in Leinw. 3.—

Bechtel, A., Des neufranzösischen Ferienkursus zu Genf praktischer und wissenschaftlicher Nutzen für Lehrer und Lehrerinnen des Französischen [In: Zs. f. d. Realschulwesen, XX, Heft 10].

Enseignement (l') par la méthode suggestive. In-16, 317 pages. Paris, les auteurs, 83, boulevard Saint-Michel.

Espinas, A., Le système de J.-J. Rousseau [In: Rev. internationale de l'enseignement. XV. No. 10].

Mühlhausen, A., Giebt es eine allgemeinverbindliche Art der Gedichtbehandlung? [In: Zs. f. d. deutschen Unterricht IX, 11].

Münch, W., Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen. Vortrag, gehalten in der pädag. Sektion der 43. Versammlung deutscher Phil. und Schulmänner zu Köln. 40 S. 8°. Berlin. B. Gärtners Verlag.

Philippsthal, R., Ueber Umfang und Methode der Sprechübungen in den neueren Sprachen. [In: Zs. für lateinlose höhere Schulen. 7. Jahrgang 2. Heft.]

Riemann, Der Unterricht im Französischen in den Primen der neunclassigen höheren Lehranstalten Ostpreussens im Schuljahr 1893/94 nach den Schulberichten von Ostern 1894 [In: Pädagogisches Archiv. 37. Jahrg. No. 10].

Schädel. O., Zur Lektüre der obersten Klasse. [In: Jahresbericht der höheren Mädchenschule zu Worms. 1895.]

Sylvestre A., — Premières leçons de lecture pour la prononciation et l'orthographe. Méthode phonétique. In-4°, VII-63 p. Avignon, Aubanel frères.

Ueber den Stand des Unterrichtes in den neueren Sprachen und das Berechtigungswesen in Frankreich [In: Zs. f. d. Realschulwesen. 20. Jahrg. 9. Heft].

Albert (A.). — Biographie, Bibliographie du Briançonnais. Canton de Briançon. In-8°, 256 p. Grenoble, lib. Gratier et C[e]. 4 fr.

Becker, Phil. Aug., die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehung zu Wilhelm dem Heiligen. Studien über das Epos vom Moniage Guillaume. gr. 8°. (V, 175 S.) Halle, M. Niemeyer. 4.40.

— Nachträge zu Jean Lemaire (Fortsetzung. .2. Couronne Margariticque. 3. Epistres de l'amant vert. 4. Lemaires letzte Reise). [In: Zs. f. rom. Phil. XIX, S. 513—552.]

Berlière, U., Notes sur quelques écrivains de l'abbaye de Saint-Laurent de Liège [In: Revue bénédictine XII, 433—443, 481—488].

Béthune, L., Un vieux poète liégeois: G. Maigret (1575 à 1633). Liège, Vaillant Carmanne. 38 S. 12°.

Botz, L. P., Pierre Bayle und die „Nouvelles de la République des Lettres" (Erste populärwissenschaftliche Zeitschrift). Mit einem Facsimile des Titelblattes der Zeitschrift. Zürich. Albert Müllers Verlag. XVI, 132 S. 8°. Franc 5.

Boisjoslin (J. de). — Les Ecoles de la littérature française. In-8°, 71 p. Paris, Thorin [Extrait de la Revue des études historiques (n° 2, 1895)].

Bonnardot, Fr., A qui Jacques de Longuyon a-t-il dédié le poème des *Vœux du Paon* [In: Romania XXIV, S. 576—580].

Bonnefon, P., Les amis de Montaigne: Pierre Charron [In: Journal des Débats vom 12. und 16. August].

Brunetière, F., Le cosmopolitisme et la littérature nationale [In: Rev. d. deux Mondes. 1. Oct. 1895].

Cartier, A., et Chenevière, A., Antoine du Moulin, valet de chambre de la reine de Navarre [In: Revue d'histoire littéraire de la France II, 469—490].

Les classiques au moyen âge p. D. V. B. D. [In: Revue bénédictine XII, 529—545].

Clédat, L., Oeuvres narratives du moyen âge (Le lai de l'Ombre, Fragments du Chevalier au lion, du Chevalier de la Charrette et du Tristan de Beroul) [In: Rev. de phil. frç. et prov. IX, S. 167—198].

Clerval, A., Les écoles de Chartres au moyen âge. Paris 1895. XX, 572 S. 8°.

Comte C., — Notes sur le texte d'André Chénier. In-18, 15 p. Paris, la Revue scolaire. 13, rue de Médicis.

Constans, Le théâtre provençal [In: Revue de Provence I, 14—22, 84 — 96, 152—161].

Constant, Benj. [In: The Saturday Review, 31. August 1895].

Couture, L., Pierre Charron à Condom, 1602 [Rev. de Gascogne. Juli-Aug. 1895].

Déjey M., — Le Séjour de Lamartine à Belley; 2[e] *édition*, revue et augmentée, précédée d'une lettre de M. Ferraz, ancien professeur de philosophie, et suivie de „Lamartine poète-philosophe", du même auteur. In-8°, XII-296 p. et 65 gravures. Bloud et Barral.

Delboulle, A. Les emprunts de Montaigne à Amyot [In: Rev. d'hist. litt. de la France II, S. 604—606].

Descostes F., — Joseph de Maistre orateur (1774—1792), d'après de nouveaux documents inédits. In-8°, 32 pages. Chambéry, librairie Perrin.

Doumic, R., Les jeunes, études et portraits. XV, 291 p. in-8°. Paris, Perrin. 3 fr. 50.

Dreves, Profane lateinische Lyrik aus kirchlichen Handschriften [In: Zs. f. deutsches Altert. XXXIX, 361—367].

Eckert, G., Ueber die bei altfranzösischen Dichtern vorkommenden Bezeichnungen der einzelnen Dichtungsarten. Ein Beitrag zur Wortgeschichte. Heidelberger Diss. 79 S. 8°.

d'Estrée, P., Une académie bachique au XVII[e] siècle [In: Rev. d'histoire littéraire de la Fr. II, 491—522].

Fleuriaux. J., Jean-Jacques Rousseau, sa vie, ses œuvres. Bruxelles, Lamertin. 68 S. 8°.

Fluri, T., Isembert et Gormont. Entwicklung der Sage und historische Grundlage. Diss. Zürich 1895. 131 S. 8°.

Forestié, Histoire de l'imprimerie à Montauban; Arnaud de Saint-Bonnet, premier imprimeur catholique à Montauban, 1639—1640 [In: Bullet. archéol. et hist. p. p. la Soc. archéol. de Tarn-et-Garonne 1895, 2e trim.].

Gilbert E., — Le Roman en France pendant le XIXe siècle. In-18, jésus, 463 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Grandmaison C. de. — Buste de Ronsard, d'après celui qui ornait son tombeau à Saint-Cosme, près Tours. In-8°, 11 p. et portrait. Paris, Plon, Nourrit et Ce.

Hannigan, D. F., Gustave Flaubert [In: The Westminster review. Oct. 1895].

Haudecœur, abbé, A., Jeanne d'Arc dans la littérature et devant l'opinion en Angleterre. Reims, 1895, in-8°, III, 59 p. [Extrait des Travaux de l'Académie de Reims, t. XCXV].

Hémon F. — Cours de littérature, à l'usage des divers examens. XIV: Fénelon. In-18 jésus, 307 p. Paris, Delagrave.

Hémon (F.). — Etudes littéraires et morales; 1re série (Buffon, Mme de Lafayette, Corneille; Un roman conjugal; Montaigne, etc.). In-18 jésus, VII-416 p. Paris, Delagrave.

Joret, Ch., J.-B. Gaspard d'Ausse de Villoison et la cour de Weimar [In: Revue d'hist. littéraire de la France II, 523—549].

Jullien, A., Le romantisme et l'éditeur Renduel. I. Eugène Renduel et Victor Hugo. [In: Rev. des Deux Mondes. 1er Dec. 1895, S. 650-672].

Köhler J., Molières und Fénelons Stellung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts im Zeitalter Ludwigs XIV. Eine kulturhistorisch-pädagogische Abhandlung. Diss. Leipzig u. Progr. Plauen 1895. 51 S, 4°.

Kohler, J., Der Ursprung der Melusinensage. Eine ethnologische Untersuchung. Leipzig, Ed. Pfeiffer. 66 S. 8°.

Le Leu. — Le Trésor de Chateaubriand. In-8°, 191 pages avec 16 grav. Limoges, Ardant et Ce.

Leroy, P. A., — Les Ecoliers et Etudiants d'autrefois (fêtes, mœurs et notes biographiques). In-8°, p. Orléans, libr. Herluison.

Longhaye, G., — Histoire de la littérature française au XVIIe siècle. T. 2. Deuxième partie. Les Premiers Maîtres : Corneille, Pascal, Molière, Bossuet. In-8°, 367 pages. Paris, Retaux et fils.

Longuemare, P. de. — Le Théâtre à Caen (1628-1830). In-18 jésus, XIII-369 p. avec des phototypies d'après les clichés de MM. H. Magron et G. de Pennart. Paris, A. Picard et fils.

Lot, F., Études sur la provenance du cycle arthurien. I. le sens du mot breton au XIIe siècle. II. De la provenance des lais dits bretons. [In: Romania XXIV, S. 497—528].

Maas, A., Allerlei provenzalischer Volksglaube zusammengestellt nach F. Mistral's Mireio. Berliner Diss. 1895. 28. S. 8°.

Martin, J. — Nos académiciens. Académie française. Portraits et Biographies; Notice sur les règlements de l'Académie, les prix décernés; Statistique des élections, etc. In-32, 154 pages avec portraits. Paris, Bellanger et Ce.

M[eyer, P[aul], La descente de saint Paul en enfer [In: Romania XXIV, S. 589].

Molard, F., Esquisses de mœurs sénonaises aux XIVe et XVe siècles d'apres les lettres de rémisson. Sens, impr. Duchemin, 1895, In-8°, 66 p.

Morf, H., Der Verfasser von „Paul und Virginie". [In: Frankfurter Zeitung 1895, No. 260].

— Molières Ende. [In: Die Nation 1895, 51].

Nauta, G. A., La *Danse Macabré*. [In: Romania XXIV, S. 588].

Pailhès, G., Chateaubriand, sa femme et ses amis. Etudes critiques avec documents inédits. Bordeaux, Féret & fils: 400 S. 8⁰. Fr. 12.

Parmentier, A., Album historique Tom. Ier, publié sous la direction et avec une préface de M. Ernest Lavisse. Paris. Armand Colin & Cie. 250 S. in-4 carré. Frcs. 15. [Enthält: Le Moyen âge (L'habitation, le vêtement, l'alimentation, le mobiliar, les armes, les sciences, les industries, l'agriculture, le commerce, les voyages, les beaux-arts, l'enseignement, l'église, les institutions, la guerre etc.) Du IVe à la fin du XIIIe. 2000 gravures. Das ganze Werk ist auf vier Bände angelegt. Der zweite Band (la fin du moyen-âge, la Renaissance, la Réforme) erscheint in 15 monatlichen Lieferungen, deren erste am 5. Oct. 1895 ausgegeben wurde].

Pellissier, (A.). — Cours gradué de littérature française. Morceaux choisis des classiques français (prose et vers). Recueil composé d'après les programmes officiels pour la classe de quatrième. 15e *mille*. In-16, 160 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

Pietsch, K., The authorship of Flamenca. [In: Modern Language Notes X, 7].

Pirenne, H., L'origine des constitutions urbaines au moyen âge. Paris. In-8⁰, 77 p. [Extrait de la *Revue historique*].

Sarrazin, J. V., Alexandre Dumas fils. [In: Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 283].

Schultze, Siegmar, der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Kapitel zur vergleich. Litteraturgeschichte. gr. 8⁰. (VII, 91 S.) Halle, C. A. Kaemmerer & Co. 1.20.

Seelmann, E., Wiederauffindung der von Karl dem Grossen deportirten Sachsen. 13 S. 8⁰. [Separat-Abdruck aus der Kölnischen Zeitung].

Sorel, Alb., Montesquieu. Uebersetzt von Adolf Kressner. Berlin, E. Hoffmann & Co. IV, 160 S. 8⁰.

Stapfer, P., La famille et les amis de Montaigne. Paris, Hachette. 18⁰. Fr. 3,50.

— La fille de Montaigne. [In: Bibliothèque universelle et Revue Suisse. 1895. 9.].

Stiefel, A. L., Ritter Beringer und seine Quelle. [In: Zs. f. deutsch. Altertum XXXIX, 426—429].

Texte J., — Jean-Jacques Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire. Etude sur les relations littéraires de la France et de l'Angleterre au XVIIIe siècle. In-16. XXIV-466 p. Paris. Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.].

Thümen, F., die Iphigeniensage in antikem u. modernem Gewande. 2. Aufl. gr. 8⁰. (47 S.) B., Mayer & Müller.

Tronchin. Le Conseiller François Tronchin et ses amis, Voltaire, Diderot, Grimm, etc. Un vol. in-8, avec deux portraits., Paris, Plon, Nourrit et Cie. Prix. 7 fr. 50.

Valbert, G., Le conseiller genevois François Tronchin et ses relations avec Voltaire, d'après une publication récente. [In: Rev. d. deux mondes, Ier Nov. 1895, p. 205—216].

Vogüé, E.-M. de, Quelques lettres d'autrefois. [In: Rev. des Deux Mondes Ier Déc. 1895, S. 688.—703 Betrachtungen im Anschluss an *Lettres de la duchesse de Broglie*, 1814—1838; 1 vol. in-18, Paris, C. Levy

1896 und *Souvenirs .du baron de Barante*, 1782-1866; 5 vol. in-8, ibidem, 1894].

Weiss (*J. J.*). — Trois années de théâtre (1883-1885). Les Théâtres parisiens. Préface par le prince Georges Stirbey. In-18 jésus, LXXXIX-296 p. Paris, C. Lévy; Lib. nouvelle. 3 fr. 50.

Werner, M., Kleine Beiträge zur Würdigung Alfred de Mussets (poésies nouvelles). 161 S. 8. m. Abbildgn. Berlin, C. Vogt. M. 3, 60.

Beleze, G., — Eléments de littérature mis à la portée de la jeunesse, avec questionnaires. 27[e] *édition*. In-18, XII-348 pages. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50. [Cours complet d'enseignement élémentaire.]

Caruel. — Etudes sur les auteurs français des classes supérieures (troisième, seconde, rhétorique). 21[e] *édition*. (Programme du 28 janvier 1890.) 2 vol. In-18 jésus. T. I[er]: Poètes (la Langue française; la Chanson de Roland; La Fontaine, Boileau. Corneille, Racine, Molière), XXIV-412 p.; t. 2 : Prosateurs (Joinville, Montaigne, Pascal, Bossuet, La Bruyère, Fénelon. Buffon, Voltaire, Montesquieu, J. J. Rousseau; Art épistolaire aux XVII[e] et XVIII[e] siècles), X-475 p. Paris, Carré.

Döhler, Dr. Emil, coup d'oeil sur l'histoire de la littérature française. Kurzer Ueberblick üb. die Geschichte der französ. Litteratur. Für den Schulgebrauch bearb. 4. Aufl. 8⁰. (27 S.) Dessau, P. Baumann.

Recueil littéraire à l'usage des élèves de la classe supérieure. In-18, VIII-568 p. Paris, imp. Maurin.

Meyer, P., — Notice de deux manuscrits de la Vie de saint Remi, en vers français, ayant appartenu à Charles V; In-4⁰, 18 p. et planche. Paris, C. Klincksieck. [Tiré des Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques (t. 35, première partie).]

Meyer, P., — Notice sur le manuscrit fr. 24,862 de la Bibliothèque nationale, contenant divers ouvrages composés ou écrits en Angleterre In-4⁰, 42 p. Paris, C. Klincksieck. [Tiré des Notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres blibliothèques (t. 35. première partie).]

Adam le Bossu, Le Jeu de Robin et Marion, p. p. *E. Langlois*, Paris, libr. Thorin et fils, A. Fontemoing.

Bibliothek, romanische, hrsg. v. Prof. Dr. Wendelin Foerster. 8⁰. Halle, M. Niemeyer. — XII. Die Gedichte des Folquet v. Romans, hrsg. v. Dr. Rud. Zenker. (VIII, 91 S). 2.40.

Dix cantiques rhythmés nouveaux et populaires à sainte Roseline, dont cinq en provençal et cinq en français, avec un cantique inédit à saint Antoine de Padoue; par l'abbé Portanier. In-16, 19 p. Draguignan, imp. Latil.

Cartulaire de Chamalières-sur-Loire en Velay, prieuré conventuel dépendant de l'abbaye de Sainte-Chaffre, publié par Augustin Chassaing, membre de la Société de l'Ecole des chartes. Avec introduction et tables par Antoine Jacotin. In-8⁰. XIV-208 p. Paris, Picard et fils.

Cartulaire du Consulat de Limoges, 1[re] partie (Texte complet) p. p. *Chabaneau* [In: Rev. d. l. rom. XXXVIII, No. 8—12].

Cartulaire de la seigneurie de Fontenay-le-Marmion, provenant des archives de Matignon, publié par ordre de S. A. S. le prince Albert I[er], prince souverain de Monaco par *G. Saige*. Imprimerie de Monaco. XIL-230 p. 4⁰.

Les Enfances Vivien, chanson de geste publiée pour la première fois d'après les manuscrits de Paris, Boulogne-sur-Mer, de Londres et de Milan, par *C. Wahlund* et *H. von Feilitzen.* Édition précédée d'une thèse de doctorat, servant d'introduction, par *Alfred Nordfelt.* Paris, Bouillon. 303, 48, LI S. 4°.

État des réparations faites à l'hôtel de la vieguerie de Toulouse et au Château-Narbonnais p. p. *C. Couderc.* [Originalurkunde vom 14. Oct. 1447. — In: Annales du Midi VII, 448—452.]

Karls des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Ein altfranzös. Heldengedicht, hrsgb. v. *E. Koschwitz.* Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Reisland. XXXVIII, 120 S. 8. Mk. 4.40.

Le Pèlerinage du moine Augustin Jacques de Vérone (1335), publié d'après le ms. de Cheltenham n° 6650. In-8°, 152 p. Paris. [Extrait de la Revue de l'Orient latin (t. 3, 1895, n° 2)].

Sentence d'arbitrage entre l'abbé d'Aurillac et Astorg d'Aurillac, Charte latino-romane de 1230 p. p. *A. Thomas* [In: Annales du Midi VII, 435—439].

Théroulde. — La Chanson de Roland. In-32, 192 p. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Demogeot, J., — Textes classiques de la littérature française. Extraits des grands écrivains français, avec notices biographiques et bibliographiques, appréciations littéraires et notes explicatives, recueil servant de complément à l'Histoire de la littérature française. *Nouvelle édition*, augmentée. 2 vol. In-16. I : Moyen âge, XVIe et XVIIe siècles, VI-562 p.; II : XVIIIe et XIXe siècles, 554 p. Paris, Hachette et Ce. 6 fr.

Beaumarchais. — Mémoires. T. 3. In-32, Paris. p. 191 Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Bossuet. — Oraisons funèbres. T. 2. In-32, 160 p. Paris. Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Bourdaloue. — Chefs-d'œuvre oratoires. Suivis des opuscules suivants : le Petit Nombre des élus, Accord de la raison et de la foi, la Foi victorieuse du monde, l'Incrédule vaincu par lui-même, et précédés de la Vie de Bourdaloue par le P. Bretonneau. In-18 jésus. 560 p. Paris, Garnier frères.

Broglie, Mme de. — Lettres de la duchesse de Broglie (1814-1838). Publiées par son fils, le duc de Broglie. In-18 jésus, 344 p. et portrait. Paris, C. Lévy; Lib. nouvelle. 3 fr. 50.

Chants historiques français du XVIe s. p. p. E. Picot (suite). [In: Rev. d'hist. littéraire de la Fr. II. 550—576].

Corneille, P., — Chefs-d'œuvre. Le Cid; Horace; Cinna; Polyeucte; le Menteur. In-16, VII-339 p. Paris, Hachette et Ce 25. 1 fr. 25. [Littérature populaire.]

Diderot. — Etraits. Avec notice et analyse par Jules Guy. In-18 jésus, 88 p. Paris, Delagrave. [Petite Ribliothèque des grands écrivains.]

Lettres de *Constantin Huygens* à *Descartes* p. p. Ch. et H. Adam. [Extrait de la Revue bourgignonne de l'Enseignement supérieur 1895].

La Fontaine. — Choix de fables, Précédées d'une notice biographique et littéraire et accompagnées de notes revues et complétées d'après l'édition d'E. Géruzez par M. E. Thirion. Petit in-16, 255 pages avec grav. Paris, Hachette et Ce . 1 fr. [Classiques français.]

Nouvelles correspondance inèdite de *Victor Jacquemont* avec le capitaine de vaisseau *Joseph Cordier*, administreur des établissements français

au Bengale (1830-1832) p. p. H. Omont. (à suivre). [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. II, 577—597].

Molière. — Œuvres. Psiché. Illustrations par Maurice Leloir. Notice par T. de Wyzewa. Grand in-4°. VIII-141 p. Paris, Testard.

— Les Femmes savantes. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XXVII-127 p. Paris, Flammarion. 7 fr.

Montaigne. Extraits, d'après le dernier texte publié par l'auteur (édition de 1588). Avec une introduction et des notes philosophiques, littéraires, grammaticales, par l'abbé Félix Klein et l'abbé Victor Charbonnel. In-18, 389 pages. Paris, Poussielgue.

Montaigne, Michel, Essays. Ins Deutsche übertragen von Wald. Dyhrenfurth. Breslau. Trewendt. M. 2.

Sales (*saint F. de*). — Œuvres. *Edition* complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites. T. 6: les Vrays Entretiens spirituels. In-8°, LXII-480 p. Paris, Lecoffre, Lyon, Vitte.

Noëls normands, publiés avec musique gravée, introduction et notes, d'après deux manuscrits appartenant à M. le marquis des Roys, par Christophe Allard. Grand in-16, XXXIII-308 p. Rouen, Société des bibliophiles normands.

Rousseau J.-J. — Œuvres complètes de J.-J. Rousseau. 2 vol. In-16 T. 3, 396 p.; t. 10, 399 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25 le volume.

Sévigné Mme *de.* — Lettres choisies. Extraites de l'édition des Grands Écrivains de la France par Ad. Regnier. *Nouvelle édition.* Petit in-16, XXXI-399 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 80. [Classiques français.]

Taine H., — Essai sur Tite-Live. In-16, VIII-368 pages. Paris, Hachette et Ce. Bibliothèque variée.

Voltaire. — Œuvres complètes de Voltaire. T. 11. In-16, 532 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Bauer, J., A. Englert u. Dr. Th. Link, französisches Lesebuch. 2. Aufl. gr. 8°. (XI, 333 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilg. f. Schulbücher. 2.50; geb. in Leinw. 3.—

Cahen A., — Morceaux choisis des auteurs français (programme du 28 janvier 1890), à l'usage de l'enseignement secondaire classique avec des notices et des notes. Classe de cinquième [XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles (prose et poésie)]. 2e *édition.* In-16, VIII-360 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50.

Duruy (*V.*). — Histoire de l'Europe et de la France jusqu'en 1270. *Nouvelle édition,* remaniée (programme du 28 janvier 1890) par M. Parmentier, sous la direction d'E. Lavisse. Classe de troisième. In-16, XI-618 p. avec. grav. et cartes en coul. Paris, Hachette et Ce. 4 fr. 50.

Essmann, A., l'ami de la petite fille. Lehr- u. Lesebuch der französ. Sprache f. Anfänger. 8°. (X, 166 S.) Bad Oeynhausen, G. Ibershoff. Geb. in Leinw. 1.60.

Glöde, Dr. Otto, französisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Schulen. Ausgewählte Musterstücke aus der neueren französ. Litteratur. Nach den Principien der Reformer zusammengestellt. gr. 8°. (XII 233 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. 2.50.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben französischer Schriftsteller. Nr. 18. 12°. L. Dr. P Stolte. Kart. 18. H. Taine. L'ancien régime.

La structure de la société. Mit Einleitg. u. Anmerkgn. hrsg. v. K. A. Mart. Hartmann. (XX, 99 u. Anmerkgn. 57 S.) 1.—

Lamartine (de). — Morceaux choisis à l'usage des classes. *Nouvelle édition.* Petit in-16, III-251 p. Paris, Hachette et Ce.; Furne, Jouvet et Ce. 2 fr. [Classiques français.]

Livre, premier, de lecture française et de traduction pour les enfants sachant lire l'allemand. Erstes französ. Lese- u. Uebersetzungsbuch f. Kinder, welche des Deutschlesens kundig sind. 8°. (64 S.) Gebweiler, J. Boltze.

Molière. — Le Misanthrope. *Nouvelle édition* classique, avec notice, analyse et appréciations littéraires, revue et annotée par M. l'abbé Figuière. 4e *édition.* In-16, 96 p. Paris, Poussielgue. (1896.) [Alliance des maisons d'éducation chrétienne.]

Schulbibliothek, französische und englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 45. Bd. 8°. L. Renger. Geb. 45. Biographies historiques (aus: Récits et biographies historiques) v. G. Dhombres u. Gabr. Monod. Für den Schulgebrauch erklärt v. H. Bretschneider. 4. Aufl. (VII, 81 S.) 1.— Dasselbe. Wörterbuch zum 97. Bd. 8°. Ebd. 97. Francinet v. Bruno. (32 S.) —.30.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. 21. Bdchn. gr. 8°. B., R. Gaertner. Geb. in Leinw. 21. Simples lectures scientifiques et techniques. Aus den Werken von Garrigues-Monvel u. L. Figuier ausgewählt, m. Anmerkgn. versehen u. zur Schul- u. Privatlektüre, wie auch als Material f. Sprachübgn. hrsg. v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Arth. Peter. (IX. 113 S.) 1.20; Wörterbuch dazu (47 S.) —.40.

Camélat, M., L'élément étranger dans le patois d'Arréns (Hautes-Pyrénées) [In: Bulletin de la Société des Parl. de Fr. I., 173—215].

Castet. — Études grammaticales sur le dialecte gascon du Couserans. Avec un avant-propos de M. Pasquier. In-8°, 64 p. Foix, Gadrat, aîné. [Extrait du t. 4 du Bulletin de la Société ariégeoise des sciences, lettres et arts.]

Dictionnaire de la langue toulousain par *Jean Doujat*, ajouté par *G. Visner.* Ier fascicule: lettre A. Avec la préface de M. A. Jeanroy. Toulouse, Bureaux de „lé Gril“ 1895. 30 S. 8°.

Kellen, T., Die lothringer Dialect-Litteratur [In: Magazin für Litteratur vom 28. Sept. 1895].

Passy P., — Notes sur quelques patois comtois. In-8°, 16 pages. Paris, impr. Liévens.

Pépin L., — Gasconismes et Choses de Gascogne. In-8°, 243 p. Paris, A. Picard et fils. 3 fr. 50.

Armana prouvençau per loù bèl an de Diéu e doù bissèst 1896, adouba e publica de la man di felibre, porto-joio, soulas et passo-tèms, en tout lou pople dóu miejour au quaranto-dousen doù Felibrige. In-16, 112 p. Avignon, Roumanille. Paris, Thorin.

David E., — El Muse picarde. Avec une préface de M. L. Delambre. Illustrée par A. Roze, L. Delambre, David-Riquier, J. de Francqueville, Boiquet et René Delassus. In-18 jésus, 140 p. Amiens, Jeunet. [Rosat picards.]

Liétard, Texte en patois de Domremy-la-Pucelle (Vosges) [In: Bulletin de la Société des Parl. de Fr. I, 216—219].

Moutier (L.). — Lou Tiatre d'Aurenjo. In-8°, 15 p. et planche. Valence Imp. valentinoise.

Teulié, H., Traduction de quelques strophes de Mireille en divers dialectes méridionaus (suite) [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, S. 224 232].

Vieilles chansons. I. Vieux noël ardennais (Nord de Sedan), II. Cythère (Ronde sedanaise), III. Chanson du Clermontois, IV. Chanson (Recueillie à Exermont), La Voirgaïe (Receuillie à Plainchamps-Chéhérie) [Revue d'Ardenne et d'Argonne. III. S. 1—7].

Farcy H. de. — Récits et Contes de Bretagne. Fantik ar Bleuenn. In-8°, 12 p. Vannes, imp. Lafolye.

Lalet, J., Counteis de la queiro Périgueux, impr. de la Dordogne. No. 12, 242 p.

Le Braz M., — La Légende de la mort en Basse-Bretagne. In-8°, 36 p. Paris, Gautier et Ce. 10 cent. Nouvelle Bibliothèque populaire, n° 468].

Schmitt, Ein Sage von Karl dem Grossen [In: Zs. f. d. deutschen Unterricht. IX, II].

Sébillot (P.). — Légendes et Curiosités des métiers. 10 brochures in 8° de 32 p. XI, les Bûcherons et les Charbonniers; XII, les Tailleurs de pierre, Maçons et Çouvreurs; XIII, les Meuniers; XIV, les Chaudronniers, Serruriers et Cloutiers; XV, les Fileuses; XVI, les Boisiers, Sabotiers et Tonneliers; XVII, les Lavandières et les Blanchisseuses; XVIII, les Charrons, Tourneurs, Peintres, etc.; XIX, les Tisserands, Gazières et Cordiers, XX. les Imprimeurs. Paris, Flammarion [Chaque brochure, 50 cent].

Berichtigung zu Bd. XVII, S. 261.

Zu der Besprechung *Schmagerscher Textausgaben,* 21. Bdch. *Expédition de Bonaparte en Egypte* par *Thiers* ed. *Johannes Leitritz* bemerke ich, dass S. 102, 7 keinen Druckfehler enthält. Der Satz lautet richtig, wie der Text ihn giebt. *La convention (d'El-Arisch) avait reçu un commencement d'exécution* bedeutet im Zusammenhang der Stelle soviel wie *L'armée française avait déjà commencé à exécuter la convention d'El-Arisch.*

George Carel.

Referate und Rezensionen.

Bartsch, Karl, *Chrestomathie de l'ancien français* (VIIIe-XVe siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Sixième édition revue et corrigée p. A. Horning. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1895, 754. Sp. 8^{0} Pr. 10 M.

Bartsch's Chrestomathie hat in den nunmehr beinah 30 Jahren, die seit ihrem ersten Erscheinen verflossen sind, unstreitig einen grossen und segensreichen Einfluss auf die Entwicklung und Ausbreitung altfranzösischer Studien in und ausserhalb Deutschlands ausgeübt. Das bezeugen nicht nur die vielen Neuauflagen, sondern auch die zahlreichen Nachbildungen und Entlehnungen, die sie sich hat gefallen lassen müssen. Alle im Auslande seither erschienene Blumenlesen der altfranzösischen Litteratur geben sich mehr oder weniger deutlich als schwache Kopien dieses von ihnen nicht erreichten Vorbildes zu erkennen. Eine einzige Ausnahme wäre wohl zu machen: die von Bartsch selbst gemeinsam mit A. Horning 1887 in Paris veröffentlichte zweite Chrestomathie mit dem Titel: *La langue et la littérature française depuis le IXème siècle jusqu'au XIVème*, textes et glossaire p. K. Bartsch précédés d'une grammaire de l'ancien français par A. Horning. Sie übertrifft das ursprüngliche Werk allerdings in verschiedenen Beziehungen, insbesondere ist Hornings Darstellung der altfranzösischen Grammatik der älteren Bartsch'schen bedeutend überlegen. — Die neue Auflage der älteren Chrestomathie ist nun, wie der Titel angiebt, ebenfalls „revue et corrigée par A. Horning", doch scheint sich Hornings Thätigkeit fast lediglich auf die Revision der Druckbogen beschränkt zu haben. Die seit 1883 erschienenen Textausgaben sind ja angezogen worden, von einer Umgestaltung des Chrestomathie-Textes lässt sich aber nicht viel bemerken. Diese sechste Auflage ist also nichts als ein in Kleinigkeiten verbesserter Neudruck der fünften. Das wird bei ihrer Benutzung im Auge zu behalten sein. Hoffentlich wird die siebente Auflage eine um so gründlichere Um- und Neubearbeitung darstellen und so dem Bartschschen Buche sein wohlverdientes Ansehen erhalten.

E. STENGEL.

Fluri, Theodor. *Isembart et Gormont.* Entwicklung der Sage und historische Grundlage. Züricher Dissertation. Basel 1895. 8⁰. 131 S.

Zenker, Rudolf. *Das Epos von Isembard und Gormund.* Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen nebst einer metrischen Übersetzung des Brüsseler Fragmentes. Halle a. S. Niemeyer 1896. 8⁰. XV, 203 S.

Das Gedicht von Isembard und Gormund, dem eine hervorragende Stellung in der Geschichte der französischen Heldensage zukommt, blieb lange unbeachtet; heuer ward ihm um so eifrigere Untersuchung von zwei Seiten zu teil. Zwei Fragen sind zu erledigen: Ordnung innerhalb der Überlieferung und Erklärung der Sage aus der Geschichte. Beide Verfasser haben die Aufgabe in ihrem vollen Umfang zu lösen versucht, Fluri erörtert aber ausführlicher den ersten, Zenker den zweiten Punkt, so dass die Arbeiten, obwohl sie grossenteils im Inhalt und in den daraus gefolgerten Schlüssen zusammen fallen mussten, sich doch auch wiederum ergänzen. Fluri berücksichtigte Zenkers Vortrag, den er auf dem Wiener Philologentag im Mai 1893 hielt, soweit dessen Ergebnisse in der *Z. f. frz. Spr.* 1893, 257/9 bekannt gemacht wurden, im übrigen aber sind beide Schriften durchaus selbständig. Bis zu einem gewissen Grade ist die Aufgabe so klar vorgezeichnet, dass bedeutendere Abweichungen im Gang der Untersuchung und in deren Ergebnissen kaum vorkommmen können. Die Sage ist in älterer und jüngerer Fassung überliefert. Die Zeit des alten Isembardliedes fällt in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts (Fluri, S. 31, Zenker S. 4 ff.); die genauere Datierung Zenkers auf 1080 ist grundlos. Aus den beigebrachten Thatsachen ist doch höchstens „nach 1037", aber sonst nichts zu entnehmen. Das Brüsseler Bruchstück muss ergänzt werden teils mit Hilfe der darin vorkommenden, auf den Inhalt der verlorenen Stücke hinweisenden Anspielungen, teils aus vorsichtiger Verwertung der jüngeren Fassung. Letztere liegt nur mittelbar vor, in Mouskets Auszug, dessen Auslegung stellenweise Schwierigkeiten macht, und im Ritterroman von Loher und Maller. Neben vielen eigentümlichen Zügen weisen diese beiden späten Überlieferungen doch auch grosse Übereinstimmung auf, sie deuten auf eine gemeinsame Vorlage, etwa ein Remaniement der alten Chanson, das dem 12. Jahrhundert angehören dürfte. Für die Abweichungen muss im einzelnen festgestellt werden, ob selbständige Neuerung oder nur einseitige Bewahrung ursprünglicher Züge vorliegt. Die Wiederherstellung des Inhalts der alten Chanson geht bei Zenker S. 62 f. weit mehr ins einzelne als bei Fluri S. 47 f., der sich mit allgemeinen Umrissen begnügt. Die Berechtigung der reicheren Ausgestaltung entnimmt Zenker seiner tief

eindringenden geschichtlichen Erklärung des Sagenstoffes. Eine nur fragmentarisch bekannte Chanson und ein aus Auszügen und willkürlichen Bearbeitungen nur undeutlich erkenntliches Remaniement gewähren natürlich den Vermutungen des Forschers nur allzu freien Spielraum. Die gelegentlichen Erwähnungen der Sage von Isembard und Gormund in der französischen und lateinischen Litteratur treten als weitere Quelle der mangelhaften Überlieferung zur Seite. Bei Fluri sind diese Zeugnisse vollständiger und übersichtlicher gesammelt als bei Zenker. Über besonders wichtige Stellen, z. B. über das *chronicon Centulense* lautet das Urteil der beiden Verfasser ziemlich übereinstimmend. Zenkers Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen der Dichtung ist in Anlage und Ergebnissen der Fluris bedeutend überlegen. Die Schlacht bei Saucourt, in welcher der westfränkische König Ludwig III im Jahre 881 die Normannen besiegte, auf welche auch das deutsche Ludwigslied gedichtet wurde, bildet den Ursprung der Sage. Aber dieses geschichtliche Ereignis erklärt gerade die Hauptpersonen der französischen Sage, den Heidenkönig Gormond, den Renegaten Isembard, König Ludwigs Bruder Hugo, dessen Knappen Guntier u. a. mehr nicht im geringsten. Geschichtliche Vorbilder sind aber auch für diese Gestalten sehr wahrscheinlich. Fluri bespricht Hugo, Isembard und Gormond und erhebt dabei gelegentlich Einwände gegen Zenkers Behauptungen, soweit sie ihm aus dem Vortrage schon bekannt waren. Die Bedenken sind allerdings berechtigt und mahnen gegen manche Aufstellungen Zenkers zur Vorsicht. Aber Fluris eigene Vermutung, Gormond scheine eher eine Person der kymrischen als der französischen Sage zu sein und ebenso sei die Geschichte von der Eroberung Cirencesters kymrisch, ist noch viel bedenklicher und wird schwerlich Zustimmung finden. Zenkers Untersuchung schreitet langsam und bedächtig zum Ziele und stützt sich auf ähnliches Verfahren innerhalb der Forschung über die französiche Heldensage. Gleichwie der Name Karls ein Sammelpunkt für die verschiedenartigsten Karlssagen ward, so vereinigt auch der sagenhafte König Ludwig die Züge von mehreren seiner Namensvettern. Der ostfränkische Ludwig III besiegte im Jahre 880 bei Thiméon im Hennegau die Normannen. Sein Sohn Hugo wurde von Gotfrid, dem Anführer der Normannen getötet. Auf beide Normannenschlachten wurden wohl Lieder gedichtet, welche schon der Gleichheit des Königsnamens halber alsbald verschmelzen mussten. Damit ist Hugo in der Chanson erklärt. Auch von seinem Vater Ludwig II (877—79) übernahm der westfränkische Ludwig einiges. Grosse Schwierigkeit bereitet die Feststellung der historischen Vorbilder Isembards und Gormonds. Gormond ist der Eroberer Irlands und Englands und doch zugleich ein Sarazenen-

fürst aus Afrika, Isembard ein fränkischer Edler, der von Ludwig aus Frankreich verbannt bei Gormond Schutz und Hilfe zur Rache findet. Die weltgeschichtlichen Kämpfe, welche das Reich der Karolinger im Norden gegen die Normannen, im Süden gegen die Mauren auszustehen hatte, spiegeln sich in unserer Sage wieder. Ist etwa erst im Verlaufe der Zeit die Normannenschlacht als Sarazenenschlacht aufgefasst worden oder sind von Anfang an zwei ganz verschiedene Ereignisse etwa durch Verschmelzung eines nördlichen und südlichen Liedes mit einander verknüpft worden? Zenker vertritt mit Recht die letztere Anschauung. Die Wilhelmsage erwuchs nach G. Paris aus ähnlicher Vermischung nördlicher und südlicher Bestandteile, nur dass der Schauplatz hier im Süden, in der Gormondsage im Norden verblieb. Der Untersuchung sind mithin feste Ziele gesetzt. Sie hat die Sarazenenschlachten aufzuspüren, welche neben den Normannenschlachten in Betracht kommen können. Zunächst glaubt Zenker noch nordische Häuptlinge für Gormond als Vorbilder nachweisen zu können, und zwar den Wikinger Wurmo (frz. Gormond), der als einer der Anführer des an der Schlacht von Saucourt beteiligten Normannenheeres genannt wird. Der sagenberühmte dänische Seekönig Guthorm, der 879 von Aelfred besiegt und nach empfangener Taufe mit Ostanglien belehnt wurde, gilt seit Wilhelm von Malmesbury (um 1125) als Vorbild Gormonds. Die Belagerung von Cirencester, das er vermittelst einer von Odin eingegebenen List (vgl. Zenker S. 111) erobert, wird in der Chanson von Gormond vorausgesetzt, dort trifft der aus Frankreich geflüchtete Isembard den König. Die Möglichkeit der Behauptungen Zenkers, der zuerst auf Wurmo hinweist, ist nicht abzustreiten. Doch machen die Namen Schwierigkeiten, wie Fluri S. 123 f. einwendet. Aus Wurmo (gen. Wurmonis) würde der Name Gormon erklärlich sein. Aber gerade die älteren Quellen bieten Gormond. Man müsste an volksetymologische Anlehnung an die häufigen fränkischen Namen, die im zweiten Teil *mund* enthalten, etwa an die Bildung eines Nominatives Gormons, Gormuns denken, wozu dann leicht ein obliquer Fall Gormond, Gormund entsteht. Solche Entwicklung ist nicht unerhört und immerhin wahrscheinlicher als Fluris keltisches Auskunftsmittel. Beide Verfasser übersahen beim Citat Gottfrieds von Strassburg die umfang- und inhaltsreiche Anmerkung, die W. Hertz in der ersten Auflage seiner Tristanübersetzung 1877 S. 569—579 dem Irenkönig Gurmun widmete. Doch der nordische Seeheld Gormond gewährt keinerlei Aufschluss über den afrikanischen Sultan. Zenker verweist auf die Sarazenenkriege, die Kaiser Ludwig II (850/75), der Sohn Lothars I, gegen die aus Afrika in Italien einfallenden Sarazenen, namentlich unter dem Sultan Mufareg Ibn

Sâlem zu bestehen hatte. Dass wirklich davon gesungen und gesagt ward, geht schon aus der Färbung einiger Geschichtsquellen über jene Zeit deutlich hervor. Dass solche Lieder nach dem Norden Frankreichs gelangten und wohl wegen der gleichnamigen Könige mit nordischen Ludwigsliedern verschmolzen, ist möglich. Somit wäre Gormond als Wikinger aus Irland und England und als Sultan aus Afrika infolge dieser Vermischung erklärt. Namentlich Isembard li Margariz, der abtrünnige, stammt aus den Berichten der italischen Sarazenenkämpfe, bereits der Beiname μαγαρίτης deutet eher auf Gegenden, wo byzantinische Einflüsse herrschten, als auf die Normandie. Ein Gastalde Isembard machte im Jahre 860 mit den Sarazenen gemeinschaftliche Sache gegen Kaiser Ludwig, er wurde zwar in Wirklichkeit begnadigt, doch die Sage mochte ihn leicht in einer der vielen Sarazenenschlachten umkommen lassen, nachdem er in offenem Aufruhr gegen Ludwig sich erhoben hatte. Der grosse Feldzug Ludwigs gegen die Sarazenen in den Jahren 866 bis 872 fand seinen Abschluss in der Schlacht von San Martino am Volturno, wo ein erst im Jahre zuvor aus Afrika eingetroffenes Sarazenenheer aufs Haupt geschlagen und zum grossen Teil vernichtet wurde. In dieser Schlacht fiel ein junger Neffe Ludwigs, Cuntart oder Gontar genannt, d. i. Guntari, frz. Guntier, wie Hugos Knappe in der Chanson heisst. Zenker vermutet ein „Isembardlied“, welches auf die erwähnten geschichtlichen Vorgänge sich gründete, dessen Hauptpersonen Ludwig, Isembard, der afrikanische Sultan gewesen wären, worin unter den fränkischen Kämpen auch Guntier vorkam. Der Vereinigung der Lieder von der Normannen- und italienischen Sarazenenschlacht, worin beidemal ein französischer König Namens Ludwig über die Ungläubigen siegte, ergab den Inhalt der Chanson. Die aus dem südlichen Lied übernommene Gestalt des Isembard li Margariz glaubt Zenker bereits im Saucourt-Thiméonliede vorgebildet. Ein zweiter Wikingerhäuptling, Rollo, der erste Herzog der Normandie, sei neben Wurmo-Gormond schon von Anfang an hervorgetreten und später mit Isembard verschmolzen. Der Hinweis auf Rollo scheint mir wie Fluri S. 126 nicht stichhaltig, aber auch unnötig. Wenn Isembard in dem fraglichen Gedichte, das seine Schicksale behandelte, wirklich die vorausgesetzte Rolle spielte, so bedarf es keines weiteren Vorbildes mehr.

Untersuchungen wie die Zenkers können kein völlig sicheres, unanfechtbares Ergebnis erzielen. Nur ein grösserer oder geringerer Grad von Wahrscheinlichkeit ist hierbei zu erreichen. Was Zenker für die Isembardsage behauptet, streitet nicht gegen die Anschauungen, die wir sonst von der Entwicklung der französischen Heldensage gewonnen haben, die Ergebnisse sind möglich, wenn

auch nicht gewiss. Die Untersuchung ist sorgfältig und vorsichtig geführt.

Zum Schluss giebt Zenker eine metrische Übersetzung des Brüsseler Fragments, doch ohne die Assonanzen nachzuahmen.

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Becker, Ph. Aug., *die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehung zu Wilhelm dem Heiligen.* Studien über das Epos vom Moniage Guillaume. Halle a. S. Niemeyer 1896. 8° 175 S.

Wilhelm, Graf von Toulouse, 790—812, spielt in den Wilhelmsepen des 12. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle. Der epische Wilhelm vereinigt mehrere Helden dieses Namens in seiner Person, ihre verschiedenen Schicksale ergaben seine Lebensgeschichte; besonders Wilhelm, der Retter der Krone, mit dem Beinamen *fière brace* und *au court nez*, von welchen das *couronnement de Louis* erzählt, nimmt im Epencyklus eine entscheidende Stellung neben dem heiligen Wilhelm ein. Dem Grafen von Toulouse, dem Bekämpfer der Sarazenen und Stifter der Abtei Gellone widmete Ardo († 842) im Leben des Abtes Benedict von Aniane († 821) einen Abschnitt, Urkunden und der Biograph Ludwigs des Frommen sowie das Gedicht des Ermoldus Nigellus um 826 nennen ihn. Bis ins zweite Viertel des 9. Jahrhunderts blieb sein Andenken lebendig. In der Folgezeit verlautet zunächst nichts selbständiges mehr von ihm. Im Epos ist Wilhelm Markgraf von Orenge, womit die Geschichte vom Emir Theobald, dessen schöne Tochter Orable samt der Stadt Orenge Wilhelm sich gewinnt, verknüpft ist. Dieser Markgraf von Orenge und der Mönch weisen beide auf den Grafen von Toulouse, welcher die Sarazenen bekriegte, hernach aber Gellone gründete und als einfacher Mönch dort eintrat. Wie kam diese Erzählung in die französischen Gedichte des 12. Jahrhunderts? Ist eine ununterbrochene mündlich überlieferte Volkssage vom hl. Wilhelm zu vermuten, die auf einmal in der französischen Epik des 12. Jahrhunderts ans Tageslicht kommt, während sie zuvor verborgen blieb? Becker hat diese Frage gründlich untersucht und ist fürs *Moniage* zu annehmbaren Ergebnissen gelangt; doch fühlt man sich nicht vollkommen befriedigt, insofern die beiden Epen *charroi de Nimes* und *prise d'Orenge*, welche von Wilhelms Sarazenenkämpfen berichten, in einem noch nicht genügend aufgehellten Verhältnis zum hl. Wilhelm und zum Moniage stehen. Erst mit einer ausreichenden Erklärung der genannten beiden Epen scheint mir die völlig sichere Lösung der Moniagefragen möglich. Becker giebt aber in dieser

Hinsicht nur einige gelegentliche Vermutungen und Andeutungen mit allem Vorbehalt. Aus dem 12. Jahrhundert (zwischen 1120 und 1130) stammen die in der Abtei Gellone geschriebene Vita Sancti Guilelmi und die Moniagebearbeitungen. Die Vita entsprang dem Bestreben der Mönche von Gellone sich selbständig zu machen. Je heller die Gestalt ihres Stifters hervorleuchtete, desto gerechter erschienen ihre Unabhängigkeitsansprüche. Die Vita beruht auf den Nachrichten, die Ardo im Leben des Abtes Benedict gegeben hatte, im übrigen auf Erfindung. Wo von den Thaten Wilhelms erzählt werden musste, erfand der Verfasser dessen Kämpfe mit Theobald um Orable und Orenge, oder er entnahm diese Thatsachen irgend einer Sage, die schwerlich von Anfang an dem Grafen Wilhelm von Toulouse zukam. Man darf somit auch nicht von einer fortdauernden mündlichen Wilhelmsage reden, die erst in der Vita wieder emportauchte. Welchen Ursprung die Theobaldgeschichte auch haben mag, erst im 12. Jahrhundert, wahrscheinlich erst in der Vita verband sie sich mit Wilhelm dem Heiligen. Das Moniage Wilhelms liegt in zwei französischen Fassungen und in auswärtigen Bearbeitungen vor. Von den letzteren kommen die Karlamagnussaga und Ulrichs von Türheim Willehalmfortsetzung in Betracht. Becker weist nach, dass die Saga und das mhd. Gedicht keine weitere selbständige Redaction des Moniage voraussetzen, dass sie vielmehr aus Moniage I abstammen. Die vielen Abweichungen erklären sich aus der Arbeitsweise des Sagaschreibers und des mhd. Reimschmiedes. Des Türheimers Verfahren wird S. 80 treffend geschildert. Wir ermangeln meines Erachtens noch immer sicherer Grundsätze bei Beurteilung des Verhältnisses zwischen einer französischen Vorlage und ihren Nachahmungen. Die Ansichten schwanken zwischen Gegensätzen, indem entweder alle eigenartigen Züge dem fremden Bearbeiter zuerteilt oder einer verlorenen französischen Quelle zugemutet werden. Die Geschichte der französischen wie der mittelalterlichen Litteratur überhaupt erfordert möglichst bestimmte Entscheidung für jeden Einzelfall. Jeder Beitrag zur Lösung solcher Fragen ist willkommen, so auch der Beckers, welcher die Unterschiede zwischen Vorlage und Nachahmung aus der Eigenart der Verfasser erklärt, ihr Verfahren damit uns lebendig vergegenwärtigt und die französische Litteratur von einem oder mehreren höchst zweifelhaften Gedichten entlastet. Somit haben wir nur mit Moniage I und II zu rechnen. Becker bringt Konrad Hofmanns Ansicht wieder zu Ehren, wonach II eine Überarbeitung von I darstellt, während Pio Rajna und Cloetta hinter II und I eine verlorene Fassung suchten. Die Entstehung von Moniage II ausMoniage I, der verschiedene Charakter der beiden Gedichte wird eingehend erörtert. Nachdem Moniage I als Original-

dichtung erwiesen ist, wird deren Ursprung im einzelnen bestimmt. Das Gedicht behandelt Wilhelms Mönchtum, auf seine früheren Thaten wird nur am Anfang kurz angespielt. Wenn von Wilhelm dabei gesagt wird

qui tint Orenge et Nimes la chité
et Torteleuse et Porpaillart sor mer,

so wird *Charroi de Nimes* und *Prise d'Orenge* damit vorausgesetzt. Dass das Moniage Wilhelms Herrschaft über Nimes erst einführte und damit die beiden Epen veranlasste, kann ich nicht glauben. Soll das Moniage älter sein, „das gegebene Bindeglied zwischen der Legende und der Weiterdichtung" (S. 102), so müssten jene Zeilen als Einschub betrachtet werden, der sich im umfassenden Wilhelmcyklus leicht erklären liesse. Das Moniage ist später als die Legende, es entstand in den fünfziger Jahren des 12. Jahrhunderts im Gebiet der oberen Oise und Aisne. Sein Inhalt deckt sich mit dem der Vita kaum. Man erkennt zwei Hauptteile, die weit verbreitete Wandersage vom alten Helden, der ins Kloster tritt, wobei Mönchtum und Reckentum öfters in Zwiespalt geraten, was zu launigen, humorvollen Schilderungen Gelegenheit bietet und die Besiegung eines riesigen Kämpen, hier des Ysoré, wozu der Held noch einmal aus seiner Abgeschiedenheit in alter Kraft hervortritt. Endlich ist noch eine Ortssage verwertet, wie Wilhelm den die Brücke zwischen Gellone und Aniane zerstörenden Teufel in den Fluss schleudert und dort festbannt. Die weiteren Episoden des Moniage II kommen für die ursprüngliche Dichtung nicht in Betracht. Die Brücke wurde erst um 1029 gebaut, das Mönchtum und der Zweikampf gehören ursprünglich andern Helden, also kann von einer uralten Wilhelmsage keine Rede sein. Hätten wir eine erschöpfende Untersuchung des Klosterschwankes, denn ein solcher ist die Geschichte vom Helden, der ein Mönch wird, so würde dessen Wanderung, seine jeweilige Lokalisierung und litterarische Verwertung noch deutlicher.

Becker kommt zum Schluss, dass der heilige Wilhelm erst im 12. Jahrhundert und zwar durch den Verfasser des Moniage in die französische Heldensage eintrat. Vorher wurden unr seine Namensvettern, vornehmlich Wilhelm der Retter der Krone im Liede verherrlicht. Der Ursprung der hierdurch veranlassten grossen Erweiterung der Wilhelmsage liegt in der Gelloner Vita, welche nach Becker auch die Theobaldsage in Wilhelms Sarazenenkämpfe einführte. Der Moniagedichter ist in der Gegend von Gellone bekannt, auf einer Wanderung in den Süden mag ihm der Stoff vertraut geworden sein. Die Legende und was man sich in und um Gellone vom heiligen Wilhelm erzählte, rief das Moniage ins Leben, dessen Inhalt vom Dichter selbst durch Übertragung des Schwankes

vom streitbaren Mönch und der Zweikampfgeschichte auf Wilhelm den Heiligen geschaffen ward. Keine hypothetische südfranzösische Volkssage, wohl aber die thatsächlich vorhandene Legende und Klosterchronik wirkt am Aufbau der französischen Heldensage mit. Insofern hat Beckers Ergebnis allgemeinen methodischen Wert. Becker ist mit Erfolg bemüht, die Entstehung und Entfaltung der französischen Heldendichtung an charakteristische Individualitäten anzuknüpfen, er meidet allgemeine Phrasen wie Volkssage, Volksepik, er setzt klare, einfache Anschauungen an Stelle verschwommener unfassbarer und undenkbarer Begriffe, er rechnet mit den wirklichen Thatsachen und sucht deren Zusammenhänge zu verstehen, während sonst nur allzu leicht bei derartigen Untersuchungen nach Belieben wohlfeile Zwischenstufen behauptet werden, denen man unschwer alles, was man gerade braucht, andichten kann. Ich glaube, dass es Becker gelang, den Anteil festzustellen, den der heilige Wilhelm im 12. Jahrhundert an der Ausbildung der epischen Wilhelmgestalt gewann, dass er die Ursache und die Entstehung der Moniagedichtung richtig auslegte. Dunkel bleibt aber noch immer die Theobaldgeschichte und die Eroberung von Nimes sowohl in ihrem Ursprung als auch in ihrem Verhältnis zur Vita und zum Moniage. Die Lösung dieser Fragen dürfte auch an Beckers Ergebnissen vielleicht manches bestätigen oder verändern.

Rostock. W. Golther.

Dyhrenfurth, Woldemar, *Essays* von Michel de Montaigne, ins Deutsche übertragen von D. (Blondel), Breslau, E. Trewendt, 1896, X und 316 S., 12⁰. 2 M.

Das alte Wort: *Les extrêmes se touchent,* wird vielen in Erinnerung kommen beim Erscheinen des vorliegenden Büchleins. Denn es mag wohl in unserer Zeit, der Gigerlstöcke, Turf, Arbeiterfäuste und rechthaberisches Parteigezänk ihr Gepräge verleihen, angebracht sein, auf jenen liebenswürdigen Franzosen des 16. Jahrhunderts hinzuweisen, der uns mit stets freundlicher Miene munter von allen möglichen irdischen Verhältnissen plaudert, um schliesslich über alles mit einem achselzuckenden *Que sais-je*? wegzugehen. Jetzt, da jeder für und wider eine Sache Partei ergreifen soll, mag es wohl gut sein, wieder zu zeigen, dass Versöhnlichkeit und Duldsamkeit vielfach eben so notwendig ist, als Festhalten an der eigenen Meinung. Ob freilich der immer massvoll, mit sokratischer Ruhe urteilende Montaigne in unserer eilfertigen Zeit viele neue Verehrer gewinnen wird, ist zu bezweifeln. Immerhin ist es gut, wenn die Gelegenheit dazu geboten wird, denn die Reclamsche *Univer-*

salbibliothek hat Mont.'s *Essais* noch nicht aufgenommen. Die früheren Übersetzungen sind vergriffen, wenigstens kann man es daraus schliessen, dass sie bereits 1750 und 1793 erschienen sind, wie Herr D. in der Vorrede erwähnt. Indessen ist es der Leipziger Universitätsbibliothek noch im Jahre 1895 gelungen, ein sehr gut erhaltenes, wie neu aussehendes Exemplar der Übersetzung Bodes zu erwerben. Aber selbst für den Fall, dass Bodes Verleger noch einige hundertjährige Exemplare abzugeben habe, dürfte eine neue Übertragung notwendig geworden sein, meint Herr D., da die Weiterentwickelung unserer Sprache und der geringe Wert der Bodeschen Übersetzung sie rechtfertigen. Ob aber diese beiden Gründe stichhaltig sind, darüber lässt sich streiten. Im Verlaufe dieser Besprechung sollen einige Stellen aus Bode angeführt werden, welche darthun dürften, das weder der Stil noch der Inhalt jener 100 Jahre alten Übersetzung so sehr zu verurteilen sind.

Von den in 3 Bücher verteilten 107 Kapiteln des Montaigneschen Werkes sind zunächst von Herrn D. nur 20 ausgewählte übersetzt worden.

Eine Auswahl wird niemals alle befriedigen, die das Ganze kennen. Die meisten Kapitel sind dem 1. Buch, nur eins, allerdings ein sehr langes, dem 3. Buche entnommen. Manche werden bedauern, das berühmte 27. Kapitel des 1. Buches, das über die Freundschaft handelt, nicht vorzufinden. Können wir doch in diesem einen Einblick thun in das innige Freundschaftsverhältnis Montaignes zu dem jung verstorbenen Dichter Etienne de la Boëtie, dessen Gedichte in den *Essais* abgedruckt sind. Man kann wohl behaupten, dieses Kapitel über die Freundschaft sei das Schönste, was der häufig kühle und zurückhaltende Montaigne geschrieben habe, sicherlich ist es das Wärmste. Wenn in der Vorrede (VI) von Herrn D. gesagt ist, dass die Auswahl besonders die für Montaigne typischen Kapitel betroffen habe, so dürfte allerdings jenes Kapitel auch dazu gehört haben.

Was nun aber die Übersetzung selbst anlangt, so ist anzuerkennen, dass sie unter thunlichstem Anschluss an den französischen Text, eine sinngemässe Verdeutschung anstrebt. Für jüngere Studenten, denen häufig an wortgetreuer Übersetzung gelegen ist, mag dies recht willkommen sein. Mehr aber rechnet der Übersetzer auf Leser aus dem grossen Publikum, dem durch die neue Übersetzung Geschmack an den Ideen Mont.'s beigebracht werden soll. Diesem dürfte allerdings durch eine freie Übersetzung mehr gedient sein, denn es will den alten Stoff in neuer Form haben. Und in dieser Beziehung scheint mir an vielen Stellen Bode den Vorzug zu verdienen. Herrn D. geht die Frische ab, die Bode

zu erzielen gewusst hat, indem er sich weniger streng an den Text hielt.

Stellen, die dies erweisen, sind folgende: S. 21: „denn einmal geben sie dadurch so eiligen Sachen unberechtigt eine Frist.“ Es soll bedeuten: sie bewirken ohne Berechtigung einen Aufschub, wofür Bode I, 53 sagt: „Wozu das Aufschieben in einer so dringenden Sache?“ — Auf S. 27 ist dem Übersetzer eine Stelle nicht recht verständlich geblieben, was im allgemeinen bei dem oft kühnen Satzbau Ms. nicht zu verwundern ist. Ich setze, damit der Leser selbst urteilen kann, alle 3, M., D., und Bode neben einander. Mont.: *Il est des morts braves et fortunees:* (Dieser Satz ist von Herrn D. gar nicht, von Bode frei übersetzt.) *ie luy ay veu trencher le fil d'un progrez de merveilleux advancement, et dans la fleur de son croist, à quelqu'un, d'une fin si pompeuse, qu' à mon avis ses ambitieux et courageux desseings n'avaient rien de si hault que feut leur interruption.* — Übersetzung D's: „Ich habe den Tod den Faden abschneiden sehen in Fällen, in denen er mit ausserordentlicher Bevorzugung vorging, in der Blüte des Lebens; in einem Falle bereitete er jemandem ein so herrliches Ende, dass meiner Ansicht nach dessen ehrgeizigste und kühnste Pläne nichts so Hohes an sich hatten, als diese ihre Unterbrechung war.“ Bode sagt: I, 11. 7: Es giebt brave und glückliche Sterbende (genauer: Todesarten (morts), wie der Zusammenhang ergiebt). Ich habe einige gekannt, welchen der Tod, auf der glänzendsten Laufbahn, in der schönsten Blüte des Ruhms den Lebensfaden zerschnitt und sie ein so prächtiges Ende nehmen liess, dass, nach meiner Meinung, die ehrbegierigsten und tapfersten Entwürfe des Sterbenden in der Ausführung nicht mehr Ehre und Ruhm gewähren konnten, als diese Unterbrechung wirklich gewährte.“ Herr D. findet hier die Konstruktion Ms. dunkel und verwirrt; die Beziehung des *luy d'un progrez* und *son croist* ist ihm unklar. *luy* ist offenbar auf *mort* zu beziehen, *d'un progrez* gehört zu *le fil* und *son* deutet auf das folgende *à quelqu'un* hin. Hier scheint mir Bode in Auffassung und Ausdruck glücklicher gewesen zu sein als D. Ebenso verhält es sich auf Seite 30 der D.'schen Übersetzung. Mont. schreibt: *A recevoir tant de cervelles estrangieres, et si fortes et si grandes, il est necessaire (me disoit une fille, la premiere de nos princesses, parlant de quelqu'un) que la sienne se foule, se contraigne et rapetisse pour faire place aux aultres : ie diroy volontiers que, comme les plantes s'estouffent de trop d'humeur, et les lampes de trop d'huile: aussi [faict] l'action de l'esprit, par trop d'estude et de matiere; lequel saisi et embarrassé d'une grande diversité de choses, perde le moyen de se desmeler, et que cette charge le tienne courbe et croupy.* Da Herr D. *perde* und *tienne* von *ie diroy* abhängen

lassen will, was mir nicht möglich erscheint, so übersetzt er folgendermassen: „Um so viel fremdes, so starkes und grosses Hirn in sich aufzunehmen (sagte mir u. s. w.), ist es erforderlich, dass das seine zusammengedrückt werde, sich einziehe und ducke, um dem anderen Platz zu machen. Ich möchte sagen, dass ebenso wie Pflanzen bei zu viel Feuchtigkeit und Lampen von zu viel Öl ersticken, auch die Thätigkeit des Geistes bei zu viel Studien und zu grossem Wissensstoff sich verhält, dass er, durch die grosse Mannigfaltigkeit der Dinge beschäftigt und in Verlegenheit gebracht, das Mittel, sich daraus herauszuwirren verliert und dass diese Last ihn krümmt und stocken macht." Bode, I, 251, übersetzt: „Wer soviel fremde und grosse und starke Gedanken aufnehmen und beherbergen soll, sagte mir ein junges Fräulein, erste Hofdame unserer Prinzessinnen, als sie auf jemand zu sprechen kam, muss notwendig seine eignen zusammendrängen und in die Enge ziehen, um den anderen Platz zu machen. Ich möchte gern sagen: Gleichwie die Pflanzen von zuviel Geilung (*humeur*) ersticken und die Lampen von zuviel Öl verlöschen, so geht es dem Verstand bei zuviel Studieren und zuvielen Materien, indem er bei zu grosser Verschiedenheit von Gegenständen sich abstumpft und verwirrt und darüber versäumt sich zu entwickeln, und diese Last verkrümmt und verkrüppelt ihn." Auch die Übersetzung des lateinischen Verses (S. 32) *Odi homines ignava opera philosopha sententia* (Pacuv. ap. Gellium XIII, 8) scheint mir bei Bode I, 387 besser gegeben mit den Worten: „Ich hasse die Menschen, welche weise sprechen und dumm handeln." D. dagegen sagt: „Ich hasse die Menschen, lässig in Werk und voll philosophischer Spruchweisheit."

Klarer scheint mit Bode I, 255 sich auszudrücken, wenn er sagt: (als jemand fragte), wie lange das Philosophieren getrieben werden musste, wofür D. S. 33 übersetzt: „Als jemand den Krates frug (warum nicht fragte?), bis zu welchem Punkte man denn philosophieren solle." S. 36 heisst es bei D: „Ich glaube, wir sind nur gegenwärtiger Gelehrsamkeit gelehrt, nicht in vergangener und ebensowenig in zukünftiger. Allein, was schlimmer ist, ihre Schüler und Kinder nähren und erhalten sich damit ebensowenig." Das ihre steht allerdings im Text ist aber bei dieser Übersetzung nur auf Gelehrsamkeit zu beziehen, wodurch die Stelle etwas Gezwungenes erhält. Bode I, 258 sagt dafür: . . . „in der Wissenschaft des Gegenwärtigen, nicht des Vergangenen, ebensowenig als des Zukünftigen. Aber was das Ärgste ist, auch von ihr ziehen weder Meister noch Jünger die mögliche Nahrung, sondern" . . . . Auf derselben S. 36 ist D.'s Übersetzung: „Um zu zeigen, dass es in dem, was sie (die Natur) führt, nichts Rohes giebt." . . . .

für *conduict par elle* nicht gerade glücklich. Eine längere Stelle auf S. 41 übergehe ich der Länge wegen. Bode scheint sie mir I, 263 weit lebendiger wiederzugeben, ohne den Sinn zu verletzen. S. 73 heisst es bei D.: „wer die Gesetze bekämpft, bedroht die Besten mit Peitsche und Strick;" Bode I, 301 sagt: „Wer die Gesetze bestreitet, droht den Rechtschaffenen mit Geissel und Strick." S. 80 sagt D.: „Aus dem Umgang mit der ganzen Welt," Bode dafür: mit den Menschen. S. 81 liest man bei D: „Und man zieht nicht in Betracht, dass man noch viel schlimmere Dinge gesehen hat, und das die 10000 Teile der Welt inzwischen nicht ablassen, gute Zeiten zu feiern. Bode I, 310 hat dafür: „. . . . . ohne sich zu besinnen, dass man schon weit ärgere Dinge erlebt hat, und dass 10000 Teile der Welt sichs indessen weidlich wohl sein lassen." S. 91 heisst es von dem zu erziehenden Jüngling bei D.: „Und wenn Empfindungen in ihm aufkeimen werden", wofür Bode I, 320 sagt: und wenn der Jüngling beginnt sich zu fühlen . . . ." Auf S. 92 scheint bei D. nur ein Druckfehler vorzuliegen in dem Satze: „. . . wenn er (der Jüngling) beim Klang der Trommel die das jugendliche Feuer seiner Gespielen anfacht, sich einem anderen zuwenden sollte, das ihn zum Spiel von Gauklern ruft . . . .", was Bode I, 323 wiedergiebt durch . . . . „oder sollte er, beim Schall der Trommel, die seine junge Spiessgesellen mit Mut anfüllt, auf den Ton einer anderen horchen, die zur Gaukelbude lockt . . . ." D.'s Worte S. 164: „Wir nennen nicht das ihren Wert, was sie, sondern das, was wir dabei einschiessen" scheint mir Bode II, 245 klarer auszudrücken durch: „Wir schätzen ihren Wert nicht nach dem, was sie in sich haben, sondern nach dem, wofür wir sie haben. S. 204 wird von D. gesagt: „Geschworene" hätten Cäsar ermordet; man nennt sie gewöhnlich Verschworene. S. 221 werden Mont.'s Worte: *qu'il n'en feit aultre chose* übersetzt mit: „der Kaiser habe weiter nichts davon hergemacht."

Zu diesen Stellen, die noch vermehrt werden können und durch die erwiesen sein dürfte, dass die Bodesche Übersetzung nicht so wertlos ist, kommen noch einige andere, in denen eine nicht einwandfreie oder seltsame Ausdrucksweise auffällt. S. 226: „Man kann . . . sagen, den Parteien . . . . die Zügel schiessen zu lassen heisse: den Streit ausbreiten und weiter zu steuern" für „weiter steuern." S. 228 fällt der Ausdruck „zermürbt" auf, während S. 251 die Wendung man frug, zu was er seine Studien treibe nicht gerade schön ist.

Druckfehler sind mir nur wenige aufgefallen, so S. 15, 94, 231, 251.

Im Allgemeinen ist zu sagen, dass die Übersetzung des Herrn

D. im Verlaufe des Werkes flüssiger wird. Wenn also der Herr Übersetzer seine Absicht, auch die übrigen Kapitel noch zu verdeutschen ausführt, so darf man wohl eine Darstellung erwarten, welche sich noch angenehmer liest als der vorliegende Auszug. Es wird immer sehr schwer halten und dem Geiste unserer Zeit wenig angemessen sein, die langen, oft kühnen Perioden des Montaigneschen Stils thunlichst wörtlich wiederzugeben. Da soll der Übersetzer die Sätze zergliedern und den Sinn in lebendiger Form nach unserer Denkweise veranschaulichen. Denn dass Mont. es wert ist, noch heute auch in Deutschland gelesen zu werden, ist wohl ohne Zweifel, Vieles, was er von den damaligen Verhältnissen sagt, gilt noch heute, so seine Worte gegen die Vielwisserei, welche die Vertiefung des Wissens beeinträchtigt (S. 35), ferner die Klage über die Verderbtheit der Zeit (S. 213), oder über den Selbstmord von Kindern (S. 146). Andere Aussprüche dagegen führen uns recht deutlich die verschiedene Anschauung der damaligen Zeit der heutigen gegenüber vor. Damals galten die Türken für das stärkste Volk — und jetzt?

Die Austattung des Bändchens in 12⁰ ist sehr gefällig, so dass der Liebhaber das Büchlein gern in die Hand nehmen wird.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Dieterle, H. *Henri Estienne.* Beitrag zu seiner Würdigung als französischer Schriftsteller und Sprachforscher. Strassburger Dissertation. 94 S. 8⁰. 1895.

Henricus Stephanus' Bedeutung für die classische Philologie ist schon öfters dargelegt worden, was er dagegen für seine Muttersprache geleistet, bedurfte noch einer eingehenderen Würdigung, die Dieterle in der vorliegenden Schrift übernimmt. Nachdem er in der Einleitung noch einmal Stephanus' Verdienste um die classischen Sprachen auseinandergesetzt, bespricht er im ersten Teil seiner Schrift nach einer Übersicht über Stephanus' Werke seine Stellung zur französischen Sprache, wendet sich dann zu den stilistischen Eigentümlichkeiten seiner Werke und zergliedert im dritten und letzten Abschnitt seinen Character. Die Reihenfolge ist also die umgekehrte als der Buchtitel vermuten lässt.

Stephanus' Bedeutung für seine Muttersprache kennzeichnet sich vor allem durch seine scharfe Gegnerschaft gegen den vom Hofe begünstigten italienischen Einfluss auf die französische Sprache, der besonders unter Katharina von Medici mächtig war, dann aber auch durch seine Stellungnahme gegen die sprachlichen Uebergriffe der Plejade. Dazu stimmt es, wenn er zur Einfachheit und Be-

stimmtheit des Ausdruckes mahnt und die affectierte, hochtrabende Sprache der Hofleute und der Plejade auf das schärfste verurteilt. Aber auch Stephanus möchte seine Muttersprache nicht verknöchern lassen, sondern durch neue Elemente bereichert wissen, die er hauptsächlich dem Griechischen, dem Altfranzösischen und den französischen Dialecten entnehmen will; aber er denkt sich diesen Erneuerungsprozess viel gemässigter als seine Gegner, da er die französische Sprache für nicht so arm hält, wie es jene thaten. — Neben dem Sprachforscher interessiert uns in Stephanus aber auch der Schriftsteller, über den im zweiten Teile gehandelt wird. Im Stil hat er sich namentlich Rabelais zum Vorbild genommen, den er allerdings nicht ganz erreicht. Seine Perioden sind — ebenfalls wie bei Rabelais — nicht immer übersichtlich; durch Einschaltung von Nebensätzen, Gleichnissen und parenthetischen Bemerkungen wird seine Rede bisweilen schleppend und unklar. Sehr vielseitig sind seine Darstellungsmittel, unter denen ein grosser Bilderreichtum besonders hervortritt; daneben bedient er sich häufig der Synekdoche, der Personification abstracter Begriffe, der Allegorie, des Gleichnisses, des Wortspieles, der Ironie und des Kontrastes; ausserdem wird der Ausdruck noch durch Einschaltung von Sentenzen, Sprichwörtern und Anekdoten variiert. — Gegenstand von Stephanus' Polemik und Satire ist aber nicht nur die Ausartung der Sprache, sondern auch die ebenfalls durch italienischen Einfluss hervorgerufene Veränderung der Mode und Sitte am Hofe und bei den besseren Ständen, wo man auch in d i e s e n Dingen förmlich nach neuem haschte. Auf das Lebhafteste spottet Stephanus über die Kleidung der Damen und der Hofleute; er rügt die damals in Frankreich ausgeartete Sitte des Küssens unter beiden Geschlechtern und tadelt den Luxus, der sich in der Kleidung und bei den Mahlzeiten zeigt. So gestattet uns die Schrift, in welcher Stephanus diese Polemik führt, — Deux Dialogues du nouveau langage françois italianizé — einen interessanten kulturhistorischen Blick auf den französischen Hof des 16. Jahrhunderts. — Zum Schluss vereinigt Dieterle die wichtigsten Charakterzüge des Gelehrten, welche die bisherigen Erörterungen bereits erkennen liessen, noch einmal zu einem Gesamtbilde. Stephanus' Schriften zeigen uns insbesondere seinen konservativen Sinn gegenüber den Neueren in Sprache und Sitte, sein patriotisches Gefühl, das nicht selten gegen das Fremde ungerecht wird, und seine starke Religiosität, die ihn auch gegen die kirchlichen Missbräuche ankämpfen lässt.

Die Gruppierung des Stoffes ist recht übersichtlich; allerdings sind, da das Hauptthema, Stephanus' Kampf gegen den Einfluss des Hofes, von allen möglichen Seiten beleuchtet wird, vielfache Wieder-

holungen unvermeidlich gewesen, aber wir erhalten trotzdem ein abgerundetes Vollbild jenes Mannes, der ein lebhaftes Interesse an fremden Sprachen mit einer warmen Liebe für seine Muttersprache zu vereinigen wusste und den Kampf für ihre Reinheit mit heiligem Zorn und hohem Mut gegen mächtige Gegner aufnahm und wacker durchfocht. — Die Citatzahlen sind nicht immer richtig; auch finden sich mannigfache Druckfehler, wenn auch meistens leichter Art (vgl. besonders p. 55); p. 63, Z. 3 ist zu lesen: französische Sprache, denn das Altfranzösische wird an der betreffenden Stelle mit dem Ahnenschloss verglichen *(le vieil langage . . . . est comme seroit à ce riche homme un grand chasteau)*, während der reiche Besitzer des alten Erbgutes nur das Französische (zu Stephanus' Zeiten) sein kann.

Carl Friesland.

Fröhlich, K. *J. Garniers Institutio gallicae linguae (1558) und ihre Bearbeitung von Morlet (1593) mit Berücksichtigung gleichzeitiger Grammatiker.* Programm, Eisenach. 18 S. 4°. 1895.

Vorstehende Schrift ist durch Stengels Arbeiten zur Geschichte der französischen Grammatik angeregt, insbesondere durch sein *Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken.* Der Verfasser will seine Arbeit angesehen wissen als ersten Teil einer Beschreibung der zu Ende des 16. und im 17. Jahrhundert in Jena erschienenen französischen Grammatiken und will versuchen, den Nachweis zu liefern, dass diese Anleitungsschriften eine besondere Richtung vertreten, indem sie, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehend, in einem inneren Zusammenhang stehen und so gewissermassen eine Schule gebildet haben. In den Kreis seiner Besprechung zieht Fröhlich die Grammatiker Garnier-Morlet (1593), de la Faye (1613), Caffa (1661), Menudier (1681), du Buisson (1696), Talandre (1697) und Bessel (1702); in dem zu erwartenden zweiten Teil der Arbeit bleiben nach Ausweis des Stengel'schen Verzeichnisses zu besprechen F. Roux (1711), Greiffenhahn (1716), Provannal (1720), F. Roux (1720, 1734), Fuchs (1739), ein Anonymus (1774) und Dyrr (1785). Bevor der Verfasser im einzelnen auf die zuerst genannten Schriften eingeht, hebt er unter Vergleichung zeitgenössischer Grammatiken einige allgemeine Gesichtspunkte heraus. Zunächst werden über die Lebensschicksale der Verfasser, ihre Vorbildung, ihr starkes Selbstbewusstsein, sowie ihren Concurrenzneid interessante Einzelheiten vorgebracht. In der Anordnung des Stoffes folgen jene Grammatiker wie ihre Vorgänger der durch die

lateinische Grammatik festgelegten Reihenfolge; sie zeigen indess bezüglich der Gruppierung der Conjugation einige Verschiedenheiten. Die Zwecke, welche sie mit ihren Büchern verfolgen, sind durchaus practischer Natur und ihr Lehrverfahren zeigt einen rein deductiven Character. Die Art und Weise, wie sie den Sprachstoff dem Lernenden nahezubringen suchen, entspricht den Forderungen der heutigen Reformer: die gesprochene Sprache tritt in den Vordergrund, während die Grammatik möglichst eingeschränkt wird; Fröhlich weist in mehreren Punkten eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung mit der heutigen Bewegung nach. Dann folgen noch einige Bemerkungen über die Titel der Bücher und die absichtlich mangelhaften Quellenangaben seitens der Verfasser. — Nach diesen allgemeinen Angaben wendet sich Fröhlich zu den einzelnen Grammatiken, wobei er sich aus äusseren Gründen auf das erste der genannten Bücher, dasjenige von Garnier-Morlet beschränkt. Er vergleicht unter Heranziehung gleichzeitiger Grammatiken des ersteren Arbeit mit der von Morlet verfassten „Neubearbeitung" und weist nach, dass jene Bearbeitung als Plagiat bezeichnet werden muss; die Aenderungen sind ganz gering und ein Fortschritt nirgends zu constatieren.

Leider ist die Arbeit so, wie sie uns vorliegt, noch ein Torso und würde es auch dann bleiben, wenn von den in den Kreis der Betrachtung gezogenen sieben Grammatiken nicht nur die erste besprochen wäre. Beurteilen kann man die Arbeit daher auch erst dann, wenn der zweite Teil erschienen ist; denn von den Zwecken, die der Verfasser mit seiner Schrift verfolgt, ist bis jetzt der erste, die Beschreibung der in Frage kommenden vierzehn Grammatiken, wie wir gesehen, nur zum allerkleinsten Teile erfüllt, und von dem zweiten, wichtigeren Ziele, der Constatierung eines gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisses unter den betreffenden Grammatiken, ist noch nichts zu merken. Da so die eigentliche Pointe fehlt, ist zum Hauptthema der vorliegenden Arbeit, wie der Titel angiebt, ein Punkt aufgerückt, der innerhalb der ganzen Arbeit nur einen ganz geringen Umfang und eine dementsprechende Bedeutung beanspruchen kann. Dieser Uebelstand wird andererseits auch dadurch illustriert, dass von dem Inhalt der Abhandlung noch nicht die Hälfte dem Titel entspricht: die ersten neun Seiten passen eben nicht in diesen Rahmen, sondern nur in den der ganzen Arbeit; wenigstens sollte also der Titel anders lauten. Am besten wäre es freilich gewesen, die Grenze zwischen Teil I und II an eine passendere Stelle als das Ende der uns vorliegenden Arbeit zu legen; ergiebt doch der vom Verfasser angegebene Doppelzweck der Schrift von selbst eine zweiteilige Darstellung des Stoffes. Falls dann Teil I nicht in den Rahmen des Programms passte,

war es richtiger, die Arbeit an anderer Stelle abzudrucken als sie derartig zu zerstückeln. Hoffentlich macht das Erscheinen des zweiten Teiles der Arbeit diesem unbehaglichen Zustande bald ein Ende. — Auf Seite 1 Anmerkung 1 wird zweimal ungenau citiert (chronologisches Verzeichnis, französische Sprache), auf Seite 2 ist die Jahreszahl zur zweiten Auflage von Menudiers Grammatik (1684) in 1664 verdruckt.

CARL FRIESLAND.

Peters, R. *Paul Scarrons „Jodelet Duelliste" und seine spanischen Quellen.* Mit einer Einleitung: Die Resultate der bisherigen Forschung über den spanischen Einfluss auf das französiche Drama des XVII. Jahrhunderts (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und E. Köppel 6. Heft). Erlangen und Leipzig A. Deichert Nachf. (Georg Böhme). 1893. VII. und 102 S. 8⁰.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im ersten bespricht Peters kritisch die bisherigen Arbeiten über den Einfluss des spanischen Dramas in Frankreich, und zwar indem er zuerst einige allgemeine Bemerkungen macht und dann der Reihe nach die einschlägigen Arbeiten über Hardy, Rotrou, Pierre Corneille, Molière und Scarron prüft. Bei Scarron stehen bleibend, giebt er kurz die Quellen seiner Komödien an, soweit er Kenntnis davon erlangt hat, und stellt eine kurze Betrachtung an über den Einfluss Scarrons auf Molière. Hieran schliesst der Verfasser an: „zwei Pendants zum *„Jodelet Duelliste"* und zum *„Ecolier de Salamanque"*, korrekter ausgedrückt, er zergliedert 2 Stücke, von denen das eine (Lamberts *„Les Soeurs Jalouses ou l'Echarpe et le Bracelet"*) mit *„Jodelet Duelliste"* angeblich eine Quelle (Tirsos *„No hay peor sordo"*) hat und das andere (Bois-Roberts *„Les Généreux Ennemis"*) gleich Scarrons *„Ecolier de Salamanque"* auf Rojas Zorillas *„Obligados y ofendidos"* zurückgeht. Der zweite und grössere Teil der Arbeit S. 41—102) ist dem Verhältnis zwischen Scarrons *„Jodelet Duelliste"* und dessen Quellen gewidmet. Als solche bezeichnet Peters für den exponierenden I. Akt Rojas' *„La traicion busca el castigo"* und für die Haupthandlung Tirso de Molinas *„No hay peor sordo"*, während er die Nebenhandlung (Jodelets Duell) als eigene Erfindung des Scarron ansieht.

Mit der Arbeit Gröhlers über den gleichen Gegenstand verglichen, bezeichnet unsere Dissertation einen Fortschritt. Peters kennt besser die einschlägige Litteratur und in Folge dessen hat

er eine richtigere Vorstellung von dem Quellenverhältnis Scarrons. In seinen Ausführungen trifft er oft das Richtige. Gleichwohl hat seine Arbeit empfindliche Mängel, sowohl sachliche wie formale, aufzuweisen. Im Hauptteil seiner Arbeit (S. 41—102) will Peters uns das Verhältnis zwischen dem „*Jodelet Duelliste*“ und seinen Quellen klarmachen. Da wäre es doch das einfachste gewesen uns zuerst eine Inhaltsangabe von den beiden Vorlagen zu geben, um dann zu zeigen, was Scarron davon und wie er es benützte und was er etwa selbständig hinzufügte. Das thut er aber nicht. Er giebt vielmehr bald ein paar Scenen von den Vorbildern, bald ein paar Scenen des Franzosen, seien sie nun Nachahmungen oder selbständige Zusätze, alles durch einander geworfen, so dass es ganz unmöglich ist, sich ein klares Bild vom Inhalte der betreffenden Stücke zu machen. Ferner ist es klar, dass die „zwei Pendants“ nachdem sie sich mit Stücken anderer Dichter beschäftigten, besser als Anhang ganz am Ende des Buches stünden, als an ihrem jetzigen Platze.

Zahlreicher sind die sachlichen Ausstellungen, von denen ich hier eine kleine Auswahl gebe. Unter der „benützten Litteratur“ vermisse ich, von weniger wichtigen Schriften abgesehen, diejenigen F. W. V. Schmidts, Alphonse Royers, Eugène Barets und andere. Schmidt gehörte zu den ersten in Deutschland, die die Nachahmungen spanischer Dramen seitens der Franzosen erwähnten; bereits 1819 in seinem kleinen Werkchen „*Ueber die Kirchentrennung von England, Schausp. von D. Pedro Calderon de la Barca Berl. 1819*“, dann ausführlicher 1822 in seiner Abh. „*Kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon etc.*“ (Anzeige-Bl. für Wissenschaft und Kunst Bd. 17, 18, 19) und am vollständigsten in seinem 1857 nach seinem Ableben erschienenen grösseren Calderonwerk. Diese Unkenntnis gerade eines der wichtigsten einschlägigen Werke hat sich in mehreren Partien der Arbeit bitter gerächt. Peters hätte z. B. sonst wohl im I. Teile ausser den von ihm genannten 5 Dichtern, die das spanische Drama ausbeuteten, noch Quinault, Th. Corneille, Bois-Robert, D'Ouville, de Brosse und andere hinzufügt, die vom spanischen Drama beinahe alle im gleichen Masse abhängen als Scarron. Bedenklicher noch als diese nicht ganz befriedigende Kenntnis der einschlägigen Litteratur ist die Nachlässigkeit, mit der P. hin und wieder die ihm bekannten Bücher benützt; ich werde weiter unten einige Belege hievon geben.

Gehen wir zum Hauptgegenstand, der Dissertation, zu den Quellen des *Jodelet Duelliste ou les trois Dorothées* über, so nimmt P. für sich das Verdienst in Anspruch, nachgewiesen zu haben, dass Scarron sein Lustspiel aus den oben genannten zwei spanischen Comedias contaminiert habe. Dem gegenüber muss ich betonen,

dass Schack bereits in den Nachträgen zu seiner *Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien* (1854) S. 104 Tirso de Molinas *No hay peor sordò* als die Quelle des Scarron bezeichnet hatte, was P. wissen musste, da er sich einmal (S. 10 A. 3) gerade auf diese Seite beruft. Dass *La traicion busca el castigo* des Rojas eine Quelle Scarrons sei, sagte, wie P. selbst bemerkt, bereits 1888 Morillot in seinem Buche über Scarron. Es verbleibt also Peters nichts als das Verdienst, die Art der Benutzung dieser längst bekannten Quellen im einzelnen gezeigt zu haben. Es ist merkwürdig dass er S. 31 seiner Arbeit, wo er die bisherigen Quellenangaben über den *Jodelet Duelliste* zusammenstellte, gerade die wichtigste, die des Schack verschweigt; aber freilich, er hätte sonst nichts Neues gebracht. Oder sollte ihm diese Angabe Schacks wirklich unbekannt geblieben sein?

Ferner behauptet P., dass die Nebenhandlung des Stückes — die Duellaffaire Jodelets, die dem Lustspiel den Namen gegeben — „durchaus Scarrons eigene Erfindung“ ist (S. 91). Das ist grundfalsch. Scarron entnahm sie dem Lustspiele des Rojas Zorilla, betitelt *No hay amigo para amigo*, in welchem sie ebenfalls die Nebenhandlung bildet. Direkt entlehnt hat er daraus allerdings nur die 2. Scene des II. Aktes, den ersten Teil der 8. Scene des IV. Aktes und die 1. und 2. Scene des V. Actes. Die übrigen Jodelet-Scenen hat er ganz im nämlichen Geiste hinzugefügt, wohl um der Nebenhandlung etwas grössere Ausdehnung zu geben. Die Anlehnung ist in den ersten Akten ziemlich frei und wird nur im V. sklavisch. Um sein Verhältnis zum Original bei diesen zu zeigen, will ich hier einige Parallelen geben:

Scarron (V. 1).	Rojas.
Jodelet *en chaussons, & prest à se battre*	*Sale* Moscon *con un rosario.*
	* * * * * * * * * *
Ovy, tout homme vaillant doit estre pitoyable,	Un hombre ha de ser valiente,
Et i'ay pitié de toy, souffleteur miserable;	Pero ha de ser muy piadoso.
Puis que pour le soufflet que tu m'as appliqué,	El morirá mal logrado
Tu dois estre de moy mortellement piqué.	Y perdonarle quisiera
C'est la premiere fois qu'il m'auoit, que ie sçache	Porque esta fué la primera
L'impertinent qu'il est, donné sur la moustache;	Bofetada que habia dado.
De la façon pourtant qu'il s'en est acquitté,	Pero segun la asentaba,
	En la parte que caia,
	Me pareció á mí que habia
	Mil años que abofeteaba.

Ie le tiens en cela tres experimenté.
Ie croy que de sa vie il n'a fait autre chose;

* * *

Mais les raisonnemens sont tout à fait friuoles,
Où l'on a plus besoin d'effets que de paroles.
Animons nostre coeur vn peu trop retenu!
Ça ie pose le cas que mon homme est venu;

* * *

— — de ce dernier coup son oeil droit est creué;
Mais il en faut auoir l'vne et l'autre prunelle.
Qne feray-je sans yeux? — Tu prendras vne vielle. —
Ah! pardon Jodelet. — Non, non, il faut mourir. —
Ah! de grace pardon! — Meurs sans plus discourir.

Scene II.

Alphonse *surprend Jodelet*

Et bien le Fanfaron, qui voulez-vous qui meure?

Jodelet (*tout bas)*

Que cet homme maudit suruient à la malheure!

* * *

Jodelet

— — — — — — — —
Puis ie ne me bats pas deux fois en vn quart d'heure.

Alph.

Qu'on lise ce Cartel.

Jod.

Oüy da ie le liray;
Puis apres, s'il vous plaist, Monsieur, ie m'en iray.

* * *

¡Oh qué hago de discurrir
Cuando es mejor animarme!
Ahora bien, quiero ensayarme
Como tengo de reñir;
La espada quiero sacar.
Hé aqui que estoy esperando,
Hé aqui que llega Fernando,

* * *

— — — — ¡ay my ojo!
— — — — — — — — —
Pídote que me perdones. —
El otro ojo has de perder. —
Sin dos ojos ¿qué he de hacer?
Irte a rezar oraciones
Digo que no hay que pedir,
Ni que estarte arrodillando,
Muere cobarde Fernando.

Sale Fernando

¿Quien es el ha de morir?

Moscon (*Ap.*)

A qué mal tiempo ha llegado.

* * *

Moscon

Dos veces quiere que riña
En un solo cuarto de hora?

Fernando

El un papel me escribió;
Bien claro está, vele aqui

* * *

— — — — — ya le leo
(Lee el papel)

Cartel.

Qvelques médisans disent que vous m'aués donné vn soufflet; ie ne puis croire cela de vostre courtoisie. Mais le moyen de faire taire le peuple, si ce n'est que vostre Seigneurie luy ferme la bouche de sa main liberale, comme on dit qu'elle a fermé la mienne? Mon Maistre m'a dit; qu'il faut pour mon honneur que ie vous donne des coups de baston ou que i'aye de vostre sang. Je ne songe pas à vous en donner parce que i'y treuue quelque difficulté. Et encore qu'à vous tirer du sang & vous attirer à la campagne, ie treuue aussi quelque chose qui me choque, Ie supplie pourtant vostre Seigneurie de se treuuer vers le soir à la grande Place & de pardonner la peine que luy donne son humble seruiteur

Jodelet.

Alphonse

Et bien, que dites vous de ce braue Cartel?

Jodelet'

Que bénit soit de Dieu celui qui l'a fait tel.

Alphonse

Il n'est donc pas de vous?

Jodelet

Ah! vous pouuez bien croire,
Que ie n'ay pas pour vous d'intention si noire.

Alphonse

— — — — — — — — —
Receuez cependant cette petite somme
De nazardes, soufflets, coups de pied(s) & de poin(gs).

„Malas lenguas me han dicho que vuesa merced me ha dado un bofeton; yo no lo puedo creer de su cortesia; mas quién podrá cerrar la boca al vulgo, si no es que vuesa merced con su dadivosa mano se la tape. Diceme mi amo, que si no es dándole de palos, ó sacandole sangre, no cumplo con mi obligacion; a los palos no me atrevo, porque me parece dificultoso; sacarle sangre no es facil; y aunque reñir en campaña tiene el mismo inconveniente, le suplico a vuesa merced me haga merced de estar esta tarde à las tres en la cuesta de San Blas, y perdonarme estos enfados, donde ruego á Dios le de buen suceso, que yo espero en él, y despues en mi, que si dara. — Su mayor amigo, Moscon."

Fernando

¿Que no es suyo?

Moscon

Señor, no.

* * *

Fernando

En fin, hermano Moscon
¿A ser cobarde se inclina?
El es un grande gallina

Moscon

Peor fuera ser capon

Fernando

¡Qué tenga tanto sosiego!
Etos le da mi paciencia (*Dale de palos*).

Jodelet	* * *
— — — — — — — — — —	Moscon
Enfin nous avons donc la Dague dégaignée	Hoy eternizo mi nombre
Et nous sommes treuuez en campagne assignée.	Con esta primera hazaña:
Si ie ne l'eusse fait, qu'est-ce qu'eut dit de moy	Si no saliera á campaña
Ce Drôle? il en eust fait cent pieces sur ma foy.	¿Qué dijera de mi este hombre?
O qu'il est important dauoir bien du courage!	Ya estais con honra, Moscon
	— — — — — — — — —
	Ahora he echado de ver
	Lo que importa el corazon.

Es ist ein Beleg für die Oberflächlichkeit unseres Verfassers dass er dieses Verhältnis übersah; denn nicht nur steht das Stück in demselben Bande der *Biblioteca de Autores españ.* (Bd. 54), in welchem er *La traicion busca el castigo* fand, sondern Mesonero Romanos, der Herausgeber dieses Bandes, hat am Schluss seiner Vorrede gerade diese Duell-Scene als ein Beispiel der trefflichen Komik des Rojas fast ganz abgedruckt. Doch um auf Scarron zurückzukommen, so hat er zwar noch in den mitgeteilten Scenen, aber nicht sonst überall mit Geschick sein Vorbild nachgeahmt. Die beste Gracioso-Scene des spanischen Stückes (Anfang der III. jornada) macht in Scarrons Nachbildung (IV,8) den stümperhaftesten Eindruck.

Was die Scenen betrifft, in welchen der Prahler Don Gaspard auftritt, so sind sie gleichfalls nicht Erfindung des Scarron, sondern aus einem spanischen Stücke entlehnt, auf das ich im Augenblick nicht kommen kann.

Das Lustspiel des Scarron ist also nicht aus zwei, sondern aus vier spanischen Comedias zusammengeschmiedet. Damit fallen alle die Dinge weg, die P. über die angebliche Originalität des Scarron an verschiedenen Stellen seiner Untersuchung sagt. Der Einfluss von *No hay amigo para amigo* erklärt manche Eigenheiten im französischen Stücke, so z. B. die plötzliche Charakteränderung des Jodelet vom II. Akte an (cf. Peters S. 55 f.). Scarron zog, wie es scheint, das zweite Stück des Rojas erst nachträglich heran und indem er auf diese Weise drei grundverschiedene Graciosos zu einer Person verschmolz, wollte er entweder bereits Fertiges nicht streichen, oder sich den komischen Gehalt jeder einzelnen Rolle erhalten und er verzichtete lieber darauf, die widerstrebenden Züge zu beseitigen.

Nur nebenher sei bemerkt, dass Lesage — wie er selbst angiebt — zwei von den spanischen Stücken *La trahicion busca* und *No hay amigo* frei bearbeitet hat, ersteres unter dem Titel *La*

Trahison punie, das zweite unter demjenigen *Le Point d'honneur*. Es ist interessant, in letzterem seinen Crispin (Moscon) mit Scarrons Jodelet zu vergleichen. Lesage scheint das Stück seines Landsmannes gekannt zu haben.

S. 96 sagt P., dass „1646 . . . *Les Trois Dorothées* . . . zuerst erschienen ist." Ich bemerke dagegen, dass eine Ausgabe von 1646 nirgends genannt und auch ganz undenkbar ist. Das Priv. des Stückes datiert vom 17. September 1646, der Druck dürfte also kaum noch 1646 vollendet worden sein. Die *Bibliothèque Dramat. de Pont de Vesle* (P. 1846) giebt sub No. 900 (S. 88) eine Ausgabe Quinet 1648 an, ich selbst besitze eine Ausgabe von Quinet 1650, auf der ausdrücklich zu lesen ist: Aheuéc d'imprimer *pour la seconde fois* le 10. September 1650; folglich erschien die editio princeps nicht vor 1648.

Zeigte der Hauptteil der Arbeit, wie wir sahen, Mängel und Lücken, so ist dies nicht minder mit der Einleitung der Fall. Ich will mich indes hier nur mit dem beschäftigen, was P. noch über Scarron selbst vorbringt (S. 26—40). So sagt er z. B. (S. 29) „Die Komödien Scarrons bezeichnen den Höhepunkt des spanischen Einflusses auf das französische Theater." Das ist schief; denn es giebt Dichter, vor, wie lange nach Scarron, die ebensoviel oder noch mehr Stücke als er nach spanischen Mustern geschrieben haben. — S. 34 sagt P. von Lamberts *Les Soeurs jalouses ou l'Echarpe et le Bracelet*: „Dieses Stück ist, wie ich gefunden habe, eine Nachahmung von Tirsos *No hay peor sordo*. Es wird daher von Interesse sein, dasselbe als Pendant zu Scarrons *Jodelet Duelliste* näher ins Auge zu fassen." Was Peters nicht alles findet! Hätte er sich eingehend — ich will nicht sagen mit dem spanischen Drama, sondern nur — mit Schacks Werk darüber beschäftigt, so würde er wissen, dass Lamberts Lustspiel eine Nachahmung von Calderons *La vanda y la flor* ist, der Titel weist schon darauf hin. Hiermit fällt der Vergleich mit Scarron von selbst. — S. 36 spricht der Verfasser über das Verhältnis zwischen Scarrons *Ecolier de Salamanque* und Bois-Roberts *Les Généreux Ennemis* und bemüht sich, unrichtige Angaben Gröhlers und Morillots darüber richtig zu stellen. Merkwürdigerweise übersah er dabei selbst zwei wichtige Dinge: Das eine ist die Dedikation Scarrons zu seinem Stücke, in welchem es heisst: „L'Ecolier de Salamanque est un des plus beaux sujets Espagn., qui ait paru sur le Th. fr. . . . Il donna dans la vuë a deux Ecrivains de reputation en même temps qu'a moy. Ces redoutables Concurrens ne m'empêchèrent point de le traiter." Nach diesen Worten ist es sicher, dass zugleich mit Scarrons Stück, wenn nicht gar früher, zwei andere Komödien über den gleichen Gegenstand erschienen,

die eine, diejenige Bois-Roberts, die zweite — und zugleich das zweite was P. übersah — *Les Illustres Ennemis* des Thomas Corneille. Damit erweist sich die von den Brüdern Parfaict (VIII,105) mitgeteilte Anekdote, dass Sc. dem Bois-Robert den Plan seines Stückes gezeigt u. s. w. als leerer Klatsch. Der sarkastische Scarron, der seine Gegner nicht schonte, würde gewiss die Anekdote selbst erzählt haben, wenn — sie sich zugetragen hätte. P. sagt (S. 37) „dass Scarron Rojas Komödie zuerst entdeckt . . . hat.“ Das lässt sich absolut nicht beweisen und ist gar nicht wahrscheinlich. Die Comedias des Rojas waren seit 1640 bezw. 1645 verbreitet. Sc. ist zwar der nachweislich erste, der eine davon nachahmte, aber seit 1645, wo dies geschah, folgten ihm bald Andere: 1647 Rotrou, 1650 Thomas Corneille. Man darf also wohl glauben, dass bei der damaligen Beliebtheit der spanischen Litteratur in Frankreich, um 1554, wo unser Stück entstanden, die beiden Bände des Rojas in allen Händen waren und Scarron Niemand, namentlich nicht den so tief in spanischer Schuld stehenden Bois- Robert darauf hinzuweisen brauchte. Es ist wieder ein Beweis für die oberflächliche Benutzung seiner Hilfswerke seitens unseres Verfassers, dass er die Epître des Scarron und das Stück des Corneille — eine Contaminution aus den *Obligados y ofendidos* des Rojas und Calderons *Amar despues de la muerte* und *El pintor de su deshonra* — unerwähnt liess, obgleich der von ihm citierte Parfaict (VIII,82, 105) beide bespricht und Schack (Nachtrag S. 104) die Quellen des Corneille nach Hartzenbusch angiebt.

Peters scheint ausser dem *Jodelet Duelliste* kein Stück des Scarron mit den betreffenden spanischen Originalen verglichen zu haben. Er behauptet zwar (S. 30): „Es ist mir geglückt, die Vorlage (vom Ecolier de Salamanque) aufzufinden, nämlich Rojas' Komödie *Obligados y Ofendidos*“, aber er hat hier, wie schon oben, nur entdeckt — seltsam genug — was längst bekannt war. War es aber nicht angezeigt, um ein richtiges Urteil über die dramatischen Leistungen des Scarron und den Grad seiner Selbständigkeit zu fällen, alle seine Stücke, soweit deren Quellen bekannt sind, in ihrem Verhältnis zu den Vorbildern zu studieren? War dies nicht schon aus dem Grunde geboten, um festzustellen, ob der Dichter während seiner dramatischen Laufbahn d. h. zwischen 1645—1656 (1660?) einen bestimmten Entwickelungsgang durchmachte?

Peters hätte besser seine Einleitung ganz weggelassen und dafür seine Betrachtung zusammenfassend, auf alle Quellen des Scarron ausgedehnt. Wer weiss, ob ihn dabei ein fleissigeres Studium der Spanier nicht auf die noch unbekannten Quellen des Franzosen geführt hätte. Aber vergessen wir eines nicht: Die Abhandlung ist eine Erstlingsarbeit, dazu auf einem recht schwierigen

Gebiete. Manches findet darin seine Erklärung und Entschuldigung. Immerhin bietet sie uns eine brauchbare Übersicht, einzelne nützliche Winke und fördert einigermassen unsere Kenntnis vom Verfasser des *Roman comique.* Aber freilich eine befriedigende Arbeit über das Verhältnis der Scarronschen Lustspiele zum spanischen Drama bleibt noch zu schreiben.

NUERNBERG. A. L. STIEFEL.

Collignon, A. *Diderot, sa vie, ses oeuvres, et sa correspondance.* Paris (Alcan) 1895. XVII und 304 S. 18°.

Das vorliegende Buch A. Collignons', dessen Verfasser bereits eine Biographie Stendhal's veröffentlicht hat, bietet keinerlei neues Material zur Lebensgeschichte des grossen Franzosen. Dem so bewegten und wechselreichen Leben Diderot's, in dessen Kreis die grössten Geisteshelden jener Epoche traten, sind nur 59 Seiten gewidmet. Und selbst auf diesem kleinen Raume begnügt sich der Verfasser damit, packende Einzelscenen herauszugreifen und diese mit behaglicher Breite auszumalen. Bei einer derartigen Behandlung der Biographie kann es uns nicht wundern, wenn Vapereau unter Diderot eigentlich mehr sachliches über diesen Autor bietet, als das vorliegende Buch. Auch giebt der Verfasser als Vermählungsjahr Diderot's irrtümlicherweise 1744 an. Die Thätigkeit D.'s auf dem Gebiete der schönen Litteratur ist in Kapitel 3 sehr stiefmütterlich behandelt worden. Am besten sind noch die Ausführungen des Verfassers über D.'s Mitwirkung an der Encyklopädie, über seine Weltanschauung, und über seine ethischen und ästhetischen Ansichten. Das Kapitel über die Korrespondenz Diderot's könnte weit lichtvoller gestaltet sein. Das Ganze macht den Eindruck, als sei es aus einer Serie von populären Vorträgen über D. entstanden. Das Buch, das in einem flotten, nur hie und da etwas stark rhetorisch gefärbten Stile geschrieben, ist eine angenehme Lektüre, nicht mehr und nicht weniger. Der „Bibliographische Anhang" verdient diesen stolzen Namen nicht, da er nur dürftige Angaben enthält. Die Entdeckung der Urhandschrift von *Le Neveu de Rameau* durch Monval (vergl. auch *Beil. zu Allg. Zeit.* vom 9. November 1895 S. 6) konnte dem Autor noch nicht bekannt sein.

MEMMINGEN. BRUNO SCHNABEL.

Franqueville, le Comte de, Membre de l'Institut, *Le premier siècle de l'Institut de France*, 25. octobre 1795—25 octobre 1895. Tome I. Histoire-Organisation-Personnel-Notices biographiques et bibliographiques sur les Académiciens titulaires. Paris. J. Rothschild, Editeur 1895.

Der stattliche Quartband von 460 Seiten ist ein Programm, eine Zusammenstellung der auf die äussere Geschichte des *Institut de France* bezüglichen Daten, statistischen Aufzeichnungen über die Zahl und die Klassen der Mitglieder, endlich die Namen und die Werke der Männer, die dem *Institut* seit dem Tage seiner Begründung angehören, in chronologischer Reihenfolge. Den grössten Teil des Buches, S. 68—436, nimmt die Aufzählung der Namen und Werke der Mitglieder ein, deren Auffindung durch 2 Verzeichnisse unterstützt wird, nämlich 1) ein chronologisches für jede der 5 jetzt im *Institut* vereinigten Akademieen, mit Angabe der Namen bei der fortlaufenden Jahreszahl 1795—1895. 2) ein alphabetisches sämtlicher 1047 Mitglieder, vom 20. November 1795, (Aufnahme des Grafen Giuseppe Luigi Lagrange) bis zum 20. Juni 1895, (Aufnahme von François Elie Jules Lemaitre.)

In der kurzen Vorrede citiert der Verfasser, selbst Mitglied des Institut, rühmlich bekannt durch seine Schriften über England, (Politik, Rechtspflege, Verwaltung, Schulen, Gesellschaften, Parlament, Eisenbahnen etc.) eine Stelle aus dem Stiftungsdecret des Institut (1795) und knüpft daran die Frage: „Was ist bis 1895 daraus geworden?“ Die Frage will er actenmässig, ohne jeden Commentar, beantworten. Die Antwort besteht nun in dem bereits geschilderten Gelehrtenlexikon, dem noch S. 437—38 eine knappe Aufzählung der Collectivarbeiten der 5 Akademieen folgt, und in einem geschichtlichen Überblick über die Entstehung und Einrichtung der Akademieen und des Institut, die der Aufzählung der Gelehrten vorangeht und auf 64 Seiten 5 Abschnitte umfasst.

Diese sind ohne jede subjective Zuthat nach den Quellen aufgezeichnet; sie enthalten: 1. Capitel. *Les anciennes Académies.* a) Gründung der *Académie de poésie et de musique* durch Antoine de Baïf unter dem Protectorat Karls IX, November 1570; durch Guy de Pibrac unter Heinrich III erweitert *pour l'étude des sciences morales et politiques, de la grammaire et de la philologie.* Die ersten *Académiques* sind Dorat, Ronsard, Jamyn, Jodelle, Belleau, Ponthus de Thiard. Nach Pibracs Tode 1584 ging diese Academie ein, die als *Académie du palais* im Louvre tagte. b) *L'ancienne Académie française,* von Conrart begründet, durch Boisroberts Bericht an Richelieu vom 22. März 1634 als Staatsinstitut in Aussicht genommen, durch Königliches Patent vom Januar 1635 ins Leben ge-

treten; nur für die französische Sprache; 40 Mitglieder, die sich seit dem 12. Februar 1635 *Académiciens* nennen. Letzte Sitzung am 5. August 1793. c) *Académie des Inscriptions et Belles Lettres*, begründet 1663 unter Louis XIV. Erst als *Petite Académie* bei Colbert; unter Louvois officiell *Académie des Inscriptions et médailles*; unter Pontchartrain sollte sie eine wahre *Académie d'histoire et de belles lettres* werden; erhielt am 16. Juli 1701 eine neue Verfassung, und zwar völlig selbständig neben der *Ac. frç;* Patent vom Februar 1713; durch Beschluss des Staatsrats vom 4. Januar 1716 genannt *Ac. des Incriptions et Belles Lettres.* Sie hatte namentlich im 18. Jh. ein sehr reiches Arbeitsfeld, besonders französische Geschichte und Litteraturgeschichte; die Manuscripte der Königlichen Bibliotheken, Sammlung der königlichen Verordnungen, die *Gallia Christiana* und die *historiens des Gaules et de la France*; dazu klassische Philologie, Orientalia, mit allen Beiwerken; endlich die fremden Litteraturen. Letzte Sitzung am 2. August 1793. d) *Académie royale des sciences.* Als private Vereinigung, der Descartes, Pascal, Gassendi zugehörten, schon von Montmort und Thévenot begründet; durch Colbert verstaatlicht, 1. Sitzung am 22. December 1666 in einem Bibliotheksaal; später in den alten Wohnräumen des Königs im Louvre untergebracht: eine vom König ziemlich abhängige Gesellschaft von Mathematikern und Physikern, die nicht die Freiheit der erstgenannten Vereinigungen genoss; nach mehrfach veränderter Verfassung, zuletzt durch Louis XVI. Befehl vom 23. April 1785 in eine mathematische und eine physikalische Klasse geteilt; anfangs unbedeutend, später der Sammelpunkt aller bedeutenden Gelehrten in den exacten Wissenschaften. Letzte Sitzung am 14. August 1793. e) *Académie royale de Peinture et de Sculpture.* Eine Vereinigung gemischten Charakters, mit den 3 ersten nicht zu vergleichen. Durch Patent vom 23. Juni 1655 im *Collège de France* untergebracht, 1692, wie die andern, im Louvre; aber im steten Kampf mit der mächtigen *Corporation de Saint-Luc*; Zugang leichter zu erreichen als in den andern Akademieen. f). *Académie d'Architecture.* Gegründet 1665 von Colbert; 1. Sitzung am 31. Dezember 1671 im Palais royal; Patent vom Februar 1717; letzte Sitzung am 5. August 1793.

Diese 5 Akademieen wurden aufgehoben durch das Gesetz vom 8. August 1793. Der Verfasser zählt dann eine Reihe der bedeutendsten Academiker auf, die der Revolution zum Opfer fielen. Zwei Jahre später wird das *Institut de France* gegründet.

2. Capitel. Ein Gesetz vom 3. Brumaire des Jahres IV = 25. October 1795, organisiert das Institut, das von der 1. bis zur 3. Republik wichtige Umgestaltungen erlebte. Danach ergeben sich in der Geschichte des 1. Jhs. 4 ungleiche Abschnitte: 1) 1795

— 1803; 2) 1803—16; 3) 1816—32; 4) 1832—95. 1) Den schon von Colbert 1666 geäusserten Gedanken einer allgemeinen, zusammengesetzten Académie sehen wir hier durchgeführt: 3 Klassen, und zwar eine physikalisch-mathematische mit 10 Sectionen, eine moralisch-politische mit 6 Sectionen, eine litterarisch-künstlerische mit 8 Sectionen; 144 Plätze, deren Inhaber gleiche Titel, Rechte, Aemter, Ehren, Kleidung, Stellung vor dem Gesetze haben; Niemand darf 2 Klassen zugleich angehören, jeder darf in jeder Klasse vollberechtigt mitsprechen. 2) Seit dem Consulat auf Lebenszeit kommt eine Tendenz zur Monarchie auf. Die Regierung ernennt von Amtswegen die Akademiker in 4 Klassen, die sich als nötig herausgestellt: eine physikalisch-mathematische, eine für französische Litteratur und Sprache, eine für alte Geschichte und Litteratur, eine für die schönen Künste.

3) Durch Kabinetsbefehl vom 21. März 1816 erhalten die 4 Klassen die alten Bezeichnungen wieder: a) *Acad. frç.*, 40 Sitze, ohne Sectionen. b) *Acad. des Inscr. et Bell. Lett.*, 40 Titularmitglieder, 48 freie, aggregierte und correspondierende, keine Sectionen. c) *Acad. des Sciences*, zusammen 183 Mitglieder in 11 Sectionen. d) *Acad. des Beaux-Arts*, zusammen 101 Mitglieder in 5 Sectionen.

4) Auf Guizots Veranlassung wird durch Kabinetsbefehl vom 26. October 1832, die 1803 übergangene 2. Klasse als *Acad. des Sciences Morales et Politiques* wieder hergestellt.

3. Capitel. Bericht über die Rechtsverfassung der 5 Akademieen, Verteilung der Aemter; Stiftungen und Preise; Domicil des *Institut de France*, Versammlungssäle, Bibliothek.

4. Capitel. Personenstand, in 4 Abschnitten: 1) *Académiciens titulaires.* 2) *Membres libres.* 3) *Associés étrangers.* 4) *Associés non résidants et les correspondants.*

5. Capitel. In 5 Abschnitten der durch die viermalige Umbildung bewirkte Stand der einzelnen Akademieen bis auf die Gegenwart.

Den Bericht begleiten mehrere saubere Stiche, eine Nachbildung der *Vue du Palais de l'Institut* von Israel Sylvestre 1670, *Réception d'un Académicien* von 1714; Abbildungen der Stiftungsmedaillen der Akademieen; die Inauguralsitzung des *Institut* am 4. April 1796, nach einem im Kupferstichkabinet vorhandenen Original; die Medaille des *Institut* von Dumarest (1803), die Medaille der Wiederherstellung der 4 Akademieen (1816), und Heliogravuren der gegenwärtig benutzten Räume.

BERLIN-CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Courtenay, J. Baudouin de. *Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen.* Ein Kapitel aus der Psychophonetik. Strassburg 1895. Kommissionsverlag von Karl J. Trübner.

Der Verfasser stellt den Leser auf eine harte Probe. Unter Anwendung einer Menge neu geschmiedeter termini technici und einer Masse von Formeln, in häufig sehr schwülstiger Sprache und vielfach in einander geschachtelten Sätzen sucht er uns seine Theorie phonetischer Alternationen klarzulegen. Dabei leidet sein Buch an dem Fehler grosser Abstraktheit, und da es oft genug keine Beispiele, in den meisten andern Fällen nur slawische giebt, so versteht man häufig nicht, was er in concreto meint. Dennoch scheint der Verfasser ein wirklich scharfsinniger Mann zu sein. Für besonders glücklich und richtig halten wir bei ihm die Anrufung des psychischen Faktors. Er geht aus vom Begriffe des Phonems, das nach ihm das psychische Äquivalent des Sprachlautes, eine einheitliche Vorstellung ist, welche mittelst psychischer Verschmelzung der durch die Aussprache eines und desselben Lautes erhaltenen Eindrücke in der Seele entsteht. Jeder mit selbständigem psychischem Leben versehene und vom Standpunkte eines selbständigen psychischen Lebens aus nicht mehr teilbare Wortteil wird von ihm Morphem genannt, welcher Begriff also Wurzel und alle Arten von Präfixen und Suffixen umfasst. Phonetisch verschiedene Phoneme, welche aber zum Bestandteile etymologisch verwandter Morpheme gehören und im phonetischen Bau dieser Morpheme die sich gegenseitig entsprechenden Stellen einnehmen, werden Alternanten, ihre gegenseitige Beziehung zu einander Alternationen genannt. So haben wir z. B. in den Hauptmorphemen der deutschen Worte la-den | Las-t die Alternationen ā | ă, d | s. Streng genommen können als alternierende Einheiten nicht Phoneme, sondern nur ganze Morpheme gelten, da nur die Morpheme semasiologisch unteilbare Einheiten darstellen. Die in verschiedenen Sprachen stattfindende etymologische Verwandtschaft nennt der Verfasser Korrespondenz oder verschiedensprachige Entsprechung.

Die Einteilung der Alternationen geschieht in erster Linie vom Standpunkte ihrer Kausalität, und zwar zunächst vom Standpunkte der Möglichkeit aus, ihre anthropophonische Kausalität in der gegebenen Zeit zu bestimmen (neophonetische Alternanten oder Divergenten und paläophonetische oder Nichtdivergenten), sodann vom Standpunkte der Möglichkeit, ihre psychische Kausalität nachzuweisen (psychophonetische Alternanten oder Korrelative und nichtpsychophonetische Alternanten oder Nichtkorrelative), ferner vom Standpunkte der Möglichkeit, ihre traditionelle und soziale Kausalität zu bestimmen, weiter vom Standpunkte der Eigen-

sprachigkeit oder Fremdsprachigkeit ihrer Quelle, sodann vom Standpunkte des Unterschieds zwischen der individuellen und sozialen Kausalität, endlich vom Standpunkte der Einfachheit oder Kompliziertheit der ihnen eigenen Kausalität. In zweiter Linie erfolgt die Klassifikation der Alternationen vom Standpunkte der Kollision verschiedener Strebungen; eine solche Kollision kann stattfinden zwischen der Tradition und den individuellen Strebungen, sowie zwischen individuellen anthropophonischen oder peripherisch-phonetischen und individuellen zentral-psychischen Tendenzen. In dritter Linie können die Alternationen vom Standpunkte ihrer Genesis, ihrer Entfernung von der kausalen Quelle beurteilt werden, und zwar vom Standpunkte ihrer Entfernung von der Quelle anthropophonischer Kausalität (keimende, auf dem Boden individueller Strebungen entstehende, sich nicht nur individuell sondern auch sozial entwickelnde, entwickelte, befestigte, stufenweise schwindende und erloschene Alternationen), oder vom Standpunkte ihrer Entfernung von der Quelle psychischer Kausalität (beginnende, befestigte, schwindende und beseitigte Alternationen), oder vom Standpunkte ihrer Entfernung von der in dem Einflusse einer verwandten Sprache wurzelnden Quelle. In vierter Linie können phonetische Alternanten vom Standpunkte der Art und Weise ihrer etymologischen Verwandtschaft betrachtet werden; entweder alternieren diese Phoneme in den etymologisch verwandten Morphemen, oder es alternieren die Phoneme als Komponenten ganzer Gruppen von Morphemen mit einem gewissen gleichmässigen phonetischen Bau. Eine fünfte Klasse von Alternationen erhalten wir, wenn sie vom Standpunkte der Einfachheit oder Zusammengesetztheit der Zusammenstellungen betrachtet werden; es zeigt sich dabei ein Unterschied zwischen äquivalenten Phonemen (ein Phonem entspricht einem andern, zwei Phoneme entsprechen zweien andern) und nichtäquivalenten Phonemen (zwei oder mehrere Phoneme entsprechen einem Phonem), oder ein Unterschied zwischen Alternationen mit Rücksicht auf die Anzahl ihrer Glieder, oder ein Unterschied der Alternationen in Beziehung auf die Einfachheit oder Zusammengesetztheit der die alternierenden Phoneme enthaltenden Morpheme, oder ein Unterschied zwischen den einem einfachen Worte eigenen Morphemen und dem etymologischen Zusammenhange von Morphemen verschiedener Worte, endlich ein Unterschied zwischen einfachen Alternationen und Alternationen von Alternationen. Ausser der Einteilung der Alternationserscheinungen giebt de Courtenay noch die Analyse einiger Alternationsklassen.

Der Verfasser hat die Ansicht, dass es weder Lautwechsel noch Lautgesetze giebt, dass das Verbindungsglied zwischen den einzelnen Ausspracheakten gebildet wird durch Er-

innerungsbilder, die während der Aussprache die Sprachorgane in angemessener Weise zur Bewegung reizen, und dass man nur mit Substitutionen möglicher Thätigkeiten an Stelle der beabsichtigten und mit fertigen phonetischen Unterschieden oder Alternationen historischer Herkunft zu rechnen hat. Auch Fischer hat in seiner vortrefflichen *Geographie der schwäbischen Mundart* S, 82 ff. ähnliche Gedanken ausgesprochen. Es muss anerkannt werden, dass es keine Lautgesetze im wirklichen Sinne eines Gesetzes giebt, dass bei dem, was man so nennt, im Grunde die Analogie anderer, zufällig schon vorhandener Fälle wirkt; denn Variationen entstehen jeden Augenblick individuell und lokal, schwinden aber grösstenteils wieder aus Mangel an fördernden Momenten. Allein dies wird niemand hindern, von Lautgesetzen im Sinne eines empirisch wahrzunehmenden Verhaltens zu reden. Von grösstem Interesse ist es, was der Verfasser über die Entstehung der Alternationen in der individuellen Sprache und besonders in der Kindersprache sagt. Wir können ihm jedoch nicht beipflichten, wenn er, um die Stätigkeit historischer, in der Sprache sich vollziehender Veränderungen zu erklären, seine Zuflucht zur *Erblichkeit* nimmt. Auch Kauffmann hat in seiner *Geschichte der schwäbischen Mundart* auf die Erblichkeit hingewiesen, er bleibt aber dadurch konsequent, dass er dieselbe auf die einseitige Ausbildung eines bestimmten Teiles der Sprechmuskeln in darwinistischem Sinne zurückführt.

De Courtenay sagt nur, dass die Neigungen zu bestimmten Wandlungen auf spätere Geschlechter erblich übergehen. Wir können uns mit dieser Theorie der Erblichkeit nicht befreunden. Wenn bei einem Volksstamme sich eigentümliche Wandlungen in der Sprache zeigen, so entstehen dieselben bei jeder Generation spontan, dadurch, dass jeder Einzelne durch Beeinflussung dessen, was er hört, sich die Fähigkeit zur Hervorbringung eigentümlicher Laute erwirbt; infolge von andauernder Gewöhnung können allerdings die beim Sprechen thätigen Muskeln in einer gewissen Richtung ausgebildet werden und hiedurch gewisse Neigungen sich festsetzen, allein dieser Vorgang muss sich von Fall zu Fall immer wiederholen. Wenn ein Kind in eine andere Mitte versetzt wird, so werden sich bei ihm auch andere Neigungen in Beziehung auf die Sprachthätigkeit entwickeln, und dem menschlichen Sprachorgane muss unter normalen Voraussetzungen das Vermögen gewahrt bleiben, jeden von irgend einem Menschen auf dem ganzen weiten Erdenrund erzeugten Laut nachzubilden.

Wir können dem Verfasser nicht in allen seinen Ausführungen folgen; wer Zeit findet, sich in die vielfach schwer verständliche Sprache desselben und in die Menge von neuen technischen Ausdrücken einzuleben, wird sein Buch nicht ohne Nutzen durchstudieren.

Wenn de Courtenay für die uns in Aussicht gestellte Fortsetzung seines Werks sich grösserer Einfachheit im Ausdrucke befleissigt und seine Beispiele aus Sprachen nimmt, die uns Deutschen eher zugänglich sind als das Slawische, so wird er sich dadurch den Dank aller derer erwerben, die an derartigen Untersuchungen ein warmes Interesse nehmen.

REUTLINGEN. PH. WAGNER.

Vietor, Wilhelm, *Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen.* Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1894. VIII und 388 S. 8⁰. Preis geh. Mk. 7.

Vietors *Phonetik* gehört zu denjenigen Werken, welche man der Öffentlichkeit zur Kenntnis bringt entweder in einer sehr ausführlichen, dem Werke nach allen Seiten gerecht werdenden, streng sachlichen Einzelbesprechung — die nebenbei bemerkt bequem mehrere Druckbogen ausfüllen kann — oder aber in einer kurzen Anzeige, in der man sich der Einzelkritik enthält und das Werk als Ganzes würdigt. Wenn ich mich angesichts dieses bedeutsamen Werkes für die letztere Form entscheide, so geschieht dies einmal, weil längere Exkurse lautwissenschaftlicher Natur besser in eine phonetische Zeitschrift gehören, dann aber weil es sich um eine dritte Ausgabe des anzuzeigenden Buches handelt, und endlich, weil dieses Buch eben — Vietors Phonetik ist, d. h. ein Werk, das ein jeder wissenschaftlich gebildete Neuphilologe längst kennen muss. Es erübrigt mir daher nur, kurz der Änderungen zu gedenken, welche die Neubearbeitung erfahren hat, um mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu schliessen.

Die ganze Anlage des Werkes (Phonetik und Orthoepie zugleich für Deutsch, Französisch und Englisch) erforderte auch diesmal eine möglichst ausgedehnte Berücksichtigung der Fachlitteratur, was ein mühseliges Stück Arbeit gewesen sein muss, wenn man bedenkt, dass es galt, sich durch ein Schrifttum hindurchzuforschen, "which", um mit einem Sachkenner wie Sweet zu reden, "becomes more indigestible every year". Vietor hat sich dieser Aufgabe mit bewunderungswürdiger Geduld und grosser Sorgfalt entledigt. Will man sich davon überzeugen, so werfe man zunächst nur einen Blick auf die mit wahrem Bienenfleiss gearbeiteten Anmerkungen, in denen Vietor vorzugsweise die verschiedenen Lautforscher teils wörtlich, teils referierend zum Worte kommen lässt, die über einen in Rede stehenden Einzelfall irgendwie bemerkenswerte Beobachtungen angestellt haben. Dazu die zahlreichen neuen Forschungen des Verfassers selbst, sowie die Ergebnisse seiner kymographischen

und stomatoskopischen Untersuchungen. All dies hat den Umfang des Buches wesentlich vermehrt, und welche Fülle von Arbeit innerhalb des letzten Jahrzehnts auf lautwissenschaftlichem Gebiet geleistet worden ist, spiegelt sich nirgends besser wieder als in Vietors mit ernstem Forscherfleisse auf die Höhe der Zeit gebrachter Phonetik: die (1.) Auflage von 1884 zählt 271 Seiten, die (3.) von 1894 deren 388!

So wie Vietors Arbeit jetzt, mit Einschluss der wertvollen Beigaben (Abbildungen, Diagrammen, Litteraturverzeichnis, Wort- und Sachregister, lautlichen Alphabeten etc.) vorliegt, bietet sie unstreitig die ausgiebigste Fundgrube auf dem Gebiete deutsch-französisch-englischer Lautkunde. Damit aber nicht genug: die Arbeit ist auch von unbedingter Vertrauenswürdigkeit. Auf jeder Seite überkommt den sachkundigen Leser das wohlthätige Gefühl, dass hier der Verfasser aus der fruchtbringenden Zwillingsarbeit sorgsamster Prüfung und reifster Erkenntnis heraus die gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse der heutigen phonetischen Forschung niedergelegt hat, Ergebnisse, die der Belehrung Suchende sich ohne jegliches Zögern aneignen darf. Eine Einschränkung mache ich hier nur für den Anfänger — wegen der Überfülle des Gebotenen. Diesem nämlich rate ich, zunächst mit dem Studium des (grösser gedruckten) Hauptteiles zu beginnen und die Anmerkungen vorerst ganz beiseite zu lassen, damit er sich nicht in Einzelfragen verliere, nicht verwirrt oder gar abgeschreckt werde. Noch empfehlenswerter aber scheint mir zu sein, dass er seine grundlegenden Studien mit einem kürzeren, mehr elementar gehaltenen Werke, wie etwa Passys *Sons* beginne und hierauf erst zu Vietors Arbeit übergehe, aus welcher er dann unberechenbaren Nutzen ziehen wird.

Die Ausstattung des Buches ist prächtig: glattes, starkes Papier, klarer, eleganter Druck.

Darf ich mit einem Gesamturteil schliessen, so kann es nur dieses sein : Vietors Phonetik ist auch in der neuen Gestalt, und in dieser nur in um so höherem Masse, ein Werk, das der Bibliothek eines jeden sein Fach schätzenden Neuphilologen zur Zierde gereichen muss. Es ist ein Ehrenbuch deutscher Lautforschung!

MÜNCHEN. FRANZ BEYER.

Weitzenböck, Georg. *Lehrbuch der französischen Sprache.* I. Teil. Preis gebunden 90 kr. 140 S. II. Teil. Mit 21 Abbildungen und 2 Karten. Preis gebunden 3 K. (3 M.) 259 S. Prag, Wien und Leipzig. (F. Tempsky. G. Freytag.) 1893. 1895.

Obgleich der Verfasser dieses Lehrganges keine wesentlichen Neuerungen in Bezug auf die Methode bringt, so haben wir es doch mit

einer durchaus selbständigen, bis in alle Einzelheiten wohldurchdachten Leistung zu thun, die sich neben den besten französischen Lehrmitteln der letzten Jahre wohl sehen lassen kann. W. gehört zu den Reformern, mit denen er in den meisten Punkten übereinstimmt, namentlich insofern als nach ihm die mündliche Ueberlieferung des Sprachstoffes bei geschlossenen Büchern dem Lesen und dem Schreiben immer voranzugehen hat, die fremde Sprache zunächst mehr auf dem Wege der Nachahmung zu erlernen ist, ferner insofern als nicht das System der Grammatik in erster Linie massgebend für den Aufbau des Unterrichts sein soll, sondern der Sprachstoff und der Wortschatz. Ferner bekennt auch er sich zu dem Grundsatz der Reformer, dass die Einübung der grammatischen Regeln nicht durch Uebersetzungen aus der Muttersprache erfolgt, sondern durch allerhand direkte Uebungen, die unmittelbar an dem fremden Sprachstoffe vorgenommen werden. Seine methodischen Ansichten und Winke zum Gebrauch der Bücher hat der Verf. in zwei kurzen Begleitworten niedergelegt, die von der Verlagsbuchhandlung unentgeltlich an Lehrer geliefert werden.

Beide Teile haben folgende Einrichtung: Sprachstücke. Erklärungen zu den Sprachstücken (*Commentaire)*. Hieran schliessen sich im ersten Teile Sprachstücke in Lautschrift (die ersten 7 Nummern) Sprachlehre. Alphabetisches Wörterverzeichnis. — In den Erklärungen zu den Sprachstücken führt W. eine originelle Idee durch. Anfangs sind diese Erklärungen weiter nichts als die Präparation zu den Texten. Später, wenn der Wortvorrat und die sprachliche Uebung der Schüler grösser sind, tritt an die Stelle der einfachen Verdeutschung der französichen Wörter ihre Erläuterung durch synonyme Ausdrücke oder durch Umschreibung, mit Hülfe der schon bekannten Wörter. So finden wir schon in den letzten Nummern des ersten Teils: *la charrue* = *l'instrument pour labourer; le boulanger* = *l'homme qui fait le pain; réunir* = *rassembler; voler* = *le mouvement que l'oiseau fait avec les ailes.* Im Commentaire des II. Teils ist nur selten eine deutsche Bedeutung angegeben. Dafür tritt die Sacherklärung in französischer Sprache ein. Schwierige Konstruktionen werden vereinfacht, manches wird weiter ausgeführt, durch manche Belehrung über französische Verhältnisse wird die Sprach- und Sachkenntnis der Schüler gefördert.

Die Texte hat W. mit Sorgfalt ausgewählt. Er geht von der nächsten Umgebung des Schülers aus, erweitert die Begriffskreise allmählich und will vorzugsweise die Sprache des täglichen Lebens lehren. Beschreibendes und Anschauliches (z. B. im I. Teile: *La classe. Objets de classe. La maison d'école. La parenté. Les vêtements. Le pain. L'homme. La ville et le village)* wechselt mit kleinen Erzählungen (im I. Teile: *Les bottes de M. Swift. L'anthropophage. Le sifflet. L'école buissonnière*). Während sich in früheren Lehrbüchern die historische Anekdote ungebührlich breit machte, bevorzugt man neuerdings, ausser sogenannten *leçons de choses*, einfache Kindergeschichten, Vorfälle aus dem Schülerleben. Der Verf. hat im II. Teile aus verschiedenen französischen Jugendschriftstellern recht hübsche und passende Erzählungen ausgesucht. Es seien erwähnt: *Présence d'esprit et héroïsme d'un enfant* (aus Bruno, *Tour de la France*). *Un refroidissement. La syncope. Un bon charlatan* (eine ansprechende Erzählung). *Mésaventure d'un fraudeur Traversée de la Manche en ballon* — Nr. 19 *(Le cordial merveilleux)* sollte bei einer 2. Auflage gestrichen werden. Anerkennenswert ist das Bestreben, bei den leçons de choses durch Einkleidung in eine Erzählung die Eintönigkeit der Beschreibung zu mildern. Vgl. Teil II, No: 3 (*L'intérieur de la maison*, in Briefform), No: 5 *(L'ameublement*, mit kultur-

geschichtlichen Rückblicken). — Zur Konzentration des Unterrichts trägt W. insofern bei, als er auch Stücke aus dem Gebiete der Physik, der Mathematik und des praktischen Rechnens, der Naturgeschichte bringt. Der Forderung, mit Land und Leuten bekannt zu machen, sucht er durch Einfügung zweier Stücke aus der französischen Geschichte (*Le siège de Calais* und *Turgot*, nach Bruno) und durch das beschreibende Stück *A travers Paris* (gleichfalls nach Bruno) gerecht zu werden. Das Verständnis dieser einfach gehaltenen Beschreibung der französischen Hauptstadt wird durch 14 kleine, aber gute Abbildungen erleichtert. Bei dem Bilde *Les Halles de Paris* ist die Erklärung der mit Ziffern versehenen Gebäude unvollständig. — Storms französischen Sprechübungen sind zwei Dialoge entnommen. So ist denn der Stoffinhalt beider Teile reichhaltig, interessant und angemessen. Auch die Gedichte sind im ganzen mit Geschick ausgewählt. In dem schönen Sonett *Un Songe* von Sully Prudhomme muss es in der 2. Zeile *gratte la terre* statt *gratte cette terre* heissen. Ammenreime wie No: 19, 21, 29 sollten doch endlich aus unseren französichen Lehrbüchern verschwinden.

Die anfangs ganz kurzen und sprachlich einfachen Texte bilden zunächst das Anschauungsmaterial für grammatische Erscheinungen, sodann die Grundlage für sprachliche Uebungen der verschiedensten Art. Die Beziehungen zwischen den Texten und der Grammatik giebt eine Tabelle im Anfange jedes Teiles an. Dass die betreffenden grammatischen Materien in den Texten reichlich zur Anschauung kämen, kann man nicht gerade behaupten; doch sorgen die jeder Nummer beigegebenen Uebungen zur Einübung und Befestigung der Formen und Regeln. Diese *Exercices* sind die mannigfaltigsten sprachlichen, nicht nur grammatischen Uebungen. Die Stücke sind umzuformen, die Erzählung ist einer anderen Person in den Mund zu legen, die Zeitformen sind zu wechseln. Für einige Lektionen ist der Gebrauch von Wandbildern empfohlen. Auch Themen zu freien Arbeiten sind vielfach angedeutet. Von den grammatischen Uebungen seien besonders folgende hervorgehoben: Vervollständigen von Sätzen, denen ein Satzglied fehlt; Durchkonjugieren von Sätzen; Ersatz von Hauptwörtern durch persönliche Fürwörter. Aus zwei Hauptsätzen ist ein relatives Satzgefüge herzustellen. Zur Einübung der Stellung des Fürworts beim Imperativ sind aus Aussagesätzen Befehlssätze herzustellen, z. B. *je vous prie de me passer le sel* = *passez-moi le sel, s'il vous plaît* (II, No: 13). Zur Einübung der Steigerungsformen sind bestimmte Gegenstände in Bezug auf ihre Grösse, ihre Dauer, ihre Temperatur, ihren Wert, ihren Preis u. s. w. zu vergleichen. Kurz, die *Exercices* enthalten eine reiche Fülle von Anweisungen, wie der Lehrer den Sprachstoff zum sicheren Besitz der Schüler machen kann. Fragen über den Inhalt des Gelesenen sind nur den ersten Stücken des ersten Teils beigedruckt. Einige Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in freiem Anschluss an die Lesestücke finden sich zwar in der zweiten Hälfte des II. Teils, doch sind sie natürlich zu spärlich, um genügende Fertigkeit im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische zu geben. Der Verfasser hat sie nur eingefügt, um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, die dergleichen verlangt; in den Rahmen des Buches passen sie nicht recht. Der grammatische Stoff des I. Teiles (für die beiden unteren Klassen der österreichischen Realschule) umfasst etwa *avoir* und *être*, die drei regelmässigen Konjugationen, Fürwörter, Zahlwörter, Ersatz der Deklination, Pluralbildung, Steigerung des Adjektivs. Von den unregelmässigen Zeitwörtern kommen natürlich schon viele einzelne Formen vor. Der II. Teil (für das 3. und 4. Unterrichtsjahr bestimmt) bringt die unregelmässigen Verben zur Einübung, ver-

vollständigt die Formenlehre und behandelt das wichtigste aus der Syntax.

Welche Stellung nimmt W. nun zur Frage der Lautschrift ein? Er ist der Ueberzeugung, dass dem Schüler der Eintritt in die fremde Sprache erleichtert wird, wenn er die Arbeit der Aneignung von Laut- und Schriftform teilen kann. Diese Arbeitsteilung wird in dem Lehrbuch ermöglicht, indem die ersten Texte in Lautschrift beigegeben sind. Diese soll dem Schüler nur die Wiederholung erleichtern; geschrieben werden soll sie nicht. Wer sich ihrer nicht bedienen will, lässt einfach den lautschriftlichen Teil des Buches beiseite. Was nun die Transskription selbst betrifft, so gestehe ich, noch nie eine einfachere, praktischere gesehen zu haben. Länge und Kürze sind unbezeichnet geblieben, da die Schüler nach dieser Seite hin selten verstossen. Die Bindestriche zwischen den einzelnen Worten sollen offenbar zusammengehörige Glieder eines Sprachtaktes vereinigen: die Sprachtakte scheinen mir indes vielfach zu kurz zu sein, so dass eng zusammengehöriges auseinandergerissen wird. Ich empfehle dem Verf. die lautschriftlichen Texte daraufhin noch einmal durchzuprüfen. Dass *a* und *å* unterschieden ist, ist zu billigen, denn darauf wird vielfach noch zu wenig geachtet, obgleich die Unterscheidung zwischen beiden Lauten für eine gute, nationale Aussprache des Französischen unerlässlich ist. Eine Erklärung der beiden *a* hätte in der Lautlehre Platz finden müssen. *å* soll den geschlossenen Laut, der sich dem *è* nähert, bezeichnen, *a* den seltener vorkommenden offenen Laut, der dem *ò* nahe steht. Dass in *neuf jours* der offene Laut gesetzt ist, ferner dass *les, mes, tes, ses* mit geschlossenem *è* bezeichnet sind, wird wohl noch auf vielfachen Widerspruch stossen.

Es bleibt mir nun noch die Besprechung der Sprachlehre. Die Fassung der Regeln weicht in vieler Beziehung von der althergebrachten ab, ist aber fast überall klar und wohl durchdacht. Der moderne Sprachgebrauch und die Eigentümlichkeiten der Umgangssprache sind an geeigneter Stelle berücksichtigt (s. die Bemerkung über das *Passé défini* und das *Passé antérieur*). W. bemüht sich, die Sprachlehre möglichst auf die Lautform, nicht auf die Rechtschreibung zu bauen. Dies zeigt sich in seiner Behandlung der Verben auf *-oyer* und *-uyer* (II, § 138), der Pluralbildung von Hauptwörtern (I, § 238), der Motion des Adjektivs, wobei er von der volleren weiblichen Form ausgeht (s. I. S. 13). — Die unregelmässigen Zeitwörter sind nach dem Stammauslaut geordnet. Auf diese Weise ist natürlich *servir* von *dormir* und dieses wieder von *sentir, mentir, sortir, partir* getrennt, während diese Verben sonst gewöhnlich zusammen gelernt werden. Auch die Anordnung innerhalb jedes Zeitwortes weicht von der üblichen Weise ab. Vokalische Endungen (stammbetont—endungbetont) und konsonantische Endungen finden sich in drei Rubriken, so dass die verschiedenen Formen des Présent getrennt aufmarschieren. Das mag wissenschaftlich sein; dass es aber für Schüler praktisch und übersichtlich sei, bezweifle ich.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes. Teil I: § 5. „dass die Lippen vernehmlich aufklappen“ ist undeutlich ausgedrückt. § 8. „r muss deutlich gerollt werden“. Mit Zunge oder Zäpfchen? § 21. Vom h aspirée ist gesagt, dass es den Stimmansatz bezeichne, z. B. *les hauts arbres*. Soll das heissen: es wird nach *les* Stimmansatz gemacht, so möchte ich widersprechen; die vokalische Bindung findet doch auch vor haspirée statt. § 246. „*vite* und *tard* sind sowohl Eigenschafts- als Umstandswörter“. Das ist unzutreffend. Teil II: § 249. Die Regel über das Geschlecht von *gens* müsste genauer gefasst werden, denn man sagt auch *quelles gens, certaines gens*. — Einige Kapitel der Grammatik

fehlen, obgleich dahin gehörige Fälle in den Lesestücken vorkommen. So musste die Fragestellung nach *à peine*, ferner eine Bemerkung über die Stellung der Adverbien Platz finden. Der Infinitiv mit *de à*, sowie der reine Infinitiv sind gar nicht, der Konjunktiv ist (§ 227) ganz lückenhaft behandelt. Wo bleiben die Verben der Willensäusserung, wo bleibt der Konjunktiv in Relativsätzen, wofür sich im Lesestück 43 wiederholt Beispiele finden?

Eine wissenschaftliche Scheidung der Formenlehre und der Satzlehre hält der Verf. in einem solchen Schulbuche für unnützlich, worin ich ihm unbedenklich beistimme. — Die grammatischen Termini sind meist deutsch; so finden wir anzeigende und verbindende Art (Ind. und Konj.), Abwandlung (Konjugation), sogar Beistrich (Komma). Die Terminologie weicht manchmal von der hergebrachten ab, ist aber gut und klar. So unterscheidet W. das *Pronom personnel faible* und das *P. p. fort.*

Der Einbürgerung des Buches in Deutschland werden eine Anzahl österreichische Provinzialismen etwas störend im Wege stehen. Z. B. enthält das Buch die Ausdrücke: Stiege statt Treppe, Sacktuch (= *mouchoir)*, insbesonders (I, § 5, § 229) statt insbesondere, Federstiel statt Federhalter, Bühne (= *estrade* im Schulzimmer), Kanzel statt Pult (*chaire)*, im Vorhinein statt im voraus (II, S. 126). „Oeffne den Mund stark für *è*" klingt eher wie ein Gallicismus.

Das Französisch des Buches macht vorwiegend einen günstigen Eindruck. — Nicht unerwähnt will ich lassen, dass die Begleitworte zu beiden Teilen ganz vortreffliche methodische Bemerkungen enthalten. Dazu rechne ich die folgenden 3 Sätze: „Man wird also darauf verzichten, mit besonderem Eifer vom Schüler zu verlangen, dass er die fremden Formen auf dem Wege des Schlusses finde, bevor sie ihm überhaupt je begegnet sind." — „Die Schüler müssen immer wieder belehrt werden, dass sie die fremde Sprache nur laut erlernen können, so wie man singen nicht durch stilles Notenlesen lernt." — „Auswendig lernen, im Anfang unerlässlich, wird nach und nach einer freieren Aneignung weichen." —

Druck, Format und Ausstattung der Bücher sind gut. Zum Schluss wiederhole ich, dass ich das Lehrbuch von W. für eins der besten und sorgfältigst gearbeiteten französischen Lehrbücher nach der neuen Methode halte und empfehle den Neusprachlern angelegentlich, sich mit demselben näher bekannt zu machen.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Fleischhauer, W. *Praktische französische Grammatik. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Nebst einem Begleitwort.* 8°. 95 S. M. 1. — *Methodisches französisches Lese- und Uebungsbuch. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. I. Teil.* 8°. 195 S. Leipzig 1895. Rengersche Buchhandlg. Gebhardt u. Wilisch.

Wie viele andere Erscheinungen der letzten Jahre, so berufen sich auch diese Bücher auf die neuen Lehrpläne und suchen allen Forderungen derselben möglichst gerecht zu werden. Was nun die Grammatik betrifft, so wird bekanntlich mit Recht Beschränkung des grammatischen Lernstoffes auf ein äusserst geringes Mass gefordert. So bezeichnet auch F. als wesentliches Erfordernis einer französischen Grammatik Kürze, Klar-

heit und Uebersichtlichkeit. Da das ganze grammatische Lehrgebäude auf 85 Seiten zusammengedrängt ist, so scheint zwar das Gebot der Kürze erfüllt zu sein, aber die ganze Darstellung der Grammatik geht von Grundsätzen aus, mit denen ich mich nicht befreunden kann. Einer der fruchtbarsten Gedanken der ganzen Reformbewegung ist die Erkenntnis, dass das viele Vergleichen der Muttersprache und der fremden Sprache von Uebel ist. Der Verf. empfiehlt aber geradezu die möglichst häufige Vergleichung mit dem Deutschen. Daher geht er meist vom deutschen Sprachgebrauch aus. Ein zweiter Grundsatz, auf den der Verfasser seine ganze Darstellung gründet, ist der an sich richtige psychologische Grundsatz, dass die einzelnen Glieder einer Vorstellungsreihe in derselben Reihenfolge reproduziert werden, in welcher sie von der Seele ursprünglich aufgenommen werden. Soll z. B. in der Seele des Schülers die Vorstellung eines Substantivs auf *-al* die zweite Vorstellung des Plurals auf *-aux* reproduzieren, so müssen diese beiden Vorstellungen in eben dieser, nicht aber in umgekehrter Reihenfolge von vornherein mit einander verbunden werden. Jene Reproduktion wird aber erschwert durch die bisher übliche Fassung der Regel. Statt *s* tritt das Pluralzeichen *x* ein 1) bei den Wörtern auf *au* und *eu*, 2) bei den meisten Wörtern auf *al*. — Dafür heisst es bei F.: Die Substantive auf *au* und *eu* haben im Plural *aux* und *eux*. Die S. auf *al* haben im Plural *aux* (ausser *le bal*: *les bals*). — Die Fassung der Regeln ist fast durchweg diesem psychologischen Grundsatz gemäss gegeben. Dass diese Neuerung überall von wirklich praktischer Bedeutung sei, möchte ich in Abrede stellen. Bei manchen Kapiteln wird die Darstellung dadurch sogar recht verworren und der Stoff zerhackt. Man vergleiche z. B. die Lehre vom Gebrauch des Infinitivs (§ 155—161), für die der Verf. seine Erfindung für besonders gelungen hält. — Eigentümlich ist die Anordnung innerhalb der einzelnen grammatischen Kapitel. Es wird da oft mit der Aufzählung aller möglichen Ausnahmen und Einzelfälle begonnen, dann erst folgen die Hauptregeln. Lehre vom Konjunktiv in Dass-Sätzen (§ 134—141), ferner von Substantiven in partitivem Sinne gebraucht (§ 182—186). An Stelle der historisch-logischen Spracherklärung bevorzugt der Verfasser die rein mechanische, indem er immer ans Deutsche anknüpft. Bei der Lehre von der Stellung des Adjektivs fehlt jeder Hinweis auf den Satzton als Regulativ für die Stellung des Adjektivs. Er warnt vor einer zu tief gehenden Erklärung sprachlicher Erscheinungen; ebenso sehr muss aber vor einer allzu flachen, mechanischen Erklärung gewarnt werden.

Von der Aussprache findet sich in dem ganzen Buche kein Wort. Hier kann sich freilich der Verfasser auf die Lehrpläne berufen. Doch halte ich eine elementare Darstellung der Aussprache in einer Schulgrammatik für angebracht. Nicht einmal in dem Kapitel über die Zahlen sind Ausspracheregeln gegeben. Auch in § 14 (Verben auf *ayer*) durfte eine Bemerkung über die Aussprache nicht unterbleiben. — Die Beispiele zu den Regeln sind nicht immer glücklich gewählt; sie lassen oft Einfachheit und Ungezwungenheit vermissen. — Eine unglückliche Fassung hat die Regel über den Gebrauch von *en* an Stelle eines Hauptwortes. Es heisst da: (§ 188): „Wenn hinter einem Verb ein vorher genanntes Substantiv auf die Frage „wer oder was?“ oder „wen oder was?“ (mit „nämlich“) zu ergänzen ist, muss beim Verb *en* hinzugefügt werden.“ — Nicht unerwähnt bleibe, dass ein ausführliches alphabetisches Register das Zurechtfinden in dem Buche erleichtert.

Das methodische französische Lese- und Uebungsbuch (I. Teil) ist für die untere und mittlere Stufe bestimmt. Es enthält Lesestücke, ein Wörterverzeichnis zu denselben, Uebungsstücke, endlich ein französisch-

deutsches und deutsch-französisches alphabetisches Wörterbuch. In dem letzteren sind die Stellen angegeben, an welchen jedes Wort zum ersten Male vorkommt. Das Inhaltsverzeichnis stellt zugleich die Beziehungen zwischen Grammatik und Lesebuch her, indem bei jedem Stück die grammatischen Erscheinungen, die besprochen werden sollen, angegeben sind. Da die Lesestücke mit nur geringen Aenderungen den Quellen (meist französischen Schulbüchern) entnommen sind, so bieten dieselben nicht gerade ein reiches Anschauungsmaterial für die betreffenden grammatischen Stoffe. Jedoch geben die deutschen Uebungsstücke (s. u.) weitere Gelegenheit zur Einübung der Formen und Regeln. Ferner sind im Wörterverzeichnis am Ende jeder Nummer die für den betreffenden grammatischen Abschnitt schon in früheren Lesestücken vorkommenden Beispiele zusammengestellt. — Auf Beseitigung sprachlicher Schwierigkeiten für die ersten Stücke ist leider wenig Bedacht genommen. Dieselben wimmeln von Anticipationen aller möglichen schwierigen grammatischen Dinge, die der Schüler zunächst unverstanden hinnehmen muss. Wenn auch solche Anticipationen einmal (von Plattner) als Richtpflöcke bezeichnet worden sind, die später bei der zusammenhängenden Durchnahme sich nützlich erweisen, so wird doch eine Häufung derselben in den Köpfen der Schüler Verwirrung anrichten. Was die Auswahl der Vokabeln betrifft, so vermisst man das Bestreben, anfangs einfache und häufig vorkommende Wörter zu verwenden, seltenere für später aufzusparen. Nr. 7 ist eine Charade von 4 Zeilen; dazu sind im Wörterverzeichnis nicht weniger als 33 Wörter und Ausdrücke angegeben.

Die Lesestücke, meist von geringer Ausdehnung, sind teils Beschreibungen, teils kleine Erzählungen. Auch einige Gedichte sind eingefügt. Die Auswahl ist im allgemeinen glücklich zu nennen; nur müsste, wie gesagt, die sprachliche Darstellung einfacher sein. — Die deutschen Uebersetzungsstücke bestehen aus freien Umgestaltungen der Lesestücke und sind mit Geschick gemacht. Andere, mehr direkte Uebungen zur Befestigung des Sprachstoffes, wie sie neuerdings mit Recht mehr und mehr in Aufnahme kommen, scheint der Verf. zu verschmähen. — Auf die Ausstattung der Bücher ist grosse Sorgfalt verwendet.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Eidam, Christian. *Mustersätze zur französischen Grammatik. Eine Ergänzung zu jedem französischen Lehrbuch. I. Teil.* Nürnberg. Verlag der F. Kornschen Buchhandlung. 1895. 8°. 25 S. M. 0.50.

Der Verfasser will durch sein Schriftchen, das nur Sätze ohne Regeln, meist mit gegenüber gestellter deutscher Uebersetzung, enthält, nicht die eingeführte Grammatik verdrängen, sondern nur ergänzen. Gegen die Sätze an sich lässt sich kaum etwas einwenden. Sie sind passend gewählt und berücksichtigen, obwohl für den Elementar-Kursus bestimmt, der Vollständigkeit halber auch bereits die meisten Erscheinungen der Syntax. In der Moduslehre lehnt sich der Verf. an Kühn an. Es sind also die Fälle des Konjunktivs nach *que* bei unpersönlichen Verben, nach zusammengesetzten Konjunktionen und in Relativsätzen mit in den grossen Hauptgruppen der Verben der Willensäusserung, des Affekts und des Sagens und Denkens untergebracht. Ich halte es aus praktischen Gründen für richtiger, nach der alten Weise den Konjunktiv in Relativsätzen, nach zusammengesetzten Konjunktionen und in Dass-

Sätzen auseinanderzuhalten und vielleicht am Schluss des tieferen Verständnisses halber mit den Schülern jene Einreihungen vorzunehmen.

Der Verfasser begründet die Notwendigkeit, Mustersätze zu veröffentlichen, mit der Behauptung, dass in den vorhandenen Lehrmitteln die Beispiele teilweise inhaltlich zu schwer, teilweise zu nichtssagend seien. Auch sei es ein Nachteil, wenn nach dem zur Anschauung vorausgestellten fremdsprachlichen Satz die Regel in ihrem ganzen Wortlaut abgedruckt sei. — Ich kenne genug Grammatiken, die ganz passende Beispiele bieten, und in der zuletzt angeführten Einrichtung vermag ich keinen Nachteil zu erblicken. Die Regeln sollen ja doch in der Stunde eingeübt werden und die Grammatik soll nur als Nachschlagebuch dienen. Ein Bedürfnis zu solchen „Mustersätzen" scheint mir demnach nicht vorzuliegen.

LEIPZIG, O. MIELCK.

Feist, Sigmund, *Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. I. Unterstufe.* Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1895. 8°. 187 S. M. 1.50.

Der Verfasser des vorliegenden Lehrganges, des ersten Teiles eines auf drei Teile berechneten Unterrichtswerkes, sucht vor allem nicht in den Fehler mancher neuerer Lehrbücher zu verfallen, nämlich den Unterricht mit formell zu schwierigen Stücken zu beginnen. Er hat daher die ersten Lektionen, namentlich was die Lesestücke betrifft, mit Rücksicht auf die noch wenig entwickelte Fassungskraft der Schüler für einen ganz fremden Gegenstand so elementar wie möglich gestaltet. Dieses Streben ist anerkennenswert, nur muss gleich bemerkt werden, dass solche ad hoc für deutsche Schüler zurechtgemachte Stücke oft nur allzu deutlich den Stempel der deutschen Urheberschaft tragen. Um grammatischen Schwierigkeiten und Idiomatismen aus dem Wege zu gehen, ist oft ein Französisch hergestellt, das echt französische Färbung vermissen lässt. Auch dem vorliegenden Buche kann dieser Vorwurf nicht ganz erspart bleiben, besonders was die ersten 11 Lektionen betrifft. Später schöpft der Verfasser meist aus zuverlässigen Quellen. — So lesen wir in L. 4: *Les noms des mois sont les suivants* (besser *Voici les noms des mois).* L. 5 (eine Geburtstagsfeier): *Mes parents me donnent des livres et invitent mes amis, qui arrivent avec leurs plus beaux habits. Ils ont du café, du gâteau, des fruits et des bonbons.* In der Conversation hierzu: *Tes parents, que te donnent-ils?* (Stellung!) *Tes amis ne sont pas venus chez toi cette année?* L. 11 (Une excursion): *Puis nous choisirons un coin tranquille pour nous rafraîchir un peu avec les œufs, les petits pains . . . .* (besser *pour nous régaler des œufs . . . .). — Il pense que nous serons de retour dans la soirée, comme ça* (im Wörterbuch = so, auf diese Art!) *nous prendrons notre dîner à la maison.* L. 17: Conversation: *Le paysan, qui rencontra-t-il sur l'escalier?* L. 27 (L'écolier paresseux): *Je n'ai pas le moindre temps pour* (statt *je n'ai pas le temps de) m'amuser.* Hinsichtlich des Stiles dieses letzteren Stückes erlaube ich mir, den Verfasser auf die Fassungen bei Strien, *Lehrbücher* I. No 45 und Plattner, *Lehrgang* I. No. 61 zu verweisen. Recht holprig ist auch das Französisch in L. 28 (*Le trésor caché).* Vergl. hierzu Güth, *Franz. Lesebuch,* Unterstufe, No. 75 und Rossmann und Schmidt, *Lehrbuch,* No. 40, II.

Die Einrichtung des Buches ist die nämliche wie die der meisten

neueren Lehrbücher. Jede der 30 Lektionen enthält einen zusammenhängenden Lesestoff, an dem die grammatischen Erscheinungen induktiv entwickelt werden sollen. Die Lesestücke behandeln meist passende, naheliegende Gegenstände; einige Stücke sind französischen Zeitschriften (dem *Figaro* und dem *Temps*) entlehnt. An die Lesestücke schliessen sich Erörterungen über die Aussprache und Grammatik an. Dann folgen Sprechübungen und endlich deutsche Einzelsätze, zusammenhängende Stücke, die sich an die französischen Vorlagen anlehnen. Eine Lautschrift in den Anfangsunterricht einzuführen hält der Verfasser für entbehrlich, ebenso einen phonetischen Vorkursus. Die 2. Abteilung bildet ein Lesebuch mit 10 Gedichten, einigen Rätseln und 24 Lesestücken, die vom 2. Jahre an bei passender Gelegenheit durchgenommen werden sollen. Ihr Inhalt ist mit Rücksicht auf die Konzentration des französischen Unterrichts mit anderen Unterrichtsfächern ausgewählt, und zwar sind es einige Märchen, sowie Stücke über Friedrich den Grossen, die den Anschluss an den deutschen Unterricht, einige Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte, die den Anschluss an den Geschichtsunterricht vermitteln sollen, endlich drei Stücke über die Erdkugel, die Entfernung der Erde von der Sonne und die Berliner Stadtbahn, die an den geographischen Unterricht anknüpfen sollen. Abteilung III enthält die Grammatik. Die Regeln sind durchweg in knapper und fasslicher Form gegeben. In die Formenlehre sind die wichtigsten syntaktischen Erscheinungen an passender Stelle eingeschoben. Die Veränderlichkeit des Participe passé hätte dabei nicht übergangen werden sollen. Am Schluss finden sich Wörterverzeichnisse zum Lehrbuch (nach Lektionen) und zum Lesebuch (alphabetisch).

Einige Kleinigkeiten seien noch erwähnt. S. 1: spricht der Verf. von stummen Lauten (!). S. 4: „Scharfe Artikulation; helle Aussprache von *-en-* und *-an-*.“ Das ist nichtssagend. S. 15: Die störenden vertikalen Striche in *on déjeune entre | onze heures et | une heure et | on dîne à six heures,* die den Ausfall der konsonantischen Bindung andeuten sollen, die aber zu ganz unfranzösischer Aussprache verleiten könnten, müssten beseitigt werden. S. 16: Bindung des *s* in *deux heures‿et demie, trois heures‿et quart* ist falsch. S. 30: statt *rémarqae* lies *remarque.* S. 50: *Combien as-tu* payés ces gants? Das *s* ist zu streichen. S. 99 sagt der Verfasser, das Französische kenne, wie das Deutsche, vier Fälle und fügt sofort hinzu: „Eine eigentliche Deklination giebt es nicht.“ Ist das nicht ein Widerspruch?

LEIPZIG. O. MIELCK.

Kron, R. *Le Petit Parisien. Pariser Französisch.* Ein Fortbildungsmittel für diejenigen, welche die lebendige Umgangssprache auf allen Gebieten des täglichen Verkehrs erlernen wollen. Nebst einer Anweisung zum Studium und einem systematischen Dialogisierungsschema. Karlsruhe. J. Bielefelds Verlag. 1895. VIII, 132 S. 8⁰. Preis geb. Mk. 1,90.

Das vorliegende Büchlein des schon durch einige tüchtige Arbeiten bekannten Verfassers verdient in hohem Masse die Beachtung der Fachgenossen und Schulbehörden.

Es ist in vielen Beziehungen ein novum. Zum ersten Male wird uns hier ein Buch geboten, welches anregenden und ausreichenden Stoff für Gesprächsübungen über alle wichtigen Gebiete des

öffentlichen und privaten Lebens enthält, aber nicht in langen, ermüdenden Dialogen, wie es bisher in ähnlichen Werken meist der Fall war, sondern in Gestalt von 21 Texten, die allerdings hie und da Beispiele von möglichen Gesprächen in sich schliessen. Letztere sind trefflich abgefasst, durchaus nicht schablonenhaft und zeigen, wie die Texte auszunutzen sind.

Die 21 Textkapitel des Büchleins enthalten eine ganz erstaunliche Fülle von brauchbarem Gesprächsstoffe, der zugleich teilweise die wichtige Aufgabe erfüllt, den Leser über Land und Leute Frankreichs zu belehren. Dass bei der grossen Stoffmenge, die zu bewältigen war, hie und da Dinge unerwähnt geblieben sind, die wohl Erwähnung verdient hätten, ist bei den nur 114 Seiten Text beinahe selbstverständlich, zudem ist es ja auch oft schwer zu entscheiden, ob eine Sache wichtig ist oder nicht. Hier spielt der Geschmack eine zu grosse Rolle. Wohl aber würden wir es gern gesehen haben, wenn der Verf. sich in den Texten ganz auf französische Verhältnisse beschränkt und den Namen des „kleinen Parisers" noch mehr zur Geltung gebracht hätte. Besonders möchten wir noch mehr über Paris selbst erfahren. Der mir zur Verfügung gestellte Raum verbietet es, meine diesbezüglichen Wünsche im einzelnen darzulegen.

In Bezug auf den Ausdruck jedoch macht das Büchlein seinem Namen volle Ehre. Das gebotene Französisch ist völlig korrekt, dabei von einer für Unterrichts- und Selbstunterrichtszwecke wertvollen Einfachheit und Klarheit. Besonders wohlthuend berührt der frische, fröhliche Ton, der das Ganze beherrscht und der bis zuletzt die Teilnahme rege erhält. Eine Reihe von kleinen Versehen, die uns bei der in Paris erfolgten Durcharbeitung des Büchleins auffielen, können wir leider wiederum aus Raummangel hier nicht besprechen, werden sie aber zur Kenntnis des Verf. bringen, damit sie bei der zweiten Auflage — die ohne Zweifel bald erfolgen wird — ebenso wie die oben angedeuteten inhaltlichen Gesichtspunkte Berücksichtigung finden können.

Die kleinen Ausstellungen, die wir hinsichtlich des Inhaltes und des Ausdrucks der Texte andeuteten, treten weit zurück gegenüber den mannigfachen Vorzügen, die diese äusserst geschickt abgefassten Texte aufweisen. Auch hier können wir ins einzelne nicht eingehen, können uns aber nicht versagen auf das im Kapitel über die Zeit gegebene *cadran* und die angefügten Erläuterungen mit besonderer Freude und Anerkennung hinzuweisen.

Nicht minder dankbar sind wird dem Verf. für den an die Texte angeschlossenen Anhang, der eine mit praktischen Beispielen und reichlichem Phrasenmaterial ausgestattete Anleitung zu Sprechübungen giebt, wie sie uns klarer und dabei vollständiger kaum irgendwo entgegengetreten ist. Es ist ein völliges System der Sprechübungen, welches wir hier finden und aus dem mancher Fachgenosse viel Anregung gewinnen, das aber besonders für die sich selbst Fortbildenden von Nutzen sein wird. Denn wer die 114 Seiten Text nach dem im Anhange gegebenen systematischen Dialogisierungsschema unter Anwendung der ebenda für alle Arten von Fragen und Antworten zu findenden Formeln und Phrasen durcharbeitet, der wird das vom Verf. in der Einleitung verheissene Ziel erreichen: die Fähigkeit, sich über alle Fragen des täglichen Verkehrs mit einem Franzosen verständigen zu können.

So glauben wir, dass das Buch, welches bei der Unterweisung kaufmännischer Fortbildungsschüler aus der Praxis herausgewachsen ist, sich als ein vortreffliches Selbstunterrichtsmittel bei der vom Verf. in der Einleitung und im Anhange klar dargelegten Benutzungsart er-

weisen wird. Aber auch für unsere höheren Lehranstalten brauchen wir ein solches Buch schon lange, welches den nach den neuen Lehrplänen abzuhaltenden Sprechübungen über Dinge des täglichen Lebens zu Grunde zu legen ist. Wir müssen ein Buch haben, in welchem dieser Gesprächsstoff festgelegt ist; denn diese Uebungen müssen, um dauernden Nutzen zu bringen, systematisch betrieben werden, ganz wie es der Anhang zum *P. P.* zeigt. Sie müssen aber auch möglichst vielseitig sein, und es müssen im Laufe der Schulzeit fast alle wichtigen Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens zur Besprechung kommen. Dazu bedarf es aber gewissermassen einer Fixierung des Gesprächsstoffes, und diese bietet ebenfalls Krons Buch. Als eine Art „Katechismus der Sprechübungen" sollte ein solches Buch unsere Schüler durch alle dem fremdsprachlichen Unterricht gewidmeten Schuljahre begleiten.

Wir können somit das Studium und die Einführung des Büchleins nicht dringend genug empfehlen. Dem Verfasser aber sprechen wir unseren Dank und unsere Anerkennung für die durch das Werkchen gebotene Bereicherung und Förderung des neusprachlichen Unterrichts aus und bitten zugleich, dass er dem „kleinen Pariser" sobald als möglich den „kleinen Londoner" folgen lassen möge.

QUEDLINBURG. E. PITSCHEL.

Französische und englische Schulbibliothek. Hrsg. von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger.

68. *Christophe Colomb* von **Jules Verne.** Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch erklärt von *Otto Mielck.* Leipzig 1893. (Vorwort Biographische Einleitung. 69 Seiten Text. 11 Seiten Anmerkungen nebst Register.)

Zu einer Reihe leichterer Reisebeschreibungen, die für Tertia bestimmt sind, hat der Rengersche Verlag Specialwörterbücher hergestellt, die für diese Stufe wohl angebracht sind; ebenso wird das Notenmaterial durch kurze grammatische Hinweise, auch durch Uebersetzung von Worten und Wendungen die Arbeit des Schülers passend unterstützen. Band 68 der Dickmannschen Sammlung giebt einen Abschnitt aus Jules Vernes *Histoire des Grands Voyages et des Grands Voyageurs*, nämlich die Entdeckungsreisen des Columbus, auf den die Jubelfeier der Entdeckung Amerikas die ganze gebildete Welt wieder hingewiesen hat. Auf den viel bei uns gelesenen Jugend-Schriftsteller Jules Verne aufmerksam zu machen, ist unnötig. Die vorliegende, in der oben angedeuteten Weise ausgestattete Bearbeitung von Mielck giebt einen vortrefflichen Lesestoff für die mittleren Klassen.

Seite 4,33: *L'expédition fit de l'eau*, hier wäre die Uebersetzung von *faire de l'eau* wünschenswert, das freilich auch ins Specialwörterbuch aufgenommen werden kann. Erfahrungsmässig hat man auch in kleineren Wörterbüchern für die Wendungen von faire, mettre, prendre längere Artikel durchzusuchen, bis man das Passende findet; hier hilft eine Fussnote. — Dasselbe gilt S. 4,36 von *Paderao*, das weder unter dem Text noch in den Anmerkungen an der Stelle erklärt ist. — S. 33,24 ist *leurs armes aidant* passend übersetzt *mit Hilfe ihrer Waffen*, aber nicht erklärt; wenn auch in der Klasse der grammatische Vorgang erklärt oder nach Bedarf wiederholt wird, erfordert die Note auch für den praeparierenden Schüler den Zusatz: absolute Participialconstruction;

übersetze etc. Auch wiederholentlich in den Fussnoten solche Hinweise zu geben, halte ich für angemessen.

Gleichfalls mit Wörterbuch versehen ist Band 72 der Dickmannschen Sammlung betitelt *De Leipsic à Constantinople.* Journal de route 1892. Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch erzählt von Jos. Aymeric. 1893. 101 Seiten Text, 4 Seiten Anmerkungen.

In den Sommerferien 1892 machten die sächsischen Turner eine Orientfahrt, an der der Verfasser und Herausgeber des Bandes, Herr Dr. Jos. Aymeric, Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig, sich beteiligte. Die Reise ging über Wien nach Triest, wo der Oesterreichische Lloyd zwei grosse Dampfer, die Hungaria und die Diana, für die Orientfahrt stellte. Man berührte Spalato, Cattaro, Korfu, Patras, Athen, das genauer besprochen wird, von dort ging es über Saloniki nach Konstantinopel, das dem Leser eine Schilderung des orientalischen Lebens bringt. Dann zurück nach Smyrna, von da durch den griechischen Archipel nach Sicilien, und über Messina nach Triest zurück.

Die Reise berührt also fast alle Stätten antiker Kultur, und auf Schritt und Tritt finden wir, neben der Schilderung des Verlaufs der Reise, malerische Schilderung von Land und Leuten, archäologische und kulturgeschichtliche Notizen. Die Darstellung ist bei aller manchmal fast an Flüchtigkeit streifenden Kürze wohlgelungen: die entrollten Bilder sind flott gemalten Aquarellskizzen zu vergleichen. Die Sprache und der Ton sind frisch, lebendig und werden reifere Schüler, auch wenn ihnen nicht die Aussicht auf eine ähnliche Reise gemacht werden kann, lebhaft interessieren; reifere Schüler aber müssen es sein, wenn sie die kunstgeschichtlichen und litterarhistorischen Bemerkungen recht geniessen wollen. Für solche Schüler sind dann auch in der verhältnismässig leichten Lectüre Noten unter dem Text fast ganz entbehrlich. Die Bemerkungen hinter dem Text dagegen könnten zum teil ausführlicher sein. Zu belehrenden Gesprächen im Anschluss an die XIX Abschnitte der Reise wird sich das gebotene Material ganz besonders empfehlen.

81. *Journal d'un officier d'ordonnance juillet 1870—février* 1871 par le **Comte d'Hérisson.** Auswahl. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Ulrich Cosack. 1894.

Der vorliegende 81. Band der Dickmann'schen Sammlung enthält ein Vorwort, eine biographische Einleitung, 112 Seiten Text, 24 Seiten Anmerkungen, ein Sachregister und 2 Karten. Im Vorwort weist der durch die Herausgabe des *Siège de Paris* von Sarcey vorteilhaft bekannte Commentator auf die Verschiedenheiten hin, die bei der Behandlung desselben Stoffes durch d'Hérisson und Sarcey zu tage treten. Den Vorwurf, dass d'Hérisson nicht sine ira et studio schreibe (Vorwort S. V), meint der Beurteiler ablehnen zu können, da der Verfaser kein Geschichtswerk geben will (Text S. 34, 1—4; S. 65, 10—19), sondern nur persönliche Erlebnisse schildert. Dass der pflichttreue Soldat und der Aristokrat d'Hérisson, dem der General Schmitz im Notfall das ritterliche Geleit der Kaiserin anvertrauen will (Text S. 28—29), die Gräuel der Commune nicht ohne Abneigung erzählt, kann ihm als Vorwurf nicht gelten; aber man muss es ihm anerkennen, dass er ohne Voreingenommenheit über Trochu und Jules Favre, und ohne Missgunst selbst über Bismarck urteilt. Und wenn ihm eine gewisse Selbstgefälligkeit (Vorwort S. V) vorgeworfen wird, so gehört diese, soweit der Beurteiler auch an dieser Schrift beobachtet, zum französischen Nationalcharakter.

Hervorgehoben muss aber werden, wie den Verfasser das militärische Verhalten des Feindes zu richtiger Wertschätzung, und z. B. das Ehrengeleit, das dem gefallenen General Guilhem (Text S. 39) zu teil wird, zu voller Anerkennung veranlasst. Reifere Schüler werden daher der geschickt gekürzten Erzählung mit lebhafter Teilnahme folgen.

S. 4, 27 sind die Worte *La leçon les valait* richtig übersetzt: Sie waren ein (wohlverdienter) Lohn für die Lehre; aber die Lehre wird falsch auf die Haltung Irlands gegen England gedeutet, von der freilich vorher Zeile 20—25 die Rede ist. Sie bezieht sich vielmehr auf die Haltung Englands während des ganzen Krieges, wie die Worte *à la fin du siège* . . . beweisen, und das Verhalten Irlands bewirkte nur, dass Englands Feindschaft nicht offen hervortrat. — S. 27, 37 ist *quitte à régler nos comptes entre nous* ungenau wiedergegeben; da *quitte* sich auf *Empire*, Zeile 33, bezieht, übersetze in den Stand gesetzt, allein unter uns abzurechnen. — S. 40, 24 *gros comme le bras*, ungenau übersetzt: einmal über das andere; die Wendung entspricht unserm *faustdick*. — S. 66, 17: *cadre* bedeutet das ganze Stammkommando; nur aus dem Zusatz *officiers ou sous-officiers* wird die Uebersetzung: *Vorgesetzte* dem Sinne nach richtig. — S. 68, 20: *ils n'avaient pas de quoi recevoir* unrichtig: *Sie fanden keine Wohnstätte*; übersetze: *Sie konnten nicht* (*Gäste*) *empfangen;* denn es geht als Gegensatz vorher *ils avaient de quoi vivre.* Sinn: Sie hatten für sich zu leben, konnten aber nicht noch Gäste bewirten. — S. 91, 7: *les crêtes couronnées* = die (von uns d. h. von den Franzosen) besetzten Höhen; *couronner* in seiner ursprünglichen Bedeutung. Die Angabe seltenerer und schwererer Vocabeln und Wendungen ist in löblicher Weise beschränkt; wenn S. 40, 22 *cul de bassefosse*, S. 56, 5 *remous* unübersetzt blieben, hätte der Beurteiler auf S. 68, 1/2 *canard dans une croûte,* S. 55,3 *carcel*, S. 85,6 *pochard*, S. 96, 26 *serviette ministerielle* unter dem Text erklärt, zumal diese Worte in manchen der noch üblichen Wörterbücher nicht angegeben sind.

In dem sehr fleissig gearbeiteten Commentar ist eine Fülle wünschenswerter Notizen über Realien gegeben; S. 132 zu 75, 8 muss es heissen Pont-à-Mousson. Ein alphabetisches Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Die beigegebenen Karten sind von einer den Zwecken der Lectüre angemessenen Genauigkeit.

84. *L'Invasion.* Souvenirs et récits par **Ludovic Halévy.** Mit drei Kartenskizzen. Im Auszug zum Schulgebrauch herausgegeben von Joseph Victor Sarrazin. 1894. (Vorwort. Biographische Einleitung. 82 Seiten Text. 11 Seiten Anmerkungen nebst Register.)

Das durch den Tod Dr. Ahns frei gewordene Bändchen 84 der Dickmannschen Sammlung hat als Herausgeber Herr Dr. J. Sarrazin übernommen. Halévys nach den Berichten von Augenzeugen aufgezeichnete Skizzen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71 sind in der vorliegenden Zusammenstellung auch nach der Meinung des Beurteilers für Obertertia oder Untersecunda ein lehrreicher und spannender Lesestoff. Die schlichte und doch durch ihre Lebenswahrheit fesselnde Darstellung der Schrecknisse des Krieges, ohne die entstellende Zuthat politischer Leidenschaft, wird den jugendlichen Leser sicher sehr bald interessieren. Darum seien die Herren Fachkollegen auf das Bändchen freundlichst aufmerksam gemacht.

Die Bemerkung zu S. 15, 26 hält der Beurteiler für entbehrlich, wie sie z. B. S. 17,3 bei *plaquer* unterblieb. Aus der allgemeinen Bedeutung von *marcher* = vorwärts gehen oder Fortschritte machen, muss der Schüler auf dieser Stufe schon imstande sein, die besondere zu entwickeln für den Satz: *la soupe commence à marcher.* — Auch S. 67,20 ist die Fussnote *il n'y avait pas moyen*, es war unmöglich, zu entbehren, da die Stelle absolut keine Schwierigkeit bietet. — Auffällig ist S. 53,9: *chaos*, spr. *kaôsse*; nach den Phonetikern sprich *ka-o'*, wie auch z. B. der grosse Sachs-Villatte s. v. richtig angiebt.

85. *Le petit poucet du XIXe siècle.* Georges Stephenson et la naissance des chemins de fer par **Fréderic Passy**. Mit 10 Abbildungen. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Benno Röttgers. 1894.

Band 85 der Dickmannschen Sammlung, dessen Bearbeiter vielen Fleiss auf sprachliche und sachliche Erklärung verwandt hat, verdient als Lectüre in Unter-Secunda oder kurz vorher (Vorwort S. VI) angelegentlich empfohlen zu werden. Der Herausgeber hat nach der Meinung des Beurteilers mit diesem Bändchen zu der (im Vorwort S. VII) besprochenen Bereicherung der französischen Klassenlectüre im Sinne der neuen Lehrpläne einen guten Beitrag gegeben. Einer sorgfältig geschriebenen biographischen Einleitung folgt in 2 Hauptabteilungen der Text, der wieder in Kapitel und Abschnitte zerfällt. Die leichte und gefällige Sprache dieser kurzen Abschnitte, denen ausserdem noch kurze Inhaltsangaben vorgesetzt sind, macht, dass sich das Ganze ohne Mühe rasch wegliest. Trotzdem bleibt S. 35 des Textes, in der Ueberschrift *L'âge mure* nicht unbemerkt, das auch in Seitenüberschriften 36—49 hartnäckig wiederkehrt. Sonst sind dem Beurteiler nur geringfügige Versehen begegnet: S. 7,32: *ne lui garda pas rancune,* in der Note *ni lui garda p. r.*, und anderswo ein paar verdruckte Eigennamen. — S. 10,26 *en foi de quoi*, wie das lateinische „in fidem“, übersetze: „um dies glaubhaft zu machen“ d. h. „zu beweisen“. Das Nachschlagen in dem sorgfältigen Commentar erleichtert ein Namen- und Sachregister.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

86. **Saintine,** *Picciola*, für den Schulgebrauch hrgb. von B. Lengnick 1895. XII + 120 Seiten, nebst einer Karte. Preis gebd. Mk. 1,20.

Vor fast 60 Jahren erzielte der Lustspieldichter und Erzähler J. H. Boniface, genannt Saintine, mit der hier zum Schulgebrauch vorliegenden idyllischen Novelle *Picciola* den Montyon'schen Tugendpreis und in allen Ländern, wo französisch gelesen wird, einen Sensationserfolg.[1]) Bedenkt man ausserdem den geschichtlichen Hintergrund der reizenden und begeisternden Erzählung, — die napoleonische Zeit, — sowie die durchaus ideale Tendenz, so wird man unbedingt der von Lengnick getroffenen Wahl zustimmen und Picciola als eine Bereicherung des Lesestoffkanons begrüssen.

[1]) Dass die blasierte Jetztzeit an *Picciola* noch Gefallen findet, beweisen die immer noch Absatz findenden Auflagen. Die Hachetteausgabe hatte 1888 schon die 51. Auflage hinter sich.

Um den Umfang eines Bändchens nicht zu überschreiten, musste L. manche Kürzung eintreten lassen und das Weggelassene teils in der Einleitung, teils in den Anmerkungen des Anhangs ersetzen. Nirgends ist das Verständnis gestört oder etwas Erhebliches getilgt.

Die Fussnoten sind in beschränkter Anzahl gegeben, und viele verdeutschen einfach die italienischen Ausdrücke. Bei *per Bacco* (15.33) wäre neben potztausend die bezeichnende wörtliche Uebersetzung zu geben gewesen. Bei *Eccellenza* (17.23) wäre der Zusatz vonnöten, dass in Italien man mit diesem Titel ebenso freigebig ist, wie der Oesterreicher mit „Euer Gnaden".

Die sachlichen Anmerkungen S. 113—120 bieten alles, was man verlangen kann und werden bei Sprechübungen sich leicht verwerten lassen, da die meisten ausführlich gehalten sind. Nicht ganz richtig ist die Angabe S. 117, dass die Ehrenlegion Frankreichs einziger Orden sei: man hat dort das *mérite agricole* (vulgo Lauchorden), die *palmes académiques* (= der violette Trost), sowie das Verleihungsrecht tunesischer, annamitischer etc. Orden, so dass ordensgierige Streber nahezu dieselbe Gelegenheit zur Befriedigung haben, wie in Deutschland. Bei *Menou* (68.35) wäre es dem Schüler interessant zu wissen, dass dieser Kriegsmann zum Islam übertrat und sich Abdallah Menou nennen liess. Die Bezeichnung Stallarzt für Marat (zu 71.16) ist in dieser Kürze unverständlich.

Wir wünschen der Ausgabe der herzerfrischenden *Picciola* weite Verbreitung in unseren Schulen. Langeweile oder Uebersättigung wird sie nicht aufkommen lassen. Das Buch hat den seltenen Vorzug, dass es nicht blos für Sekundaner und Primaner gleich gut passt, sondern auch für „höhere Töchter".

90. **Arago, François.** *Histoire de ma jeunesse*, für den Schulgebrauch hrgb. von Otto Klein. X und 108 Seiten. 1895. Preis in Leinw. gebd. Mk. 1,10.

Die Jugenderinnerungen des berühmten französischen Gelehrten, der mit unserem Humboldt eng befreundet war (vgl. S. 68), sind spannend zu lesen. Aus ihnen lernt der Schüler die Eigenart des Mannes kennen, der mit 23 Jahren sich durch wissenschaftliche Grossthaten die Würde eines Mitgliedes der *Académie des Sciences* erobert hatte; er gewinnt ausserdem ein lebenerfülltes Bild von der kriegerischen Stimmung Südeuropas im Napoleonischen Zeitalter, von Spanien und Algier zu Anfang unseres Jahrhunderts. Wer ausserdem im französischen Lesestoff Berührungspunkte mit den mathematischen Wissenschaften sucht, wird hier befriedigt sein, während solche Lehrer, die mit dem Ref. dies verwerfen, unbeschadet des Zusammenhangs über die betreffenden Stellen und die ausführlichen Erklärungen im Anhang hinweggehen können.

Der Stoff eignet sich in jeder Hinsicht als Lecture für Primaner, vorzugsweise für solche, die besonderes mathematisches Interesse haben.

Die Fussnoten sind spärlich gegeben, da ja das Buch nur in den Oberklassen gelesen werden kann. Einzelne Stellen hätten eine derartige Note recht wohl ertragen: z. B. *vous serez mal noté, du moins pour le caractère* (9.17), oder 14,16 ff., oder *le lazaret* (67,34), damit man ja nicht in Versuchung gerät, diesen Ausdruck mit dem unsrigen zu identifizieren, was auch die Note S. 102 nicht hindert. An anderen Stellen ist die Fassung der Fussnoten nicht musterhaft (z. B. 1,6; 8,36), oder die Uebersetzung nicht ganz zutreffend (7,32; 8,4). Noten wie

4,10; 10,9; 11,7; 59,22 sind entbehrlich. Unrichtig ist die Verdeutschung von *rang de promotion* (9,34), was schon aus der Stelle 12,25 hervorgeht. In den höheren Staatsschulen Frankreichs versteht man darunter den durch die Schlussprüfung errungenen Platz des einzelnen Zöglings innerhalb seines Jahrgangs (= *la promotion*); diese Nummer wird durch das Journal officiel und alle grösseren Tagesblätter veröffentlicht und spielt in der weitren Laufbahn des Kandidaten keine unwichtige Rolle. — *A titre de réparation* (7.31) heisst einfach als Genugthuung, als Ehrenerklärung (cf. *à titre d'essai* 13,20).

Besonders sorgfältig hat der Herausgeber die Sacherklärungen behandelt, welche überhaupt die starke Seite der Rengerschen Schulbibliothek bleiben. Mit Namenverzeichnis nimmt der Notenanhang nicht weniger als 28 Seiten ein, ein volles Viertel des ganzen Buches. Einzelne Anhangsnoten sind kleine Abhandlungen, namentlich die mathematischen und technischen, und bieten willkommenen Stoff für Sprechübungen und freie Vorträge. Denn es kann nicht genug wiederholt werden, dass Sprechübungen, die lediglich einförmiges Wiederkäuen des gelesenen Textes sind, auf die Dauer abstumpfend wirken und — daher die Wort- und Sacherklärung in erster Reihe den Stoff zu den Sprechübungen abzugeben hat. Von diesem Standpunkt aus scheint uns der Herausgeber im Allgemeinen das richtige Mass getroffen zu haben.

Selbstverständlich ist ein so reicher Kommentar nicht einwandsfrei. Stellen wie *voulez-vous me confier la clef du sucre* (14.6) und 48,15, wo die Herzogin den Gefangenen Zucker zusendet, sind nicht verständlich, wenn nicht auf die damaligen fabelhaften Zuckerpreise (Kontinentalsperre!) hingewiesen wird. Jetzt wäre ein solches Geschenk der förmliche Hohn. Ebenso wird wohl die Bemerkung zur spanischen Jota (S. 24 unten) jedem unverständlich bleiben, der nicht spanisch kann: im Anhang hätte gesagt werden sollen, dass dieser spanische Laut dem alemanischen *ch* entspricht. Nicht recht klar ist, trotz der Fussnote, der Unterschied zwischen *commandant réel* (37.14) und *capitaine en titre* (37.3), ebenso wenig ob *Raïs* (ebenda) ein Titel ist, wie aus 48.12 hervorzugehen scheint.

Es fehlt zum *ranz des vaches* (40.26) eine entsprechende Anmerkung, in welcher der leicht erreichbare Text des wälschen Kuhreigens hätte gegeben werden können. Unverständlich ist *la barrière* (49.11) ohne eine Darlegung der alten Oktroiverhältnisse von Paris, eine Erläuterung des Begriffs *cabarets de barrière* bezw. des dort im *petit bleu* schwelgenden Gesindels. Ebenso bedarf der Ausdruck *une lettre de marque anglaise* (63.31) einer Erläuterung, nicht minder auch *le Sénat* (74,7), — Aus den Anmerkungen zur *école centrale* (3a 28) geht nicht genügend hervor, dass diese Kreisschulen an Stelle der Gymnasien traten und wieder verschwanden, als diese Anstalten von Napoleon wieder eingeführt worden. — Hätte bei *Laplace* (S. 84) nicht die Kant-Laplace'sche Theorie genannt werden können? — Die Erklärung zu *un officier émigré du régiment de Bourbon* (40.31) ist unzutreffend. Hier ist das spanische Regiment dieses Namens gemeint, in welchem der betreffende Emigrant zufällig als Offizier diente; denn die im Anhang S. 97 genannten Scharen, welche Condé, Mirabeau-Tonneau u. a. führten, haben nie den Namen *régiment de Bourbon* geführt, weder am Rhein, noch später. — Den ergötzlichen Auftritt, in welchem Arago sich als Muhammedaner stellt, um dem jedem *Rumi* dräuenden Tod zu entgehen, vergleicht der Gelehrte treffend mit der grottesken Mamaschiszene im

Bourgeois-Gentilhomme. Was hat der Schüler davon, wenn ihm im Anhang einfache (S. 99) gesagt wird, dieser Auftritt stehe IV,5 und 6?

Die zahlreichen Bemerkungen, welche Ref. zu der verdienstlichen Arbeit von O. Klein geben zu sollen glaubte, sollen den Wert derselben nicht herabsetzen, sondern nur zeigen, welch' reichen Stoff die von ihm unseren Schulen zugänglich gemachte Schrift bietet. Sie wird sich im Kanon der Prima einen Platz dauernd erobern.

JOSEPH SARRAZIN.

Wertheimer, Emanuel. *Pensées et Maximes.* Traduction de Marcelin, Bon Grivot de Grandcourt, Lettre-Préface de Fr. Coppée, Paris Paul Ollendorff. 1895, 139 p.

Was La Rochefoucauld und La Bruyère mit Beziehung auf ihre Zeit gethan haben, versucht der Verfasser dieser Schrift für unsre modernen Verhältnisse, und sein Versuch ist wohlgelungen. Coppée stellt ihm in seinem Dankschreiben mit Recht das Zeugnis aus: *Certaines de vos observations n'auraient pu être faites par un La Rochefoucauld ou un La Bruyère en leur temps.* In der That hat der Verf. neben den allgemeinen, sich in allen Zeiten gleichbleibenden menschlichen Verhältnissen, auf die besondren Gestaltungen der Litteratur, Kunst, Schriftstellerei und der sozialen Beziehungen in einer Reihe scharf umrissener, auch genauer Lebensbeobachtung und Menschenkenntnis ruhender Aussprüche uns vorgeführt. Er hält sich frei von einseitiger Parteinahme, wird vielmehr allen Bestrebungen des vielgestaltigen öffentlichen und privaten Lebens gerecht, verfällt auch nicht in die moderne Zeitkrankheit des Pessimismus, man müsste denn jede ungeschminkte Schilderung der oft unerquicklichen Wirklichkeit so bezeichnen wollen. Besonders ist Verfasser ein scharfblickender Kenner weiblicher Eigenheit, hascht aber in seinen offenen, freimütigen Aeusserungen hierüber nicht, wie eine gewisse neuere Richtung das thut, nach pikanten Uebertreibungen und frivolen Wirkungen, sondern bleibt stets mass- und taktvoll. Manche Stellen seines Buches bekunden ihn sogar als entschiedenen Gegner des Naturalismus in der Kunst und Litteratur. Der Raum versagt es uns, Proben dieser treffenden, fesselnden Beobachtungen hier abzuschreiben, wir bemerken nur, dass von den hunderten seiner Aussprüche alle zum Nachdenken, die weitaus meisten zur Beistimmung und kaum Einer zum direkten Widerspruche reizt, auch die verallgemeinernde Form derselben nie die Dinge und Menschen in die Zwangsjacke eines Systems presst. In der trefflichen Uebersetzung bietet die Schrift eine äusserst anregende und belehrende Lectüre, die durch ein sorgfältiges Register sehr erleichtert und übersichtlich gemacht wird.

R. MAHRENHOLTZ.

Sales, Pierre. *Le haut du pavé.* Paris. Flammarion. 1895 357 S. 8°.

„*Le haut du pavé*" — das ist die Creme derjenigen Leute, deren unschuldigste Beschäftigung das Pflastertreten ist; die beste schlechte Gesellschaft; verschuldete Marquis; echte und unechte Grafen; Barone, denen Stammgüter und wahrer Ehrbegriff abhanden gekommen sind; Sportsmen, Clubmen, Spieler und Falschspieler; innen verfault und aussen

gefirnisst. Daneben tritt im Romane die Abenteurerin dunkler Vergangenheit mit grossem Blicke und grossen Leidenschaften; die Comtesse, die ihr den Geliebten streitig macht; und als Gegenstücke: der echte Edelmann alten Schlages; sein vom Geiste der Neuzeit ergriffener Neffe; seine reizende Tochter. — Lauter bekannte Gestalten, deren Leben, Thaten und Meinungen uns weder neu sind noch sein wollen. Was fesseln soll und auch wirklich fesselt, das ist die geschickte Erfindung und Führung der Handlung, die dramatische Zuspitzung der Effecte, die spannende Darstellung und der elegante Stil. So kann dieser Pariser Roman als prickelnde Unterhaltungslecture durchaus empfohlen werden.

GIESSEN. E. NETTO.

Montépin, X de. *La mendiante de Saint-Sulpice. — Sœurs Jumelles.* Paris; E. Dentu; II vol. 1895. 464 und 422 S. 8°.

Niemand wäre wohl mehr erstaunt, als der Verf. des Romans selbst, wollten wir ein Loblied auf seine Gedankentiefe, sein Compositionstalent, sein Stilgefühl singen. Und doch lassen sich ganz unzweifelhafte Vorzüge bei ihm feststellen; dies Buch ist durch seine Mängel ineressanter als manches bessere. Aus Voltaire und Rousseau, aus Daudet und Feuillet lernt man wohl die Sprache der Salons kennen, aber nimmermehr die des täglichen Lebens im Wohnzimmer, auf der Strasse, im Restaurant, vor dem Thore. Denn jeder Schriftsteller Frankreichs, der mit den Palmen der Akademie liebäugelt, wird sorgfältig alle familiären Wendungen und Nachlässigkeiten des Ausdrucks von sich fernhalten. X. de Montépin hat seine Blicke nie zur Akademie erhoben; daher giebt er uns unwissentlich für das Studium der französischen Umgangssprache einen ganzen Schatz von Worten, Ausdrücken, Satzfügungen, Parisismen, die schwerlich anderswo in so bequemer Weise dem Ausländer zugänglich gemacht werden.

GIESSEN. E. NETTO.

Miszelle.

Neusprachlicher Kursus in Köln

vom 2. bis zum 12. Januar 1896 unter Leitung des Geheimen Regierungs- und Provinzial-Schulrats Dr. Münch.

Mitten noch unter all den frischen Eindrücken und lebendigen Erinnerungen dieses Kursus stehend, glaube ich, dass es für unsere Fachgenossen von Interesse sein wird, wenn ich in dieser *Zeitschrift* etwas ausführlicher über diesen Kursus berichte. Ausführlich vor allem deshalb, weil ich nach diesem Kursus in Köln der Überzeugung bin, dass solche Veranstaltungen jetzt immer öfter kommen werden, da sie in ganz vorzüglicher Weise geeignet sind, zu lebendigen Anregungen von Person zu Person Gelegenheit zu geben und gerade für die Methodik unseres Unterrichtes von einschneidender Bedeutung sein können; denn hier kann man das in lebendiger Wirklichkeit sehen, was man sonst nur aus Büchern, und naturgemäss aus diesen nur unvollkommen lernen kann. Unvollkommen deshalb, weil das unwägbare geistige Leben zwischen dem Lehrer und seinen Schülern nur aus dem Unterricht selbst beobachtet werden kann. Auch scheint es mir für künftige derartige Kurse, die sicherlich nicht fehlen werden, von Wichtigkeit zu sein, wenn die Erfahrungen und das, was thatsächlich dargeboten wurde, allgemeiner bekannt und weiteren Kreisen zugänglich wird, damit man bei der Veranstaltung von neuen derartigen Kursen auf dem, was schon dagewesen ist, aufbauen kann. — Hier in dem Kölner Kursus vereinigte sich in glücklicher Weise bei den Vorträgen und Übungen strenge, exakte Wissenschaft, gründlicher Unterricht und Darbietung der modernen Sprache in mustergültiger nationaler Aussprache.

Professor Förster aus Bonn nannte als Thema für seine ersten beiden Vorträge: *Die Ergebnisse der Experimentalphonetik für den Sprachunterricht.* — Hier betonte er im Anfang die wichtigsten grundlegenden Gesetze für die Aussprache des Französischen, die jedem Lehrer des Französischen jetzt durchaus bekannt sein müssten: dass der Franzose eine viel straffere Muskelstellung der Sprachorgane als Artikulationsbasis als der Deutsche habe; dass der Franzose die Laute besonders in der Vorderhöhle des Mundes spreche, indem er den Unterkiefer etwas vorschöbe; dass die vortonigen Silben im Französischen genau so deutlich gesprochen werden, wie die betonten, gerade entgegengesetzt dem Deutschen; dass alle Vokale und Konsonanten im Französischen von denen des Deutschen verschieden seien; dass die Laute p t k im Französischen ganz ohne Aspiration gesprochen werden müssten, sonst würde der Germane, der sie mit starker

Aspiration spreche, stets zu erkennen sein; dass ferner die Vokale im Französischen beim Stimmansatz ohne Knackgeräusch entgegengesetzt dem Deutschen, gesprochen würden. Das Wichtigste aber sei und bleibe der Accent, den richtig zu erkennen und nachzuahmen stets schwierig sei. Wenn man irgend ein Wort in der fremden Sprache beobachten wolle, so sei immer zu fordern, dass man das betreffende Wort im ganzen Satze höre und zwar stets so, dass der betreffende Franzose, welcher spreche, nicht wissen dürfe, worauf es ankomme, sonst würde er unbewusst das Wort anders aussprechen als gewöhnlich; dann sei es auch notwendig, dass das betreffende Wort am Anfang, in der Mitte und am Ende der gesprochenen Sätze vorkäme. — Darauf trug Förster in seiner eigenartigen und lebhaften Art, bei der er den Hörer ganz in seinen Gedankengang einführt und dabei kein Glied in der Reihe der Begriffe weglässt, die Untersuchungen vor, welche in der Experimentalphonetik angestellt worden sind. Hier findet eine Art Selbstregistrierung des Gesprochenen durch einen Apparat statt. Durch einen solchen Apparat könne man beispielsweise die Länge und Kürze der Vokale bis auf $\frac{1}{1000}$ Sekunde genau bestimmen. Diese Apparate haben alle das Gemeinsame, dass ein Cylinder durch ein Uhrwerk gedreht wird; der Cylinder werde mit einer ganz dünnen Russschicht bestrichen, auf welcher sich die verschiedenen Figuren, welche durch die hineingesprochenen Laute entstehen, abzeichnen. Früher habe der verstorbene Schwan schon Versuche dieser Art angestellt; jetzt seien es besonders Wagner und der französische Abbé Rousselot, welche diese Untersuchungen ausführten[1]). Durch den Apparat wird zum grössten Teil das bestätigt, was bisher empirisch beobachtet worden ist. Manche Dinge aber, die wir und auch die Franzosen zu hören glauben, existieren nach diesem Apparat in Wirklichkeit nicht. Man hat beobachtet, wie der Franzose bei der Aussprache von *quatre,* das *re* nicht ausspricht; der Apparat zeigt uns die feinere Beobachtung, dass der Franzose nach der Aussprache des *t* die Artikulation des *r* anfängt, ohne es aber auszusprechen; *r* wird dabei ganz stimmlos. — Mit besonderer Schärfe wurde von Förster hervorgehoben, dass, wenn die Schule, die französische Akademie und überhaupt der Einfluss des geschriebenen Worts nicht wären, dann würde der Franzose in seiner Aussprache, wie es die jetzigen französischen Dialekte zweifellos zeigen, viel weiter vor- und fortgeschritten sein. — Förster hat selbst mit dem Abbé Rousselot einige Zeit zusammen an dem Apparat gearbeitet; schon vor längerer Zeit hätte der geniale Physiker Herz, der so frühe der Wissenschaft durch den Tod entrissen worden ist, ihm diesen Apparat im Prinzip angedeutet. Helmholtz habe durch das Studium der Eigentöne, sowie der partiellen Töne die Bedeutung der Experimentalphonetik gefördert. Männer wie Sievers und Passy verhielten sich zu den Untersuchungen durch diese Apparate noch ablehnend und skeptisch. Förster zeichnete verschiedene Figuren an die Tafel, wie sie der Apparat von einzelnen Wörtern wie von ganzen Sätzen durch die verschiedenen Lautgruppen vermittle. Der Apparat zeigt, dass Wörter wie *tyran* und *tirant* vollkommen gleich seien, was auch manche französische Aussprachetheoretiker darüber sagen möchten; er zeigt weiter, dass alle Vokale in den vortonigen Silben gleich lang sind; dass jedes Wort im Französischen zwei Lautbilder habe, je nachdem es vor der Pause, d. h., vor der Hauptbetonung oder nach derselben steht. Man habe auch für den Apparat besondere Worte konstruiert, z. B. *patan,* um durch diesen besonders bezeichnende Lautbilder zu erhalten. — Wenn man nun, wie es für die Lehrer der lebenden Sprachen ja so wichtig sei, an die Nachahmung der Laute denke, so sei auch im Auge zu halten, dass wohl

[1]) Vergl. diese *Zeitschrift* XIV[2], S. 36—44; 122—134 u. XVI[1], S. 117 ff.

niemals eine Mundhöhle, durch welche die Vokale gebildet werden, der anderen gleich sei; man habe jetzt Abdrücke von den Mundhöhlen gemacht, ähnlich wie sie von den Zahnärzten geformt werden, und man habe dabei die verschiedenartigsten Bildungen der Mundhöhle erkannt; einige seien sehr flachbogig, andere haben fast maurische, wieder andere fast spitze gotische Bogen. Ebenso verschieden sind Wangen, Zähne, Lippen. Diese Verschiedenartigkeit nennt man Polymorphismus der Artikulation. — Förster warnte davor, dass man bei der Lehre der Aussprache in Spielereien verfalle, wie sie sich leider in einige sonst recht gute Bücher über Aussprache eingeschlichen hätten: die vielen Freiheiten, welche die Umgangssprache sich gleichsam von selber gestatte, brauchten wir in der Schule nicht besonders zu lehren; sie stellten sich bei dem geläufigen Sprechen einer fremden Sprache wie von selbst ein. Man solle nur nicht im phonetischer Uebereifer in Anweisungen verfallen, wie: Schliesst die Stimmbänder Lass dein Gaumensegel fallen! — Derartiges steht nicht in unserer Gewalt Wenn ein Schüler ein Zungen-r spreche, so solle man ihn ruhig dabei lassen, denn die Hälfte der Franzosen spreche noch heute ein solches r. — Manches regele sich in der Aussprache von selbst, ohne dass man eine besondere Regel zu sagen und Uebungen anzustellen brauche: so wird *monsieur* stets mit stimmlosem *m* gesprochen, da das dem *m* folgende tonlose *s* das *m* durch sich schon zu einem stimmlosen mache. — Sehr natürlich und praktisch ist auch die Anweisung, wonach man die Nasalvokale am besten lehre, indem man sie lang anhalten lasse; dann stelle sich der richtige Nasal bald ein; ferner: der richtige französische Accent finde sich auch im Deutschen, wenn z. B. ein des Lesens ungewandter Schüler ein neues, schweres, ihm ganz fremdes Wort zum erstenmal läse: spreche er bei solchem Lesen beispielsweise das Wort: inexplicabilité, dann werde er bei dem langsamen Bilden jeder einzelnen Silbe den französischen Accent fast genau nachahmen.

In dem Vortrage *über den Einfluss der Orthographie auf die Aussprache des heutigen Neufranzösisch* sprach Professor Förster von den Gesetzen der lebenden Sprache, wie diese in den Dialekten sich noch äussern, wie aber deren Einfluss auf das eigentliche Französisch durch die Orthographie immer mehr zum Schaden der Sprache aufgehoben werde. Er stellte fest, dass in vielen Fällen, wo jetzt noch in den Grammatiken der offene Laut von Vokalen gelehrt werde, thatsächlich und in Übereinstimmung mit den Lautgesetzen, welchen das Französische unterworfen ist, der geschlossene Laut gesprochen wird: so in *j'ai, sais, vais, maison,* in den Endungen des Futurs und des Passé défini. — Durch gelehrte Einflüsse ist auch die Orthographie verändert worden, und zwar besonders im 16. Jahrhundert: in *le legs* sei das *g* durch solchen gelehrten Einfluss eingeschoben worden, obwohl das Wort thatsächlich nicht von legatum sondern von dem Verb laisser herrühre. So wird von *le joug* in den Grammatiken des 16. Jahrhunderts gelehrt, dass das *g* am Ende zu sprechen sei; in Wirklichkeit aber hat es niemand gesprochen. Wozu aber, darf man wohl fragen, der Buchstabe, wenn er nicht gesprochen wird? Der Vortragende gab für diese Behauptung eine Anzahl von Belegen; er erzählte dabei auch, wie er einen lieben Freund, einen Franzosen, der sich als Dilettant in diese schwierigen wissenschaftlichen Untersuchungen tüchtig hineingearbeitet hatte, wegen eines Streites über die Aussprache des *g* in *joug* verloren hätte.

Förster empfahl für das Studium der Aussprache des heutigen Französisch ein Büchlein, in dem man täglich noch spannendere Entdeckungen machen könne, als wenn man „Die drei Musketiere“ von Alexander Dumas läse (und in der That wirke dieses Buch mit seiner

überquellenden Phantasie wie ein reinigendes Bad nach dem Wust und Schlamm der neueren Romanschreiber); das Büchlein, welches er empfahl, war Koschwitz, *Les parlers parisiens*. Dort finde man die genauesten phonetischen Transkriptionen, die Koschwitz, der ein ausgezeichnetes Ohr habe, an berühmten französischen Männern gemacht habe. Nach jeder Vorlesung hätte sich Koschwitz dasselbe Stück von einem Urpariser, dann von anderen Leuten aus der Picardie und aus der Normandie vorlesen lassen. Wenn man aus dem Koschwitz'schen Buche die verschiedenen Schwankungen der Aussprache ersehe, dann würde mancher Lehrer sich trösten, wenn die Schüler nicht die Laute genau so sprächen, wie es die Grammatiker verlangten. Hoffentlich wird es Koschwitz, der von allen Phonetikern am ruhigsten beobachtet und mit dieser Beobachtungsgabe einen weiten Blick und wissenschaftlichen Scharfsinn in ganz hervorragendem Masse verbindet, gelingen, das zu konstruieren, was er mir einst auf einer Studienreise in Genf als „Hochfranzösisch" bezeichnet hat.

Warum aber, fuhr Förster in seinem Vortrage fort, hätten die Franzosen diese ganz sinnlose Orthographie? Was sei schuld an der schrecklichen Willkür der französischen Aussprache? — Am Ende des zwölften Jahrhunderts hatten die Franzosen noch eine sehr exakte Orthographie; das Verhältnis vom Buchstaben zum Laut war ein geregeltes. Damals schrieben die Gebildeten, wie sie sprachen; für jeden Laut hatte man ein Zeichen, das man sich selber machte. Aber der gelehrte Einfluss der Klosterschulen hat dann in anderer Richtung gewirkt: man habe beispielsweise savoir im Anfang mit sc geschrieben, weil man glaubte, es käme von scire, während es doch von sapere herrühre. Förster erwähnte dann einen Gelehrten, der in Lyon wohnte und sich im 17. Jahrhundert eine eigene Orthographie machte und so seiner Zeit einige Jahrhunderte voraus war; ein Dichter der Pleiade habe in ganz ähnlicher Weise eines seiner Gedichte transskribiert. Da aber trat das Unglück für die französische Sprache ein: Richelieu wollte alles einheitlich gestalten: er gründete die Akademie, welche im Laufe der Zeit immer mehr eine Hochburg geworden ist, in der man das Falsche festgehalten hat. Die jetzige Reform der Orthographie wird durch die Akademie verhindert. Nur sehr wenige Aenderungen hat die neue Ausgabe des Wörterbuchs der Akademie gebracht, obwohl dieselbe mit so grossem Pomp angekündigt wurde. Die neuen Vorschläge, welche man gemacht hat,[2]) sind ins Lächerliche gezogen worden; und es ist richtig, eine Sache in Frankreich, die man lächerlich gemacht hat, ist dort verloren. Man habe in der Akademie die neuen Vorschläge wohl diskutiert, man habe sogar eine Kommission gewählt, welche die Vorschläge beraten solle, aber darin ruhe nun die Sache wohl vergraben. Für seine Behauptungen führte Förster eine grosse Anzahl klarer Beispiele an. — Jetzt geht der Einfluss der französischen Orthographie auf die Aussprache immer weiter: das Wort *août* wurde früher nur wie *u* gesprochen; jetzt sprechen schon sehr viele *au*, und manche setzen noch das *t* als Schlusslaut daran. Wenn es so weiter gehe, würde bald jedes *x* wie *ks*, jedes *s* am Schlusse wieder gesprochen werden. Wenn die Orthographie nicht der lebenden Sprache einen so tötlichen Stoss versetzt hätte, dann würde man dass Schluss *r* wie in aimer, so auch in *finir* und sonstwo nicht mehr sprechen. —

Von den Vorträgen, welche die Lehrer, die zu den Veranstaltern des Kursus gehören, sei zuerst der des Professors Adeneuer erwähnt. Er sprach *über die Aufgabe und Methode des französischen Aufsatzes*. — Er hob im Anfange dieses gehaltvollen und überaus fleissig durchgearbeiteten

[2]) Vergl. u. a. diese *Zeitschrift* XII[2], S. 201—213; 265 ff.

und vorbereiteten Vortrages hervor, dass jetzt die schriftlichen Übungen etwas in den Hintergrund treten, dass man sie als gelegentliche bezeichne, die sich von selbst aus dem übrigen Unterricht ergeben müssten. Erklärlich sei diese Betonung des Mündlichen, da früher das Schriftliche den ganzen Unterricht beherrscht habe und das Mündliche zu wenig betont wurde. — Er zeigte in klarer, einfacher Weise, dass der freie Aufsatz im Französischen sich allmählich aus dem ganzen Unterricht ergeben müsse. Ein reiches Arbeitsfeld liegt da noch vor uns; die verschiedenen Gebiete des neusprachlichen Unterrichts müssten festgestellt und abgegrenzt werden; dann erst könnten sie sich in richtiger Wechselwirkung zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Man darf nicht, wie es wohl geschieht, von einem einzelnen Gebiete so viel verlangen, dass die anderen Gebiete darunter leiden; kein Lehrer dürfe in der Schule nach der eigenen Liebhaberei diese oder jene Seite zu sehr hervorheben lassen; jedes einzelne Glied müsse sich in den gesamten Organismus einfügen. Der freie Aufsatz muss auch seine Stelle wieder erlangen. Auch der englische Aufsatz, der leider dem Ueberbürdungsschwindel zum Opfer gefallen sei, wird sich mit Notwendigkeit wieder seinen Eingang verschaffen. — Nach der grammatisch-konstruktiven Methode war es allerdings nicht möglich, einen guten freien Aufsatz zu erzielen? Welche Enttäuschungen erlitt da der Lehrer? Wie wenig befriedigend waren die Leistungen der Schüler! Daher entstand dann das absprechende Urtheil über den Aufsatz; daher die Stimmen, die da meinten, dass man den Aufsatz am besten ganz fallen liesse. Wenn aber der freie Aufsatz in engem Zusammenhang mit dem ganzen übrigen Unterricht steht, so kann er das sicherlich leisten, was er leisten soll. Alle schriftlichen Uebungen müssen zu dem freien Aufsatz hinführen. Grade wie der deutsche, so muss auch der französische von unten herauf vorbereitet werden. In allen Klassen sind freie schriftliche Arbeiten anzufertigen. Auf den unteren Stufen fängt man mit kleinen Diktaten, schriftlichen Beantwortungen von Fragen, die vorher mündlich geübt worden, freien Wiedergaben von ganz leichten Erzählungen und Beschreibungen, mit Verkürzungen und Erweiterungen des Gelesenen an; daran können sich anschliessen zusammenfassende Ausarbeitungen von Stoffen, die im Anschluss an bildliche Darstellungen als Sprechübungen vorher durchgenommen worden sind. — Ebenso sind noch Uebersetzungen aus dem Französischen und ins Französische nicht zu entbehren. Interessant war, dass Adeneuer bei den Uebersetzungen in die fremde Sprache stilistisch zugestutzte Texte, welche die Uebersetzung erleichtern sollen, gänzlich verwarf; gerade in der eigenen Umbildung wirklich deutscher Texte zum Uebersetzen ins Französische beruhe der eigentliche Hauptwert einer solchen Arbeit. Solche Uebersetzungen aber werden wohl nur auf den höheren Stufen zulässig und überhaupt möglich sein. Eine selbstverständliche Forderung bleibt stets die Sicherheit des Fundaments jeder Sprache: die Kenntnis der Grammatik; sonst wankt das ganze Gebäude, welches auf dem Fundament errichtet werden soll. Zu dem grammatischen Element muss das stilistische, als ein besonders wesentlicher Teil für die Vorbereitung des freien Aufsatzes hinzutreten. — Adeneuer stellte nun die wirklich etwas sehr hohe Forderung, dass der freie Aufsatz „nationale Färbung“ haben müsse. Leider wirkt die jetzige Übersetzung, wie sie in den Prüfungen nach dem sechsten Jahre verlangt wird, hemmend auf den freien Sprachbetrieb und auf die Entwicklung des freien Ausdrucks im Französischen. Es wäre besser hier eine freie Arbeit zu verlangen, an der auch das grammatische Können und Wissen hinlänglich zu erkennen ist. Die schriftlichen Uebersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche sind für den Aufsatz von nebensächlicher Bedeutung; hier muss die münd-

liche Uebersetzung das Wichtigste leisten. Wenn man eine schriftliche Uebersetzung ins Deutsche bei der Reifeprüfung im Gymnasium fordert, so wird dadurch nur wenig erreicht und das Fach nicht eben sehr gefördert. Auch für die schriftliche Reifeprüfung im Gymnasium müssen wir die nachdrückliche Forderung aufstellen, dass eine freie französische Arbeit angefertigt werde, wenn man auch nur einen einfachen Maassstab anlegen darf. Wird aber im ganzen Unterricht bewusst auf ein solches Ziel hingearbeitet, so wird die Erreichung desselben auch möglich sein. Dabei sei es notwendig, dass bei der Lektüre das Stilistische stets zum deutlichen Bewusstsein gebracht und eingeübt werde; ebenso müssen sich von der Lektüre aus ein hinreichender Wortschatz und oft vorkommende Redewendungen, die nach Kategorien zu ordnen sind, ergeben. Wenn dem Schüler bei der Lektüre stets die Eigenart der französischen Satzbildung klar gemacht und bei ihm so das Gefühl für die stilistischen Eigentümlichkeiten der fremden Sprache ausgebildet werde, so müsse er bei der freien Arbeit auch imstande sein, mit Bewusstsein französisch stilisierte Sätze zu bilden. — Mit Rücksicht auf den freien Aufsatz sei ein Lesebuch nicht zu entbehren. Es muss nach Münch alle Spielgattungen vertreten, Vorbilder für die freien Aufsätze bieten. Schon bei dem notwendigen Wechsel der Lehrer wird durch das Lesebuch leicht eine gewisse Einheit ermöglicht; die einzelnen Lehrer können sich besser in die Hand arbeiten; sie wissen, was sie voraussetzen können. Stets aber muss das Ziel des freien Aufsatzes ein schlichtes bleiben: sowohl inhaltlich wie formell. Wenn schon vom deutschen Aufsatz gilt, dass derselbe innerhalb des Gedankenkreises des Schülers liegen muss, so gilt das erst recht vom französischen Aufsatze. Dieser soll in einfacher Form geben: Nacherzählungen von vorgetragenen und durch Sprechübungen erläuterten Erzählungen, Briefe, Beschreibungen, Vergleiche von Charakteren, historische Bilder, Beschreibungen von Reisen und Bildern, auch Stoffe aus dem naturwissenschaftlich technischem Gebiet. Oft wird zu wenig beachtet, dass die Interpunktion nach den französischen Regeln zu setzen sei; das ist aber sehr wichtig, besonders da dadurch die ganze Satzkonstruktion zu erkennen sei. — Der Aufsatz muss reich an dem Wechsel des Ausdrucks sein; er muss französisches Colorit haben. Ein französischer Aufsatz, der deutsch vorgedacht ist, kann, wenn er auch sonst korrekt ist, nicht als genügend bezeichnet werden. Wesentliche Grundzüge des französischen Stils sind nach Adeneuer kurz folgende: die logische Ordnung der einzelnen Satzbestandtheile; das feste klare Gepräge einer Periode; der französische Centralsatz mit seinen Bestandteilen; Partizipialkonstruktionen; Gebrauch der Abstracta; der Ersatz der deutschen Adverbien durch Verben; die Vermeidung des deutschen Passivs; die Einschiebung der Verben der Bewegung. Hier liegt noch ein reiches Gebiet vor, für welches dem Schüler die Augen geöffnet werden müssen. — Jeder einzelne Aufsatz bedarf einer gründlichen Vorbereitung in der Klasse. Man warne den Schüler vor dem Lesen deutscher Texte, ehe er an die Arbeit geht; weiter vor dem Gebrauch des Wörterbuchs, das nur im Notfalle der Orthographie wegen zu Hilfe gezogen werden solle; der Schüler muss eben lernen, mit den ihm zu Gebote stehenden Wörtern und Redewendungen das auszudrücken, was er ausdrücken will. — Wie bei den deutschen Aufsätzen kommt zuerst die Sammlung des Stoffs. Dies muss geschehen durch ein lebhaftes Hin- und Herfragen und Antworten von Lehrer und Schüler. Wenn der Stoff näher bekannt ist, mögen sich die Schüler unter einander fragen. Die Ordnung des Stoffes ergiebt sich meist aus der vorhergehenden Besprechung wie von selbst. Endlich lasse man den Stoff oder einen Teil desselben vom Schüler zusammenhängend entwickeln. Es kommt hier darauf an,

denselben Gedanken vom Schüler auf verschiedene Weise ausdrücken zu lassen. Trotz solcher Vorbereitung wird für den Schüler immer noch genug Gelegenheit zur Selbstthätigkeit übrig bleiben. Der Schüler muss aber durch die Vorbereitung das deutliche Bewusstsein erlangt haben, dass er über den Gegenstand etwas Erträgliches zu schreiben imstande ist. Da der eigenen Selbstthätigkeit Raum gegeben ist, so bleibt damit die Verschiedenheit der einzelnen Aufsätze völlig bewahrt. Die besseren Aufsätze mag man dann in der Klasse vorlesen lassen. Bei der Rückgabe der Aufsätze trage der Lehrer den von ihm selbst ausgearbeiteten Aufsatz vor, der allerdings möglichst vom Standpunkte des Schülers aus abzufassen sei; letzteres sei wohl schwierig, aber möglich. — Sehr wichtig scheint mir zu sein, was Adeneuer über die Korrektur der französischen Aufsätze sagte, nämlich, dass man diese Aufsätze auch auf das positiv Geleistete hin beurteilen müsse, nicht allein, wie es gewöhnlich geschehe, auf das Falsche hin. Dadurch wird oft das Urteil ein milderes, aber sicher auch ein gerechteres werden. Während der Durchsicht selber schreibe sich der Lehrer die verschiedenen grammatischen und stilistischen Punkte auf, welche er bei der Rückgabe in der Klasse besprechen will; diese müssen dann die Schüler in ein besonderes Heft eintragen, dessen Inhalt von Zeit zu Zeit wiederholt wird. — An diesen Vortrag, der eins der wichtigsten Gebiete des französischen Unterrichts nach der formellen Seite nahezu erschöpfend behandelte, schloss sich eine lebhafte Debatte an. Hierbei betonte der Unterzeichnete, dass der Aufsatz seinen Stoff zum grössten Teil aus der Lektüre nehmen müsse; die Lektüre, heisst es ja jetzt immer, soll im Mittelpunkte des ganzen Unterrichts stehen; thue sie das aber, dann müsse auch der Aufsatz mit ihr in engster Verbindung stehen; so werde die Lektüre vertieft, so werde sie ein wirklicher Konzentrationsstoff für den ganzen Unterricht und der Aufsatz könne an seinem Teile mit dazu beitragen, die jugendlichen Herzen für das Edelste, was wir ihnen bieten können, für die klassischen Dichtungen der französischen und englischen Litteratur zu erwärmen. Es ist zu wünschen, das Adeneuer seinen Vortrag veröffentliche, damit eine geordnete und klare Debatte sich an die von ihm angeregten Ideen anschliessen kann. Vor allem ist es deshalb wünschenswert, weil von diesem ganzen Gedankenkreis aus es am leichtesten möglich sein wird, die massgebenden Kreise zu bestimmen, dass sie auch für die freie Arbeit am Schluss der Prüfungen, die bei uns nach dem 6 Jahre stattfindet, eintreten werden. Von einer offiziellen Aenderung der Lehrpläne nach dieser Richtung hängt es in der That ab, ob die Reform des neusprachlichen Unterrichtes wirklich und allgemein durchgeführt werden kann. Möge man doch einzelnen Schulen gestatten, diese Arbeit in der Prüfung zu verlangen; dann wird man sehr bald erkennen, dass hier wirklich eine Leistung allgemein erzielt werden kann, welche von grösserem pädagogischen und praktischen Werte ist als die jetzige Uebersetzung in die fremde Sprache, die aber auch vor allem fast mit Naturnotwendigkeit aus einem Unterrichte erwächst, der in Wahrheit die lebende Sprache als sein Hauptziel sich vorgesetzt hat.

Völlig im Sinne der Reform des neusprachlichen Unterrichts war der Vortrag von Professor Rolfs, welcher *über den französischen Unterricht in den mittleren Klassen als Vorbereitung auf den Unterricht in den oberen* sprach. Rolfs hob mit besonderer Absicht und Schärfe die Punkte hervor, durch welche sich der französische Unterricht von heute von dem von ehemals unterscheiden muss. Nach ihm stehen im Mittelpunkt des ganzen Unterrichtes der mittleren Klassen jetzt die Sprechübungen; Grammatik und schriftliche Uebungen sind nur noch die Assistenten für diese Sprechübungen. Der Streit über die beste Grammatik sei jetzt ein sehr

müssiger; da komme es vor allem auf die Person des Lehrers und seinen eigenen Unterricht an. Die schriftlichen Uebungen müssen aus dem ganzen Unterricht hervorgehen; vor allem seien Diktate und Umschreibungen von Stücken, die vorher durchgearbeitet worden sind, zu verlangen; die Uebersetzungen aus dem Deutschen seien dagegen sehr zu vermindern. — Bezüglich der Lektüre hob er die Fragen hervor: Was ist schwer und was ist leicht zu lesen? Er meinte, dass auch der schwierigste Schulschriftsteller in den neueren Sprachen nicht so schwierig sei, wie nur irgend ein Schriftsteller der alten Sprachen, der in der Schule gelesen werde. Früher, als man fast nur historische Schriftsteller las, zielte das ganze Satzmaterial der Uebungsbücher auf diese Schriftsteller hin; und man hatte so, wenn auch unabsichtlich, eine Vorbereitung auf jene Schriftsteller. Hier müssen jetzt wohl Aenderungen eintreten. — Für den ersten Anfang wünscht der Vortragende ein Buch, das sich möglichst mit den täglichen Dingen des Lebens beschäftige und so ganz in den Anschauungskreis des Schülers hineinpasse. Gut eignen sich dazu die Perrault'schen Märchen; später Daudet, Souvestre, Erckmann-Chatrian. Er sprach sich gegen historische Lektüre, wenigstens bis zur Untersekunda und den entsprechenden Stufen aus; auch verwarf er die Theaterstücke, an welchen dann der Schüler wohl nur wenig Interesse hätte; er höre da Leute wohl sprechen, aber er sehe sie nicht. Sehr schwierig sei es auch, die Theaterstücke zu Sprechübungen zu benutzen, da die Schüler gerade gegen diese Uebung eine besondere Abneigung hätten. — Rolfs bemerkte, dass der Stoff der Lektüre als solcher bei uns nicht so wichtig sei, wie in dem Unterricht der alten Sprachen. Ein Schüler, der vom Gymnasium abgehe, müsse gewisse Schriftsteller, wie Homer, Virgil und andere durchaus kennen, sonst habe er sein Ziel nicht erreicht. Derartiges gelte aber nicht für die neueren Sprachen. Das scheint mir fraglich zu sein: ein Schüler, der eine neunklassige höhere Schule absolviert hat und der nicht Shakespeare und Molière kennt, um nur die beiden anerkannten Höhepunkte der englischen und französischen Sprache anzuführen, der kann in dem genannten Sinne sicherlich nicht als „gebildet" gelten. — Rolfs gab dann noch einige treffende Bemerkungen über die häuslichen Praeparationen: vor allem müssten die Schüler dazu angehalten werden, den Text zu Hause laut zu lesen und dann denselben sinngemäss zu lesen. S i n n g e m ä s s e s L e s e n m ü s s e i n d e r S c h u l e a l s P r ü f s t e i n f ü r d a s V e r s t ä n d n i s g e l t e n. Schwierige Stellen müsse man übersetzen oder durch geeignete Fragen in der fremden Sprache klarstellen, ob die Schüler den Zusammenhang und das Einzelne verstanden haben. Vieles aber brauche man nur sinngemäss lesen zu lassen und brauche es nicht zu über setzen. Kurze schriftliche Inhaltsangaben werden dann klar zeigen, ob der Schüler den Schriftsteller verstanden hat.

Die Sprechübungen teilte der Vortragende ein in Schilderungen und Erzählungen. Meistens würden sie beides in sich vereinigen. Der Schüler muss dabei seine Bethätigung im Hören und im Sprechen zeigen; dann muss er das Gesagte verstehen und dasselbe endlich schriftlich von sich geben. Der Schüler aber muss auch selbst Fragen stellen und sich frei bewegen können. Stoff zu den Sprechübungen bieten besonders die kleinen Erzählungen. Rolfs empfahl einige Märchen von Grimm in einer vorzüglichen französischen Uebersetzung; hier folge Handlung auf Handlung, und die Reflexion trete fast ganz zurück. Man lese das Märchen vor und verlange von den Schülern, dass sie auf den Mund des Lehrers sehen. Das sei auch ein ganz vorzügliches Mittel, um die ganze Aufmerksamkeit und Spannung des Schülers in Anspruch zu nehmen; wenn alles genau vorgelesen und im Einzelnen vorgesprochen und nachgesprochen sei, solle man das Stück lesen lassen. — Zum Schluss hob Rolfs hervor: wenn man den

Einwand erhebe, dass derartiges wohl ganz schön sei, aber doch nicht zu etwas Vollendetem führe, so sei zu bedenken, dass man nirgendwo im Unterricht etwas absolut Vollendetes erzielen könne, dass aber die Erfolge eines solchen Unterrichtes schon jetzt vorhanden seien und wohl dazu geeignet wären, den Gegner zu bekehren.

Oberlehrer Dr. Abeck gab einen *Bericht über die Lehrmittelausstellung*, welche Schriften über die Methodik, Lese- und Lehrbücher, Stoffe für Sprechübungen und lexikalische Werke enthielt. Auf eine Ausstellung von Schriftstellern hatte man verzichtet. Abeck gab einen Ueberblick über die wichtigsten Schriften über den französischen Unterricht und betonte dabei die grundlegenden Schriften von Münch. Auch die Scheffler'sche Sammlung von Anschauungsmitteln hob er hervor; Scheffler, der jetzt einen Bilderatlas für unsere Unterrichtszwecke vorbereitet, hat solche Bilder gesammelt, die direkt aus dem fremden Lande stammen und durch welche die Schulen gleich in das Leben und die Geschichte der Länder eingeführt werden. — Abeck streifte auch die brennende Frage des Lesebuches oder der Lektüre von ganzen Werken. Die Frage der Lektüre im fremdsprachlichen Unterrichte scheint mir jetzt die wichtigste zu sein. Sie vor allem müsste in befriedigender Weise gelöst werden, und die anderen Fragen dürften getrost etwas zurücktreten. Auf der nächsten Versammlung der Neuphilologen in Hamburg wird diese Frage zur Verhandlung kommen und hoffentlich eine befriedigende Erledigung finden; wie ich jetzt bei diesem Kursus in Köln wahrgenommen habe, ist die Einigung über die Prinzipien für die Auswahl der Lektüre eine ziemlich grosse; es wird nicht schwer sein, wenn man nur mit einer gewissen Selbstlosigkeit die Frage behandelt, hier eine Einigung zu erzielen, die so notwendig ist, um der leidigen Zersplitterung auf diesem Gebiete, die mehr als alles andere der ernsten Würde dieses Unterrichts Eintrag thut, ein Ende zu machen.

Rektor Heuschen, der über *französische und englische Sprechübungen in den mittleren Klassen* sprach, wies auf die Sprechübungen hin, welche sich auf die vorhandene Anschauung der Schüler gründen, auf das reiche Anschauungsmaterial, was sich fast in jeder Stadt befindet. Man brauche nur die Augen zu öffnen um dann in den Gedankenkreis der Schüler hinabzutauchen und so den nötigen Stoff zu finden. — Heuschen selbst hatte sehr schöne Materialien angefertigt, an welche er die Sprechübungen anknüpft, so eine kleine Karte von London, welche er vervielfältigt hat, um sie jedem Schüler in die Hand geben zu können. Auch zeigte er einige historische Bilder, die in England gemacht und zwar so deutlich waren, dass sie auch in einer grösseren Klasse jeder Schüler deutlich erkennen kann.

Führten diese Vorträge die Teilnehmer des Kursus so in das Theoretische des französischen Unterrichts hinein, so gaben die praktischen Lehrproben, welche meist dieselben Herren, welche die Vorträge gehalten hatten, vorführten, ein lebendiges, frisches Bild von der Praxis selber. Das war eine wohlthuende Ergänzung, die man bei solchen Kursen, die in erster Linie für Lehrer selbst veranstaltet werden, nicht gerne entbehren möchte. Solche Lehrstunden erfrischen auch, wenn man von dem gleichmässigen Zuhören der Vorträge etwas ermüdet ist; und dieses Zuhören ist wahrhaftig eine sehr anstrengende Sache, wie das alle wissen, die sich einmal an solchen Kursen beteiligt haben. — Oberlehrer Abeck führte uns *Sprechübungen und Behandlung eines Lesestückes in der Quinta der Oberrealschule* vor. Es herrschte in dieser Stunde ein recht fröhlicher, herzlicher Ton zwischen Lehrer und Schüler vor, der in unserer Zeit, wo so viele Lehrer stramme Schneidigkeit als ihr Ideal betrachten, wohlthuend berührte. Abeck begann mit einem französichen Lied, das aus den Kehlen der frischen, kölnischen Jungen gar lieblich ertönte;

ein Schüler spielte die Begleitung auf dem Klavier. Dann gingen die Sprechübungen von der Aula des Realgymnasiums aus, in der sich die Schüler befanden und in welcher sie noch nicht gewesen waren; daran wurden dann in geschickter Weise die verschiedensten Fragen angeknüpft, auf welche die Schüler leicht und mit Gewandtheit eingingen. Die Hauptsache bleibt auf einer solchen Unterstufe stets, den Schülern den Mund zu öffnen und ihnen den nötigen Mut zum Sprechen einzuflössen. Daher auch die Übungen, bei welchen der Lehrer irgend etwas thut und der Schüler dann das, was er gesehen hat, gleich auf französisch bezeichnet; auf solche Weise kann man schon sehr frühe dahin arbeiten, dass der Schüler die fremde Sprache in freier Weise anwendet, ohne dass er erst von der Muttersprache aus in die fremde Sprache seine Gedanken umsetzen muss. Der Lehrer öffnet und schliesst z. B. das Fenster; er fragt: *Que fais-je?* — Antwort: *Vous fermez la fenêtre.* Ein Schüler fragt: *Que fait-il? Il ferme la fenêtre.* So kann man all die kleinen Dinge verwerten, wie sie in dem Leben der Schule vorkommen. — Abeck nahm dann ein Lesestück durch, das den Schülern durch den Unterricht noch nicht bekannt war: Der Greis und der Tod. Hier zeigte er klar das Prinzip, dass alles Neue, was hier ein Schüler von der fremden Sprache lernt, zuerst durch das Gehör aufgenommen werden muss. Dann traten zwei Schüler beiseite an die Tafel: der eine diktierte nach dem Buche, der andere schrieb es an; das Angeschriebene wurde später gemeinsam korrigiert. — Es wurde nun das induktive Lehrverfahren gezeigt, welches man anwendet, um den Schülern die grammatischen Gesetze an dem Lesestück zu zeigen, zu erklären und einzuprägen. Besonders geschickt waren die Konjugationsübungen an ganzen Sätzen; ebenso die Umwandlung der Erzählung derart, dass der Greis sie in der Ichform erzählte; dann erzählten zwei Greise die Erzählung in der Mehrzahl; endlich kommt noch ein dritter, der bei dem ganzen Ereignis zugegen gewesen ist, und erzählt sie in der dritten Person. — Interessant war es, als der Lektor der Universität Kiel, Gauthey-Des Gouttes, den die Schüler gar nicht kannten, den Unterricht übernahm und in seinem tadellos klarem und reinem Französisch an die Schüler einige Fragen stellte, die er an das Hölzelsche Winterbild anschloss. Die Schüler verstanden jede Frage und beantworteten sie unbefangen und gewandt, zuweilen sogar mit einem Anflug von Humor, der ja dem Kölner Jungen so wohl ansteht. — Das war eine Art Probe aufs Exempel und ein klarer Beweis für das, was ein tüchtiger Lehrer nach dieser Methode leisten kann. — In einer anderen Unterrichtstunde zeigte Dr. Abeck, *wie er in der Prima der Oberrealschule ein Shakespeare'sches Drama behandelt.* Als genauer Kenner der Shakespeare-Litteratur, als der er sich erst kürzlich in einer Schrift zur Kölner Philologen-Versammlung über die Bacon-Shakespeare Frage gezeigt hat, ging er auch auf einige Daten und Thatsachen aus der Shakespeare-Philologie ein. Dann führte er in die inneren Ideen von Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" ein, und im Wechselgespräch mit den Schülern wurde versucht, den Charakter des Shylock psychologisch zu erklären. Während des ganzen Unterrichts wurde kein Wort Deutsch gesprochen; alles wurde von Lehrer wie Schüler in englischer Sprache ausgedrückt. Abeck zeigt bei dem Lesen des Dichters, wie man in der That in den oberen Klassen einen Schriftsteller lesen kann, ohne dass man ihn ins Deutsche übersetzt; die Gedanken und Wendungen, welche inhaltlich oder sprachlich Schwierigkeiten boten, wurden von den Schülern in englischer Sprache umschrieben, und durch besondere Fragen stellte der Lehrer noch fest, wie weit der ganze Sinn verstanden worden war. Zuletzt wurde mit verteilten Rollen gelesen, wobei der Lehrer die

Rolle des Shylock übernahm. — Wohl darf man sagen, dass nur bei einer sehr gut vorgebildeten und auch ebenso beanlagten Klasse ein solcher Unterricht möglich ist. Schon wegen des Verständnisses der Dichtung, der Vertiefung und Durchdringung des geistigen und besonders des ethischen Gehalts derselben wird die Uebersetzung ins Deutsche nicht wohl zu entbehren sein. Aber auch mancher Lehrer der neueren Sprachen mag diese Uebersetzung ins Deutsche nicht ganz entbehren wollen, da sie als ein Mittel der geistigen Zucht und der Uebung im exakten und korrekten Ausdruck in der Muttersprache gilt, das seinesgleichen noch immer sucht; nirgendwo anders als bei dieser Uebersetzung in die Muttersprache ist der Schüler so gezwungen, in der Sprache zu denken und sie richtig und klar nach dem erfassten Gedanken umzuformen und so sein Gefühl für Ausdruck und Stil auszubilden. —

Oberlehrer Willenberg vom städtischen Realgymnasium liess in der Untertertia dieser Anstalt das bekannte *Lesestück von dem König von Preussen* lesen, dessen Neffe Ball spielt. Die Sätze wurden vorgelesen, wiederholt und Sprechübungen daran angeknüpft. — Rektor Heuschen zeigte in einer Unterrichtsstunde *Sprechübungen mit Schülern seiner Mittelschule,* welche das Französische im zweiten Jahre lernen. Dabei benutzte er das Hölzel'sche Herbstbild. Die Schüler kannten das Bild sehr genau und gaben in geschickter Weise auf die vielen Fragen des Lehrers passend gebildete Antworten. Heuschen zeigte hier, wie man bei solchen Sprechübungen einen leichten Ton anschlagen muss, um so die wirkliche Unterhaltung nachzuahmen: das Wasser auf dem Bilde wurde den Schülern als der Rhein erklärt; so konnte man vom Rhein sprechen, über den ja so viel zu sagen ist; von dem Schiff kam er auf die verschiedenen Arten von Schiffen; von den Kartoffeln auf das Essen; von dem Dreschen auf die Maschinen; von den Vögeln, die man auf dem Bilde sieht, auf die verschiedenen Arten von Vögeln. Allerdings war das noch immer keine wirkliche Unterhaltung: denn der Lehrer fragt selbst und zwar so, dass die Antwort meist schon in der Frage liegt und fast gar keine Denkarbeit des Schülers notwendig macht. Auf einer solchen unteren Stufe ist es allerdings angebracht, dass die Schüler sehr leichte, nahe liegende Gedanken aussprechen, die ihnen schon auf der Zunge liegen. Aber auch schon von unten herauf müssen sie angeleitet werden, aus sich selbst Fragen zu bilden, die sie entweder an einander oder an den Lehrer richten. Heuschen liess bei dem Bilde von den Schülern in der Weise Fragen bilden, dass sie ein Gespräch in Frage und Antwort konstruierten, welches die Leute auf dem Bilde, die dort in Gruppen zusammenstehen, vielleicht führen könnten. So kann man leicht Erzählungen und Gedichte einschieben, welche sonst gelernt worden sind und die hier einer geeigneten Person, wie man sie auf dem Bilde findet, in den Mund gelegt werden. Am Schluss der Stunde sangen die Schüler ein französisches Lied, wodurch der Unterricht einen frischen, fröhlichen Abschluss erhielt.

Professor Adeneuer verzichtete leider darauf, uns in Anschluss an seinen Vortrag die Vorbereitung eines französischen Aufsatzes in der Unterprima des Realgymnasiums zu zeigen. Vielleicht hat er Gelegenheit, dieses in einer entsprechenden Zeitschrift, wie z. B. den Frick'schen Lehrproben, auszuführen. Bei dem Kursus beschränkte sich Adeneuer darauf, einige *Scenen aus Molière's Misanthrope und Shakespeare's Merchant of Venice* von Schülern mit verteilten Rollen deklamieren zu lassen; er knüpfte dabei an den Gedanken an, der in der Debatte in Anschluss an seinen Vortrag über den französischen Aufsatz ausgesprochen wurde, dass es in der Lektüre vor allem darauf ankomme, die Schüler für die Dichter und dessen Werke zu begeistern. Und die Schüler deklamierten auch mit einer

ungekünstelten und natürlichen Begeisterung; sie machten dabei einfache Gesten, die so notwendig zum guten Deklamieren gehören und die auf unseren Schulen so selten gesehen werden. Diese Primaner sprachen die fremden Sprachen in einer Weise aus, wie ich es bei Schülern noch nicht gehört habe; die feinsten Nuancen der Aussprache wurden von verschiedenen Schülern beobachtet. Welche Arbeit durch die Lehrer muss einer solchen Leistung vorangegangen sein! Allerdings wird der Lehrer in Köln durch viele Umstände unterstützt: durch den kölnischen Dialekt mit seinen breiten, vollen Vokalen und die schöne, weiche Aussprache der Medien, die im übrigen Deutschland immer mehr verloren geht; dann aber sicherlich auch durch die häusliche Erziehung, da mancher Schüler in den frühesten Jahren dort schon im Hause französisch oder englisch spricht.

Vorträge in französischer Sprache hielten die Herren Gauthey-Des Gouttes aus Kiel und Dr. Gaufinez aus Bonn. Ersterer hielt Vorträge über *Octave Feuillet*, *Anatole France* und *Pierre Loti;* letzterer über *Zola, Daudet* und *das französische Volkslied.* Gauthey-Des-Gouttes, der sehr zur Belebung des ganzen Kursus beitrug, der stets bereitwillig einsprang, wenn irgend einer der Herren Veranstalter verhindert war, gab in seinen Vorträgen klare Bilder von der Eigenart jener Dichter, die er an geschickt ausgewählten und künstlerisch vorgetragenen Proben veranschaulichte. In vier verschiedenen „Séances de Déclamation“ trug er in anziehendster Weise französische Gedichte und kürzere Abschnitte aus französischen Prosaikern vor; so manches französische Gedicht, wie z. B. das bekannte „Le corbeau et le renard“, das wir alle wohl in unserem Unterricht behandeln und lernen lassen, nahm durch diese echt französische Vortragsweise neue Gestalt an. So tief wird mancher von uns die Schönheiten der französischen Dichtungen nicht empfunden haben, wie bei diesen Vorträgen, die uns ein wahrer Künstler des Wortes vortrug. Hier fühlte man das, was Direktor Jäger bei einer kleinen Feier nach einer Ansprache von Gauthey-Des Gouttes so treffend bezeichnete: „die unerreichbare Schönheit der französischen Sprache.“ Diese Declamationen, zu denen stets ein zahlreiches Publikum hinströmte, waren Glanzpunkte des Zirkels; hier konnte man wahrhafte innere Freude empfinden an der französischen Dichtung, die jetzt so gerne von modernen Litteraturhistorikern in Grund und Boden verdammt wird; hier nahm man ein erfrischendes, stärkendes Bad in dem ewig gleich wirkenden Jungbrunnen echter Poesie. Wenn es doch möglich wäre, hörte ich von verschiedenen Teilnehmern des Uebungszirkels, dass ein Franzose mit dieser Fähigkeit, Gedichte vorzutragen, zuweilen in unsere höheren Schulen käme und Lehrern und Schülern diese Gedichte vortrüge. Das würde sicher zur Belebung des fremdsprachlichen Unterrichts mehr als alles andere beitragen und die Freude und das Interesse an der Sprache steigern. Wenn die Regierung derartiges in die Hand nähme, wie es ja schon vor einiger Zeit nachdrücklich gefordert worden ist, so würden die nötigen Mittel sich leicht aufbringen lassen. Besser für den Unterricht wäre es sicherlich, hierfür Geld auszugeben, als für gewisse kostspielige Werke, die so oft nur eine äussere unbenutzte Zierde der Bibliotheken sind.

Interessant war es für uns Teilnehmer, die Verschiedenheit der Aussprache von Gauthey-Des Gouttes, einem französischen Schweizer, und Gaufinez, einem Pariser, wenn ich recht berichtet bin, zu beobachten. Eine solche Beobachtung hat vor allem den Wert, dass sie bei der Beurteilung von besonderen Verschiedenheiten der Aussprache bescheiden macht und nicht so schnell das beliebte Wort aussprechen lässt: das ist richtig und das ist falsch.

Gaufinez' Vortrag *über Zola* erregte besonderes Interesse. Er gab in einfacher Weise die neuesten Forschungen über den französischen

Romanschreiber wieder, bei denen er auch meine Arbeit über die Technik Zola's, welche in dieser Zeitschrift erschienen ist, benutzt hat. Es ist keine leichte Aufgabe, in einem einstündigen Vortrage ein Bild eines Schriftstellers zu entwerfen; aber Gaufinez entledigte sich derselben sehr gewandt, indem er das Wichtigste klar hervorhob. In dem Vortrage über das französische Lied gab er auch Proben des französischen Volksliedes, das uns Deutschen noch so wenig bekannt ist und worin sich doch die naive, kindliche Natur des französischen einfachen Volkes so rührend offenbart; hier hört das deutsche Gemüt Klänge, die seiner Seelenstimmung harmonisch sind.

Die Leiter der Uebungszirkel waren die Herren Gauthey-Des Gouttes, Dr. Gaufinez, Dr. M. Foerster, Berthauld und Lesprand. Diese Zirkel haben den praktischen Wert, dass man wieder einmal etwas zusammenhängend die fremde Sprache sprechen kann und dabei von einem urteilsfähigen Manne in der Aussprache und den Redewendungen beurteilt wird. Wünschenswert scheint mir, dass ausser der Lektüre vorher noch verschiedene Themata mitgeteilt werden, die von allgemeinem Interesse für die Teilnehmer und deshalb für diese Art höherer Sprechübungen, wenn ich so sagen darf, geeignet sind. Solcher Themata in dem Zirkel bei Gauthey-Des Gouttes waren: Wie nimmt man am besten Aufenthalt in Frankreich, um dort die Sprache zu erlernen? Reisen in Frankreich, Aufenthalt in Paris. Neueste französische Litteratur u. a. Es ist nicht leicht, in einem solchen Zirkel die Unterhaltung in lebendigen Fluss zu bringen und zu halten, zumal immer der Lehrer korrigierend eintreten muss. — Herr Dr. Förster, der den englischen Uebungszirkel leitete, verstand es, die Teilnehmer energisch und gleichmässig anzuleiten, stets Englisch zu sprechen und zwar gerade da, wo das engliche Wort, die englische Wendung fehlte. Er gab hierfür die Anweisung: "You must not stick to the German expression; you must express it anyhow." Foerster, der das Englische, möchte man fast sagen, schöner und richtiger als ein wirklicher Engländer spricht, führte in Anschluss an ein ganz modernes Lustspiel seine Zuhörer in die neueste Sprache mit ihren vielen Wendungen ein, die der Engländer so streng beachtet. Neu war für uns, dass Schriftsteller wie Macaulay und Dickens nach Förster in England vielfach schon als veraltet in ihrer Schreibweise angesehen werden. — In einer Sitzung des englischen Uebungszirkels hob Münch die Bedeutung der englischen Satzmelodie hervor, von der im Verhältnis zum Französischen so selten die Rede sei; man habe wohl noch keine bestimmten Gesetze dafür gefunden; aber wenn man Dr. Förter nur sprechen höre, so werde man sich doch dessen bewusst, dass auch im Englischen etwas vorhanden sei, was man Satzmelodie nennen dürfte, wenngleich diese wohl etwas ganz anderes sei, als im Französischen. — So boten denn diese Zirkel der Anregung zu neuen Ideen genug wie auch der Auffrischung von früher Erkanntem; es ist eine Freude zu sehen, wie jetzt bei unseren Fachgenossen nicht allein die blosse Kenntnis der modernen Sprache, sondern auch das wirkliche Können in Aufschwung begriffen ist.

In diese verschiedenen Veranstaltungen hatte die Leitung des ganzen Kursus noch einige freie Besprechungen eingelegt, die sehr dazu beitrugen, den Wert des Ganzen für die einzelnen Teilnehmer zu erhöhen. Es kam dabei zuweilen zu recht lebhaftem Gedankenaustausch. — Bei einer solchen Besprechung sagte Münch, dass man es nicht versäumen dürfe, in den mittleren Klassen die Aussprache ernstlich weiter zu pflegen, damit in den oberen Klassen freie Zeit zu anderen Arbeiten sei; hier in den mittleren Klassen müssen sich die Schwierigkeiten etwas steigern, insofern hier die Schüler dazu angehalten werden, Längeres zusammenhängend zu sprechen. —

In der Lektüre sei es auch für die mittleren Klassen geboten, die Schüler zuweilen Schwierigeres lesen zu lassen, damit die inneren Kräfte mehr angestrengt werden. Auch die Besprechung in der fremden Sprache darf nicht mehr so einfach und mechanisch sein, wie in den unteren; so müssten sich auch hier die Schwierigkeiten steigern. Grade das halte ich für einen sehr wichtigen Punkt: dass nämlich der Schüler wirklich angehalten werde, in der fremden Sprache zu denken und zu sprechen, und nicht bloss Antworten giebt, welche sich fast direkt aus der Frage ergeben. Mit besonderer Schärfe wurde von Münch auch hier wieder hervorgehoben, dass man an den lateinlosen Realanstalten gerade bei der neueren Methode mit aller Strenge darauf achten müsse, dass die geistige, logische Schulung, die sich aus der Beschäftigung mit der Grammatik ergebe, ihre wichtige grundlegende Stellung im Unterricht behalte. — Weiter wurde von dem Leiter des Kursus der wohlgemeinte Rat gegeben, der wirklich für manchen von uns sehr angebracht ist, das man sich zu dem freien Sprechen, zur Unterhaltung in der fremden Sprache eine gewisse Dreistigkeit aneignen müsse; gerade als Gebildeter fürchte man sich zu sehr vor kleinen Fehlern; man müsse aber frisch darauf los sprechen; das sei jedenfalls einem ängstlichen Stottern, wenn dieses auch ganz korrekt sei, vorzuziehen. — Ein besonderes Interesse, wie das in unseren Tagen selbstverständlich ist, brachte man allem entgegen, was die Aussprache betraf. Wie weit wir in der Kenntnis derselben gegen früher vorgeschritten sind, das beweist auch die humoristische Bemerkung Försters in seinem Vortrag über Experimentalphonetik: dass, wer im Französischen nicht jedes Knackgeräusch bei dem Vokalansatz vermeide, wer aspiriertes p, t und k spreche, der sei auf einen Kilometer weit deutlich als Ur-Urgermane zu erkennen. Und was war früher den Philologen Knackgeräusch? Was aspirierte und nicht aspirierte Tenues? Jetzt kommen noch Dinge hinzu, wie der Unterschied zwischen stimmlosen und stimmhaften m, n, l und r, die schon schwierig zu sprechen, aber noch schwieriger zu lehren sind. — Die jetzt beliebte, dunkle Aussprache der Vokale, welche man besonders in Paris hört und bei der *ã* fast ganz wie *õ* lautet, erklärte Münch als eine Einwirkung der amerikanisch-englischen Aussprache des Französischen, die sich allmählich in die hohen und reichen Kreise von Paris eingeschlichen hätte. — Im allgemeinen zeigte sich bei diesen Erörterungen nicht die Neigung, die französische Sprache so zu lehren, wie es jetzt verschiedene Phonetiker verlangen, dass die modernste Umgangssprache mit all den Verschleifungen, Zusammenziehungen und anderen kleinen Gewohnheiten des Tages für das nachahmenswerte Muster gehalten werde. Der Standpunkt, den Franke und Koschwitz einnehmen, ist wohl der für den Schulunterricht richtige. Erwähnen möchte ich noch hier, dass der neueste Edison'sche Phonograph auch für die Forschungen auf dem Gebiete der Aussprache eine Rolle spielen wird; er giebt die einzelnen Laute jetzt mit einer ganz unglaublichen Klarheit wieder. Wenn man die Gelegenheiten wahrnimmt, eine französische oder englische Rede durch denselben zu hören, so hat man die schönste Gelegenheit zu ruhiger, sorgfältiger Beobachtung der fremden Sprache, die hier noch den Vorteil hat, dass man immer wieder sich dieselben Worte in denselben Verbindungen wiederholen lassen kann.

Mit Absicht hatte man auch von seiten der Leitung in das Programm des Kursus den *Besuch der Taubstummenanstalt* in Köln aufgenommen. Der Vorsteher der Anstalt, Schulrat Weisweiler, liess die verschiedenen Klassen vorführen; man erhielt ein deutliches Bild von dieser Methode, welche die Schüler nur durch das Gesicht und das Gefühl dahin führt, die Sprache zu erlernen; sogar Unterschiede wie der zwischen tönendem nnd tonlosem s eignen sich die taubstummen Kinder in diesem Unterrichte

an. Unglaublich ist es, wie das Gesicht und Gefühl dieser Kinder ausgebildet ist. Wenn man z. B. einem solchen Kinde etwas sagen will, wenn es einen nicht ansieht, so braucht man nur leise auf den Fussboden aufzutreten; dann verspürt das Kind dieses Klopfen deutlich mit den Nerven am Bauche, wohin die Schwingungen sich fortpflanzen. Die Kinder verstanden auch die ihnen ganz fremden Herren, welche sie etwas fragten, und zwar diejenigen aus Köln und der Umgegend besser als die anderen; ein Zeichen, dass auch die einzelnen Mundarten derselben Sprache eine verschiedene Stellung der Sprechorgane verlangen. — Es ergriff uns alle, wie wir die Kinder sahen, welche bei dem Unterricht mit blitzenden Augen die Laute vom Munde des Lehrers oder der Lehrerin ablasen. Als die Kleinsten bei dem Leiter des Kursus die Hand gaben und ihm zum Abschied sagten: „Guten Tag, Papa!“ da erglänzte in vieler Augen eine Thräne inniger menschlicher Rührung. — Wir in unserem Unterricht können diesem Taubstummenunterricht mancherlei Handhaben entnehmen, vermittelst deren man den Schülern Laute, welche ihnen schwer fallen, beibringen kann. Münch knüpfte daher an diesen Besuch auch die Bemerkung, dass die Lehrer den Schülern gegenüber bei Aussprachefehlern gewöhnlich zu tolerant seien; man sage einfach: „der Schüler kann kein *s*, der kann kein *r* sprechen,“ und liesse es dabei bewenden. Gerade in der Jugend seien aber viele Fehler noch thatsächlich zu bessern, die im Alter ganz unheilbar sind.

In einer Schlusssitzung fasste dann der Leiter des Kursus kurz zusammen, was während des Kursus dargeboten wurde. Vor allem habe man aus dem Unterricht, der uns vorgeführt worden sei, ersehen, was man thatsächlich mit dieser Methode erreichen könne. Wenn nun bei einzelnen eine gewisse Gedrücktheit das Ergebnis sei, so seien das sehr oft die besten Naturen, welche dieses Gefühl haben. — Mit grösseren Geldmitteln hätte mehr geschehen können. Künftig werde man vielleicht die Kurse in französische und englische einteilen müssen, damit man sich ganz der einen Sprache widmen könne; vielleicht empfehle es sich auch, den Kursus in die grossen Ferien zu verlegen. Sämtlichen Herren, die zu dem Zustandekommen des Kursus mitgewirkt hatten, besonders dem Leiter des örtlichen Teiles, Professor Adeneuer, dem es nicht leicht gemacht worden sei, seine Aufgabe zu erfüllen, sprach Münch seinen Dank aus, der ihm wiederum aus der Versammlung für die Leitung und die zahlreichen Anregungen entgegengebracht wurde.

Die örtliche Leitung hatte sich alle Mühe gegeben, um den Aufenthalt in der schönen Stadt Köln den Teilnehmern des Kursus ausserhalb der eigentlichen Arbeitszeit behaglich und angenehm zu gestalten. Münch selbst forderte bei Beginn des Kursus auf, auch die heitere, fröhliche Seite solcher Tage zu ihrem Recht kommen zu lassen. Das Stadttheater in Köln veranstaltete zu Ehren der Teilnehmer des Kursus die Aufführung von Molière's *L'école des femmes* und *Les précieuses ridicules*, natürlich in deutscher Sprache. In dem Hôtel Victoria waren die Teilnehmer wohl aufgehoben und verlebten dort manche fröhliche gesellige Stunde. An einem Abend versammelten sich die Teilnehmer auf eine Einladung des neuphilologischen Vereins in Köln zu einer fröhlichen Feier, bei der manche witzige Kollegen ihren Geist und Humor sprudeln liessen. Direktor Oskar Jäger hielt daselbst eine kurze geistreiche Ansprache, in welcher er sich gegen die Vorwürfe verteidigte, die man auf der letzten Philologenversammlung in Köln gegen ihn erhoben hätte, als sei er ein Feind der neueren Philologie. Er seufze noch immer unter der Last dieses Fluches. Mit gutem Humor fügte er hinzu, dass er ja selbst eine allerdings etwas sehr veraltete Facultas im Französischen und Englischen besitze und das ihm sogar bestätigt sei, dass er in diesen Fächern nicht ohne Erfolg unterrichtet habe. Man thue

ihm unrecht, wenn man ihn für einen Stockphilologen erkläre, wenn er auch glaube, dass die beste Grundlage des sprachlichen Unterrichts die alten Sprachen seien. Mit ganz besonderer Vorliebe lese er stets französische und englische Bücher. Einmal habe man ihn öffentlich aufgefordert, sich einer besonderen Prüfung in einer neueren Sprache zu unterziehen; das wolle er jetzt noch gerne thun, fügte er lächelnd hinzu, nur stelle er dann auch seinerseits die Bedingung, dass er dann auch seinen Examinator prüfen dürfe. Er würde auch an diesem Kursus gerne teilgenommen haben, wenn es ihm seine Zeit erlaubt hätte, schon um seine alte verrostete Facultas wieder aufzumuntern. Aber er sei hauptsächlich gekommen, um mit gleichgesinnten Männern einen fröhlichen Abend zu verleben, mit Männern, die alle in demselben Dienste einer heiligen Sache ständen, der Erziehung der vaterländischen Jugend, und dieser diene ja auch das edle und ernste Studium der neueren Sprachen.

Mit solchem Gedanken möchten wir diesen Bericht denn schliessen, den wir mit voller Absicht so ausführlich verfasst haben. Es ist für uns kein Zweifel, dass, nachdem so viel in Schriften für die Reform des neusprachlichen Unterrichts gekämpft worden ist, nunmehr durch solche Kurse, bei denen eine lebendige Wirkung von Person auf Person stattfindet, die Sache dieses Unterrichts weiter entwickelt und gefördert wird. Mögen dann spätere Kurse aus diesen Erfahrungen Nutzen ziehen und darauf aufbauen. Alles war hier in Köln in glücklichster Weise vereinigt: strenge, wissenschaftliche Forschung, die klar darlegte, wie sie zu ihren Resultaten kommt; didaktische Vorträge, die aus der Praxis selber hervorgegangen sind; fremdsprachlicher Unterricht mit dem lebendigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, der sich (Gott sei Dank!) niemals in eine Schablone bringen lässt; Vorführung der fremden Sprache und ihrer bedeutendsten litterarischen Vertreter in Vorträgen und in künstlerisch ausgeführten Deklamationen; der tägliche Verkehr zwischen lernfrohen Männern, die alle nach einem Ziele hinstrebten; endlich der Aufenthalt in einer schönen Stadt, die reich ist an Denkmälern alter Zeit und deren Bewohner sich auch in unseren Tagen noch den Sinn für heiteres fröhliches Leben bewahrt haben und ihn den Fremden so leicht einflössen. Das Beste aber, was wir von Köln mitbrachten, war neuer Mut und neue Begeisterung für unsere Arbeit, für die edle Arbeit der Erziehung unserer Jugend.

Kreuznach. **K. Wehrmann.**

Novitätenverzeichnis.

Delisle, L., Notes sur quelques manuscrits du baron Dauphin de Verna [In: Biblioth. de l'Ecole des Chartes LVI, S. 645—690].

Finot, J., Inventaire sommaire des archives departementales antérieures à 1790. „Nord". Archives civiles. Serie B. Chambre des comptes de Lille, No. 3390—3665. Tome 8. Impr. Danel Fr. 12.

James, Montague Rhod., A descriptive catalogue of the manuscripts in the library of Eton College Cambridge, University Press. 1895. XVI, 125 p. 4°. Sh. 5.

— A descriptive catalogue of the manuscripts in the library of Jesus College, Cambridge. London, Clay & Sons. 1895. VIII, 122 p. 4°. Sh. 5.

— A descriptive catalogue of the manuscripts other than oriental in the library of King's College, Cambridge, Cambridge, University Press. 1895. X. 87 S. 4°. Sh. 5.

Potthast, A., Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. 2. Aufl. 2. Halbband Berlin, W. Weber. S. 321—800. 8°. M. 12; Bd. I. complet M. 24.

Theodor Süpfle, Nekrolog. [In: Südwestdeutsche Schulblätter XIII, S. 52—55].

Mélanges de philologie romane dediés à *Carl Wahlund* à l'occasion du cinquantième anniversaire de sa naissance (7 janvier 1896.) [Inhalt: *G. Paris*, Bele Aaliz (S. 1). *Ad. Tobler*, Zu Petrarca (S. 13). *H. Suchier*, Bruchstück des Romanz des Eles von Raol de Houdan (S. 29). *A. Morel-Fatio,* Comer barro (S. 41). *W. Söderhjelm,* Le Dit du Courtois Donneur (S. 51). *J. Vising,* Lettre à M. C. Wahlund, accompagnée de remarques sur la syntaxe du substantif français (S. 63). *E. Svedelius,* Sur la place de l'adjectif qualificatif français auprès du nom (S. 75). *A. Johansson,* Étude syntaxique sur le verbe *faire* en français moderne (S. 95). *J. Falk,* Antipathies et sympathies démocratiques dans l'épopée française du moyen âge (S. 109). *J. O. Rohnström,* Remarques sur quelques noms propres dans la chanson des Saxons (S. 123). *P. Rajna,* Per l'azione delle parlate moderne sulla pronunzia del latino (S. 137). *A. Wallensköld,* Un cas de méthathèse constante pendant la période de formation de l'ancien français (S. 145). *A. Nordfelt,* De la liaison dans la langue française (S. 163). *C. Langlois,* Archipiada (S. 173). *E. Stengel,* Ueber einige seltene franz. Grammatiken (S. 181). *A. Thomas*, Fragments d'une sottie inconnue, représentée en 1517 (S. 197). *E. Levy, o* in Nasalposition im Altprovenz. (S. 207). *A. Salmon,* Trois poèmes de Brisebarre le court, de Douai

(S. 213). *Sv. Södermann*, Le Merle blanc et Le Vilain petit Canard (S. 225). *E. Staaff*, Quelques remarques sur le passage d'*eu* atone à *u* en français (S. 243). *P. A. Geijer*, François de Callières et ses critiques sur la langue de ses contemporains (S. 255). *Ch. Joret*, Le Papyrus et sa représentation sur les monuments de l'ancienne Egypte (S. 273). *A. Lindström*, Dispensare, distornare (S. 281). *A. Ahlström*, Sur l'origine du Chevalier au lion (S. 289). *Fr. Wulff*, Eliduc (S. 305). *G. Sundstedt*, Sur le cas fondamental de la déclinaison romane (S. 305). *C. Appel*, Das Sonett Guido Cavalcantis I'vegno 'l giorno a te infinite volte (S. 325). *G. Rydberg*, Viginti, Triginta ou Vigínti, Trigínta? (S. 337). *G. Lévy*, Une correspondante de Bussy-Rabutin (S. 353). *G. Raynaud*, Eust. Deschamps et Bertrand Du Guesclin (S. 369). *E. Picot*, Une conjecture sur le poète italien Amomo (S. 377]. Mâcon, Protat frères impr. 393 S. 8⁰.

Delesalle, G., Dictionnaire argot-français français-argot, préface de Jean Richepin. Paris, Ollendorff. XXIV, 426 S. 8⁰.

Didrit, T., Notes archéologiques et historiques sur les noms Vaudémont, Sion, Orsaville en Lorraine. Nancy, impr. Vagner, 1895. 20 S. 8⁰.

Drouillot, A., Origine et développement de la langue française. Progr. Marburg. 1895 23 S. 8⁰.

Gebhardt, Ch., Zur subjektlosen Konstruktion im Altfranzösischen [In: Zs. f. rom. Phil. XX, 27—50].

Hamel, F. A., Molière-Syntax. Diss. Halle 1895. 140 S. 8⁰.

Hartl, A., Sprachliche Eigenthümlichkeiten der Vulgata. Progr. Ried 1895. 21 S. 8⁰.

Herzog, E., Die vorvokalischen Formen *mon*, *ton*, *son* beim Femininum [In: Zs. f. rom. Phil. XX, 84—85].

Holder, Alfr., alt-celtischer Sprachschatz. 8. Lfg. Lex.-8⁰. (Sp. 1793—2064.) L., B. G. Teubner. 8.

Horning, A., Etymologien. 1. Keltisch *dusius*, rätorom. *dischöl*. 2. Frz. *dartre* f. 3. Prov. *darbóun*. [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 86 f.].

Hunziker, J., die Sprachverhältnisse der Westschweiz. [Aus: „Schweiz. Rundschau".] gr. 8⁰. (32 S.) Aarau, H. R. Sauerländer & Co. — 80.

Knapp, Ch., A contribution to latin lexicography. [In: American Journal of Philology XVI, S. 52—65].

Lindsay, W. M., A short historical latin grammar. Oxford, Clarendon Press. Sh. 5,6.

— Spätlateinische Randglossen in Nonius. [In: Arch. f. lat. Lexicographie und Gramm. IX, S. 598 f.].

Livet (C. L.). — Lexique de la langue de Molière comparée à celle des écrivains de son temps, avec des commentaires de philologie historique et grammaticale; T. 1[er]: A-C. In-8⁰. III-536 p. Paris, Welter.

Marchot, P., Additions à mon ètude sur les Gloses de Cassel. [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 82—83].

Matzke, John. E., Über die Aussprache des altfranzösischen *ue* vor lateinischem *ŏ*. [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 1—14].

Menger, E., On the developement of popular latin *e* into French *ei oi*. [In: Mod. Lang. Notes XI, Sp. 116—120].

Poyen-Bellisle, René de, *Totus* in Old French and Provençal. [In: American Journal of Phil. XVI, S. 66—70].

Thomas, A., *ih* = *ch* en provençal. [In: Annales du Midi VIII, 94 f.].

T[homas], A., *Iudaica*. [In: Annales du Midi VIII, S. 88—91].

— Etymologies basques. (In: Annales du Midi VIII, S. 83—88].

Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik, 3. Reihe. 10. *Pour* mit Substantivum als Mengebestimmung. 11. *Aussitôt, sitôt, une fois.* 12. Relativsatz als prädikative Bestimmung. 13. *ne . . . se . . . non, mais, fors, que.* [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 51—79].
Vising, J., Lettre à M. Carl Wahlund accompagnée de Remarques sur la syntax du substantif français. [In: Mélanges Wahlund S. 63—74].
Wiener, L., French Words in Wolfram von Eschenbach. [In: American Journal of Phil. XVI, S. 326—361.
Wölfflin, E., Zur Allitteration. [In: Archiv f. lateinische Lexicogr. u. Grammat. IX, S. 567—573].
— Die Latinität des Benedikt von Nursia. [In: Arch. f. lat. Lexicographie und Gramm. IX, S. 493—521].

Bibesco, A. — La Question du vers français et la tentative des poètes décadents. Avec une lettre de M. Sully Prudhomme. 3e *édition.* In-4°, II-55 p. Paris, Fischbacher.

Azaïs, J., — Grammaire et Orthographe. Deux cent quatre-vingts dictées données aux examens du certificat d'études. Maximes et Proverbes; Leçons et Exercices de français pour chaque jour de l'année. Cours moyen et cours supérieur. In-18 jésus, IV-247 pages. Paris, Guérin et Ce.
Banner, Max, französische Satzlehre. gr. 8°. (IV, 82 u. Begleitwort 6 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. in Halbleinw. 1.20.
Goerlich, Ew., freie französische Arbeiten, Musterstücke u. Aufgaben. Für die mittleren u. oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt u. bearb. I. Tl.: Erzählungen, Briefe u. Aufsätze verschiedenen Inhalts. gr. 8°. (X, 148 S.) L., Renger. 2 —
Journal français, le petit, avec traduction allemande. Halbmonatsschrift, dem Studium der französ. u. deutschen Sprache bestimmt. Red.: G. Bickel. 2. année 1896. 24 Nrn. gr. 8°. (Nr. 1. 8 S.) L., R. Uhlig. 2.50.
Juranville, C., — Dictées curieuses sur les difficultés, les contrastes, les bizarreries, les anomalies, les irrégularités et les subtilités de la langue française, suivies de dictées officielles données dans les examens de l'Hôtel de ville, à la Sorbonne et dans les départements. 4e *édition.* In-16, 192 pages. Paris, Larousse. 1 fr. 50.
Meurer, K., Sachlich geordnetes französisches Vokabularium mit Phraseologie und Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Anleitung zum französich Sprechen. XII, 180. S. 8°. M. 1,50.
Ploetz, Gust., u. *Otto Kares*, kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Ubungsbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. C. gr. 8°. (XII, 372 S.) B., F. A. Herbig. Einbd. 2.70; — 30.
— kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. P. Ausg. C. (f. Real- u. Oberrealschulen). 3. Aufl. gr. 8°. (XVI, 242 S.) B., F. A. Herbig. 1.80; geb. 2.20.
— dasselbe. Elementarbuch. Verf. v. P. (Unter Mitwirkg. v. K.) Ausg. D. Für Mädchenschulen. 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 307 S.) Ebd. 2.40; geb. 2.80.
Reform-Methode Reil. Französisch. 2—9. Brief. B., (Kniehase & S.). à — 20.
Ricken, Wilh., französische Schulgrammatik f. höhere Mädchenschulen (Oberstufe). Nach den Bestimmgn. vom 31. Mai 1894 bearb. gr. 8°. (V, 181 S. m. 1 Karte.) B., W. Gronau. Geb. in Leinw. 2 —.
— kleine französische Schulgrammatik [Formenlehre u. Syntax], gr. 8°. (II, 75 S.) Ebd. Kart. 1 —.

Schumann Paul, französische Lautlehre f. Mitteldeutsche, insbesondere f. Sachsen. Ein Hilfsbuch f. den Unterricht in der französ. Aussprache. 2. Auflage. gr. 8⁰. (IX, 42 S. m. 2 Fig.) L., B. G. Teubner. 2 —.
Schwochow, H., kurzgefasste Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts in Mittelschulen und höheren Mädchenschulen. Ein Lern- u. Wiederholungsbuch zur Vorbereitg. auf pädagog. Prüfgn. Erweit. u. durch Lehrproben verm. Abdr. aus des Verf. „Vorbereitung auf die Rektoratsprüfung". gr. 8⁰. (78 S.) L., Siegesmund & Volkening. 1 —.
Ulbrich, O., kurzgefasstes Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische. Schlüssel. gr. 8⁰. (IV, 79 S.) B., R. Gaertner. [Wird nur an Lehrer und gegen Bescheinigung abgegeben]. Kart. 2 —.
— Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische f. die mittleren u. oberen Klassen höherer Lehranstalten. Schlüssel. 2. Aufl. gr. 8⁰. (123 S.) B., R. Gaertner. [Wird nur an Lehrer u. gegen Bescheinigung abgegeben]. Kart. 2.80.
Verbes. Les deux auxiliaires et les quatre conjugaisons. In-12, 20 p. Mende, imprimerie Pauc. 1895.
Weill, L., französ. Grammatik. 21. u. 22. Lfg. Stettin, Herrcke & L. — 75.
Weisenthal, Jul., Methode Weisenthal-Reinhardt. Französische Selbstunterrichtsbriefe f. Kaufleute und Gewerbetreibende, f. Anfänger wie für Fortgeschrittenere. [In 3 Kursen v. je 10 Briefen.] 1. Kurs. 10 Briefe. gr. 4⁰. (82 Sp.) Frankfurt a/M. (VIII), I. Weisenthal-Reinhardt. 3.50.
Wilke-Dénevaud, Anschauungsunterricht im Französischen. Leipzig, Raimund Gerhard. [I. Le printemps. II. La ferme. III. L'été. IV. La forêt].

Ehrhardt, A., Die „Ecole Normale Supérieure" in Paris. III. Die innere Einrichtung. IV. Der Geist der Normalschule. [In: Deutsche Zs. für Ausländisches Unterrichtswesen I, S. 136—145].
Finsterwalder, Auswahl der Lektüre für Untersekunda nach den Grundsätzen der Konzentration. Festschr. Köln 1895. 60 S. 4⁰.
Heinzig, B., Das französische Lyceum sonst und jetzt. [In: Neue Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 154. Bd. S. 47—57].
Kron, R., Die Methode Gouin oder das Seriensystem in Theorie und Praxis. Marburg, Elwert. M. 2. [Aus: Die Neueren Sprachen].
Weitzenböck, G., Tagebuch des französischen Unterrichtes in der zweiten Classe. Progr. Graz 1895. 28 S. 8⁰.

Appel, C., Ueber die neuere südfranzösische Dialektdichtung und ihre Beziehungen zur Volkskunde. [In: Mitteiluugen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde hrsgb. von F. Vogt und O. Jiriczek. Jahrgang 1895/96. Heft II. No. 5. S. 69—74].
Arnould, L. — De la vie actuelle de La Fontaine en France, leçon d'ouverture d'un cours sur La Fontaine par Louis Arnould, 2e *édition.* In-8⁰, 24 p. Poitiers, Druinaud. 1895.
Audiat, L., La famille de Pierre l'Hermite en Saintonges: épitaphes. [In: Revue de Saintonge et d'Aunis. 1895, 1er nov].
Bacourt, E., Ferrier de, La farce de Messieurs des Comptes de Bar. [In: Mém. de la Soc. des lettres, sc. et arts de Barle-Duc. 3e serie, t. IV (1895)].
Bertrand, Georg Patin et ses amis de Lyon. [In Bulletin de l'Université de Lyon IX, 12—43].
Bigoni, Guido, Due drammi di Ernesto Renan: saggio critico. Venezia, M. Fontana. 27 S. 8⁰.

Bonnefon, P., Une supercherie de Mlle de Gournay. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 71—89].

Borderie, A., de la, Jean Meschinot (suite et fin). [In: Bibl. de l'Ecole des Chartes LVI, S. 601—638].

Bourgeois, E. — Le Grand Siècle. Louis XIV. Les Arts, les Idées, d'après Voltaire, Saint-Simon, Spanheim. Dangeau, Mme de Sévigné, Choisy, La Bruyère, Laporte, le Mercure de France, la Princesse palatine, etc. In-4⁰, xvi-484 p. avec grav. Paris, Hachette et Ce.

Bourrienne, V, — Malherbe. Points obscurs et nouveaux de sa vie normande. In-8⁰, 267 p. et portrait d'après un tableau du temps. Evreux, imprim. Odieuvre. Paris, Picard et fils. 5 fr. 1895.

Bouvy, E., Voltaire et la langue italienne. [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 49—69].

— Notes inédites sur Madame de Maintenon. [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 70].

Cartier, A., et *Chenneviere, A.*, Antoine du Moulin, valet de chambre de la reine de Navarre (suite). [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, 90—106].

Champeval, Une représentation théâtrale à Guéret en 1601. [In: Bullet. de correspondance de la Soc. des Sc. de la Creuse 1895. S. 23—28].

Claretie, L. — J. J. Rousseau et ses amies. Avec une préface d'Ernest Legouvé. In-18 jésus, x-307 p. Paris, Chailley.

Claudin, A., Un écrivain saintongeais inconnu: Mathurin Alamande, poète et littérateur, de Saint-Jean d'Angely (1486—1531). [In: Revue de Saintonge 1895, S. 189—203].

Clerval, A., Les écoles de Chartres au Moyen-âge (du Ve au XVIe siècle). Paris, Picard. 1895. XX, 572 S. 8⁰.

Cloëtta, W., Aus dem Theater des alten Frankreich. [Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage 14. u. 21. Juli 1895].

Cordelier, L., L'évolution religieuse de Lamartine. Paris 1895. (Thèse).

Cruvellier, A., Étude sur la prédication de Caloin. Montauban 1895. 84 S. 8⁰. (Thèse).

Delboulle, A., Document inédit sur Tartuffe, contribution à l'histoire de la pièce. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, 124—126].

— Un passage de la „Légende des Siècles". [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 127].

Descostes, F., Joseph de Maistre orateur (1774—1792), d'après de nouveaux documents inédits. Chambéry, Perrin. 32 p. 8⁰.

Errera, P., Un précurseur de Montesquieu, Jean Bodin. [In: Annales de l'Ac. d'archéologie de Belgique. 1895 3e livr.].

Erwin, W., Bertran de Born. Meran, C. Jandl. 1895. In-8⁰, 159 S. 2 fl.

Franklin A. — La Vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Mœurs, Usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe siècle, d'après des documents originaux ou inédits. L'Enfant. (La Layette; la Nourrice; la Vie de famille; les Jouets et les Jeux.) In-18 jésus, xii-323 p. avec grav. Paris, Plon, Nourrit et Ce.

— La Vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Mœurs, Usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe siècle, d'après des documents originaux. Les Magasins de nouveautés. T. 3. In-18 jésus, XI-335 p. avec grav. Paris, Plon, Nourrit et Ce.

Grasset. — Le Médecin de l'amour au temps de Marivaux. Etude sur Boissier de Sauvages, d'après des documents inédits. In-8⁰, 222 pages. Paris, G. Masson. 3 fr. 50.

Janet, P., J. J. Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire par M. *Joseph Texte*. [In: Journal des Savants. Janvier 1896. S. 1—14].

Jullien, A., Le romantisme et l'éditeur Renduel. II. Pétrus Borel, Lamennais, Alfred et Paul de Musset, Sainte-Beeuve. [In: Rev. des Deux Mondes. 1er Janvier 1896, S. 154—182].
— Le romanticisme et l'éditeur Renduel. III. Eugène Renduel et Gérard de Nerval. — Théophile Gautier. [In: Rev. des Deux Mondes. 1er Févr. 1896, S. 601—632].
Kritschewsky, S. B., J. J. Rousseau. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der socialpolitischen Ideen der Montagnards. Dissertation, Bern, 1895. 63 S. 8°.
Langlois, Ch. V., Les universités du moyen âge. [In: Revue de Paris. III. 5. Février 1896].
Lanson, G., Étude sur les rapports de la littérature française et de la littérature espagnole au XVIIe siècle (1600—1660). [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 45—70].
Lecanuet. — Montalembert: sa jeunesse (1810—1836). In-8°, IV-510 p. et portrait. Paris, Poussielgue. 1895.
Lefranc, A., Le platonisme dans la littérature en France à l'époque de la Renaissance (1500—1550). [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 1—44].
Lichtenberger, A., Les précurseurs du socialisme au XVIIIe siècle. (Morelly, Rousseau, Mably). In: La Nouvelle Revue. 1895. 1er sept].
Lönnbohm, K., Prosper Mérimée. Helsinggissä, Päivälehden Kirgapainossa 1895. VIII, 258 S. 8°.
Macé, J., Saint-Évremond. Paris, Hetzel. VI, 226 S. Fr. 1,25.
Meunier, G., Un poète beauceron. Collin d'Harleville (1755—1806). Chartres, Garnier. 23 S. 8°.
Meyer, P., Guillem Anelier de Toulouse; Matfré Ermengau de Béziers; Troubadours de la fin du XIIIe siècle et du commencement du XIVe. Légendes pieuses en provençal. [Extr. de l'Histoire littéraire de la France XXXII]. 108 S. 4°.
Nebout, P., Le drame romantique. Thèse. Paris, Lecène, Oudin & Cie. XV, 337 S. 8°.
Ollivier, M. T. — Valentine de Lamartine. Souvenirs intimes; par Marie-Thérèse Ollivier. In-8°, 56 p. Paris, imp. de Soye et fils. [Extrait du Correspondant].
Paris, G., J racconti orientali nella letteratura francese. Trad. di M. Menghini. Firence, Sansoni. 55 S. 16. [= Biblioteca critica della letteratura italiana V].
— Saint Josaphat. [In: Revue de Paris II, 11].
Pearce, J. W., Evangeline: Aucassin et Nicolette. [In: Modern Language Notes XI, No. 1, S. 57—58].
Pellisson, M., Chamfort. Etude sur sa vie, son caractère et ses écrits. Paris, 1895. Lecène, Oudin et Cie. 309 S. 8. (Thèse).
Renier, Rod., Sui brani in lingua d'oc del „Dittamondo“ e della „Leandreide“. Turin, Löscher.
Schultz, O., Beiträge zu André Chénier. [In: Arch. f. d. Stud. der neueren Sprachen XCV, 407—430].
Séquestra, S., D'un dualisme dans la pensée religieuse de Pascal. Montauban 1895. 101 S. 8. (Thèse).
Sirven, P. Pages choisies des grands écrivains. Th. Gautier. In-18 jésus, XXIV-382 pages. Paris, Colin et Ce. 3 fr. 50. 1895.
Spalikowski, E. — Un médecin littérateur au XVIe siècle. Florent Chrestien. In-8°, 15 pages. Paris, J. B. Baillière et fils.
Vianey, J., Les Satyres françaises de Vauquelin de la Fresnaye. [In: Rev. des Universités du Midi 1895].

Wülker, *Rich.*, die Arthursage in der englischen Literatur. Progr. 4°. 39 S. L., A. Edelmann. 1 —.

Gebert, *W.*, Précis historique de la littérature française. Stuttgart, Hotting & Büchle. VIII, 308 S. 8°.

Wechssler, *E.*, Handschriften des Perlesvaus. [In: Zs. f. rom. Phil. XX, S. 80—81].

Aucassin und Nicolette. Frei übertragen von *E. v. Sallwürk.* Leipzig, A. G. Liebeskind. X, 101 S. 16°. M. 1.

Documents tirés des livres de comptes des ouvriers de Notre Dame la Major d'Arles p. p. *Roboly.* [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 26—39].

Un *frammento provenzale* a Conegliano. Conegliano, Comune e congregatione di carità p. p. *V. Crescini* e *A. Rios.* 22. S. 8°. Con due facsimili.

Die *Landgüterordnung Kaiser Karls des Grossen.* (Capitulare de villis vel curtis imperii), hrsgb. v. *K. Gareis.* Berlin, J. Guttentag. 1895. 68 S. 8°. [Mit sehr ausführlichem sprachl. und sachl. Kommentar].

Lectionnaire de l'abbaye de Leyre (diocèse de Jaca), quatorzième siècle, contenant une vie inédite de saint Saturnin p. p. *Douais.* [In: Bulletin de la Soc. archéol du Midi de la France No. 15, S. 11—24].

Le libre de Memorias de *Jacme Mascaro* (suite et fin) p. p. *Ch. Barbier.* [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 5—25].

Romanische Texte. Zur Kritik und Interpretation romamischer Texte. Ein Beitrag von A. Mussafia. 36 S. 8°. [Aus: Sitzungsberichte der Kais. Acad. der Wissenschaften in Wien. Phil.-Hist.-Classe. Bd. CXXXIV. IX].

Chanson (la) de Roland, avec un Essai sur les chansons de geste; par Adolphe *d'Avril.* 5e *édition.* In-18, 208 pages. Paris, Sanard et Derangeon. 50 cent. 1895. [Classiques pour tous].

Sentence arbitrale en langue d'oc p. p. *Bondurand.* [In: Revue du Midi 1895. S. 350—355].

Bernardi. Le „navire de bonheur" p. p. L. G. Pélissier. [In: Annales du Midi VIII, 61—82].

Bertin, M. — La Mère-Sotte, facétie en quatre actes, avec divertissements. Représentée pour la première fois en 1511, rajeunie à Bruxelles en 1864, et remise à neuf à Paris pour la fin du XIXe siècle, pour la récréation des grands enfants de l'Europe, accompagnée d'une préface de M. Fabre des Essarts et de documents suggestifs pour l'édification des curieux. In-18, 128 pages avec grav. Paris, Chamuel. 1895.

Lettres inédites de *Jean de Boyssoné* et de ses amis. 2° série p. p. *J. Buche.* [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 71—86].

Poésies inédites du juris consulte *François Dareau,* né à Guéret (ou à Sainte-Feyre) en 1736 p. p. *Autorde.* [In: Bulletin de corresp. de la Soc. des Sc. de la Creuse 1895, S. 15—20].

Germain, J., evêque de Chalon. Le Discours du voyage d'oultremer au très victorieux roi Charles VII, prononcé en 1452. Publié d'après le ms. français n° 5737 de la Bibliothèque nationale p. *Ch. Schefer.* Paris, Leroux, 1895. In-8°. 40 p. [Extrait de la *Revue de l'Orient latin*, 1895, No. 2].

Hugo, V. — Œuvres complètes de Victor Hugo. *Edition* nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Le Rhin. II. Fascicules 3, 4, 5. Petit in-4°, p. 177 à 425. Paris, Testard.

Nouvelle correspondance inédite de *Victor Jacquemont* avec le capitaine de vaisseau Joseph Cordier (1830—1832 p. p. *H. Omont* (suite). [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, 107—123].

Lamartine. — Œuvres de Lamartine. Voyage en Orient. T. 1er. In-16, 491 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Edition publiée par les soins de la Société propriétaire des œuvres de M. de Lamartine].

Lanson, G. — Pages choisies des grands écrivains. Gustave Flaubert. In-18 jésus, XXXVI-361 p. Paris, Colin et Ce. 3 fr. 50. 1895. [Lectures littéraires].

Le *Livre de champ d'or*, et autres poèmes inédits par *Jean le Petit*, p. avec introduction, notes et glossaire, par *P. le Verdier.* 1 vol. Paris, H. Welter. Fr. 30. (Société rouennaise de Bibliophiles].

Mignet. — Pages choisies. Publiées par Georges Weill. In-16, 283 p. Paris, Perrin et Ce.

Montesquieu. — Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Publiées avec introduction, variantes, commentaires et tables par Camille Jullian. Petit in-16, XXXVIII-304 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 80. [Classiques français].

Psaumes de David, traduits en vers gascons par Pierre de Garros, lectourois, dédiés à sa sérénissime majesté de la reine de Navarre, traduits du gascon en français par Alcée Durrieux. Auch. G. Foix. 400 S. 16°.

Theuriet, A. — Œuvres d'André Theuriet, Poésies (1874—1894). Le Livre de la payse; Jardin d'automne. Petit in-12, 283 p. Paris, Lemerre. 6 fr. [Petite Bibliothèque littéraire].

Besson, M., Choix de textes de récitation empruntés aux principaux poètes et prosateurs français des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. In-18 jésus, 188 p. Paris, Lemerre. 1895.

Bibliothèque française. 64., 67. u. 68. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. in Leinw. 64. L'invasion. Souvenirs et récits par Ludovic Halévy. In Auszügen m. Anmerkgn., Fragen, u. e. Wörterbuch zum Schulgebrauch hrsg. v. C. Th. Lion. (V, 125 u. 45 S.) 1.20. — 67. En famille par Hector Malot. In Auszügen m. Anmerkgn. u. Fragen, nebst e. Wörterbuch zum Schulgebrauch hrsg. v. C. Th. Lion. Tome I. (100, 86 u. 23 S.) 1.40. — 68. Dasselbe. Tome II. (128 u. 22 S.) 1 —.

Charpentier A. — Lectures françaises, ou Choix de lectures en prose et en vers, à l'usage des écoles primaires des deux sexes. Cours moyen et supérieur. Livre de lecture et de récitation. 3e *édition.* In-18 jésus, 262 p. avec grav. Paris, lib. Guérin ét Ce.

Daudet, Alphonse, trente ans de Paris. A travers ma vie et mes livres. Zum Schul- und Privatgebrauch hrsg. v. Dr. A. Rauschmaier. Mit Wörterverzeichnis u. 2 Karten. 12°. (V, 92 S.) München, J. Lindauer. Kart. 1 —,

Pierre, A., A. Minet et Mlle A. Martin. — Méthode de lecture et Récits enfantins appropriés à l'âge et à l'intelligence de l'enfant. Premier degré (préparatoire). Deuxième livret. Grand in-16, 68 pages avec vign. Paris, Nathan. [Mes premières lectures. Cours complet de lecture et de morale].

Prosateurs français. Ausg. A m. Anmerkgn. f. den Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B mit Anmerkgn. in e. Anhang. 105. u. 106 Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Kart. 2.10. 105. Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes par George Duruy. Im Auszuge hrsg. v. Gerh. Franz. Ausg. B. (VI, 95 u. 25 S.) — 90; Wörterbuch v. Lehr. W. Klatt. (61 S.) — 30. — 106. Sans famille par Hector Malot. Vitalis et Remi. In Auszügen hrsg. v. Max Benecke. Ausg. B. (V, 168 u. 26 S.) 1.20.

Schulbibliothek, französiche u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Serie A: Prosa. 13. u. 63. Bd. 8°. Leipzig, Renger. Geb. in Leinw. 13. Influence et résultats des croisades (aus: Histoire des croisades) v. Jos.-François Michaud. Für den Schulgebrauch v. Frz. Hummel. 2. Aufl. (X, 101 S.) 1.10. — 63. Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes v. George Duruy. Für den Schulgebrauch erklärt v. Karl Penner. 2. Aufl. (VIII, 102 S.). 1 —.

— dasselbe. Wörterbücher zum 59. Bd. 8°. Ebd. à — 30. 59. Le siège de Paris v. Francisque Sarcey. (42 S.)

— dasselbe. Serie C. Für Mädchenschulen. Prosa u. Poesie. 18. Bd. 12°. Ebd. In Leinw. kart. 18. Maroussia par P.-J. Stahl. Für den Schulgebrauch bearb. v. M. Mühry. (VI, 98 S.) — 80.

Textausgaben französischer und englicher Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. unter Red. v. Osc. Schmager. 25—28. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann. Geb. in Leinw. 25. Contes choisies d'auteurs suisses. 2. partie. Combe, Le secret d'Hércule. Cérésole, Les deux coqs. Chatelain, Les lunettes de mon grand-père. Combe, Le Vara. Hrsg. v. Prof. Dr. K. Sachs. (IV, 108 S.) 1 —; Wörterbuch (22 S.) — 20. — 28. La France. Lectures géographiques. Ausgewählt und bearb. v. Prof. Dr. F. J. Wershoven. Mit 45 Abbildgn., 1 Plan v. Paris u. 1 Karte. (VII, 198 S.) 2 —.

Ulrich, W., Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmässigen Verben. Zweite verbesserte und durch Hinzufügung zusammenhängender Sprachstücke vermehrte Auflage. Leipzig, A. Neumanns Verlag. IV, 64 S. 8°.

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Frankreich. Realienbuch f. den französ. Unterricht. Geographie u. Geschichte Frankreichs. Staatseinrichtungen. Geschichte der französ. Sprache u. Litteratur. Materialien zu Sprechübgn. u. Aufsätzeu. gr. 8°. (239 S.) Ebd. Kart. 1.75.

Le *patois neuchâtelois*. Recueil de dictons et de morceaux en prose et en vers. Neuchâtel, Berthoud. 417 S. 8°. F. 10.

Les Cans, chanson satirique en patois de Bar. [In: Mém. de la Soc. des lettres, sc. et arts de Bar-le-Duc. 3ᵉ série, [IV (1895)].

Fortier, A., Louisiana Folk-Tales in French-Dialect and Englisch Translation. Boston and New-York. XII, 122 S. 8°. [Memoires of the American-Folk-Lore Society II].

Un *Noël lorrain* (Septarges). [In: Revue d'Ardenne & d'Argonne. III, S. 63—65].

Referate und Rezensionen.

Texte, Joseph. *Jean-Jacques Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire. Etude sur les relations littéraires de la France et de l'Angleterre au XVIIIe. siècle.* — Paris, Hachette & Cie. 1895. 466 S. 8°.

Dies Buch hat aus verschiedenen Gründen, die mit dem wissenschaftlichen Werte desselben wenig zu thun haben, in Frankreich auch in Kreisen, in denen man sich sonst nicht um Doktorthesen zu kümmern pflegt, allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Vor allem hat es den Vorzug zur rechten Zeit erschienen zu sein. Seit Jahr und Tag beschäftigten sich die bedeutendsten Pariser Modekritiker mit dem wachsenden Einfluss „nordischer Litteratur“ auf Frankreichs Denken und Dichten. Die Ventilation dieser geradezu brennend gewordenen Frage geschah teils mit dem glänzenden Apparate französischen Stilschwunges, teils auch nicht ohne litterarische und sprachliche Competenz wie dies den Untersuchungen Melchiors de Vogüé und Theod.'s de Wyzewa nachzurühmen ist. Das Buch Textes wurde noch in andrer Beziehung aktuell und zwar durch die Losung: „*Renaissance latine*“, die von einer Gruppe anti-nordischer Litteraten verkündet wurde. Ihnen ward bange für den *génie français*, den *esprit gaulois* und andere mehr oder weniger authentische französische Characteristica. Die Sonne des Südens sollte die dunklen, düstern, kalten Gestalten des Nordens aus dem Parnass der französischen Poesie vertreiben. Zuvorderst in den Reihen dieser Heil und Belebung spendenden Dichter des *Midi* waren Fogazzaro und d'Annunzio. Dem letzteren freilich, dem man in komischer Entrüstung eine hübsche Anzahl — Entlehnungen aus den Werken Flauberts, Péladans, Baudelaires etc. — etwas seltsame Quellen für eine *Renaissance latine*! — vorgeworfen, musste fallen gelassen werden. Auf welchen interessanten Umwegen dieselbe Renaissance latine in der Person Fogazzaros nach Frankreich gelangte, geht aus dem Selbstbekenntnis dieses italienischen Romanciers: Chateaubriand, Victor Hugo und — Tolstoi hätten ihn am meisten beeinflusst — hervor! — Jedenfalls werden

die Untersuchungen Textes den Anhängern der *littérature du Midi* etwas mehr Klarheit über die Evolutionen des „französischen Geistes" speziell und den Gang der Litteraturen im Allgemeinen beibringen. — Zum Erfolge trug ferner die Thatsache bei, dass gründliche, vorurteilslose vergleichende Quellenstudien in Frankreich ungemein selten sind, dass die verbreitetsten Lehrbücher der französischen Litteratur die äusserst wichtige Metamorphose des französischen Gedankens und der französischen Poesie in den beiden letzten Jahrhunderten mit wenigen Worten abthun. — Émile Hénnequin, der so jung dahingeraffte, war es, der zuerst, viel entschiedener als Taine, Thür und Fenster der französischen Kritik aufriss und das bedeutsame Wort sprach: *la littérature nationale suffit moins que jamais à exprimer les sentiments dominants de notre société.* Eines der Schlagwörter der litteraturgeschichtlichen Schablone war es bis jetzt, dass mit Frau von Staël die Herrschaft der exotischen Dichtkunst beginnt. Man erstaunte daher, als Texte nachwies, dass mit dem *génie français* schon einige Menschenalter vorher die merkwürdigsten Wandlungen vorgegangen waren. Dem deutschen Litterarhistoriker vom Fache bringt Texte dagegen in der Hauptsache nichts Neues und er wundert sich einigermassen, wenn er französische Kritiker die Neuheit, Kühnheit und hohe Originalität dieses Unternehmens rühmen hört. — Obgleich unsere Nachbaren einen besonderen Lehrstuhl für „*Littérature comparée*"[1]) besitzen — den es bekanntlich bei uns nicht giebt — sind die bedeutenden Arbeiten auf diesem Gebiete dort spärlich gesäet. Denn sie sind undankbar. Emancipiert sich ein Litterarhistoriker von dem geistigen Milieu der traditionellen Kritik, gelingt es ihm fremde Sprachen und Litteraturen zu erlernen und mit klarem, freiem Urteile darzustellen, wie dies ein E. Montégut gethan, so hat — oder so hatte er wenigstens alle Chancen, einst, trotz Talent und trotz Verdienst, vergessen, unbeachtet und verkannt ins Grab zu steigen. Man liess es sich noch gefallen, wenn Soll und Haben der litterarischen Transaktionen zwischen Frankreich und dessen romanischen Verwandten des Midi gebucht wurden. Hier hat auch die französische Forschung hübsche Erfolge aufzuweisen, von A. de Puisbusque's *Histoire comparée des littératures espagnole et française (1843)*, *Philarète Chasle's Etudes sur l'Espagne et sur les influences d. l. littérature espagnole en France et en Italie* (1847) und

[1]) Einen solchen bekleidet, wenn wir nicht irren, J. Texte an der Universität Lyon. — Texte verfasste auch 1893 eine inhaltreiche und für die frische Luft, die durch die französische Litterarhistorik weht, charakteristische Schrift: *Les études de littérature comparée à l'étranger et en France, Paris*, Armand Colin 1893. — Diese Brochüre war dem Recensenten leider noch nicht bekannt als er seine ähnliche Studie jüngst in dieser Zeitschrift veröffentlichte.

Rathery's *Influence de l'Italie sur les lettres françaises depuis le XIII. s. jusqu'au règne de Louis XIV.* (1853) bis zu Morel-Fatio's ausgezeichneten Studien über die Beziehungen Frankreichs und Spaniens. Den *litteratures du Nord* gegenüber verhielt sich dagegen die französische Kritik ablehnend und wir möchten behaupten, dass H. Heine seine Popularität in Frankreich der kalten Dusche verdankt, die er über Frau von Staëls enthusiastisches *de l'Allemagne* ausgoss. Die wohlverdiente Anerkennung, die Texte's Buch fand, beweist, dass Frankreich heute für die wissenschaftliche internationale Kritik mit allen ihren Erfordernissen, reif geworden ist. —

Die ersten Einflüsse der anglo-germanischen Litteratur, nicht bei den Romantikern, sondern bei Rousseau und in dem XVIII. Jahrhundert zu suchen, zu zeigen, dass Rousseau es war, der am meisten dazu beigetragen den Franzosen Sinn und Geschmack für Englands Litteratur einzuflössen; nachzuweisen, dass der litterarische Kosmopolitismus im XVIII. Jh. durch die fruchtbare Verbindung der englischen Genies mit dem Jean-Jacque's erzeugt wurde, das sind die Hauptthesen der Arbeit, mit der sich J. Texte den Docteur ès Lettres-Titel errungen hat. Nachdem der Verfasser in einigen einleitenden, und nicht nur für seine Landsleute beherzigungswerten Worten auf das unbestimmte der Begriffe *esprit français*, *anglais etc.*, *génie gaulois*, *germanique etc.* hingewiesen, — unbestimmt ein mal, weil die europäischen Litteraturen in beständigen Wechselbeziehungen gestanden und dann, weil man etwas das noch lebt, das sich verändert und fortentwickelt und zwar nach einem Endziele, das wir nicht erkennen und errathen können, nicht zu Klassifizieren vermag — nachdem T. angesichts dieser allgemeinen Zusammengehörigkeit erklärt, dass fortan eine Litteratur nicht mehr innerhalb ihrer nationalen Grenzen, sondern nur noch als Zweig der europäischen untersucht werden dürfe, führt er uns in dem ersten Abschnitte in die Geschichte des englischen Einflusses auf Frankreich vor J. J. Rousseau ein. Zunächst ist von der weittragenden, vermittelnden Bedeutung der Widerrufung des Edit de Nantes die Rede. Dies auf der einen Seite so beklagenswerte historische Ereignis hatte das erste Zusammenprallen des französischen und englischen Geistes zur Folge. Durch England kam das moderne Frankreich zum ersten Male in engere Berührung mit dem nicht romanischen Europa. Indem Ludwig XIV 400 000 Mann geistiger Kerntruppen seines Volkes aus der Heimat vertrieb, wurde er die Hauptursache jener bevorstehenden Transformation des *Génie national* des klassischen Frankreich, das

unter seinem Scepter die Weltherrschaft angetreten. Und ungemein rasch vollzog sich dies Eindringen neuer Ideen, wenn man bedenkt, dass englische Sprache und Sitten, Dichter und Denker noch zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts in Frankreich gänzlich unbekannte Dinge gewesen — Dinge, von denen etwas zu wissen man gar nicht der Mühe wert erachtete. Aber nicht nur Sprache und Litteratur, sondern auch Politik, Geschichte und Religion trennten diese beiden Länder. Beide wussten sich die schmeichelhaftesten Komplimente zu machen (darin sind sie sich zwar bis auf den heutigen Tag gleich geblieben!) Hass und Verachtung, krasser Unkenntnis entsprungen, waren gegenseitig. Ausdrücken wie *malignes têtes rondes* und Versen wie Saint-Amand's:

La sottise et l'arrogance
Composent toutes ses moeurs,
Ses moins ineptes humeurs
Sont pleines d'extravagance

blieben die Engländer die Antwort nicht schuldig. Der Jesuitenpater Coulon, der das erste Reisehandbuch über England schrieb (1654) preist das Land der Britten folgendermassen: „Ehemals war es der Aufenhalt der Engel und Heiligen, jetzt ist es eine Hölle der Dämonen und Königsmörder. Aber da Caesar einst die Reise gewagt, so solle man es auch versuchen — möglichst bald jedoch möge man wieder die Strasse nach Frankreich einschlagen." — Uebrigens reiste der Franzose des XVII Jahrhunderts überhaupt nicht gerne — aber auch manch einer des XIX dürfte Guy Patin beistimmen, der das Reisen als *une agitation de corps et d'esprit en pure perte* bezeichnete. — Italienisch und spanisch wurde im XVII Jahrhundert fleissig getrieben; um die germanischen Sprachen kümmerte man sich nicht. Die deutschen Sprachkenntnisse, die La Bruyère und Saint-Simon nachgerühmt werden, scheinen uns sehr problematischer Art zu sein. Wozu auch fremde Sprachen lernen, da doch das Französische internationales Idiom war. Das Englische galt allgemein als ein barbarisches Kauderwelsch. Corneille bewahrte eine englische Uebersetzung des Cid als Kuriosum zwischen einer türkischen und slavischen Uebertragung seines Meisterwerkes. Es gab zwar schon englische Grammatiken; sie waren aber für französische Kaufleute bestimmt. Nur selten gelangten englische Bücher über den Canal. Neben den Uebersetzungen lateinischer Werke, z. B. Barclay's *Argenis* und Bacon's Werke (seit 1611) seien hier die Uebertragungen von John Wilkins' *The Discovery of a new World (Discours sur un nouveau monde par le sieur de la Montagne* 1655) und Sidney's *Arcadia* erwähnt. Diese beiden Autoren übten den ersten englischen Einfluss auf die französische Litteratur aus. — Saint-Èvremond und Fon-

tenelle sind die beiden einzigen französischen Schriftsteller des XVII Jahrhunderts die der englischen Litteratur ein relatives Verständnis entgegen bringen. Bouhours' bekannte Schmeicheleien sind nicht blos an die Adresse der deutschen Sprache und der deutschen Sitte gerichtet, sondern an die *tempéraments grossiers et les corps massifs des peuples du Nord* überhaupt. Der französische Gesandte in London, Comte de Comminges, von Ludwig XIV aufgefordert über Englands Dichter und Gelehrte Bericht zu erstatten, schreibt u. A.: *Il semble que les arts et les sciences abandonnent quelques fois un pays pour en honorer un autre à son tour. Présentement elles ont passé en France et, s'il en reste ici quelques vestiges, ce n'est que dans la mémoire de Bacon, de Morus, de Bucanan, et, dans les derniers siècles, d'un nommé Miltonius qui s'est rendu plus infâme par ses dangereux écrits que les bourreaux et les assassins de leur roi* (p. 16). — Da gelingt es der bigoten Mad. de Maintenon, hinter welcher aber, was nicht genug beachtet wird, die ganze katholische Nation steht, ihren Roi soleil zu jener dunklen That zu bewegen, die hunderttausende intelligenter Landessöhne ins Exil treibt — und in die klaffende Bresche, die dadurch entstanden, wird nun anglo-germanischer Geist eindringen. Zunächst aus dem freigeistigen Holland und dann aus Englands Hauptstadt und ihrer Hugenottenkolonie, von der in den Jahren 1680—1730 die rührigste wissenschaftliche und litterarische Geistesvermittlung ausgeht. Das berühmte *Rain Bow Coffee-House* war der Sammelplatz dieser ersten kosmopolitischen Schriftsteller. Die Seele dieses Kreises war der Polygraph Desmaizeaux, der Berichterstatter des *Journal des Savants*, mehrerer holländischer Zeitschriften und vor allem auch Pierre Bayle's. Durch die Stammgäste der Kneipe zum Regenbogen, und nicht durch Voltaire, erfuhr Frankreich zuerst von Bacon und Locke. Es gab unter ihnen ernste und steife Calvinisten aber auch litterarische Abenteurer, wie Thémiseul de Saint-Hyacinthe, der der Uebersetzer Robinson Crusoe's wurde. Der aufgeklärte, republikanischen Geist, *le philosophisme* des XVIII Jahrhunderts, ging aus den Uebersetzungen, Schriften und aus der regen journalistischen Thätigkeit jener Heimatsverbannten im Regenbogen zu London hervor. Von hier aus begann die Unterminierung des französischen Thrones, — des *ancien régime.* — Der erste bemerkenswerte Reisebericht aus England — *Relation d'un voyage en Angleterre* (1664) — stammt aus der Feder Sorbière's, des Freundes und Uebersetzers von Hobbes. Voltaire irrt, wenn er dies Werk, das die ersten und zwar meist günstigen Betrachtungen über den Geist und das Wesen der Engländer enthält, als Satire bezeichnet. Während Sorbière allerdings nicht viel von den englischen Bühnen zu sagen weiss, so giebt er zum ersten Male

und zwar vor Saint-Évremond, vernünftige, wenn auch einseitige Auskunft über das englische Theater. Reicheres Material über Dinge und Menschen des damaligen England liefern die Zeitschriften der Refugies. An die Namen Pierre Bayle, Le Cerc, Basnage de Beauval vor Allen knüpft sich diese internationale Journalistik. Ihr Erfolg war ein enormer. Interesse und Liebe derselben für das Ausland, das ihnen Schutz gewährte, mag oft genug mit Groll gegen das Vaterland und seinen Herrscher untermischt gewesen sein — wir sehen ja Aehnliches in Frau v. Staëls Schriften über Deutschland und in denen Heines über Frankreich — ihre Propaganda wirkte nur desto nachdrücklicher. Das *Journal littéraire*, das 1713—1736 im Haag erschien, war eine Art *Cosmopolis* des beginnenden XVIII Jahrhunderts. Diese Zeitschrift hatte Mitarbeiter in Italien, Belgien, England und Deutschland. Wir finden dort Parallelen über die englische und französische Poesie und zahlreiche Auszüge aus den Schriften Swifts. Natürlich verficht sie die Sache der *Modernes*. Dass Mitteilungen über England einem allgemeinen Bedürfnisse entsprachen, beweist u. a. die Gründung der *Bibliothèque Anglaise* von de la Roche u. der *Bibliothèque Britannique* von Desmaizeaux. Fast alle schriftstellerisch thätigen Refugies waren Uebersetzer. In den ersten Jahren des XVIII Jahrhunderts wütet „le démon traducteur", wie Grimm sich ausdrückt. (Auch im Beginne des XIX. Jahrhunderts herrscht die Uebersetzungsmanie). Mit den schwächsten Uebersetzungen schuf man sich einen litterarischen Ruf wie dies z. B. einem van Effen gelang. — Addison, Steele, Pope, Swift u. A., an allen wurde eine mehr oder minder würdige Romanisierung vorgenommen. An Shakespeare, der übrigens auch in seiner Heimat nicht Mode war, dachte man nicht. Destouches, der in seinem *Tambour nocturne* Addison's *Drummer* benutzt, übertrug Scenen aus Dryden's und Davenant's Dramen. Ungleich bedeutender war die litterarische Vermittlung des abbé Desfontaine, wenn er auch nicht als der Uebersetzer Gullivers (1727) zu betrachten ist. T. führt noch eine Menge Namen aller jener obskuren Vorgänger Voltaires und Prévosts im englischen Vermittlungswerke an. Vergessen sind sie fast alle, weil sie blos fleissige Compilatoren und litterarische Handlanger gewesen. Nichts desto weniger hatten sie den Boden gepflügt, der nun bereit war, die Geistessaat Grösserer aufzunehmen. Den Voltaire und Prévost half aber noch ein anderer neue Wege bahnen. Wenn Voltaire an Horace Walpole (15. Juli 1768) u. A. schreibt: *Je peux vous assurer qu'avant moi personne en France ne connaissait la poésie anglaise*, so sagt er eine doppelte Unwahrheit: Denn nicht nur gab es bereits einen verständnissvollen Bericht über englische Poesie, sondern gerade Voltaire war es ge-

wesen, der Béat's de Muralt *Lettres sur les Anglais et les Français et sur les voyages*, die 1725, also 9 Jahre vor Voltaires *Lettres Anglaises* erschienen, vieles zu verdanken hatte. T. hat dies interessante Werkchen des Berner Patriziers, das mehrere Auflagen erlebte, allerorts viel Aufsehen machte und auch ins Englische übertragen wurde, in der *Revue d'Histoire litt. d. l. France* (Jan. 1894) mit Benutzung der Vorarbeiten der Schweizer v. Greierz, E. Ritter, Godet und V. Rossel eingehend behandelt. Die Zusammenstellungen des Verfassers beweisen von Neuem, dass es Voltaire meisterhaft verstand das, was andere vor ihm über England gesagt, als seine eigene litterarische Pionirsthat auszuposaunen. Auch durch den Einfluss den die Briefe Muralts auf dessen berühmten Landsmann J-J. Rousseau ausübten, erhalten diese litterhistorische Bedeutung. Dieser ausgesprochen kosmopolitisch veranlagte Mann, von dem der genannte Desfontaines richtig sagte: *Comme Suisse il a du bon sens et de la simplicité: comme Anglais, assez de profondeur et de pénétration; comme Français, de la vivacité et quelque délicatesse* — gab in seinen Buche jedenfalls die erste kompetente vergleichende Studie über den Geist Frankreichs und Englands. Seine völkerpsychologischen Betrachtungen fallen entschieden zu Gunsten der Engländer aus. Sie gaben den Ton an, in denen alle Anglomanen des XVIII. Jhrh. auch solche die weder, Protestanten noch Schweizer waren, einstimmten. Geistreich bemerkt Muralt ein Mal: *J'aimerais mieux, je crois, être un digne Anglais qu'un digne Français, mais l'inconvénient serait peut être moins grand d'être un indigne Français qu'un indigne Anglais.* Ein Zeitgenosse meinte, dass er einen französischen Geist und ein englisches Herz gehabt. Wir glauben eher, dass das Umgekehrte anzunehmen ist; denn im ersten Falle musste Muralt doch Geschmack und Verständnis für die klassische Litteratur Frankreichs gehabt haben; beides geht ihm ab. Sein Herz gehört wohl dem Lande, dessen Sprache er schreibt, aber sein Geist neigt zu englischem Wesen und Dichten.

Erheblich einflussreicher als Muralt und die Refugies wurde abbé Prévost, der zwei Mal nach England auswandern musste (1728 und 1733). Er erlernte dort die englische Sprache gründlich und verfasste zahlreiche Uebersetzungen, mit denen er sein Leben zu fristen hatte. Wie kein anderer Franzose des XVIII. Jahrhunderts aklimatisierte er sich in England. In seinen *Mémoires d'un homme de qualité* etc. (1728) die einen grossen Erfolg erzielten, schildert er, und zwar oft in realistischen Farben, nicht nur englische, sondern auch holländische, deutsche, spanische, türkische Sitten und Dinge. Geschickt weiss er Citate aus den Werken der verschiedensten englischen Schriftsteller einzuflechten. Seine An-

sichten über das englische Theater sind zuweilen freier und verständnisvoller als die Voltaires. Er hat den Dramen von Shakespeare, Dryden und Otway nicht nur beigewohnt, sondern dieselben auch verstanden und daher genossen (*une satisfaction infinie*). Auch Prévost wird Anglomane und bekennt, dass England eines der ersten Völker des Universums ist. Charakteristisch für den Umschwung des Zeitgeschmackes ist ferner, dass Spanien — die unerschöpfliche litt. Fundgrube von Rotrou bis Lesage — bei Prévost schlecht wegkommt. Das Dorado der neuen Zeit ist England — Eldorado der Humanität, des politischen Fortschrittes, der Geistesaufklärung und dichterischer Begeisterung. Alles sieht Prévost dort im goldenen Lichte — zwanglose Königsitten und religiöse Freiheit; die letztere besonders liefert dem Expriester willkommenen Stoff. Auch sein Roman „*Le Philosophe anglais ou Histoire de Monsieur Cléveland, fils naturel de Cromwell* (1732—39) ist ein grosser Dithyrambus auf England in sechs Bänden. Hier stossen wir zum ersten Male auf die folgenschwere Berichte über den freien, ungenierten Verkehr der Britten; hier in diesen pittoresken, seitenlangen Schilderungen der socialen Zustände des Nachbarstaates erfahren die Franzosen, wie dort drüben Milords und Grafen mit Schustern und Schneidern — und abgedankten Mönchen zwanglos in den Kaffees über öffentliche Angelegenheiten diskutieren und der Pariser Bourgeois, der in ehrfurchtsvoller Entfernung das vornehme Getreibe des Palais Royal begaffte, mag über solche Verhältnisse gestaunt — und nachgedacht haben. — Nachhaltiger indessen war die vermittelnde Wirkung von Prévost's zwanzigbändiger Zeitschrift „*Du Pour et du Contre*“. Bayle hat die populär-wissenschaftliche Zeitschrift, Prévost das Feuilleton erfunden. Auch er, wie Bayle, schreibt über alles was ihm unter die Augen kommt, über Angelegenheiten, von denen der Rotterdamer Refugie keine Ahnung hatte. Was hätte dieser über Theater, Sport, Salonanekdoten und dergleichen berichten sollen! Auch in anderer Beziehung ist Prévost moderner; er schreibt über Bücher (medizinische und metaphysische) *ou j'avoue que je ne comprends presque rien*! Das Hauptthema bildet auch hier die englische Litteratur. Jeder bedeutende Dichter Englands ist mit einigen Fragmenten vertreten. Lob und wieder Lob über das Theater, besonders für Shakespeare. Nur Hamlet kann ihm nicht einleuchten; eine solche „eigentümliche Rapsodie, ohne Ordnung und Wahrscheinlichkeit“ vermag ein Franzose, dem noch keine 1000bändige Hamletlitteratur zur Verfügung steht, nicht zu geniessen.

Inzwischen aber hatten Voltaires *Lettres Anglaises* (1734), diese offene und laute Kriegserklärung gegen Glaube und Kirche, den wuchtigsten Schlag gegen die grossen Ideale des klassischen

Frankreich geführt. Erst durch das Auftreten dieses genialen Brausekopfes, vermochte die Anglomanie in Frankreich festen Fuss zu fassen. Er fand schon Vorarbeiten; benutzte sie alle und verschwieg die meisten. Aber den alten Stoff belebte und beseelte er mit seiner hinreissenden Beredtsamkeit, mit dem Feuerwerk seines Geistes. Er zuerst verkörperte den aufklärenden und niederreissenden Gedanken des XVIII. Jahrhunderts. Mit Recht betont T., dass sich Voltaire nicht erst in England seine religiöse Skepsis geholt; die war zum grössten Teil aus dem Studium Pierre Bayles hervorgegangen. Bayle's *Dictionnaire historique et critique* wurde in England heftweise verbreitet. Der grosse französische Skeptiker war schon der Lehrmeister jener englischen Philosophen gewesen, die nun ihrerseits Voltaire begeisterten und ummodelten. Denn dieser kehrte als ein anderer zurück. Als Libertin (ich halte diese Bezeichnung für genauer als bel esprit) als eine Mischung Montaigne-Bayle'scher Skepsis und frivolen „Temple"-Geistes, betrat der 32jährige Arouet England, er verliess es als streitbarer Philosoph mit sicheren und ernsten Zielen. (John Morley lässt Voltaire Frankreich als Poeten verlasssen und als Weisen in die Heimath zurückkehren.) T. in alle Einzelheiten, so lehrreich und interessant diese auch sind, zu folgen, verbietet uns der Raum. Auch besitzen wir gerade für diesen Abschnitt der französischen und englischen Litteraturen zahlreiche deutsche Einzeluntersuchungen; einige derselben, die T. unerwähnt lässt, werden wir am Schlusse anführen. Hier sei nur auf die fünfte, vermehrte und verbesserte Ausgabe (1894) der mustergültigen Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts von Hermann Hettner hingewiesen, der auch T. vieles verdankt. Wir greifen aus dem reichen Material, das T. mit Bienenfleiss gesammelt und hübsch dargestellt hat, von nun an nur ganz Wesentliches heraus, oder Einzelheiten, die bis jetzt unbeachtet geblieben. — Trotz eifrigen Studiums und stetem Verkehr mit den hervorragendsten Männern Englands, sprach Voltaire kein fliessendes Englisch. Dagegen schrieb er es ziemlich geläufig, verfasste englische Verse und zwei Essays (*an Essay upon the civil wars of France . . . . and also upon the Epick poetry of the European nations from Homer down to Milton by* M. de Voltaire, London 1727), die ein höflicher Engländer zu den klassischen Werken der einheimischen Litteratur zählte. Young wird wohl an diesem englischen Schriftstellerruhm ebenso stark beteiligt gewesen sein wie später ein Gérard de Nerval an dem französischen Heines. Der ungeheure Erfolg der *Lettres philosophiques* (*anglaises*) ist bekannt; ebenso, dass das Ganze ein Pamphlet und der erste Teil eine Satyre ist. Voltaire braucht England, wie später Frau von Staël Deutschland und schon vor

beiden Tacitus das germanische Volk. Sie alle loben die Fremde auf Kosten der Heimat. Es ist didaktisch-satyrische Kontrastmalerei. Was nicht in das Musterbild, das Voltaire dem morschen Frankreich entgegenhält, hineinpasst, das lässt er weg. Auf Ungenauigkeiten und Entstellungen kommt es ihm nicht an. Der Zweck heiligt das Mittel und warum sollte man sich nicht der Waffen der Gegner bedienen! Er preist das Land, in dem Pope mit einer Homerübersetzung 200,000 Francs verdienen konnte — dass ein Johnson 48 Stunden nichts zu essen hatte, dass ein Thomson seine Gedichte verkaufen musste, um sich Schuhe zu kaufen, dies gehört nicht hierher! — Der *Spectator* (1711), *Robinson Crusoe* (1713) und ebenso Popes *Essay on men* bleiben ungenannt; *Gulliver* ist nur flüchtig erwähnt. Bezeichnend ist, dass die Nachahmer französischer Dichtung, wie Rochester, Waller und andere Dichter der Restauration besondere Beachtung finden. Wycherley, diesen derb-cynischen Verballhorner Molière's, lobt er und vermag von *esprit* und *bon comique* dieser unmoralisch-plumpen dramatischen Schule zu sprechen. Warum verweist T. hier nicht auf Taine, der so meisterlich über Wycherley und Consorten — sammt Voltaire zu Gericht gesessen? — In dem folgenden Kapitel ist von den Zeitumständen die Rede, die Verbreitung und Wurzelfassen des sogenannten Cosmopolitismus in Frankreich begünstigten. T. weist besonders auf das Schwinden des Patriotismus hin. Das XVIII. Jahrhundert, so urteilte schon Faguet, ist weder christlich noch französisch. Nie schlug die Anglomanie in Frankreich höhere Wellen als zu Zeiten nationaler Demütigungen. Der Friede von Paris, der Ludwig XV. die schönsten Kolonien kostete, wurde im Febr. 1763 unterzeichnet und im März desselben Jahres feiert Favart die Verbrüderung der beiden Nationen:

Le courage et l'honneur rapprochent les pays,
Et deux peuples égaux en vertus, en lumières,
De leurs décisions renversent les barrières,
Pour demeurer à jamais amis.

Von Weltbürgertum träumen, wie später ein Goethe, die vornehmsten Geister der französischen Aufklärung. Mit diesem Mangel an patriotischem Sinn, geht in logischer Weise die Pflege der Wissenschaften Hand in Hand. Das philosophische Wissen hat keine Heimat und nur wenig Erdgeschmack; Kunst und Litteratur dagegen sind an die Scholle gebunden. Vielleicht liefert uns dies eine Erklärung mehr für die Thatsache, dass wir, im Zeitalter des Dampfes und Electricität lebenden, keine grossen nationalen Dichtergenies besitzen. — In den ersten 30 Jahren des XVIII. Jahrhunderts wohnen wir einer förmlichen Liquidation des *grand siècle* bei. Es sind die Namen Bacons — den ein Franzose geistreich als *gra-*

vure avant la lettre du génie anglais bezeichnete — Lockes und Newtons, die in der Heimat Bossuets triumphieren. Die englische Wissenschaft erschien den Zeitgenossen Maupertuis' und Voltaires als die grösste Errungenschaft des menschlichen Geistes seit dem klassischen Altertum. Die Kunst der Antike, deren imposante litterarische Leistungen, wussten sie als gelehrige Schüler Newtons, der die Poesie *niaiserie ingénieuse* nannte, nicht mehr zu schätzen. Der englische Einfluss hatte auch einen starken negativen Charakter. —

Dem Genie eines Schweizers war es vorbehalten, die mannigfaltigen Einwirkungen Englands mit nationalen und heimatlichen Strömungen und Traditionen zu einem harmonischen, künstlerischen Ganzen zu vereinigen; J.-J. Rousseau vollbrachte die Geistesehe der romanischen und germanischen Welt. In dem II. Abschnitte (p. 105—311) unternimmt es der Verfasser, die Beziehungen Rousseau's zur englischen Litteratur klar zu legen. Auch hier holt T. weit aus, auch hier zieht er mit staunenswerter Belesenheit alles herbei, darunter Manches bisher wenig beachtete, was die merkwürdige Geschichte der französischen Geistesmetamorphose erklären und zu belegen vermag. Zunächst wird untersucht, was Rousseau seiner Vaterstadt verdankt, die mit englischem Wesen und Denken imprägniert war. Nach Sismondi sprach und schrieb man damals in Genf wohl französisch, aber man dachte und las englisch. In diesem Centrum des europäischen Cosmopolitismus des XVIII. Jahrhunderts entstand Marc-Auguste's und Charles Pictet's *Bibliothèque britannique*, dazu bestimmt, in den Ländern französischer Zunge englisches Wissen zu verbreiten. — Es zeigte sich schon bei Rousseau, wie später bei seiner begeisterten Schülerin Mad. de Staël (und ebenso bei Benj. Constant, Gérard de Nerval und Amiel), dass die romanische und germanische Seele nicht vereint in der Brust eines Poeten zu wohnen vermögen, ohne das Innere eines solchen Doppelmenschen auf's Tiefste zu erschüttern. Das Genie überwindet den Zwiespalt unter den härtsten Kämpfen, so Jean-Jacques und Mad. de Staël — das Talent geht zu Grunde (Nerval, Amiel). — Rousseau ist eine Mischung von westschweizerischem Protestantismus, französischem Geiste und englischem Natursinn und Individualismus. Er führt die Herrschaft des Ich's in Frankreich ein. Er hat dessen Litteratur um neue, zum grossen Teil den Engländern Milton, Thomson und Swift entlehnte oder von diesen inspirierte poetische Schönheiten bereichert, den französischen Geschmack verändert und erweitert. — Ueberzeugend weist T. nach, in welch ungewohntem Masse Rousseau von seinem bescheidenen Landsmanne Muralt beeinflusst und angeregt wurde.

Wie dieser, wie Prévost, Voltaire (und nicht minder wie Montesquieu), so sieht auch Rousseau in England alles im rosigsten Lichte — obgleich er Fieldings Schriften kannte. Diese übertriebene, allgemeine Lobhudelei englischen Wesens machte sogar die Engländer selbst stutzig: *Nous pouvons être dupes de la politique française*, schreibt Horace Walpole, *mais les Français sont dix fois plus sots que nous d'être les dupes de nos vertus* (p. 120). Alles vermochte die französische Anglomanie an England zu bewundern, sogar die sprichwörtliche Brutalität — sie wurde als ein Zeichen ehrlicher, energischer Naturanlage erklärt und gepriesen. Philosophischer Scharfsinn, meditatives Wesen, seelentiefe Leidenschaftlichkeit etc. etc., jede edle Eigenschaft eines Menschen schien dem Franzosen um die Mitte des Jahrhunderts der Bewohner Brittanniens zu verkörpern. Nur in diesem sah er ein Individuum; er selbst kam sich wie ein kraft- und saftloses Collektivwesen vor. Kurz, man kann sich von der Umwälzung des französischen Geschmackes heute kaum einen Begriff machen. Diejenigen, die heute in Frankreich über das Eindringen nordischer Ideen jammern, — die nichts bedeuten gegenüber der damaligen Anglomanie und ihren Folgen — möchten wir als beruhigende Medizin einige Seiten aus dem Buche Texte's empfehlen. Nichtssagend sind moderne Importationen wie *five o'clock tea*, *Lawn tenis* und ähnliche englische Spezialitäten, gegenüber der französischen zeitgenössischen High-life-Manie der sog. *matinée anglaise* — jenem seltsamen Genuss stundenlang, stillvergnügt, im seligen Bewusstsein des Zusammenseins, stumm und dumm nebeneinanderzusitzen! Sollte man es für möglich halten, dass eine solche puritanische Sonntagsstimmung in dem geselligen, redseligen Frankreich einmal Mode war? — Ein wichtiges Moment in der Entwicklungsgeschichte der Anglomanie Rousseau's bildet dessen langjähriger Verkehr mit dem anglo-germanischen Genie Denis Diderot. Dieser verwertete gerade um die Zeit, da er Jean-Jacques kennen lernte, seine gründlichen englischen Sprachkenntnisse, indem er sich mit Uebersetzungen sein täglich Brot verdiente. Sein Haus war der Sammelpunkt aller Anglomanen in Paris. Sein Lebenszweck war, mit der klassischen Tradition aufzuräumen. Nachhaltig waren auch die Einwirkungen, die von Pope's *Essay on men*, die in zahlreichen französischen Uebersetzungen erschien, ausgingen. Rousseau verehrte diese Dichtung wie ein gereimtes Evangelium. Die Verse Pope's übergossen das ganze gebildete Frankreich mit thränenzartem Wonnegefühl. Zugleich aber trugen sie mehr als Shaftesbury's Schriften zur Verbreitung des englischen Deismus bei. *Le poème de Pope adoucit mes maux et me porte à la patience* (p. 140) schreibt der Autor der *confession de foi du Vicaire Savoyard.* Auch der Spectator,

d. h. Addison und Steel und ihre *morale bourgeoise* beeinflussten Rousseau und seine Zeit. Wichtig ist ferner der französische Erfolg von Daniel's de Foe *Robinson.* — Manches neue und überraschende bieten sodann T.'s Betrachtungen über Rousseau's Verhältnis zum englischen Theater und zu Diderot's dramatischen Theorien. Trotz der *lettres sur les spectacles* hatte Rousseau Zeit seines Lebens eine Vorliebe für das Theater. Mit Diderot sieht er in Corneille und Racine blos geniale Schönredner; wie jener, verlangt auch er für die neue Zeit ein neues Drama; wie Diderot sucht er dieses in England. Shakespeare wurde von beiden nicht verstanden; sie beurteilen ihn nach den La Place'schen Verstümmelungen. Gemeinsam bewundern sie den englischen, heute gänzlich vergessenen Dramaturgen George Lillo. Dem nicht zu unterschätzenden Einfluss Lillo's auf das französische und deutsche Theater (die Beziehungen des letzteren zu Lillo hatte schon Erich Schmidt in seinem Buche *Richardson, Rousseau und Goethe*, das von T. wiederholt herbeigezogen wird, klargelegt), sind einige dankenswerte Seiten gewidmet. T. ist zum ersten Male den Spuren des einst so gefeierten Autors von *George Barnwell* auf französischem Litteratur-Gebiete nachgegangen. Hier sei nur erwähnt, dass diese dramatisierte Predigt, die dem XVIII. Jahrhundert manche Thräne entlockt, in der Genesis Manon Lescaut's eine Rolle spielt. In's Französische wurde Lillo's Drama von dem Genfer Clément, einem Anglomanen vom reinsten Wasser übersetzt. Clément war ein — protestantischer *défroqué* und daher mit Prévost doppelt geistesverwandt. Während er sein Manuscript korrigiert, vergiesst er Thränenströme! Dorat besingt das Melodrama und Diderot findet erhabene Schönheiten darin. Fast wäre *Barnwell* über die Bretter des Théâter français gegangen — im letzten Moment schreckte dieses doch vor der *ostrogothie anglaise* des Stückes zurück. Rousseau versichert uns allen Ernstes, kein einziges französisches Drama könne sich mit Barnwell messen; nur der Misanthrope findet neben diesem noch Gnade vor seinen Augen.

Der bürgerliche Roman Englands war es aber vor Allem, der den einstigen Autor der *Nouvelle Héloïse* in neue Bahnen lenkte der seinen innersten Geistesanlagen entgegenkam und der ihn zum unsterblichen Rousseau machte. Die beispiellose Vogue, der europäische Massenerfolg desselben wird in einem selbständigen Kapitel erörtert. (pag. 171—253). T. unterscheidet zwei Roman-Gruppen, die eine von 1740—1754: Richardson's *Pamela* (und die Parodie derselben *Jos. Andrews* von Fielding), *Clarissa*; dann Smolletts' *Roderick Random* und *Peregrine Pickle*, Fieldings Meisterwerk *Tom Jones* und endlich Richardson's *Grandison* umfassend. Aus der zweiten Gruppe treten die Namen Sterne (*Tristam Shandy* 1759),

Goldsmith (*Vikar of Wakefield* 1766) und wiederum Smollett mit *Humphrey Clinker* (1771) hervor. Den Verunstaltungen der sog. Uebersetzer Desfontaine und La Place ist es hauptsächlich zuzuschreiben, dass Goldsmith und Fielding wenig Anklang in Frankreich fanden. La Harpe's Urteil: *Pour moi, le premier roman du Monde, c'est Tom Jones*, steht einzig da und ehrt den Kämpen der klassischen Litteratur. Auch von Smollett, den sie nicht verstanden, wollten die Franzosen nichts wissen; er war ihnen zu *picaresque.* Dies Genre hatte längst den thränenfeuchten Stimmungsbildern weichen müssen. — Ueber *Pamela's* und *Clarissa's* Siegeszug durch die europäische Litteratur können wir uns kurz fassen. T. selbst schöpft hier zum grossen Teil aus den gen. Werken von Hettner und E. Schmidt. Eine vortreffliche Leistung ist des Verfassers vergleichende Studie über *Clarissa* und *Gil Blas* und Marivaux' *Marianne.* Zu kurz kommt unseres Erachtens *Manon Lescaut.* — Während Marivaux zu Hause dem Richardson Enthusiasmus weichen musste, fand er in England zahlreiche Bewunderer. Gray wünscht sich ein Paradies, in dem er ewig Marivaux' Romane lesen könne — d. h. mit denen von Crébillon fils! Ein Paradies, in dem er schwerlich mit seinem Landsmanne Milton zusammen treffen dürfte! Endgültig scheint uns von T. (mit Hülfe Jusserands, dem besten französischen Kenner der englischen Litteratur) nachgewiesen, dass Richardson *Marianne* nicht gekannt bevor er *Pamela* geschrieben, also Marivaux nicht nachgeahmt hatte, wie dies bisher eine litterarische Legende wollte. — Nicht wenig zu dem Erfolge der Romane Richardson's trugen die freien, willkürlichen, auch unvollständigen aber lebensvollen und stilgewandten Uebersetzungen Prévost's bei. Auch ein Anglomane wie er, glaubte noch einiges dem französischen Geschmacke opfern zu müssen. — Auf fünfzig Seiten entwirft Texte ein klares, sich an die besten Vorarbeiten anlehnendes Bild der Werke Richardsons. Er dachte wohl ähnlich wie E. Schmidt, der von dem englischen Romancier sagte, er gehöre ebensogut in die Geschichte des deutschen wie die des englischen Romanes. Gewiss, aber doch nur in vergleichenden Betrachtungen und die treten in diesem Kapitel des Buches ganz zurück. T. hat allem Anscheine nach gründliche Vorstudien gemacht; sein sicheres Urteil beweist dies. Aber diese gehören nicht in das endgültige Werk.

Desto grösseres Interesse hat das folgende Kapitel für uns: J.-J. Rousseau et le Roman anglais, in dem nicht etwa nur von Jean-Jaques sondern auch sehr viel von Diderot, Voltaire u. A. die Rede ist, anderseits aber nicht von dem englischen Roman überhaupt, sondern ausschliesslich von dem Richardson's. Schon Marc Monnier hatte die gerade nicht sehr überraschende Gleichung

aufgestellt: die Nouvelle Héloise verhält sich zu Clarissa, wie Werther zu Rousseau's Roman. Allbekannt und zugegeben ist, was Goethe dem Autor der Héloïse, weniger was dieser Richardson schuldet. T. will diese Lücke ausfüllen. Um zunächst die Beliebtheit der Romane Richardson's zu illustrieren, zieht er eine ganze Reihe zeitgenössischer Urteile herbei. Es gab eine förmliche *Querelle Pamela*, wie später eine solche über Shakespeare. — Nicht nur litterarische sondern auch national-chauvinistische Tendenzen machten sich gegen die englische Romanverehrung geltend, ebenso wie hundert Jahre zuvor Corneille wegen seines spanien- freundlichen Cids angefeindet wurde. Aber das verhindert nicht, dass ganz Frankreich Pamela liest. Der Roman wurde französischerseits fortgesetzt, plagirt, mit und ohne Absicht entstellt und romanisiert. Auf der Bühne hatte er kein Glück. Sogar der Versuch La Chaussée's (1743) misslang. Sechs Jahre später ahmt Voltaire die Pamela in *Nanine* mit ebensowenig Erfolg nach. (Vgl. über die Entlehnungen Voltaires einen in der *Zeitschrift* veröffentlichten Aufsatz (B. IX. Suppl. 4.) von P. Holzhausen). Als Clarissa Harlow erschien, war Richardson kein englisches Original mehr, sondern bereits ein weltberühmter Dichter. Marmontel schreibt im Mercure de France (Aug. 1758) *Je ne crois pas que notre siècle ait un pinceau plus vrai, plus délicat, plus animé. On ne lit pas, on voit ce qu'il raconte.* Mit *Grandison* wuchs der Ruhm Richardsons in Frankreich ins Unendliche. Da kein Sterblicher mehr des Vergleiches würdig war, so verglich man seine Helden mit dem Sohne Gottes. In D'Argensons *Memoiren* (B. V. p. 112) ist zu lesen: *Si l'on osait, on nommerait le sieur Grandison un nouveau Christ apparu sur la terre tant il est parfait.* Als dann Richardson 1761 starb, verfasste Diderot in 24 Stunden seinen berühmten *Éloge de Richardson. Je l'ai lu, je l'ai relu, cet éloge touchant et sublime*, ruft der Uebersetzer Youngs, de Bissy begeistert aus (*Journal étranger févr.* 1762 p. 143). Nicht ohne Grund hat man angenommen, dass in Diderots Panegyrikus ein versteckter Angriff gegen die *Nouvelle-Héloise* zu suchen sei, die wenige Monate zuvor erschienen war. Denn inzwischen hatten sich die beiden Freunde entzweit. T. sieht mit Recht in dem Éloge mehr als einen glänzenden rhetorischen Lobeshymnus. Er entsprach der innersten Ueberzeugung und der Gedankenrichtung Diderot's. Richardson's Werke dienten ihm als Belege für seine Ideen über das Wahre in der Kunst, besonders in der dramatischen. In seinen Augen ist Richardson ein moderner Homer, seine Romane stellt er dem Evangelium an die Seite. Nicht anders dachte übrigens Gellert. Voltaire freilich, dem die zunehmende Anglomanie, die er selbst heraufbeschworen hatte, schon lange ein Dorn im Auge war, erhob Einsprache gegen diese

überschwängliche Verehrung. Selbst Mad. du Deffand gelang es nicht ihn zu überzeugen, dass es der Mühe lohne die neunbändige Clarissa zu lesen. *Pour lire Clarisse, il faut être fou ou avoir du temps à perdre* (*Lettres chinoises* 1776). Weder Freund noch Feind konnten ihn aber dazu bewegen sein ablehnendes Urteil über die Romane Richardsons zu motivieren. Er schwieg sie todt. Er mochte wohl geführt haben, dass ein Ankämpfen gegen die Hochflut der Anglomanie doch vergebens gewesen wäre. Wusste er doch, dass Richardson vor Allem die Frauen auf seiner Seite hatte; und Voltaire kannte deren Macht in Frankreich. Den Erfolg des englischen Romanciers lernt man erst recht begreifen, wenn man die Entzückungstiraden der du Deffand, Lespinasse u. A. liest. T. giebt eine ganze Liste bekannter und unbekannter Franzosen, die nun nach dem berühmten Muster Richardson's Romane schrieben. Fast alle haben dieselbe schlecht kopiert und viele, die sich Richardson's Schüler nennen, gleichen diesem verzweifelt wenig. Ob Richardson in Diderot's *Religieuse* einen von seiner Clarissa inspirierten Roman erkannt haben würde, ist nicht wahrscheinlich. Und doch ist dem so. Das Gleiche gilt von den berüchtigten Schriftstellern Laclos und Restif de la Bretonne. Beide berufen sich auf den Engländer. Restif rühmt sich seiner Begeisterung für Richardson als er seinen *Paysan perverti* schreibt; nach seinem Beispiele wolle er in diesem Romane schildern, wie sich die Korruption eines unschuldigen und braven Herzens bemächtigt. Ja, Lavater nennt den Autor der 16 bändigen Schmutzgeschichte *Monsieur Nicolas* „Richardson français.“ Es wäre demnach richtiger Restif den Beinamen *Richardson des Halles*, statt des bisherigen Rousseau des Halles zu geben. Unter den Schülern Richardsons begegnen wir sogar dem — Marquis de Sade! — Ein nicht minder merkwürdiges und zugleich aber auch schönes Zeugnis für die dauernde Beliebtheit der Richardson'schen Romangestalten, liefert die dichterische Huldigung eines Franzosen, den man sicher nicht der Anglomanie zeihen kann. André Chénier hat Clarissa in seiner XIV Elegie besungen. — So ist es denn begreiflich, dass Rousseau, der 1756 in der Ermitage an seiner Nouvelle-Héloïse zu schreiben begann — also gerade als ganz Frankreich von Clarisse Harlow schwärmte, die Romane Richardson's beständig vorschweben mussten. Inhalt und Form seines Meisterwerkes fordern unwillkürlich eine Parallele heraus. Er selbst fühlte sich von Diderot's Éloge getroffen. Das Vergleichen der beiden Liebesgeschichten wurde zum kritischen Gemeinplatz. In England fiel er sehr zu Ungunsten Rousseau's aus. Gray, der Bewunderer Marivaux', hielt die Nouvelle Héloïse für thörichter und unwahrscheinlicher als den *Amadis de Gaule*. — Rousseau ist tiefer und eleganter, Richardson natürlicher

und dramatischer. Der eine ist ein talentvoller Schönredner, der andere Schilderer von Genie — so lauten in Frankreich die Rousseau feindlichen Urteile. Ueber die frappante Aehnlichkeit der beiden Romane herrscht aber in der zeitgenössischen Kritik nur eine Stimme. Auch T. geht auf alle Einzelheiten dieser Analogie ein. Einmal behandeln beide das gleiche Problem: die von der Pflicht durchkreuzte und besiegte Liebe. Symmetrie herrscht in der Disposition der Helden. Das rein Lyrische ist Rousseau's Eigentum, die Kunst der Personenschilderung, *le ton du sentiment*, wie sich schon Fréron ausdrückte, hat er von Richardson. Vor allem aber die äussere Anlage des Romans, die Briefform, mag diese nun von dem Engländer erfunden worden sein oder nicht. Es ist wahr, dass Mad. Dacier, Mad. de Lambert schon vorher romanhafte Briefe geschrieben; es ist möglich, dass Richardson die *Lettres portugaises* und besonders die von *Héloïse und Abélard* gekannt; allein selbst wenn dies bewiesen wäre, so bleibt Richardson nicht minder der künstlerische Schöpfer des Briefromans. Manches Analoge liegt auch in ihren religiösen Ansichten und Empfindungen, wie dies T. feinsinnig ausführt. — Mit ihrem Auftreten beginnt die Herrschaft des Ich's, die Pathologie der Seele des einzelnen Menschen. An ihre beiden Namen knüpft sich die Weltherrschaft des Romans, die vorher dem Epos und dem Drama gehört hatte. Von nun an den tiefsten Problemen zugänglich, wurde der Roman „das mächtigste Werkzeug der Ideenpropaganda" — *précepteur du genre humain*. Was Richardson vernachlässigt und nicht gekannt hatte, den Rahmen der Natur, schuf Rousseau als unübertroffener Meister; *Il associa à ses autres personnages ce nouvel acteur, la nature, qui souvent joue le premier rôle* (p. 304) — *Richardson* — so lautet der Schlusssatz der Parallele Texte's — *écrivait un roman, et Rousseau écrit un poème. L'un est, quoique très grand romancier, très méchant écrivain, l'autre est un incomparable artisan de mots. L'un n'a aucun style, l'autre a renouvelé dans ses profondeurs la langue elle-même* (p. 308).

In einem dritten und letzten Abschnitte behandelt Texte den englischen Einfluss in der II. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, indem er auch hier wieder Rousseau in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellt. — In den Jahren 1760—1789 kommen zu den engen litterarischen Beziehungen mit England auch noch die socialen hinzu. Zahlreiche bedeutende Engländer, wie Gray, Smollett, Sterne, Johnson und Hume u. A. suchen die Heimat ihrer Bewunderer auf. Die Ankunft des Schauspielers Garrick bildet eine pariser Sensation. David Hume wird angestaunt wie „ein Rhinoceros auf dem Jahrmarkte". Alle Salons der feinen Gesellschaft stehen den britischen Gästen offen. *Le nom d'Anglais,*

schreibt Gibbon 1762, *était „clarum et venerabile nomen gentibus"*. Schon Th. Buckle, dem wir in Anbetracht seiner unübertroffenen vergleichenden Studien aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert der beiden Länder, bei Texte gerne öfters begegnet wären, hat nachgewiesen, dass England auch für die Franzosen ein „fashionables" Wallfahrtsziel wurde. Den Kanal überschifft zu haben, gehörte zum guten Ton. Buffon, Delisle, Lalande, — fast alle socialpolitischen und philosophischen Grössen von Montesquieu bis Hélvetius, Morellet, Mirabeau, Grimm, Suard, Duclos etc. etc., sie alle hielten sich mehr oder weniger lang in der Heimat Lockes und Richardson's auf. Auf die Sitten der Franzosen, resp. der Pariser, konnte dieser persönliche Wechselverkehr nicht ohne Einfluss bleiben. An warnenden Stimmen, die auf das Schwinden der französischen „Galanterie", des geselligen, „gallischen" Geistes hinwiesen, fehlte es nicht. Aber umsonst geisselten Pamphlete, Satyren, Comödien die englische Mode in Sitte und Litteratur, vergebens wurde schon damals *la décadence des lettres et des moeurs* prophezeit. Von Beginn der 70er Jahre ist alles und jedes *à l'anglaise:* Kleidung, Sport, Clubs, Getränke, Mahlzeiten. Lenôtre's Gartenbaustil, der nicht nur den Versailler Park zierte, sondern auch jeden kleinen deutschen Fürstenpark mit vornehmen und steifen Alleen und abgezirkelten, konventionellen Blumenrasen versehen hatte, wurde der Garaus gemacht und zwar auch wieder durch Rousseau, der den natürlichen Baum und Strauch — nach englischem Stil — wieder in Mode brachte. Fox macht sich über die Nachäfferei lächerlich. Und der Prince de Ligne spöttelt: *l'élégance était à n'en pas avoir*. Paris befand sich in einem kosmopolitischen Delirium. Dabei hob sich das linguistische Interesse der Franzosen — das gerade auch nicht zu ihren nationalen Eigenschaften gerechnet werden kann. Schon Voltaire hatte das Studium des Englischen befürwortet. Prévost berichtet 1739, dass die Kenntnis des Englischen zur schöngeistigen Bildung gehöre. Unter Ludwig XVI. bildet sich eine *société philologique* und die *Correspondance littéraire* meldet nach Deutschland, dass die einzige Sprache der französischen Modeerziehung, die Shakespeare's sei. Zahlreiche englische Wörter bürgern sich in der französischen Sprache ein, so *club*, *ponche*, *rostbif*, *spleen*, *ladi*, *humour* etc. Die Buchhändler ernähren ein ganzes Heer von Uebersetzern. Eine Reihe von bedeutenden Zeitschriften stellen sich in den Dienst der fremdländischen, resp. englischen Litteratur. In den 288 Bänden des *Journal encyclopédique* (1756—1773) und in den 495 der Zeitschrift *„Esprit des journaux français et étrangers* (1712—1818) ist die ganze zeitgenössische englische Litteratur aufgespeichert. Das hervorragendste Blatt dieser Art war das *Journal étranger* (1754—1762), das nach-

einander von Prévost, Fréron, Arnaud und Suard geleitet wurde und seine Correspondenten im Orient, in Rom, Livorno, Florenz, Göttingen, Leipzig, Dresden, Stockholm und London hatte. Der erfolgreichste Redakteur derselben war Suard, Neckers Freund. Er war wiederholt in England, dessen Sprache er vollständig beherrschte. In seinem Salon traf sich alles, was für das britische Inselvolk schwärmte. *Dès qu'il s'agissait de l'Angleterre il avait l'air de prendre le fauteuil du président* erzählt sein Biograph. — Hier sehen wir uns veranlasst, ein Wort der Kritik einzuschalten, womit zugleich eine Lücke des Texte'schen Werkes ausgefüllt sein mag. Es handelt sich um einen intimen Freund Suards und der Familie Necker, vor allem Mad. de Staëls, um den Biographen und Freund Diderots und Grimms, den Züricher Jac. Heinrich Meister (1744—1826), über den Texte gar nichts zu sagen weiss. Weniger vielleicht in seiner Eigenschaft als langjähriger Redakteur der *Correspondance littéraire*, die Texte so oft als die Grimm'sche citiert, wenn sie schon längst das Werk Meisters ist, als wegen der 2bändigen *Souvenirs de mes voyages en Angleterre*, die Meister, ein leidenschaftlicher Verehrer Rousseaus, in der Form von Briefen verfasste, die Sterne'sche Schulung verraten und grösstenteils zuerst im *Journal des Indépendans* Anfang der neunziger Jahre publiciert wurden. Seine Berichte aus England, das er zwei Mal besuchte, — das erste Mal zusammen mit Talleyrand aus Paris fliehend — dürfen, was Inhalt und Form anbetrifft, denen seines Landsmannes Muralt aus dem Anfange des Jahrhunderts würdig an die Seite gestellt werden. Folgende aus den beiden Bändchen herausgegriffene Titel, mögen von der Mannichfaltigkeit und der Art des Inhalts einen Begriff geben: *Comparaison du caractère anglais et du caractère français — Des Spectacles — Du gout des anglais pour la campagne — Rousseau, ce qu'on pense en Angleterre du Contrat social — Shakespeare.* — Aus dem II. Bande, dem die Verse Thomson's:

Happy Britannia! where the Queen of Arts
Inspiring vigour, Liberty abroad
Walks unconfin'd, even to thy farthes Cotts
And scatters plenty with unsparing hand.

vorausgeschickt werden, erwähnen wir nur: *Du Théâtre — De la langue anglaise* und *Les femmes*; *De la moralité du peuple anglais.*[2])

Rousseau, — wir kehren wieder zu Texte zurück — vereinigte in seinen Werken die verschiedenartigsten englischen Ein-

---

[2]) Ueber Meister sind noch zu vergleichen: H. Breitinger, *Studien und Wandertage*, 1890 (*H. Meister, der Mitarbeiter Melchior Grimms) und L. P. Betz, Altes und Neues aus dem Leben J. H. Meisters in Schweiz. Rundschau April 1895.*

wirkungen. Er gab der Anglomanie und deren Folgen die vollkommenste litterarische Gestalt. Er war das vermittelnde Genie, das die französische Kritik und das aesthetische Empfinden seiner Landsleute umformte. Er ist der klassische Representant der antiklassischen, Regel und Tradition abschüttelnden Dichtung — *il réclama pour l'individu le droit d'aimer et d'admirer, sans consulter d'autres guide que lui-même* (332). Das Recht auf Originalität hatte schon vor ihm Young, der Autor der *Night Thoughts* aufgestellt — es galt überhaupt von jeher in der englischen Litteratur. Für Frankreich bedeutete es eine litterarische Revolution, gegenüber der bisher herrschenden Idee des absoluten, uniformen Geschmacks, den relativen nach Land und Zeit sich richtenden, persönlichen Geschmack als souverän zu erklären. Rousseau's Bedeutung besteht darin, die Vielseitigkeit der menschlichen Natur, die Geheimnisse und die Rechte des Ichs nicht nur theoretisch dargestellt, sondern auch in seinen Werken verkörpert und ihnen ewige Wahrheit verliehen zu haben.

Zum Einfluss des sentimentalen englischen Romanes übergehend, bespricht Texte zunächst die Pariser Erfolge Sternes. Der Autor, dessen *Tristam Shandy* eben erst im Erscheinen begriffen, schreibt von Paris aus an Garrick: „Mir dreht sich der Kopf ob all der unerwarteten Ehre, die mir zu Teil wird. Tristam ist hier fast ebenso berühmt wie in London." Der Erfolg war aber ein verschiedener. Zu Hause galt Sterne als geistreiches Original — in Frankreich wurde er als philosophischer Geist gefeiert. Dazu trugen auch wieder die Uebersetzungen am meisten bei, in denen der Humor Sternes nicht zur Geltung kam. — Diderot hat, wie dies schon sein Biograph L. Ducros nachgewiesen, manches aus *Tristam Shandy* geschöpft und sich in *Jacques le Fataliste* auch an die äussere Anlage des englischen Romans angelehnt. Die Tiefe, die Art des Sterne'schen Humors erfasste auch er nicht — den erkannten in Frankreich erst Xavier de Maistre und Charles Nodier. *Sentimental Journey*[3]) entzückte ganz Frankreich durch die eigentümliche Mischung von Sentimentalität und Launigkeit, durch jene Sensibilität, die bekanntlich Schule machte. *Une des productions les plus inimitables qui existent en ancune langue* schreibt Meister in seiner *Correspondance.* Man sprach von *Shandéisme* wie man später von *Werthérisme* redete, und bezeichnete ihn als *philosophie de l'homme ingénieux, sensible et philanthrope.*

---

[3]) Wir machen hier auf eine formvollendete Uebertragung von dem Dichter E. Blémont, einem talentvollen Schüler Banville's aufmerksam. Von seinem Meister hat er die Kunst der Form und das Verständnis für Humor. Die Uebersetzung erschien in prächtiger Ausstattung, mit 200 Illustrationen von Leloir. Paris 1884.

Suard verglich Sterne's Buch wieder mit der Bibel. Der Zeitgeschmack war eben von Rousseau schon — man verzeihe den Sportsausdruck — trainiert worden, so dass alle Herzen der thränenfeuchten paradoxen und unzusammenhängenden Prosa Sternes entgegen flogen. — Durch Rousseaus geniale Vermittlung wurde den Franzosen nicht nur eine neue Welt des inneren Menschen verkündet, sondern durch ihn lernten sie auch die Natur sehen und lieben. Er selbst war von Englands Naturschwärmerei beeinflusst. Dort hatten alle grossen Dichter, von Shakespeare bis Thomson die Schönheiten der Natur gekannt und besungen. — Thomsons *Jahreszeiten* drangen erst ein Menschenalter nach ihrem Erscheinen bis nach Frankreich. Man sah in ihm vor Allem den menschenfreundlichen Philosophen, den Sänger der überschwänglichen Philanthropie und diesen ahmten die Gilbert, Dorat, Delille und Saint-Lambert nach. So gefeiert diese Vertreter der beschreibenden Poesie in Frankreich auch waren, so teilten bei weitem nicht alle Zeitgenossen die Bewunderung, die besonders Voltaire für sie hegte. *Saint-Lambert*, schreibt z. B. Buffon, *n'est qu'une froide grenouille, Delille un hanneton . . . Aucun d'eux n'a su, je ne dis pas peindre la nature, mais nous présenter un seul trait bien caracterisé de ses beautés les plus frappantes* (p. 364). — Natürlich kommt hier Texte auch auf den erstaunlichen Erfolg der Gessner'schen *Idyllen* zu sprechen, die n. b. nicht nur von Huber, sondern zum grossen Teil auch von dem gen. Meister übertragen wurden. Der schweizerische Maler der süsslichen, aber doch anmutigen Stimmungsbilder kommt jedoch bei Texte schlecht weg; er nennt ihn ebenso wegwerfend als unrichtig *l'imprimeur de Zürich*. Gerade so gut könnte man Beaumarchais *l'imprimeur de Kehl* betiteln. Wenn Gessner etwas anderes war als Dichter, so war er Künstler. — Aber nicht nur Rousseau's Natursinn, sondern auch seine Melancholie hatte englischen Anstrich. Die Werke der Thomson, Young, Collins und Gray hatten schon längst in Frankreich die Legende von der englischen Melancholie verbreitet, welche den pariser Vaudevillisten die dankbarsten komischen Effekte lieferte. Einer derselben spottet über die Kirchhofstimmungen der Nachbarn (p. 367):

Par vos tristes vapeurs vos goûts sont rembrunis,
Vos livres et vos arts portent ce noir vernis.
Vos yeux cherchant partout des aspects funéraires,
Jusque dans les jardins veulent des cimetières.

Gresset schildert schon 1745 in seiner *Sidnei* in hübschen Versen eine echte Hamletmelancholie. Von Gray kannte man in Frankreich nur die *Kirchhofidylle, (Elegy written in a Country Churchyard).* Sie inspirierte fast alle französischen Lyriker jener Zeit. Collins, Chatterton und Cowper ernteten keine französischen Lorbeeren im XVIII. Jahr-

hundert. Desto mehr Ed. Young, *le sépulcral Young* wie er genannt wurde. Schon die Uebersetzung der ersten „Nacht“ im *Journal étranger* 1762 von dem Anglomanen Graf de Bissy, der kaum Englisch kannte, hatte grossen Erfolg. Von den zahlreichen Nachbildungen der nächsten 20 Jahre, ist die Letourneur's (1769) die beste und vollständigste. Obschon weder wortgetreu noch dichterisch bedeutend, entzückte sie die französche Mitwelt. Erich Schmidt ist den Spuren der Young'schen Mondscheinlyrik in der deutschen Litteratur nachgegangen. Im Reiche der *gaieté gauloise* richtete sie schreckliche Verherungen an. Der skeptische Grimm, der einen leisen Protest gewagt, bekommt von Diderot eine kleine Strafpredigt zu hören; er solle doch bedenken, *que ce n'est pas sans un mérite rare qu'on fait lire des jérémiades à un peuple frivole et gai.* Es spukt bereits die Selbstmordmanie. Eine Zeitschrift spricht von *fermentation la plus générale*, welche die „Nächte“ verursacht. Sie wurden das Lieblingsbuch der — Revolution, die tägliche Lektüre der Robespierre und Camille Desmoulins. Der letztere las noch am Vorabend seiner Hinrichtung darin, was Westermann zu dem Witzworte veranlasste: *Tu veux donc mourir deux fois!* Der Zauber der Young'schen Poesie dauerte noch bis ins XIX Jahrhundert fort. — Auch in dem Ossianenthusiasmus sieht Texte eine der Folgen der von Rousseau vorbereiteten litterarischen Revolution. Es war wieder ein Schweizer gewesen, der Genfer Paul-Henri Mallet, der mit seiner Edda Uebersetzung, die dann Percy ins Englische übertrug, eine neue Quelle nordischer Inspirationen eröffnete. Bald sollte die ossianische Litteratur ganz Europa überfluten. Rousseau steht indessen in gar keiner Beziehung zu Macpherson. Texte konstatiert blos das merkwürdige Zusammentreffen analoger Erscheinungen. Man kennt den Ossian-Kultus der deutschen Dichter zu Genüge. Arvède Barine hat den der französischen in zwei hübschen Aufsätzen beschrieben (*Journal des Débats* 13 und 27 November 1894). Turgot war der erste Uebersetzer der Bardenlieder. Die kosmopolitischen Schwärmer Frankreichs erklärten von Neuem, dass es zu allen Zeiten und überall echte Poesie gegeben; Diderot's und Rousseau's Theorie, dass nur der primitive Mensch wahrhaft Poet sein könne, wurde bestätigt. Die Kritiker kämpften leidenschaftlich für und gegen die Aechtheit der ersischen Lieder. Aber auch die, welche nicht daran glaubten, wie später Chateaubriand, konnten sich dem mystischen Reize der Macpherson'schen Volkslyrik nicht entziehen. So bedeuten denn Letourneur's, *poésies galliques d'Ossian, fils de Fingal* (1777) einen neuen Markstein der französischen Litteratur-Geschichte. Trotzdem jedoch bleibt Rousseau, dem der Zeit nach Ossian und Young vorausgingen, der Schöpfer der modernen Lyrik.

Damit hatte aber das XVIII. Jahrhundert Wesen und Unterschied der *littératures du Midi et du Nord*, wie sie Mad. de Staël definieren sollte, noch nicht klar erkannt. Der Kosmopolitismus war nicht reif genug, um zielbewusst den Kampf mit dem traditionellen Humanismus, der klassischen Poesie aufzunehmen. Noch hatte diese zahlreiche Anhänger — an ihrer Spitze Voltaire. Er, der sich rühmte, zum ersten Male von Englands Poeten erzählt zu haben, war der Wortführer aller derer, die das National-Genie schützen, dem französischen Ideal die Universalität erhalten wollten. — Während die Neoklassiker behaupteten, es sei alles schon gesagt, es seien alle Bücher schon geschrieben — nur die Form ändere sich, erklärten die „Modernen" mit Séb. Mercier, dass noch lange nicht alles Menschliche bekannt sei, dass auch die Litteratur noch ihre *terres australes* habe. Ein Beispiel mag genügen, um zu zeigen, dass sich Voltaire noch nicht von dem *ancien régime* der einheimischen Kritik losgesagt. Er schreibt im März 1761 folgendes an den P. Bettinelli über Dante *aux imaginations stupidement extravagantes: Je fais grand cas du courage avec lequel vous avez osé dire que le Dante était un fou, et son ouvrage un monstre . . . . Le Dante pourra entrer dans les bibliothèques des curieux, mais il ne sera jamais lu.* Voltaire, der von Miltons Schilderungen sagt: *elles font vomir tout homme qui a le goût un peu délicat* bleibt den Traditionen des *grand siècle* nicht minder treu als der sonst scharfsinnige Marie-Jos. Chénier der von Shakespeare behauptet: *(il) porte le délire et l'indécence à un degré humiliant pour l'humanité (p. 412).* Die alte *Querelle des anciens et modernes* war bekanntlich zu Hause ausgefochten worden; d. h. es fiel den *Modernes* nicht ein — und zwar aus guten Gründen — die Meisterwerke Englands ins Treffen gegen die *Anciens* zu führen. Jetzt aber handelte es sich nicht mehr darum, zwischen Euripides und Racine, sondern zwischen diesem und Shakespeare oder zwischen Voltaire und Shakespeare zu entscheiden. Denn wir dürfen nie vergessen: Voltaire wehrte sich schliesslich seiner eigenen Haut, er und die übrigen. Der Streit hatte einen unangenehmen persönlichen Charakter. Daher artete er in klobige Schimpfereien aus, in denen sich besonders Voltaire gefiel, der sich nicht entblödete in einem Briefe an die Akademie seiner eigenen Vergangenheit ins Gesicht zu schlagen, indem er Shakespeare einen *Saltimbanque* nannte, *qui a des saillies heureuses et qui fait des contorsions.* T. sagt sehr richtig: *Voltaire ne discute pas, il injurie* (p. 416). Bei andern, wie bei La Harpe, der kein Wort Englisch verstand, gesellte sich zu der Wut gegen Anglomanen, noch pure Ignoranz. Der temporäre Sieg der Anciens des XVIII. Jahrhunderts (deren Anciens allerdings die Klassiker des XVII. Jahr-

hunderts waren, d. h. diejenigen, für die damals die *Modernes* eintraten!) wurde weder durch die Voltaire, La Harpe, M.-J. Chénier, noch durch die in jenen Tagen aufblühende Altertumsforschung (Winkelmann etc.) und eine antikisirende Kunstrichtung (David, u. A.) sondern vielmehr durch die hereinbrechende Revolution errungen, die einen entschiedenen Rückgang der kosmopolitischen litter. Neigungen bewirkte. Schon aus rein äusseren Gründen; denn von 1789—1814 war Frankreich politisch total von allen germanischen Nationen getrennt. Wohl blieben einige Hauptführer der Revolution ihrem Jugendenthusiasmus treu; auch beginnt gerade die deutsche Litteratur im letzten Jahrzehnt Wurzel zu fassen. Im Grossen und Ganzen jedoch ist die Litteratur und die litterarische Kritik der Revolutionszeit pseudo-klassisch. Rousseau's *Contrat Social* wird die Bibel der Revolutionäre, Rousseau der Poet und Anglomane ist vergessen. Der Kultus der klassischen Mythologie wurde Mode und ihr offizieller Dichter Lebrun, genannt der französische Pindar, besang also die Götter der Alten (p. 426)

Vive Homère et son Elysée
Et son Olympe et ses héros
Et sa muse favorisée
Des regards du dieu de Claros!
Mes Amis, qu' Apollon nous garde
Et des Fingals et des Oscars,
Et au sublime ennui d'un barde
Qui chante au milieu des brouillards!

Nun wiederholte sich aber was vor hundert Jahren geschehen: Die Revolution und Napoleon trieben viele Tausende aus den gebildetsten Gesellschaftskreisen ins Ausland und so fiel den Emigranten die gleiche Weltgeistvermittelnde Mission zu, welche die Aufhebung des Edictes von Nantes den Refügiers auferlegt. Auch die Emigranten hatten ihre Saint-Evremond, die trotz langjährigem Exil Stockfranzosen blieben, solche die nichts lernten und nichts vergassen. Was will aber ein Rivarol bedeuten neben den Chateaubriand, Camille Jordan, Fontanes, Benjamin Constant, neben Frau v. Staël u. A.?

Mit Frau v. Staëls *La Littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* (1800) erhält die internationale Evolution des französischen Geistes im XVIII. Jahrhundert ihren Abschluss. Dies Buch ist nach Texte nichts anderes als ein glänzender Commentar und Auszug der Aesthetik Rousseaus. Seine Werke lehrten die Tochter Neckers religiös, philosophisch, politisch und litterarisch denken. Während Deutschland lange ein geschlossenes Buch für sie blieb, war sie von Kind-

heit auf von englischem Einfluss und Rousseau'schen Ideen umgeben. Der klassischen Litteratur ihrer Heimat und den Vorbildern derselben brachte sie wenig Verständnis entgegen. Sie zog die Römer, die Montesquieu in die Mode gebracht, den Griechen vor. Ihre ganze Poetik ist Rousseau'schen Ursprungs. Da sie aber Compromisse sucht, alle Geschmacksrichtungen und Traditionen mit neuen Ideen zu vereinigen strebt, da sie mit Voltaire, den Shakespeare zu englisch findet, mit Ducis von den *incohérences des tragiques anglais et allemands* spricht und mit d'Alembert an die absolute Herrschaft des *bon goût* glaubt, musste sie sich im Einzelnen in Widersprüche verwickeln. In der Hauptsache gelang es ihr jedoch, das was andere vor ihr ausgesprochen, in deutliche und klare Thesen zu formen. Auch was sie von dem fördernden Einflusse des Protestantismus sagt, war nicht neu. Schon vor ihr und vor Bonstetten, Sismondi, B. Constant und Charles de Villers, hatte Montesquieu diese Frage erörtert, und vor diesem auch schon die Refügiers. Frau v. Staël machte sie aber für die litterarische Kritik fruchtbar. Vergleichende Religionsphilosophie half ihr zum ersten Male die tiefen Probleme Shakespeares zu ergründen. Sie hat als erste, Religion, Völkerpsychologie, das Problem der Rassenunterschiede, mit Erfolg in den Dienst der vergleichenden Litteraturforschung gestellt.

In einem Schlusskapitel zeigt der Verfasser, wie der Kosmopolitismus des XIX. Jahrhunderts fortfährt die klassische Tradition zu unterminieren, wie die französische Dichtkunst und Kritik immer mehr internationalen Charakter annimmt. Bald wird ein Stendhal unumwunden erklären, dass Deutschland und England Frankreich überflügeln, Racine und Boileau den Vergleich mit Shakespeare, Schiller und Lord Byron nicht aushalten. Dagegen äussert sich Mad. d. Staël ebenso einseitig: *La véritable force d'un pays, c'est son caractère naturel, et l'imitation des étrangers, sous quelque rapport que ce soit, est un defaut de patriotisme.* Diesem im Munde der Verfasserin der *Corinne* seltsamen Erklärung, stellt Texte mit Recht die Worte Gaston Paris' gegenüber: *S'enfermer dans ses frontières, surtout à une époque intellectuellement aussi vivante et féconde que la nôtre, c'est pour une littérature se condamner à se rabougrir et à s'étioler.* Die mächtigsten Einflüsse von Aussen, hindern nicht kräftiges Aufblühen einer reichen nationalen Dichtkunst, Beweis: Die französische Romantik. Falsch ist es aber, wenn man die fremden Einwirkungen ableugnet oder als ganz unbedeutend hinstellt, etwa mit dem Hinweis auf die Sprachunkenntnis der Hugo, Lamartine etc. *Romantisme, c'est cosmopolitisme, non parce que nos écrivains ont, commne on l'a écrit non sans naïveté, plagié les poètes anglais*

ou allemands, mais bien parce qu'ils avaient appris, à travers Rousseau à s'infuser eux aussi cette „sève étrangère“ qui lui avait servi à greffer le vieux tronc national (p. 454). In J.-J. Rousseau sieht Texte den Dante der Neuzeit, der Frankreich die Pforten des anglo-germanischen Europa eröffnet, mit dem die Aera der Weltlitteratur beginnt. Der Verfasser erkennt die Gefahr, die hieraus für die französische Nationaldichtung erwächst. Sie besteht aber für alle Litteraturen der kommenden Zeiten. Schon das was man heute Nationallitteratur nennt, gleicht dem zusammengeflickten Gewande Klein Rolands. Und selbst das bischen Prestige — ich spreche natürlich vom litterarischen Standpunkt — das sie heute noch geniesst, wird einst schwinden, — der Siegeszug der Wissenschaften, der blitzartige, geistige Verkehr zwischen den Völkern, die Tausende von Zeitungen und Zeitschriften, die hinüber und herüber fliegen, sie werden in einer fernen Zukunft den letzten Rest wahrhaft nationaler, dem Boden und dem Geiste der Heimat entsprungener, von Aussen unberührter Dichtung vernichten. Es wird dann vielleicht eine Zeit kommen, welche den Wunsch eines Rivarol, es solle die Menschheit eine grosse Republik bilden und von einem Ende der Welt bis zum anderen unter der Herrschaft einer einzigen Sprache stehen, nicht mehr als utopistisch-phantastisches Scherzwort betrachten mag. Wir sind indessen ganz der Ansicht Texte's, der meint, es habe damit noch gute Weile! — Rassenkampf uud Völkerwettstreit, mit ihren guten und schlimmen Folgen, dauern ungeschwächt fort. Auf dem Gebiete dichterischer Produktion, in Dingen der Litteratur wird zweifelsohne jene Nation die siegreichste bleiben, die sich am wenigsten isoliert, die keine geistige Errungenschaft, keine Schöpfung der menschlichen Phantasie im Universum unbeachtet und unbenutzt lässt. — Texte scheint mir einen glücklichen Griff gethan zu haben, indem er sich einen ähnlichen Gedanken von zweien seiner Landsleute bestätigen liess, deren Namen sich des besten Klanges im gebildeten Auslande erfreuen, und die selbst den lebendigen Beweis der Richtigkeit desselben liefern. *C'est prouver sa jeunesse et sa force* — sagt Gaston Paris, den ich keinem Leser dieser Zeitschrift vorzustellen habe — *c'est s'assurer un avenir de renouvellement et d'action au dehors, que de faire connaître et de comprendre tout ce qui se fait de grand, de beau, de neuf en dehors de ses frontières, de s'en servir, sans l'imiter, de l'assimiler, de le transformer suivant sa nature propre, de conserver sa personnalité en l'élargissant et d'être ainsi toujours la même et toujours changeante, tonjours nationale et toujours européenne. (Leçons et lectures sur la poésie au moyen âge* 1895, Préface). Und nicht weniger anerkennt Ernest Renan die Geistesförderung, die auch ihm aus dem Studium fremder Meister des Gedankens

erwachsen, wenn er schreibt: *Il semble, que la race gauloise ait besoin, pour produire tout ce qui est en elle, d'être de temps en temps fécondée par la race germanique: les plus belles manifestations de la nature humaine sont sorties de ce commerce réciproque, qui est, selon moi, le principe de la civilisation moderne, la cause de sa supériorité et la meilleure garantie de sa durée.*

Wir möchten unsererseits zum Schlusse einem dritten Franzosen das Wort geben, dem Akademiker E. Melchior de Vogüé. Dieser kenntnissreiche und vornehme — im geistigen und anderen Sinne des Wortes — Champion des gelehrten modernen Kosmopolitismus in Frankreich, äusserte sich im vergangenen Sommer bei der Einweihung des Denkmals der drei Brüder Désiré, Charles und Auguste Nisard in Châtillon-sur-Seine, — nachdem er die exklusive Verehrung berühmten Nisard (Désiré) für Frankreichs klassische Litteratur hervorgehoben, folgendermassen:

Beaucoup d'entre nous pensent autrement aujourd'hui. Dans cette furieuse mêlée du monde moderne, ou la concurrence intellectuelle nous dispute les esprits comme la concurrence commerciale nous dispute les marchés, nous avons la volonté d'arriver partout les premiers; pour y réussir, nous devons emprunter de toutes mains la monnaie intellectuelle qui circule dans le monde et la refrapper au vieux coin français, nous devons étudier les chefs-d'œuvre et les aspirations des autres peuples; nous devons étendre nos prises sur toutes les formes neuves des sentiments humains, afin de maintenir notre hégémonie traditionnelle sur l'homme de tous les pays. Aux protectionnistes littéraires qui nous accusent, nous répondons avec Sénèque: Je vais aux étrangers non en transfuge, mais en explorateur.

Nous savons d'ailleurs que nous sommes dans la vraie tradition française, tradition d'hospitalité et de conquète. De même qu'une étude attentive de l'histoire démontre la vérité du mot fameux: „Ce n'est pas la liberté qui est nouvelle, c'est le despotisme", de même un examen approfondi de notre histoire littéraire nous permet de dire: Ce n'est pas la recherche qui est nouvelle, c'est l'immobilité. Depuis les plus lointaines origines, au moyen âge, à la renaissance, au XVIII siècle, jusqu' à la veille et dès le lendemain du règne de Louis XIV, le génie français nous apparaît comme un pêcheur qui jette infatigablement son filet au large des océans, qui en retire des aliments pour sa nourriture quotidienne, qui en ramène des perles pour sa parure. Et il y a des perles rares, que nous voulons sertir dans l'or de notre langue, chez un Dante, un Shakespeare, un Goethe; il y en a de neuves chez un Tolstoï et un Ibsen.

Damit schliessen wir unsere Betrachtungen über Textes inhaltsreiches, äusserst verdienstvolle Werk. Die hier aufgehäufte Menge interessanten Stoffes brachte es mit sich, dass unser Referat ungewöhnliche Dimensionen angenommen hat. Diese stehen allerdings

auch mit unserer Ueberzeugung in Zusammenhang, dass der Leser dieser Blätter, der nicht Zeit hat alle Bücher zu lesen, von einem Referate eine übersichtliche, nichts Wesentliches auslassende Inhaltsangabe verlangen darf, dass mit einer eingehenden, beschreibenden Recension ein mindestens ebenso wichtiger Dienst geleistet ist, als etwa mit einer Kritik, die blos mit einer anderen Auffassung, persönlichen Liebhabereien, mehr oder weniger wichtigen errata und sonstigen Verbesserungen aufwartet. – Aber auch den kritischen Teil glauben wir weder dem Leser noch dem Autor ersparen zu dürfen. Da wir doch ein Mal am Ende des Buches angelangt sind, so können wir hier gleich unser Bedauern ausdrücken, dass T. unbegreiflicher Weise den Index weggelassen. Ueber die Notwendigkeit eines Namensregisters für ein Werk, das fast 200 Jahre Weltlitteratur umfasst, und in Folge der Materialsammlung ein Nachschlagebuch werden wird, wollen wir keine weiteren Worte verlieren. — Zu Missverständnissen scheint uns der Titel des Buches doppelte Veranlassung zu geben. Einmal hat ein ganzes Drittel des Werkes mit J. J. Rousseau gar nichts zu thun; seinem Namen und Einfluss begegnen wir erst im 2. Abschnitte nach 128 Seiten. Dann ist Texte entschieden willkührlich mit dem Ausdruck „kosmopolitisch“ umgegangen. Will man diesen Begriff, der in erster Linie das Gegenteil von Patriotismus bezeichnet, für die Litteratur verwenden, so kann er nur Beliebtheit, Einfluss, Bevorzugung jeder fremden Litteratur, jeder nicht französischen Dichtkunst oder Denkweise bedeuten. Texte will aber mit dem „Kosmopolitschen“ Einfluss nur denjenigen bezeichnet wissen, der von der anglo-germanischen Rasse ausgeht und nach seiner Darstellung erst am Ausgang des XVII beginnt — als ob nicht schon gallo-lateinischer Geist (auf den doch die Franzosen stets pochen) etliche Jahrhunderte zuvor mit dem der Franken und „Nord-manen“ in Berührung getreten wäre. Das ist durchaus keine spitzfindige Haarspalterei. Es giebt litterarische Legenden genug — und eine Legende ist es, dass das klassische Jahrhundert, das für Pascal und Lafontaine, Descartes und Bayle, Corneille und Scarron, Bossuet und La Bruyère Platz gehabt hat, den *Génie français* aus der Taufe gehoben haben soll — als dass man eine neue verbreite und sage (oder auch nur zu sagen scheine): im XVIII. Jahrhundert wird die französische Litteratur zum ersten Male antinational d. h. kosmopolitisch. War denn etwa der Einfluss Italiens auf die französische Litteratur des XVI. Jahrhunderts, weniger gewaltig als der Englands auf das Frankreich des XVIII.? Waren die italienischen Manieren und Sitten, das italienisierte Französisch des XVI. Jahrhunderts, der „pétrarquisme“ der Plejade keine antinationalen, kosmopolitischen Symptome? Man denke doch an Henri Estiennes patriotische Entrüstung über die Ver-

unzierung der französischen Sprache seiner Zeit. Was charakterisiert die französische Renaissance am deutlichsten? Die Weltstaatsidee. Eine Geschichte über den Einfluss der Bibel — und giebt es ein Buch, das dem sogenannten *génie français* ferner liege? — auf die französische Litteratur, würde die Spuren litterarischer Strömungen aufdecken, die nicht minder antinational sind als die, welche Milton's *Paradise lost*, englische Philosophie und englische Romane in Frankreich zurückgelassen. Die französische Litteratur hat sich ebenso wenig — ja noch weniger als irgend eine andere Litteratur in Europa auf rein nationaler Grundlage entwickelt. Die *Origines du cosmopolitisme litteraire en France* sind gleichalt wie die französische Litteratur selbst. Warum also nicht einfach und deutlich als Titel: *Histoire des relations littéraire de la France et de l'Angleterre au XVIII. siècle?* — Eine weitere Bemerkung allgemeiner Art möchten wir an das fortwährende Bestreben Texte's knüpfen, fast alle litterarische Strömungen des französischen XVIII. Jahrhunderts auf die einzige Quelle: J.-J. Rousseau zurückzuführen. Es ist, um nur ein Beispiel anzuführen, zuviel gesagt, wenn es (p. 330) heisst: *Grâce à lui — et par ce qu'il avait écrit — on lut et on goûta Sterne, Ossian, Young, Hervey, ou Shakespeare lui-même . . . .* Das geistige Bündnis mit England hatte schon stattgefunden, als es sich der junge Rousseau noch bei seiner „mütterlichen" Freundin Madame de Warrens wohl sein liess. Die mächtige litterarische Reaktion des französischen XVIII. Jahrhunderts wurde nicht durch einen Mann und nicht durch mehrere Genies hervorgebracht, sondern durch Verhältnisse socialer, politischer, psychologischer Art, die über jenen standen. Wir dürfen in Rousseau ein mächtiges, einflussreiches Werkzeug, nicht den Lenker und Schöpfer dieser Evolution des französischen Geistes sehen. — Und nun noch einige Kleinigkeiten: Texte wird in der nicht ausbleibenden II. Auflage gut thun, einige Wiederholungen des gleichen Gedankens wegzulassen (z. B. pag. 40 und 42). Zu rügen ist ferner mehrfache mangelhafte Quellengabe bei Citationen. Texte schöpft auch zuweilen, wie uns scheint unnötiger Weise, aus zweiter Hand. Zu kurz kommt im ersten Teile Pierre Bayle und seine vermittelnde Bedeutung für die französische Litteratur. (Die von Emile Gigas 1890 veröffentlichte *Choix de la correspondance inédite de Pierre Bayle* (1670—1706) scheint Texte nicht benützt zu haben.) Noch mehr aber Montesquieu. Gewiss ist dieser ja in erster Linie socialpolitischer Schriftsteller; aber eben als solcher doch der Gründer jener franco-englischen Schule, die nicht nur einige bedeutende Männer der Revolution, sondern auch Mme. de Staël und Guizot beeinflusst hat, und schliesslich bedeutet sein *Esprit des Lois* auch in den litterarischen Beziehungen Frankreichs und Englands

ein wichtiges und charakteristisches Moment. — pag. 414 behauptet Texte, dass die *Modernes* in der bekannten *Querelle* auch die Meisterwerke Italiens nicht gegen die *Anciens* gebraucht hätten. Das ist nicht richtig, wie man sich bei Rigault, *Histoire de la querelle des Anciens et Modernes 1859* etc. überzeugen kann. — pag. 259 Anmerkung, lese Holzhausen und nicht Holzhauser (und nicht im VII Band der Zeitschrift f. nfrz. Sprache u. Litt. sondern im IX. Suppl. 4.). — Eine *Histoire littéraire du peuple français* von J. Jusserand (p. 453 Anmk.) ist uns nicht bekannt, dagegen eine *du peuple anglais*.

Vielleicht wird mir der eine oder der andere Leser Dank wissen, wenn ich hier eine Liste aller einschlägigen, in Deutschland erschienenen Studien (Dissertationen, Programmarbeiten etc.), die Texte entgangen zu sein scheinen, folgen lasse:

Schmidt, Al. *Voltaires Verdienste um die Einführung Shakespeares in Frankreich*, Königsberg 1864.

Dr. Riedel, *Ueber Shakespeares Würdigung in England, Frankreich und Deutschland*, (Herrigs Archiv Bd. XLVIII).

Sturm, J., *Zaïre und Othello, nebst einer kurzen Darstellung von Voltaires Urteil über Shakespeare*, Progr. 1879.

Morf, H., *Die Cäsartragödien Voltaires und Shakespeares (Zeitschrift f. frz. Spr. u. Litt.* X. 214—234).

Duchateau, O., *Pope et Voltaire*, Diss. Greifswald 1875.

O'Brien, *Le Déisme en Angleterre et son influence sur les littératures anglaise et française*, Köln 1856.

Krueger, Gust., *Fremde Gedanken in J.-J. Rousseaus erstem Discours*, Hallenser Diss. 1886.

Scharf, L., *Milton und J.-J. Rousseau*, Progr. Freudenthal 1873.

Wershoven, F. J., *Smollet et Lesage*, Engl. Stud. VII. 141 ff.

Middendorff, *Richardsons Pamela und ihre dramatischen Bearbeitungen in Frankreich* (Beilage Alg. Ztg. No. 203, 204. 1890),

Wüscher, G., *Der Einfluss der englischen Balladenpoesie auf die franz. Litteratur etc.* Diss. Zürich 1891.

Ueber Samuel Sorbière's „*Relation d'un voyage en Angleterre 1664* (vgl. Texte, pag. 26. ff.) ist neuerdings ein Aufsatz von J. Jusserand in „*English Essays from a French pen 1896* (Sorbières *Journey to England*) erschienen. In demselben Buche befindet sich eine Studie, die neue Aufschlüsse über Voltaire in England bringt.

Some books — schreibt Francis Bacon in seinem ersten Essay — *are to be tasted, others to be swallowed and some few to be chewed and digested.* — Joseph Texte's treffliche Arbeit gehört zu den seltenen Büchern der letzten Art. *It is a standard work.*

ZÜRICH. LOUIS P. BETZ.

Schläger, Georg. *Studien über das Tagelied.* Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des Mittelalters. Jena, Hermann Pohle. 1895. 89 S. 8⁰.

Die vorliegende gleichzeitig als Jenenser Dissertation erschienene Publication zerfällt in drei einzelne Abhandlungen: I. Das altfranzösische Tagelied *Gaite de la tor*' (Raynaud No. 2015) S. 1 bis 14. II. Das Tagelied in der Provence und Nordfrankreich S. 15—70 III. Die Herkunft des Tageliedes S. 71—88. Als Anhang ist die Weise des altfranzösischen Tageliedes beigefügt.

In der ersten Abhandlung bespricht Verfasser kurz die bisherigen Erklärungsversuche, giebt dann einen kritischen Text des Liedes und sucht dann seine eigene Auffassung im einzelnen zu motivieren. Er macht den Wächter ganz zur stummen Person, nur Ritter und Dame sprechen: in Strophe 1 sowie in den beiden Schlussstrophen der Ritter zum Wächter, in der 2. Strophe der Ritter zur Dame und in Strophe 3—5 Ritter und Dame miteinander. Diese Erklärung hat manches für sich, es tritt in der Einteilung eine kunstvolle Gliederung zu tage, die Charakteristik der beiden Hauptpersonen gewinnt wesentlich. Alles freilich ist auch jetzt noch nicht einwandsfrei: die Zerreissung des Refrains in den Strophen 3—5 in Rede und Gegenrede will nicht recht einleuchten, die fünfte Strophe sähe man lieber dem Wächter als der Dame zugeteilt etc. Aber im ganzen wird man Schlägers Erklärung als einen neuen, selbständigen Versuch zur Lösung der vielen in dem Gedicht liegenden Schwierigkeiten anerkennen und zum mindesten als gleichberechtigt neben die bisherigen Erklärungsversuche stellen dürfen.

In der zweiten Abhandlung sucht Verfasser zunächst die Dichtungsgattung des Tageliedes genauer als bisher geschehen zu bestimmen. Er scheidet streng zwischen den Liedern, welche überhaupt das Scheiden zweier Liebenden nach gemeinsam vollbrachter Nacht schildern, welche überall aus den Verhältnissen heraus entstehen können, je nach Ort und den zugrunde liegenden Verhältnissen variieren, aber keine feste Dichtungsgattung ausmachen und für ihr Vorkommen bei verschiedenen Völkern keiner litterarischen Zusammenhänge bedürfen — und zwischen denen, welche gewisse vollständig typische Züge aufweisen, die alles andere eher sind als der allgemeingiltigen Wirklichkeit entsprechend und deren Vorkommen an verschiedenen Orten sich nur durch litterarische Entlehnung der Gattung erklären lässt. Als Beispiel der ersten Gattung führt er das Pseudo-Dietmarische „*Slâfest du, friedel ziere*" (M. F. S. 39) auf, das er — mit Recht — als „selbwachsen", als unabhängig von romanischem Einfluss betrachtet. Die zweite Gattung wird re-

präsentiert durch die provenzalische „Alba“ und die ihr nachgebildeten fremden Dichtungen. Aber auch das, was gewöhnlich unter dem Namen „Alba“ geht, bedarf noch der Sichtung: so bespricht Verfasser zuerst diejenigen Dichtungen, welche wirklich, d. h. nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach als Alba zu betrachten sind (bei Schläger No. I.—IX.), gewinnt dann aus diesen die typischen Elemente, welche für die Gattung wesentlich sind — wichtig vor allem der Wächter! — und scheidet darnach sowohl die uneigentlichen Alben aus, welche nur äusserliche Beeinflussung durch die eigentliche Alba zeigen, aber die charakteristische Situation vermissen lassen (No. X.—XII., hierbei auch Guiraut Riquiers „Serena“) als auch das geistliche Wächterlied (No. XIII.—XVII.), das mit der alba innerlich nicht das mindeste zu schaffen hat, sondern ganz und gar auf biblischer bezw. kirchlich-traditioneller Grundlage ruht. Von hier aus kehrt er wieder zu der französischen Alba zurück, die alle Kennzeichen der provenzalischen Alba bietet, und bespricht dann die sonst noch vorhandenen Reste französischer Alben nach provenzalischem Muster, sowie die wenigen hierher gehörigen Stücke aus neuerer Zeit.

Die erwähnten Lieder, zumal die eigentlichen Alben, werden eingehend behandelt, wobei zur Erklärung im einzelnen manche gute Bemerkung und Vergleichung abfällt. Nur erscheint mir die Interpretation von No. I. (*En un vergier sotz folha d'albespi. Bartsch, Chrest.* 4 S. 101 f. jetzt Appel, *Provenzal. Chrestomathie*, Leipzig 1895. S. 90[1]) etwas gezwungen: die Rede der Dame, ihre Aufforderung an den Freund zum Küssen und Kosen, soll träumende Erinnerung sein, während der Liebende schon Abschied genommen hat und fern von ihr ist; Strophe 5 (Liebesgruss durch den Wind) bringe die Redende dann wieder zur Wirklichkeit zurück. An Schmelz und Zartheit gewinnt das Lied auf diese Art ohne Zweifel, aber wahrscheinlich ist mir diese moderne Interpretation doch nicht. Ueber den Widerspruch zwischen dem *tro la gayta crida* der ersten Strophe und dem *tro la gaita toque son caramelh* der 4. Strophe kommt man freilich schwer hinweg, denn die Rede, welcher die letzteren Worte angehören, muss zeitlich der Situation der 1. Strophe unbedingt vorangehen. Scherers von Schläger bekämpfte Auffassung, die erste Strophe schildere proleptisch die Situation, die folgenden Strophen 3—5 seien nachträglich referierte Rede, erscheint mir im ganzen doch noch natürlicher, wenngleich auch sie einige Fragezeichen zurücklässt. Es ist wohl zu vermuten, dass das Lied nicht lückenlos überliefert ist.

---

[1]) Hier ferner jetzt zu finden: Schlägers No. II. (*Quan lo rossinhols escria*), III. (Bertran von Alamo, resp. Gaucelm Faidit) IV. (Guiraut von Bornelh), X. (Uc de Bacaloria), XV. (Guillem von Autpol).

Die dritte Abhandlung endlich führt auf die Kernfrage nach dem Ursprung der provenzalischen Alba. Nach Schläger ist für die Beantwortung dieser Frage die sogenannte „älteste Alba“, die lateinisch-provenzalische Alba (Joh. Schmidt und Suchier, *Z. f. d. Ph.* XII., 333 ff.), von keiner Bedeutung: er schreibt den provenzalischen wie den lateinischen Text dem gleichen Verfasser zu und betrachtet mit Laistner und Roethe das ganze als geistlichen Hymnus. Des weiteren lehnt er die von Roethe vertretene Herleitung der Alba aus dem geistlichen Wächterlied ab, ebenso auch die von Richard Otto angedeutete Möglichkeit arabisch-spanischer Vorbilder, um dann seine eigene Auffassung vorzutragen, wonach der pseudoovidische Brief Leanders an Hero der Ausgangspunkt der mittelalterlichen Alba wäre: hier das verbotene Liebesverhältnis, das dort auf ritterliche Verhältnisse übertragen erscheint, hier vor allem die getreue Amme, welche zum Scheiden mahnt und das Vorbild für den ins Vertrauen gezogenen Wächter der provenzalischen Alba geboten hat.

Diese Erklärung ist wohl dasjenige, was in dem ganzen Buche am meisten zum Widerspruch herauszufordern geeignet ist. Das Material zur Beantwortung der Entstehungsfrage ist ausserordentlich dürftig, und so ist natürlich Raum für verschiedene Erklärungen gegeben. Verfasser bietet eine solche, die nicht nur den Vorzug der Neuheit, sondern in dem citierten Briefe sogar eine factische Grundlage hat, während die an und für sich ansprechende Annahme, die Alba sei aus dem sogenannten volkstümlichen Tagelied hervorgegangen, naturgemäss sich documentarisch nicht erhärten lässt. Für Schläger handelt es sich vor allem darum, das Wächtermotiv in der Alba zu erklären, das nach ihm das wesentlichste Merkmal der ganzen Gattung ist, aber nur als eine poetische Fiction betrachtet werden kann, die nicht, wie das übrige, gegebenen Verhältnissen entspringt, sondern ihre Erklärung in litterarischen Vorbildern finden muss. Gegen die Möglichkeit einer Entlehnung des Motivs aus dem geistlichen Wächterlied macht Verfasser geltend, dass ein Weg, auf dem diese Verbindung vor sich gegangen sein könne, in wirklich glaubhafter Weise noch nicht gezeigt worden sei. Aber man wird einen ähnlichen Einwand gegen seine eigene Theorie machen können: von dem pseudo-ovidischen Brief bis zur Alba ist ein weiter Schritt, die Mittelglieder fehlen völlig, auch die lateinische Vagantenpoesie bietet nichts verwertbares. Hätte sich die Figur des Wächters aus jener der Amme entwickelt, so müsste weiter in der provenzalischen Alba der ins Vertrauen gezogene Wächter, resp. (wie bei Bornelh) der Freund das ursprüngliche, der nur zufällig weckende Wächter das sekundäre sein, was sich aus den vorliegenden Alben nicht wahrscheinlich machen lässt,

die umgekehrte Entwickelungsreihe, wie sie Levy (*Litt. Bl. f. germ. u. rom. Phil.* 1885, Sp. 196) aufgestellt hat — Wächter lediglich als Verkünder des Tages > Wächter in Beziehung zu den Liebenden — ist auch a priori weit natürlicher.

Schliesslich aber genügt, von allem anderen abgesehen, der pseudo-ovidische Brief nicht, um das Entstehen der Alba als Gattung zu erklären. Es kommt bei einer Dichtgattung meines Erachtens doch auf zweierlei an: auf den Inhalt und auf die Form. Für ersteres könnte man des Verfassers Theorie eventuell als genügend gelten lassen; für die Erklärung der Form aber, der Strophe und vor allem des characteristischen Refrains, versagt sie. Sollte ein Cleriker in lateinischer Sprache oder, wie der Verfasser annehmen möchte, ein gelehrter Trobador in der Volkssprache auf Grund jener Epistel das erste Tagelied gedichtet haben, so würde diesem Dichter weitaus der grösste Anteil an der Entstehung der Gattung, dem angeblichen Vorbild hingegen nur ein sehr bescheidener, ein rein stofflicher Anteil zufallen, d. h. das Tagelied wäre im wesentlichen nicht nur eine individuelle, sondern auch eine in der Hauptsache provenzalische Schöpfung. Zudem musste der Dichter noch das Liebesverhältnis zwischen Hero und Leander auf die höfischen Verhältnisse seiner Zeit übertragen, die Amme durch den Wächter ersetzen, kurz auch inhaltlich so viel neues, eigenes hinzuthun, dass er für das wenige, was übrig bleibt, kaum nach jenem lateinischen Muster zu greifen brauchte, zumal wenn man noch die Existenz eines einheimischen „volkstümlichen Tageliedes" als möglich zulässt. Wenn jener Dichter etwa an Stelle der weckenden Vögel (vgl. Dietmar!) den zufällig weckenden Wächter einführte, so wäre damit auch eine Erklärung für das schwierige Wächtermotiv gegeben, das den Verfasser offenbar zu seiner Annahme geführt hat.

Die ganze Frage wird bei dem vorhandenen Material wohl immer mehr oder weniger hypothetisch bleiben. Man wird zugeben, dass die pseudo-ovidische Epistel bei der Bildung der Alba mitgewirkt haben k a n n. Aber auf der anderen Seite bleibt doch die Möglichkeit immer offen, dass die Alba als Kunstgattung sich aus dem „volkstümlichen Tagelied" heraus entwickelt hat, wenn sich auch dessen Existenz für jene Zeit und Gegend nicht beweisen lässt. Und wenn der Verfasser sich dafür entscheidet, in dem lateinisch-provenzalischen Alba Text und Refrain einem und demselben Dichter zuzuschreiben, so hindert doch auch nichts anzunehmen, dass der provenzalische Refrain aus einem vulgärsprachlichen Lied — sei es unverändert, sei es modificiert — übernommen und der lateinisch-geistliche Text — wie u. a. Monaci will — hinzugedichtet wurde. Ueber Möglichkeiten jedoch werden wir schwer hinauskommen.

Verfasser verfährt im wesentlichen induktiv: er sammelt und sichtet zuerst das Material, um aus diesem das Facit zu ziehen und darauf dann weitere Schlüsse aufzubauen. Aber er verfügt auch, auf Grund germanistischer Schulung und ausgedehnter folkloristischer Kenntnisse, zur Genüge über allgemeine Anschauungen, die er hier mit Glück verwertet und die nicht nur für die hier behandelten Fragen von Wichtigkeit sind. Dass unter ähnlichen Verhältnissen hier und dort ähnliche Produkte entstehen können, ist für die Betrachtung des Tageliedes sehr wesentlich: so braucht der Verfasser nicht überall litterarische Zusammenhänge anzunehmen, und so vermag er vor allem die Geschichte der Alba von dem scheinbar so nahe verwandten geistlichen Wächterlied ganz zu trennen. So verdanken wir ihm nicht nur die schon oben erwähnten klärenden Ausführungen über das volkstümliche Tagelied (S. 15 ff.), sondern auch ein paar ganz vortreffliche Seiten über das Verhältnis von Volksgesang und Kunstpoesie (S. 22 ff. Anm.), über die Beziehungen des deutschen Minnesanges zum romanischen (S. 19 ff. Anm.). Es ist wirklich schade, dass das Buch von Jeanroy (*Les origines de la poésie lyrique en France.* Paris 1889), welcher der ältesten deutschen Lyrik alles Originale und Nationale abspricht, sie als blosse Nachahmung der von ihm erschlossenen ältesten französischen Lyrik betrachtet und damit eine auch diesseits des Rheins nicht seltene Anschauung auf die Spitze treibt, auf germanistischer Seite so wenig Beachtung gefunden hat. Schläger sucht die Haltlosigkeit der Jeanroy'schen Aufstellungen darzulegen, er zeigt vor allen Dingen schlagend, dass das, was Jeanroy für directe Nachahmung erklärt, zumeist nichts als zufällige Uebereinstimmung ist, da es eben die einfachsten Situationen, die nächstliegenden Verhältnisse sind, welche die Lyrik überhaupt darstellen kann. Dass der Verfasser dabei für die Existenz einer volkstümlichen deutschen Lyrik vor dem Minnesang eintritt, ist selbstverständlich. Seine Ausführungen über das Volkslied überhaupt verdienen eingehende Beachtung. Mit Recht verwirft er es als unmethodisch, Beweise für das Vorhandensein des Volksgesanges vor der lyrischen Kunstpoesie zu fordern, er sagt: „Dies Vorhandensein ist zunächst ein Postulat der ganzen litterarischen Entwicklung. Der Boden muss bereitet sein, ehe eine hochstehende Kunstform darin Wurzel fassen kann. Wenn man aber alles durch gelehrte Uebertragung zu erklären versucht, gerät man in eine Sackgasse: man konstruiert eine Abstammungsreihe von gelehrten Poesien, an deren Ende ein grosses Fragezeichen steht; will man dies fortschaffen, so muss man sich doch bequemen, eine volkstümliche Vorstufe anzuerkennen, wenn man nicht gar zu der mythologischen Anschauung der Inspiration seine Zuflucht nehmen will“.

Mit solchen Betrachtungen erhebt sich der Verfasser weit über die engen Grenzen seines Themas, und so dürfen wir seine Publication als eine wesentliche Förderung der Wissenschaft in mehr als einer Hinsicht bezeichnen. Wo er nicht zu überzeugen vermag, handelt es sich um sehr schwierige, vielleicht überhaupt unlösbare Fragen, an denen schon mancher andere gescheitert ist. Gesundes Urteil, Scharfblick in der Scheidung des scheinbar zusammengehörigen, vielseitige Kenntnisse sind die Vorzüge, welche dieses Buch auszeichnen und uns noch manche schöne Gabe von dem Verfasser erwarten lassen.

TÜBINGEN. CARL VORETZSCH.

Robert von Blois *sämtliche Werke.* Zum ersten Mal herausgegeben von Dr. *Jacob Ulrich*, Professor der romanischen Philologie an der Universität Zürich. Band III (= *Die didactischen und religiösen Dichtungen Robert's von Blois.* Nach der Arsenalhandschrift herausgegeben von Dr. *J. U.*) Berlin 1895. 8⁰. XXXIII. 129 S.

Die Ausgabe sämtlicher Werke des Robert de Blois, die Ulrich 1889 mit dem Roman *Beaudous* (Bd. I) begonnen und 1891 mit *Floris und Liriopé*, der *Chanson d'amor* und *4 Gedichten* (Bd. II) fortgesetzt hat, wird mit dem vorliegenden dritten Bändchen zum vorläufigen Abschluss gebracht. Dasselbe enthält die didaktischen und religiösen Dichtungen Robert's, vom Herausgeber in folgende drei Abschnitte mit selbständiger Verszählung eingereiht: I) *L'Enseignement des Princes* (p. 1—54, 1873*) gepaarte Achtsilbner), II) *Le Chastoiement des Dames* (p. 55—78, 757 Verse), III) *Poésies religieuses* (p. 79—129, 1494 Verse). No. I (Ens.) entspricht den No. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 in P. Meyer's Beschreibung der Arsenalhandschrift 5201 (*Romania* 1887, p. 25—42 und Tabelle p. 43). P. M.'s No. 4 hat U. als unächt nur in der Einleitung (p. XXVI—XXIX) wiedergegeben. No. II (*Chast.*) = P. M.'s No. 5, No. III (Poés.) = P. M.'s No. 15 und 16. Publiciert war von diesen Stücken bis jetzt nur No. II von Méon (*Fable & Contes* II p. 184—208, Vers 1—749). No. I und III bringen Interessantes in verschiedener Hinsicht. Im Prolog (I 1—72) und in der Widmung (I 171—314) erhalten wir erwünschten Aufschluss über den Dichter, dessen Schaffenszeit nunmehr genauer um 1250 angesetzt werden kann, und im übrigen sind so beliebte Themata

*) Lies 1863, denn die Verszählung springt von 1095 auf 1110 statt 1100 über; sodann fehlt der Reimvers 1857 (l. 1847) was U. nicht bemerkt hat, so dass es eigentlich 1864 Verse sein sollten.

wie Frauenlob (I 315—464), Allegorische Deutung der Rüstung des Ritters (I 465—754), Laster und Tugenden (I 755 bis 1873), Schöpfung (III 1—460), Trinitas (III 465—620), Höllenstrafen (III 621—724), Streit zwischen Leib und Seele (III 725—828), Jahreskönige (III 929—1128) etc. behandelt, die bei aller Kürze der Darstellung doch in der Entwicklungsgeschichte dieser Litteratur Berücksichtigung verdienen.

Ist es somit dankend anzuerkennen, dass U. uns diese Texte zugänglich gemacht hat, so wird man weniger befriedigt sein von der Art, wie dies geschehen ist. Die Texte sind in verschiedenen Mss. und, wie es scheint, mit sehr beträchtlichen Abweichungen überliefert. Da U. keinen kritischen Text, sondern vorläufig nur das Material zu einem solchen liefern will, so blieb wohl nichts übrig, als die beste Handschrift genau abzudrucken und die Abweichungen der andern zu verzeichnen oder wenigstens zu kennzeichnen, wenn es sich nicht verlohnte, alle in extenso wiederzugeben. Statt dessen gelangt nur eine Handschrift *A* = Paris, Arsenal 5201, beschrieben von P. Meyer, *l. c.)* zum Abdruck und diese mit recht einschneidenden Veränderungen, ohne dass man erfährt, warum. So wird P. Meyer's No. 4, wie bemerkt, in den Text nicht aufgenommen, No. 5 hinter No. 12 versetzt, einzelne Verse besonders am Anfang der Stücke mit den orientierenden Kapitelüberschriften weggelassen und dafür die drei neuen, durch die Ueberlieferung wohl kaum gerechtfertigten Titel: *Ens. Chast.* und *Poés.* eingeführt. Vor allem hätte doch wohl der vom Dichter selbst (*Ens.* 303—310) angekündigte und (*Ens.* 457—460) ausdrücklich mitgeteilte Name der einen Schrift: *L'onor es* (= *as*) *dames* Berücksichtigung verdient. Im übrigen scheint der Text von A. sorgfältiger abgedruckt als früher. Druckfehler wie *Orgorilloux* für *Orgoill.* (Ens. 221), *alixandrim* (?) 1042, *naptes* für *nap(p)es* 1094, *miu* für *mui* 1467, *qni* 1731, *hostet* für *hostel* Chast. 484, *dolir* für *doloir* 650, *Quand* für *Quant* Poes. 29, *C'onqnes* Poés. 712, *peehiez* 1368 kommen zwar vor, aber vereinzelt, und Abweichungen von den Auszügen P. Meyer's finden sich (häufiger namentlich: *ainme* P. M.] *aimme* U. (Ens. 225), *beax] beaus* 240, *tex] teus* 243, *Dex] Deus* 245, 248), sind aber im allgemeinen nicht von Belang. Ausserdem hat U. grosse Buchstaben, jedoch nicht immer konsequent cf. *Deu* neben *deu*, *sainte yglise* neben *s.* y.), den Apostroph, die Cédille, eigene Interpunktion und die Scheidung von *u* und *v*, *i* und j eingeführt, und, wo es ihm nöthig schien, auch am Wortlaut wohl meist auf Grund der andern Handschriften geändert, letzteres jedoch stets mit Angabe der Lesart von A oder Anwendung der Klammern ( ) und [ ] für delenda und addenda. Diese Änderungen sind meist zu billigen, nur wenige zu beanstanden, sei es als überflüssige wie: *veo[i]r* Ens.

224, da daneben *seor* 1649 *esseor* 1648 *us* (: *puis)* 75 etc. belassen sind, *On[t]* 789 neben sehr häufigem *don* (= *dont*) 777 788 etc., *a(r)chars* für *esch.* neben *orcurté* 1618, *sa[u]ver* Chast. 234 neben *cruatez* 272 *atrui* 280, *mavais* Poés. 1288 1289, *se[v]ra* Chast. 285 neben *sera* (= *savra*) 734 und *serai* (= *savra*) Poés. 618, sei es als unrichtige wie: Ens. 566 *pourvo(i)oir* 583 neben *pourvoiance* ib., *s'il iert* für *s'ere* 1260, *[l]'home* Poés. 128, *Qu'il* für *Si* 247 und 314. Dagegen wäre noch Einiges hinzuzufügen. Für die in Aussicht gestellte kritische Ausgabe sei hier verzeichnet, was mir bei der Lektüre aufgefallen ist. Verschiedene Worttrennung *(a poinnes* neben *apoinnes*) und Interpunktion, wenn sie nicht zu Missverständnissen Anlass bieten, bleiben unerwähnt. Ens. 24 *se* lies *s'en.* — 33 *povoie* l. *pouoie*, ebenso *pouoit* 1190, *pouez* 1136 Chast. 77, 291, 433, 636, cf. *pooit* Poés. 675, 685, 829, *poez* Chast. 678 Poés. 378, 495, 535, 1043, *poons* Poés. 1023, *pooir* Chast. 705, Poés. 126. — Ens. 48 etc. aprés stets mit é gedruckt statt è, ebenso prés „nahe“ 72, 249 etc., *adés* 528, 589 etc., *engrés* 649, *espés* 1657, etwa wegen des einen Reimes *confés: lavez* Poés. 1367? Für *confès* ist da jedoch *confessez* zu lesen. — Ens 57. Für *En* setzt U. *Et*; *En* steht aber für *Ainz.* — 70 *daroit* lies *davroit*, cf. *davroie. Chast.* 660 *Poés.* 981. — *Ens.* 72. *S'il* l. *S'on.* — 74 *S'il ne v(o)it ou oïst* l. *S'il n'öist ou vëist.* — 83 *Sanz esgarder et sanz r.* l. *S. esg. sen ne r.* — 84 *Trestornent* l. *Best.* — 94 *aïront* l. *harront.* — 119 *Qu'a cil* l. *Quar cil*; *cil* kommt bei Rob. nur als Nominativform vor. — 126 *et* l. *ce.* — 131 *autrui* besser *d'autrui.* — 136 *fist l'aigue de vin* l. *f. de l. v.* — 139 *cest huevre* l. *cest' h.*, denn *huevre* braucht auch Robert nur als fem. (cf. *Beaud.* 318, 821, 824, 826, *Ens.* 485, 556, 1577, Chast. 198) entgegen U.'s Bemerkung zu *Beaud.* 187 (Band I. p. 134). — 158 *toz les biens* l. *toles riens.* — 235 Komma am Schluss statt vor *et.* — 276 Komma zu tilgen. — 280 *lon* l. *l'on.* — 283 *Et toz* l. *Et* (= A) *Tors.* — 313 *doient* l. *doivent.* — 339 *les* l. *li.* — 338 Auffällig 2silbiges *d(e)ussiez* und bemerkenswert 361 *heïsent.* — 381, 1025, 1728 steht *sot* für *suet* 1146, 1619, Chast. 201 oder für *seut Chast.* 190. — 389 *ont* l. *font.* — 394 *prier* l. *prisier.* — 395 *Ce* l. *C'en*, *ce* l. *c'en.* — 396 *li* l. *les.* — 397 *por* l. *par.* — 422 *davoit* l. *davroit.* — 424 *anné* = *ainsné.* — 428 *Saichiez* ändert U. in *Seche*, näher liegt *Saiche* oder *Saichiee.* — 430 Komma statt Punkt, denn mit *Et cil* 431 beginnt der Nachsatz. — 435 *virge* l. *verge* wie 426, 429, 431, 439, 440. — 435 *Aron* l. *Aaron* (3silbig). — 436 *formist* l. *fors mist*, cf. *mis fors* 806. — 446 *Es* l. *A.* — 449 *celui* l. *celi.* — 456 *apris* l. *ampris.* — 464 *t'a* l. *c'a.* — 485 *si bon fait* (: *mais)* l. *ses bons fais* (Akkus.). — 535 *cognoit* l. *çognoit*, denn U. schreibt auch *çoile* 1578 *reçoit* 155, *façoient* 46 etc. — 574

Et a toz essample m. l. *A t. ess. et m.* — 577 *de* l. *que.* — 589 *Se* l. *Si.* — 663 *mis* l. *mous.* — 672 *Ne por proie ne por doner (: esparnier)* l. *Ne por d. ne por proier* wie ähnlich 1277; *e* und *ie* reimt Robert nicht. — 722 *Qui* l. *Qu'i* (= *Qu'il*). — 744 *c'on* l. *que.* — 791 *blasmes* l. *blasme* (3. Pers.). — 813—4 *quier* und *acorder* können nicht reimen, viell. 814 *acointier* zu lesen. — 920 *et et pr.* l. *et pr.* — 933 Komma statt Punkt und 934 Doppelpunkt statt Komma. — 954 *noiez* „beschneit" wohl besser *nogiez*, cf. *nagie Poes.* 701. — 968 Komma am Schluss. — 997—8 *en terre jut, Mors* l. *en t. j. Mors,* — 1045 *Enis, espices, pomes grenates* (+ eine Silbe) l. etwa *Esp. et p. g.* — 1111 *sors* l. *sor*, ebenso 1373. — 1194 Punkt zu tilgen. — 1200 *nul* l. *nule* (— 1 Silbe). — 1213 Komma zu tilgen. — 1234 (+ 1 Silbe), *et* zu tilgen. — 1258 *haira* (2silbig) l. *harra.* — 1263 *di que losenjors* l. *di, losenjëors.* — 1311 *estorroit* l. *estovroit*, cf. *estovra Poés.* 707, 860, *esto[v]rai Poés.* 661. — 1372 *vial* „alt" wohl verdruckt für *viel.* — 1502 l. *Es fiz de rois, d'emparaors* cf. *emparaor Poés.* 632. — 1522, 1555 *Ainz* l. *Ainc.* — 1528 *natur(e)aus.* — 1533 *fui* l. *fut.* — 1564 Komma zu tilgen. — 1569 *Nes* l. *N'es.* — 1585 *Qui sostient ces emparaors.* — 1587 Fragezeichen statt Komma am Schluss. — 1592 *qui* l. *qu'i* (= *qu'il*). — 1614 *le* l. *li.* — 1708 *Consent* l. *Conseut.* — 1798 Dem *Que* „quam" entspricht kein Komparativ im Vorhergehenden; es wird 1796 *molt* in *plus* zu ändern sein. — 1857 fehlt der Reimvers. — 1860 *col.* l. *cop* oder *colp.*

Chast. 35 *Qu' es leus* l. *Que lues.* — 36 *pas* l. *par.* — 48 Komma zu tilgen am Schluss. — 71 *S'an* l. *S'au.* — 97 *que nus* l. *qu'a nul.* — 102 *nues* l. *nuls* oder *nus* oder *nuns.* — 105 *l'i* besser *li* und Komma zu tilgen. — 107 *Quant qu'il* l. *Quant il.* — 110 *sain(t).* — 147 *Por* l. *Par.* — 157 *sanz* = *sant* „fühlt". — 173 *j'ai* l. *ja.* — 213 *jouel[z].* — 246 *le* l. *l'en.* — 249 *apriveement* l. *a priv.*, denn *a* = *et.* — 273 *les* l. *le.* — 289 *por* l. *par.* — 327 *Fiz* l. *Fi.* — 351 *grief* l. *griet.* — 430 *con* l. *c'on.* — 438 *Et la ben[ë]iscons (iert) donnee.* — 451 *qui* l. *qu'.* — 476 *ne fait* l. *gaste.* — 485 *voudrait* wohl verdruckt für *voudroit.* — 510 *gent* l. *grant.* 591—2 *amors outroié: prisié* l. *a. outroïé: prisïe*, denn *amor* ist fem. — 600 Komma statt Punkt. — 607 kein Komma nach *soit.* — 613 *boire* l. *boivre* wie es sonst immer heisst, cf. Poés. 272, 577, 741, 1233. — 614 Komma zu tilgen. — 652 *duet* l. *duel.* — 694 *totes bones genz* l. *tote bone gent* (: *certainnemant*). — 722 *hairoie* l. *harroie.* — 727 *et par gas.* — 745 *Sa* l. *S'a.* —

Poes. 14 *Qui* l. *Que.* 16—24 ist als 1 Satz aufzufassen; dem entsprechend ist 16 unverändert zu lassen, Komma statt Punkt nach 17 und Doppelpunkt nach *feus* 22 zu setzen, Punkt zu tilgen nach 22. — 45 und 46 *di(e)mange.* — 49 *lor[s].* — 80 *quars* l.

quart. — 150 *entraineront* Ms. *entraimeront* U. l. *entrameront.* — 162 (+ 1 Silbe). — 167 Komma nach *hoirs*, das übrigens nicht recht passt. — 170 *cest[u]i.* — 189 *es(t).* — 192 *fu[st].* — 194 *blanc] blans.* — 195 *fuz] fut.* — 204 *feüs* (?). — 209 *et* steht für *à*, daher Komma vor *et.* — 252 *tot[es] bestes* (— 1 Silbe). — 256 *Je] Se.* — 312 *mai* l. *m'a.* — 320 *que* (*tu*) *fol consoil cr[ë]us.* — 334 *Sosfreras* (*tu*) *de ta port[ë]ure* — 351 *fu(s)* l. *fus.* — 364 *voz tu* l. *vosis* wie die 2. Pers. Perf. sonst heisst ib. 757, 772. — 408 *toz] tot.* — 443 *fut* = *fust.* — 500 *mil* l. *mile.* — 535 *verite(z).* — 536 *sov(e)rains* (+ 1 Silbe). — 544 *ne] n'en.* — 549 *Ni*] *N'i.* — 555—6 *entendemant Oïl* l. *apertemant Oï.* — 571 Komma nach *fait*, das folgende *a* = *et.* — 595 *sa* l. *lor.* — 648 Für *quarte* muss den Zusammenhang nach *quinte* stehen. — 655 *aurai* l. *avrai*, ebenso 722, 807, 811, 815, 896, 977, 1183, *avras* 887, 893, 909 *avront* 688, 693, 710, 803, 898, *avroit* 849. — 661 *estorai* l. *estovrai* cf. *estovra* 707, 860, 889, 912, 1055. — 680 Komma statt Ausrufungszeichen. — 683 Punkt st. Komma. — 684 *Ains* l. *Ainc*, ebenso 697, 745, 775. — 694 *bon(s).* — 701 *noif nagié*: *sont changié* ist auffällig. — 723 *l'uns haïrai* l. *li uns harrai.* — 728 *Tant dis con* l. *Tanz d. c.* oder *Tandis c.* wie 978. — 731 *pendu*, (*ou*) *traïné.* — 747—8 *de mes forfaiz Sans toi ne [les] ëuse (je riens) faiz.* — 759 *En desdoing ëus et* (*en*) *despit.* — 836 *sor] soz.* — 840 *prex* wohl verdruckt für *prix* „Wert". — 841 *ces] cis.* — 845 *fons] frons.* — 851 *ne] n'en.* — 856 *face* l. *feste* oder in der Orthographie von **A** *faste.* — 870 *Laiz] Lait.* — 928 *lo] les.* — 959 (— eine Silbe) füge *Et* hinzu am Anfang. — 977 *ne] nen.* — 978 *dire] dure.* 979 kein Komma. — 996 *saurai* l. *savrai.* — 1006 *sostenit* l. *s'il tenist.* — 1018 Punkt st. Komma. — 1026 *ni l'i* l. *ne l'en* oder *ne le.* — 1048 *m.* [*nos*] *en mov(e)rons.* — 1050 *ou] au* und besser Komma st. Punkt. — 1058 *de* zu tilgen. — 1100 *vis* = *vi* (*vidi*) 1157 *ai*] *as.* — 1194 kein Komma. 1262 *En*] *Et.* — 1285 *ocis(t).* 1365 *Lors que li hons est bien confés* (: *lavez*); *confès* kann sicher nicht mit *lavez* reimen, auch verlangt der Sinn nicht „geständig", sondern „gebeichtet", daher muss es *confessez* heissen, wodurch der Vers allerdings um 1 Silbe zu lang wird. Für *lors que* wird *Quant* zu setzen sein, so dass nun der Vers lautet: *Quant li h. est b. confessez.* — 1406—12 kein Punkt nach 1406, sondern nach 1407. Doppelpunkt oder Komma nach 1408. *Deu[s]* 1409, weil Nominativ. Komma st. Punkt nach 1410 und Punkt st. Komma nach 1412. — 1423—4 Komma nicht nach *servoient* 1423, sondern nach *jor* 1424. — 1444 *N'est pas* (*au*)*si griemant [en] peril* (: *ou fil*). — 1447 Mit Rücksicht auf 1448 ist wohl besser für *pechiez] qui peche* zu lesen. — 1454 *son[t].* — 1455 Semikolon nach *nos.* — 1471 *ameroient* (+ 1) l. *voudroient.* — 1489 *don* = *doint.*

Die Einleitung (p. V—XXXIII), in welcher nach der Ankündigung von Bd. I p. I und Bd. II Vorwort „Die Handschriften beschrieben, ihr Verhältnis zu einander und die Sprache derselben wie des Autors ausführlich sollen untersucht werden“ beschränkt sich darauf, die Handschriften namhaft zu machen, dann von Hdsch. **C** (Arsenal 3516) und **a** (Bibl. nat. 2236) die Reihenfolge der Stücke durch Anführung der ersten und letzten 2—4 Zeilen zu kennzeichnen (p. V—XXVI) und von **A** (Ars. 5201) das abzudrucken, was nicht in den Text aufgenommen wurde (p. XXVI—XXXI).

Eine regelrechte Beschreibung der Hdsch. **C** und **a**, sowie der übrigen wäre zweckmässiger gewesen, die Anordnung der Handschriften kommt in P. Meyer's Tabelle (*Rom.* 1887 p. 43) viel klarer zum Ausdruck; auch die sog. Zugaben von **A** wären besser mit dem Text von **A** zusammengedruckt worden, sie hätten ja leicht durch Cursivdruck als solche gekennzeichnet werden können.

Zum Schluss folgt (p. XXXII—III) noch eine Charakteristik des „Dialekts der Handschrift **A**; indem die einzelnen dialektischen Züge mit je einem Beispiel aus *Floris & L.* belegt werden. Diese Angaben hätten hie und da präciser gefasst werden dürfen, z. B. vor welchen Kons. betontes und vortoniges *a* zu *e* und *e* zu *a* wird, und noch manche bemerkenswerte Erscheinung hätte Erwähnung verdient. z. B. *o* für *u* (*jostise*, *chascons*, *aucons*), *oi* für *ui* (*boison*), *ue* für *eu* (*lueparz*, *juener*; *muez*, *muedres*), ferner *soloz*, *chevoz*, *vermaz*, *eaz* neben *eauz* (*oculus*), *aigue*, *seguremant*, *fome*, *maumes*, *fie* (*foie*), *nu* (= *ne le*), *su* (si le), *cu* (que le), *nuns* (= nuls), *r* für *l* (*corpes*, *pormon*), *-x* für *-s* (*mex*, *nex*, *prex*, *serex*) und die Formen *doues* (duas), *mui* (mei), *sui*; *apraing*, *proignent* (prennent), Konjkt. Präs. — *oi* — (*apasoit*, *baisoit*, *sosfroit*), *chiese*, *siese*; 2 Plur. *-oiz* (*sachoiz*, *façoiz*, *troveroiz*, *navroiz*, *saroiz*, *porroiz*), Perf. *ocistrent*, Kjkt. Ipf. *poïst*. Diese lassen wohl noch eine genauere Lokalisierung als „Ostburgundisch“ zu.

Die Darstellung der Sprache der übrigen Kopisten und des Autors, sowie die des Handschriftenverhältnisses hat sich der Herausgeber zusammen mit den nötigen litterar-historischen Untersuchungen für die kritische Ausgabe reserviert. Im Hinblick auf diese ist dieser Bericht auch ausführlicher geworden, damit sich die Mängel ihrer Vorläuferin nicht auf sie forterbe.

WÜRZBURG. J. STÜRZINGER.

Herrenschwand, Curt. *Jean-Baptiste-Louis Gresset, sein Leben und seine Werke.* Züricher Dissertation. Murten, P. M. Strübly 1895. 204 S. 8⁰.

Eine gute Biographie dieses liebenswürdigen Dichters, die uns in die Einzelheiten seines Lebensganges einweiht, eines Lebensganges, der sich mehr durch intime Reize als durch aussergewöhnliche Führung auszeichnet, ist eigentlich noch ausständig gewesen und wird es wohl so lange bleiben, als nicht vertrauliche Briefe, in denen Gresset mitteilsamer als sonst sein inneres Seelenleben durchblicken lässt, werden aufgefunden werden. Bis dahin gilt es, das vorhandene Material nach der angedeuteten Richtung möglichst auszunützen und kritisch zu sichten. Dieses Ziel nun scheint uns Herrenschwand in seiner Schrift annähernd erreicht zu haben, indem er mit Beherrschung des vorhandenen rein biographischen Materials unseres Erachtens bezüglich der Wahl und Flucht des Ueberlieferten meist das Richtige getroffen hat. Minder gewandt und gelungen erscheint uns aber sein Buch da, wo es gilt, den Dichter in seinen poetischen Hervorbringungen zu würdigen und der Eigenartigkeit seines Genius gerecht zu werden, hier vermisst man die Feinfühligkeit der poetischen An- und Nachempfindung und hier verliert der Autor den Athem, sobald der Weg etwas aufwärts führt.

Notieren wir zunächst einige biographische Einzelheiten, die hier festgehalten zu werden verdienen. Gr. erhielt 1737, nicht (wie Derome und einige andere Biographen angeben) beim Austritte aus dem Jesuitenorden in die Welt, eine Pension von 5000 Francs und den Titel eines *Poète de Paris*, sondern wie Cayrol glaubwürdiger mitteilt, erst auf die Empfehlung Chauvelins, des Intendanten von Amiens, von dem Contrôleur-général Ocry eine zu diesem Zwecke erst eigens geschaffene Würde ohne Amtsdienst in der Postverwaltung, die mit einem Jahresgehalte von 1000 Thalern verbunden ist. — Ueber die zarten Herzensbeziehungen des Dichters, die schon während seiner Zugehörigkeit zum Jesuitenorden ihren Anfang nehmen, lässt sich nur feststellen, dass er in den Liebesgedichten, die überhaupt einen Namen nennen, eine *Philis*, eine *Constance*, eine *Collette* apostrophiert. Die Philis, die seine Phantasie am meisten erregt, muss in der Nähe des Tempelthurms gewohnt haben und er scheint ihr in echt altfränkischer Herzensreinheit zugethan gewesen zu sein. — Den wiederholten Einladungen Friedrich des Grossen, nach Berlin zu kommen, leistete Gr. bekanntlich keine Folge; dagegen entspann sich zwischen beiden in den vierziger Jahren eine sehr lebhafte Correspondenz, die unter den französischen Schriftstellern Neid erregte, so dass Gr., als einmal eine von ihm an den König expedierte Sendung von Ge-

dichten verloren gegangen war, den Verdacht hegte, seine Briefe an Friedrich seien unterschlagen worden. Da der litterarische Correspondent Friedrichs seit 1736, ein gewisser Thiriot, seine Stellung Voltaire zu verdanken hatte, hielt Gr. dafür, Thiriot sei von Voltaire zu einem Unterschleif, veranlasst worden und machte daher in Zukunft Chambrier, den Minister des Preussenkönigs, zu seinem Vertreter. Cayrol hält diesen Verdacht Gr.'s gerechtfertigt und meint, Thiriot habe auch jenen Brief Gr's., in dem sich dieser endlich den Einladungen Friedrichs, an seinen Hof zu kommen, geneigter zeigt, unterdrückt. H. meint diese Annahme wegen ihrer inneren Unwahrscheinlickeit abweisen zu müssen, nach unserem Dafürhalten mit Unrecht! War doch Voltaire solcher Kniffe und Winkelzüge, solcher Tücken und Meuchelangriffe nur zu sehr fähig! Die von H. angeführten Stellen aus zwei Briefen Voltaires an Thiriot, die allerdings für Gr. sehr verbindlich lauten, scheinen uns sehr wenig zu beweisen und eher darauf berechnet, einstens Gr. als Belege für Voltaires lautere Gesinnung demonstrirt zu werden. Ihre masslos von Freundschaft für Gr. überfliessende Sprache geben eher zu Bedenken Anlass und lassen sie als officiele Prunkstücke erscheinen. Besonders, dass sich Voltaire gegen den Verdacht der Eifersucht auf Gr.'s Dichterruhm so nachdrücklich verwahrt, darf auffallend erscheinen. Dass aber auch ein im Jahre 1751 an Darguet von Gr. für Friedrich abgesandtes Packet mit Gedichten verloren ging, verdient ebenfalls Beachtung; man wird also gut thun die Frage über die Schuld Voltaires auch weiterhin als eine offene zu betrachten. Dagegen wird man die Gründe H's. billigen, aus denen er ein Schreiben Gr's., in dem dieser die Verification der von seinen Feinden in ihrer Echtheit bezweifelten Briefe Friedrichs beibringt, für nicht später als 1740 ansetzt. — Nach den Memoiren des Marquis d'Argenson wären besonders Mr. de Maurepas und der Herzog von d'Ayen das Model für Cléon, den Helden von Gr.'s *Méchant* gewesen. Derselbe Marquis aber hält sechs Jahre später dafür, sein eigener Bruder habe das Original für Cléon abgegeben; dagegen gibt der *Espion anglois* als solches wieder einen gewissen Marquis de Vintimille an und erzählt, derselbe habe sich gegen eine solche Zumutung nicht einmal besonders gewährt. Diese divergierenden Angaben scheinen uns dafür zu sprechen, dass dieselben alle nicht mehr als vage Vermutungen sind, etwa so, wie die Mitteilung, der wegen seines Freimuths bekannte Herzog von Montausier sei das Urbild von Molières „Menschenfeind" gewesen, sich als haltlos erwiesen hat. Geradezu unmöglich erscheint uns aber, dass Gr. (wie H. meint) in der so abstossenden lächerlichen *Florise* (im Méchant) den Charakter der ihm doch so engbefreundeten Mme. de Chaulnes habe fixieren wollen.

Wie man gegen Gr. aus der Dichtung seines Méchant hat den Vorwurf erheben können, er habe das Publikum verdorben, ist unbegreiflich, wenn man nicht das Theater auf das Niveau einer moralischen Kinderbewahranstalt herabgedrückt sehen will. Bietet er doch alles auf, Cléon fast als ein Zerrbild diabolischer Absolutheit hinzustellen, welches beinahe keine Schattierung aufweist, als einen Menschen, der in seinen von Sophistik strotzenden Reden sich so schwarz als möglich darstellt und nur nackte Hässlichkeit aufweist! Wenn Longchamps die absurde Behauptung aufstellt, Gr. habe eben und gerade wegen des grossen Erfolges seines Méchant der weiteren Bühnendichtung entsagt, so spricht (wie H. richtig einwendet) schon der Umstand dagegen, dass thatsächlich Gr. auch später noch verschiedene Comödien verfasste, von denen wir allerdings nur noch die Namen kennen. — Dass die beiden Epigramme, die Gr. verspotteten, weil er, anstatt der Armillarspäre, der von Catharina von Medici herrührenden Säule des Hôtel de Soissons die Statue des regierenden Königs aufgesetzt wissen wollte, nicht von Piron herrühren können, wird man H. beipflichten dürfen. — 1749 liess sich Gr. in seiner Vaterstadt Amiens nieder und heiratete schon am 22. Febr. 1751 Charlotte Françoise Galand, die Tochter des alten Schultheissen von Amiens. Nach H. wäre wahrscheinlich das einzige Motiv für die Uebersiedelung G's. von Paris auch Amiens der Mangel an Subsistenzmitteln gewesen, wofür ihm besonders der Umstand zu sprechen scheint, dass er sich nach Paris zurücksehnte und die Rückkehr dahin 1754-55 angelegentlich betrieb. Nun ist es gewiss, dass ohne die nötigen Geldmittel selbst der Beste ein gefesselter Mensch ist; dennnoch möchten wir diese Flucht vor den aufreibenden und seinem innersten Wesen wiederstrebenden, geräuschvollen und hohlen Aufregungen des Pariser Lebens mehr mit seiner allgemeinen moralischen Depression begründen, einer Stimmung, die das innere Gleichgewicht verloren hat, aus allem Gift saugt und mit einem beständigen Rachedurst gegen die lebt, in deren Wesen sie ungeschwächte Genussfähigkeit ahnt. Dass diese Françoise Galand (wie H. annehmen möchte) mit seiner alten Liebe aus der Jesuitenzeit identisch sei, klingt wenig überzeugend. Nur so viel scheint richtig, dass dieses still und ruhig brennende Flämmchen in Gr.'s Zurückgezogenheit einen heilsamen Gegensatz gegen die jähzuckend aufleuchtenden aber bald wieder verlöschenden Leidenschaften früherer Tage gebildet habe. — Als Steuerpächter für die Bretagne, in welcher Eigenschaft er sich materiell wieder auf den Damm bringen wollte, scheint Gr. 1758 viel Geld verloren zu haben.[1]) Interessant

[1]) Gr. scheint also doch nicht so ganz mittellos gewesen zu sein!

ist, die Bitte Gr.'s in einer an Ludwig XV. gerichteten Epistel, den Namen der Stadt Amiens wegen seines Gleichlauts mit dem des Königsattentäter Damiens in Louisville umtaufen zu dürfen. — H. will in allen Schriften G's aus seiner ersten Periode einen „gewissen Hohn für als Kirchliche" heraushören, erbringt aber den angeblichen Beweis hierfür mit so kleinlichen, unzulänglichen Mitteln, dass wir diese Auffassung wohl als engherzig bezeichnen können. Nein, in dieser Periode ergeht er sich höchstens in arglosen Sticheleien gegen die Frömmelei; ein Freigeist im eigentlichen Sinn ist Gr. niemals gewesen. Dagegen hat sich allerdings seit 1759 wie seine *Lettre sur la comédie* beweist, besonders durch die Einwirkung des Abbé d'Orléans de la Mothe seine Lebensverneinung zum Muckerthum und Weltentfremdung verdichtet, zum Hasse gegen die Lebenslustigen, gegen die er unwillig die ganze Janitscharenmusik: Sittlichkeit, Ernst, Keuschheit und die Forderungen des Ideals aufmarschieren lässt. — G's Antwortsrede auf die Antrittsrede eines Pariser Akademikers *Sur l'influence des moeurs sur le langage* ist eine immerhin auf richtigen Anschauugen beruhende Leistung, wenn sie auch zuweilen über das Ziel hinausschiesst. Sehr richtig ist wohl die Bemerkung H's, dass es das Gesetz einer natürlichen Entwicklung verkennen heisst, wenn Gr. verlangt, die Sprache solle die alte Einfachheit und Schlichtheit bewahren, trotzdem die Cultur sich immer verfeinere. Die Sprache verhält sich zur Sitte, wie die Litteratur zur Geschichte. Trotzdem wird man hierin Gr. Recht geben müssen, dass auch in der Sprache den Excessen einer subjectiven Willkür und einer zügellosen Laune entgegengearbeitet werden müsse und dass solch schädliche Wucherungen durch vornehme Geradheit des Ausdruckes bekämpft werden können, ja auch hierin liegt noch ein Körnlein Wahrheit, dass eine solche ungeschminkte sich selbst in Andere controlierende Sprachweise und eine der Natur angepasstere einfache Kleidertracht sogar auf den Character der Menschen vorteilhaft zurückwirken können.

Es erübrigt uns noch die Beurteilung G's als Dichter durch H. zu besprechen. Wir haben schon oben angedeutet, dass unserem Autor eine gewisse philiströse Befangenheit das Gefühl für poetische Freiheit und die Fähigkeit sich in eine poetische Individualität zu versenken, bedeutend schmälere. Naturgemäss können wir dies hier nicht ausführlich nachweisen und müssen wir uns mit einigen Streiflichtern begnügen. Er hat zum Abwägen dieser eben so anspruchslosen als köstlichen Juwelen und Kleinodien Gr's nur schwere Gewichte zur Hand und will die neckischen Kinder einer schalkhaften Laune in ihrem leichten duftigen Kleide immer wieder nur auf ihren ethischen Gehalt und ihre Gedankenfracht prüfen. Er verkennt jene reiche Dichterphantasie, die überall Schätze findet

qui ne frappent jamais des terrestres esprits l'oeil épais et vulgaire, die den trockenen Busch mit Blüten und den kahlen Ast mit reichem Blätter- und Rankenwerk bedeckt, die die finsteren Gefängnismauern vergoldet, und die nakten Wände der Klosterzelle mit komischen, ergötzlichen Schnörkeln und Arabesken verziert. Er hat kein Verständnis für das Liebenswürdige in der Poesie, für jene Schöpfungen die, weil sie scheinbar nachlässig hingeworfen sind und weil ihnen der Schweiss der Arbeit sorgfältig von der Stirne gewischt ist, weil sie ohne schwere Gewandung und ohne hochstelzigen Kothurn leichtbeflügelten Schrittes vor uns dahinhüpfen, ihm unbedeutend vorkommen. Und doch ist Gr. ein unübertrefflicher Maler des Still- und Kleinlebens ein prächtiger Schilderer artiger Genrebildchen, die in glücklicher Mischung von Idylle und leiser Satire, von Sentimentalität und leichtem Spott unser innerstes Gemüth erwärmen. H. unterschätzt den Wert dieser Perlen so sehr, dass er G's kleinere Dichtungen höchstens als harmloses Geplauder gelten lässt und dass er nur weiss, „wie wenig Gr, auf dem Gebiete des komischen Epos geleistet“ habe, während er den verwandten Hervorbringungen Voltaire's und Boileau's einen grossen inneren Wert zuerkennt. Wie unsicher und übereilt H. in diesem Teile seines Buches ist, beweist der Umstand, dass er (p. 108) Gr. gelegentlich der Besprechung seiner komischen Epen gegen den Vorwurf entschieden in Schutz nimmt, dass er sich „gegen den Anstand verstossen oder Religionsspötterei in seiner Absicht gelegen hätte“ und ihn daher zu den beiden eben genannten Dichtern in einen scharfen Gegensatz bringen will, während er von demselben kurz zuvor (p. 66) behauptete, dass in allen seinen Schriften aus der 1. Periode „beinahe ein gewisser Hohn für Alles, was Kirchlichkeit betrifft, durchklingt.“ Unseres Erachtens ist der Unterschied zwischen den komischen Epen Gr.'s und denen der Genannten weniger ein essentieller als ein gradueller indem sich des Ersteren humorvolle Scherze zu der Letzteren beissender Satire etwa so verhalten, wie gesundes Salz zu *Hautgoût* mit Cayennepfeffer. Dass in den keineren Werken Gr.'s die Sorgfalt der Arbeit zu wünschen übrig lasse, dünkt uns eine ungerechtfertigte Behauptung, da ja grade die zierliche feinciselierte Kleinarbeit unsere Bewunderung verdient. H. gerät übrigens mit seiner obenerwähnten Geringschätzung der Leistungen Gr's auf dem Felde des komischen Epos abermals in Widerspruch mit sich selbst, wenn er nachher (p. 133) sagen muss: „. . . ist Gresset der Begründer der *Badinage,* und zwar nicht nur im komischen Epos, durch seinen *Vairvert,* sondern auch in der Lyrik durch seine *Chartereuse*“. Recht angesprochen andererseits hat uns die Bemerkung H's, die Fabel des *Vairvert* sei einer Klosteranekdote (nach Art der Schiffer- und Jägergeschichten) entnommen. Dagegen scheint uns nicht der In-

differentismus und der Hedonismus, sondern vielmehr der Quietismus der Grundzug von G's Lebensprincip zu sein. Er ist eine äusserst feinbesaitete, sensitive Natur, die sich das Recept zum Glücke aus dem Zettelkasten des Jean Paulschen Quintus Fixlein geholt haben könnte, den Weg „der in die Höhe geht, um so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, dass er die ganze äussere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füssen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht". So bald Gr. den eisig frostigen Hauch der damaligen Gesellschaftsatmosphäre verspürt, so bald er und die Mitwelt einander gegenseitig nicht verstehen, ja er an sich selbst irre geworden ist, zieht er sich in einem Weltenwinkel, an den der Zeitstrom nicht herankann, in das Schneckengehäuse seines inneren Lebens zurück nach dem dichterischen Wahrworte:

„Wohl, wer auf rechter Spur
Sich im Stillen siedelt!
Im Offenen tanzt sich nur,
So lang Fortuna fiedelt!"

Er blühte nicht lange und seinen Dichterruhm hat er überlebt. Von ihm gilt besonders (aus dem Goetheschen Faust):

„Das Alter ist ein kaltes Fieber,
Im Frost von grillenhafter Not,
Hat Einer dreissig Jahr vorüber,
So ist er schon gut wie tod" u. s. w.

Auch bei der Beurteilung von G's Meisterwerk, des *Méchant*, begegnen wir mancher schiefen Auffassung. Wir können hier unserer abweichenden Meinung nicht vollen Raum gewähren und müssen uns mit einigen aphoristischen Bemerkungen begnügen, im übrigen aber auf unsere eigenen Arbeiten über diesen Gegenstand verweisen[1]). Nichts berechtigt H. zu seiner Behauptung, dass man für keine Person des Stückes als für Géronte einen warmen Anteil empfinde. Ihm fehlt eben das Verständnis für die prächtige, so sympathische Gestalt Aristes, der gegen Cléon und Leute seines Gelichters die ganze Miliz der Tugend mobilisiert, der mit kräftiger Hand ihre dunklen Schliche beleuchtet und ihr lichtscheues Treiben aufdeckt, damit der Zauber ihrer Persönlichkeit schwinde. Dieser zeigt, wie man ihrer Unverschämtheit gegenüber mit der Milch der frommen Denkungsart allein nicht aufkomme; hier gelte es einen rücksichtslosen Kampf. Und diesen nimmt Ariste auch auf. Er klärt alle, die an Cléon glauben, über sein wahres Wesen auf und entkleidet ihn seines Nimbus; er weist darauf hin, wie sein vor-

[1]) Vrgl. des Ref.: *Ueber J. B. Louis de Gresset und seinen Méchant* (Schulprogramm Nikolsburg 1876) und desselben Aufsatz in der *Franco-Gallia* (April 1889) über denselben Gegenstand.

schnelles Aburteilen, seine vom warmen, sonnigen und lebensvollen Humor so verschiedene lieblose Ironie, seine lauernde schielende Bosheit Alles vergälle und sich wie giftiger Mehlthau an jedes edlere Gefühl an jede reine Freude ansetze, wie die Harpyen, die alles beschmutzen, worauf sie sich niederlassen. Er zeigt, Cléon sei ein verkleinerungssüchtiger Marktschreier und Coulissenreisser, der sich dadurch zur Bedeutung emporschrauben möchte, dass er sich gegen den Siegeswagen der Mächtigen anstemmt. Wenn man ihn aufsucht, so geschehe das, weil die Menschen zur Skandalsucht hinneigen; aber wer kann ihn lieben? Wer ihm trauen? Das Wohlwollen der Menschen untereinander, die gegenseitige Nachsicht für die doch allen anhaftenden Schwächen, ein freundschaftlicher argloser Gedankenaustausch ohne Hintergedanken in Freundeskreisen sei das höchste Glück im Leben, denn ohne Herz und Gemüt bleibe das Leben eine Wüste. Ein Cléon aber müsse allenthalben in der Gesellschaft gemieden und geächtet werden, da er eine ihrer schlimmsten Pestbeulen sei. — Wir haben an dieser Gestalt nur auszusetzen, dass sie mit einer zu goldfunkelnden Gedankenfolie ausgelegt ist, als dass nicht ihr eigenes Colorit und ihre eigene Plastik darüber einigermassen verblassen musste. Aber auch die anderen Charaktere des Stückes sind durchaus nicht so schemenhaft und unnatürlich als H. glauben machen möchte, und wir müssen besonders die Frage, ob der Méchant selbst Anspruch auf Realität erheben dürfe, eine Frage, die freilich schon vor H. öfter aufgeworfen wurde, entschieden bejahend beantworten[1]) und sogar behaupten, dass dieser Typus allerorten und zu allen Zeiten zu finden sei. Immer existierten und werden existieren Menschen, die „mit ihres Spottes Garten zerhauen, was nicht Stahl,

[1]) Man vergleiche A. Bettelheims Charakteristik des Figaro: „Auch die Fähigkeit, nicht nur eine Intrigue geschickt auszuspinnen, sondern ihrer gleich zwei, drei, vier sich auf einmal kreuzen zu lassen, das überlegene Behagen, im verwickelten Ränkespiel die Fäden bald unlösbar zu verknoten, bald mit Grazie zu entwirren, hat der Meisterschelm, der Barbier von Sevilla, geradwegs von seinem Meister-Nährvater überkommen. Rastlos hinterher auf der Hetzjad nach Geld und Macht bringt ihm fast jeder neue Tag neue Anschläge und Finanzpläne, die er mit keckem Griff wie den Stoff zu einer Intriguencomödie anpackt und mit der Verwegenheit des Dilettanten im Nu zu Ende führen will. Die Lust, die Leute durcheinander zu hetzen, vor allem die Grossen dieser Welt ohne ihr Vorwissen zu lenken und zu beherrschen, ist bei Beaumarchais-Figaro mehr als Bedürfnis, die Anderen für sich auszunützen. auch mehr als ein lustiger Zeitvertreib, sie ist ein unwiderstehlicher Naturtrieb"! Die Züge dieses Porträts decken sich fast mit denen des *Méchant*. Sehr charakteristisch ist zum Verständnisse des Méchant-Charakters auch eine Stelle bei Duclos in dem Sittengemälde seines Jahrhunderts: *On ne voyait jadis que des hypocrites de vertu on trouve aujourd'hui des hypocrites des vices.*

und wie Morganas Garten zerrinnt das Ideal", die ihre Nebenmenschen nur als Schleifstein ihres Witzes ansehen und sie mit einem ganzen System von Lügen so umspinnen, dass diese sich vorkommen, wie eine grosse unglückliche Fliege im Spinnnetz.

„Wir haben dir Klatsch auf Klatsch gemacht
Wie schief!
Wir haben Dich schnell in die Patsche gebracht
Wie tief!
Wir lachen Dich aus,
Nun hilf Dir hinaus!"

So etwa lautet die Losung des *Méchant* und wir erblicken in seiner Schlechtigkeit nur den notwendigen Niederschlag der gesellschaftlichen Atmosphäre, in der er lebt, wenn auch das Bild dieser Krankheit mit allen ihren Begleiterscheinungen nicht immer so klassisch zum Ausdrucke kommt. Wenn H. weiter behauptet, (und auch hierfür darf er nicht einmal die Priorität in Anspruch nehmen!) die Intrigue im *Tartuffe* Molières sei nicht so plump wie im *Méchant* und mehr der geistigen Ueberlegenheit des Helden angepasst, so rührt dies daher, weil er anscheinend die Handlung bei Gr. nicht genug eingehend verfolgte. Sicher ist wenigstens, dass er sie in seiner Schrift nur sehr unvollkommen erzählt. Er scheint zu übersehen, dass Cléon, als er vermutet, dass man seinem Diener Frontin auf der Spur sei, schlagfertig gerade dies Géronte gegenüber benützt, um sich rein zu waschen: er habe als Feind jeder Intrigue eben darum, sobald er gegen Frontin Argwohn geschöpft habe, denselben aus seinem Dienste entlassen; Frontin aber könne nur von Valère, der die Heirat um jeden Preis habe vereiteln wollen, zum Schreiben jener Briefe veranlasst worden sein. So sieht Geronte, als ihm Ariste, um Cléon zu vernichten, mitteilt, Frontin sei der erwiesene Schreiber jener Brandbriefe, darin einen neuen Beweis der Wahrhaftigkeit und des vornehmen Sinnes des von unversöhnlichen Feinden argverlästerten Cléon. Als Valère einwendet, Frontin sei ja gar nicht nach Paris gereist, ist Cléon einigermassen verblüfft, nicht so Géronte, der eben dadurch von neuem in seiner Meinung von dem Einverständnisse zwischen Valère und Frontin nur bekräftigt wird. Dann erst wird gegen Cléon der entscheidende Stoss geführt und derselbe entlarvt, als Lisette das für den Pariser Sachwalter bestimmte Briefpacket Frontins mit Schriften von für Cléon gravierendstem Inhalte präsentiert. Da ergreift Cléon das Fersengeld, nicht ohne im Abgehen noch eine Ladung schmutzigsten Spülwassers von Verdächtigungen über Florise zu ergiessen. Wir können es uns nicht versagen, diesbezüglich uns selbst zu citieren: Man hat vielfach die Intrigue des Stückes angegriffen, sie als zu ärmlich bezeichnet, oder gar vom Mangel

einer jeden Intrigue im Stücke gesprochen. Wir nehmen keinen Anstand, zu gestehen, dass wir diesen Vorwurf nicht begreifen und die Intrigue sogar sehr compliciert und fein erdacht finden. Es müsste sich jener Vorwurf nur auf die nicht genug kräftige Handlung beziehen, da Cléon nicht weitreichende Pläne fasst, sondern erst wenn die Notwendigkeit herantritt, der augenblicklichen Eingebung die Remedur seiner Verlegenheit überlässt, da er mitten in der einen Intrigue schon eine andere spinnt, die oft die erste durchkreuzt, da er von der Massenwirkung mehr erwartet, als von der exakten Durchführung eines wohl durchdachten Planes, da er sich dadurch unnötige Hindernisse schafft und seinen Feinden Blössen gewährt, u. s. w. u. s. w.[1]) Hier hat H. gewiss, ohne seinen Gegenstand ganz durchdrungen zu haben, voreilig getadelt, so wie auch seine Behauptungen, dass Ariste nichts zur Lösung des Knotens beitrage, oder dass die Lisette im *Méchant* mit Ariste auf gleicher intellectueller Stufe stehe, jedes inneren Haltes entbehren.

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Rossel, Virgile. *Histoire de la Littérature française hors de France.* Lausanne 1895, F. Payot, 531 und XV p.

Als eine Ergänzung zu der zweibändigen Geschichte desselben Verfassers über die Litteratur der Roman. Schweiz, die wir hier besprochen haben, kann dieses neue Werk nur willkommen geheissen werden. Es giebt auch aus dem frühern auf p. 29—158 einen gedrängten Auszug. Im Uebrigen bespricht es die französische Litteratur in Belgien, Holland, England, Schweden, Dänemark, Deutschland, Canada und dem Orient. Die Disposition lässt zu wünschen übrig. Es wäre am zweckmässigsten gewesen, die hervorragendsten, noch jetzt bedeutungsvollen Persönlichkeiten früherer Zeiten, wie Froissart, Comines, Bayle, Friedrich den Grossen u. A. zu Mittelpunkten der Darstellung zu machen und um diese die ganz oder teilweise vergessenen zu gruppieren. Das geschieht aber nicht, sondern der Verfasser, soweit er sich nicht in blosse Namenclatur verliert, ist bestrebt, beiden Gattungen von Schriftstellern einen möglichst gleichen Platz anzuweisen. Hätte er über Bayle und Friedrich d. Gr. wirklich eingehende und abschliessende Studien gemacht, so würde sich eine solche Behandlung des Stoffes von selbst ergeben. Aber so macht das Ganze zu sehr den Eindruck eines Compendiums, das alles möglichst vollständig, aber auch möglichst

[1]) Dass dies der Dichter mit gutem Vorbedacht thut, haben wir in dem oben angeführten Schulprogramm genügend nachgewiesen.

kurz bringen will. Die alte Fabel von Prokrustes, der dem grossen Menschen ein Stück abhieb, den kleinen in die Länge reckte, findet hier neue Anwendung. Zusammenfassende und orientierende Gesichtspunkte giebt allerdings die treffliche Einleitung (1—28), wogegen die allgemeinen historischen Ueberblicke auch einen kompendiarischen Character haben.

Aus R.'s Darstellung gewinnt man von dieser französischen Litteratur ausserhalb des Mutterlandes keinen besonders günstigen Eindruck. Von den älteren, kurz behandelten Zeiten abgesehen, haben die französische Schweiz, Belgien, Holland, England in ihren französischen Schriften kein eigenes, selbständiges Leben; diese sind Absenker der französischen, besonders der Pariser Litteratur und das „Modes de Paris“ könnte auch ihr Stichwort sein. Zum Teil liegt das in der Natur der Sache, zum Teil ist es aber auch die Schuld des Verfassers, der es nicht recht verstanden hat, die machtvollen Einwirkungen des Protestantismus, die nationalen Regungen des Vlamentums und des deutschen Geistes in helles Licht zu setzen. Er fasst Alles zu sehr von der ästhetischen Seite auf; bei ihm merkt man z. B. garnicht, wie sehr Friedrich dem Grossen seine staatsmännische und militärische Begabung, seine genaue Kenntnis der Verwaltung und Diplomatie als Historiker einen Vorsprung vor seinem Lehrmeister Voltaire geben. Hätte doch der Verfasser gerade in dem Abschnitt über diesen Vertreter der französischen Aufklärung in Deutschland die Schriften unserer deutschen Forscher, eines Ranke, Droysen, Koser u. a. zu Rathe gezogen, es wäre für sein Werk recht dienlich gewesen. Aber die ganze deutsche Forschung über französische Litteratur ist für ihn eine camera obscura, aus der nur einzelne Büchertitel und Namen, wie Dubois Reymond, Süpfle u. A. hervorschimmern. Ueber Friedrich d. Gr. lesen wir bei ihm recht viel falsches. Trotz seiner Schrift über die deutsche Litteratur, die freilich erst neuere, dem Verfasser unbekannte Forscher in das richtige Licht gestellt haben, wird von seinem *incurable mépris pour la litt. allemande* gesprochen (430). Der grosse König weissagte aber eine neue Blütezeit der Litteratur, Sprache und Geistesentwickelung seines Volkes, ohne zu ahnen, dass sie bereits eingetreten war. Auch der Tadel seiner *humeur polissonne et gamine* ist insofern ungerecht, als solche Stimmungsäusserungen nur für den engeren Freundeskreis, nicht für die litterarische Oeffentlichkeit berechnet waren (432). Sollten die „Mém. p. servir à l'hist. de la maison de Brandebourg“ wirklich als eine *imitation directe* von Voltaires *Siècle de Louis XIV.* gelten können, sollte die Geschichte des siebenjährigen Krieges neben der lebensvollen, weit unmittelbarer aufgefassten *Hist. de mon temps* so kurz abgefertigt worden sein (p. 432 und 433)? Ist der „Antimachiavel“ nur

ein *examen superficiel de contradicteur qui a mal lu?* (438), verdient Friedrich auch nur als Dichter eine so nichtachtende Beurteilung? Aber auch, was Verfasser sonst über die französisch-deutsche Litteratur vor und nach Friedrich d. Gr. sagt, ist recht dürftig. Ein für die litterarischen Moden und Wandlungen des XVIII. Jahrhunderts so bezeichnender Schriftsteller, wie Formey, wird von ihm ganz oberflächlich gestreift, der Berliner Academie wird er in keiner Weise gerecht u. A. Er begeht auch den Irrtum, bei französisch schreibenden deutschen Schriftstellern — Frankreich für das *pays de l'intilligence* zu halten, während sie deutschen Geist in französische Form brachten. Am lehrreichsten sind — von der Roman. Schweiz abgesehen — Belgien und Holland behandelt, freilich die schon genannten Dispositionsfehler abgerechnet, man erhält hier ein wirklich farbenreiches Bild, am schlechtesten Deutschland, für das Verfasser, wie schon aus seinem früheren Werke bekannt ist, einen besonderen Mangel an Sympathie hat. Aber auch die Beziehungen der englischen Aufklärung im XVIII. Jahrhundert zur französischen und der rege gesellschaftliche Verkehr der Schriftsteller Englands und Frankreichs kommen gar nicht zur vollen Anschauung. Indessen trotz dieser Mängel zeigt das Werk grossen Fleiss, reiche, wennschon zu einseitig auf die Schriften von Franzosen beschränkte Belesenheit und eine entschiedene Gabe, vielerlei Einzelheiten in eine wenigstens äusserliche Uebersicht zu bringen. So lange es kein besseres über dasselbe reichhaltige Thema giebt, werden wir uns mit seinen Schwächen abfinden müssen.

DRESDEN. DR. R. MAHRENHOLTZ.

Tappolet, Ernst. *Die romanischen Verwandtschaftsnamen*, mit besonderer Berücksichtigung der französischen und italienischen Mundarten; ein Beitrag zur vergleichenden Lexikologie. Strassburg, Trübner 1895. VIII, 178 S. 8°.

Diese höchst interessante Arbeit erschien zunächst als Züricher Dissertation, dann in Buchform mit der Zugabe von zwei Karten. Indem der Verfasser die romanischen Repräsentanten einer bestimmten Begriffsgruppe, die Verwandtschaftsbezeichnungen, zusammenstellt und vergleicht, das heisst ihr Verhältnis zum Latein, sowie ihre historische und geographische Ausdehnung misst, beleuchtet er das romanische Sprachgut in einer ganz originellen Weise. Sehr wenige haben bisher vergleichende Lexikologie des Romanischen getrieben. Diese Arbeit ist also weit davon entfernt, eine Kompilation aus den verschiedenen romanischen Wörterbüchern darzustellen; Tappolet hat mit erstaunlichem Fleiss die romanischen

Litteraturen, vorzugsweise aber die heutigen französischen und italienischen Mundarten studiert, für welche die Wörterbücher meist noch fehlen, und sehr vieles auf eigenen Wanderungen und durch Korrespondenzen gesammelt. So hat er ein Material gewonnen, dessen Reichtum ganz verblüffend ist. Für den Begriff Sohn finden sich z. B. in romanischen Landen folgende Ausdrücke: I (mit Anschluss an die lateinische Tradition) Derivate von *filius*, *filiolus*, *infans*, *filiettus*, *filiottus*, *filio*, II. (infolge romanischer Wortschöpfung) *pitšot*, *meyna* [Begriff klein], *fedu* [Begriff gebären], *tos* [vom Haarschneiden], *valet*, *ménage*, *garçon* [Begriff Knecht], *tatasé*, *mammasé* [durch Verschiebung von Verwandtschaftsbegriffen], ferner *bûbo*, *drôle*, *mendis*, *marri*, *mat*, *goujat*, *aîné*, *cadet*, *aheu*, *citto*, *sciot*, *martš*, *poglin*, *mül*, *pairó*, *bodan*, *boèuidar*, *voi*, Ausdrücke verschiedensten und teilweise rätselhaften Ursprungs. Die Deutungen Tappolet's sind meist überzeugend.

Dass dem Verfasser bei dem gewaltigen Umfang seiner Arbeit hie und da ein Ausdruck unbekannt bleiben konnte, liegt in der Natur der Sache. Daher wird mancher Leser kleine Lücken auszufüllen haben. So hätte Tappolet in der französischen Schweiz noch populäre Formen von *antianus* und *aviolus* für die Grosseltern finden können, ebenda wäre die Verwendung von *oncle* als Ehrentitel zu notieren gewesen. Ich vermute, dass auch in dem von Bridel *Glossaire du patois de la Suisse romande* angeführten *anthou*, joint par honneur au prénom dans le Pays-d'Enhaut, das lateinische *abunculus* steckt. In Südfrankreich sind nicht nur das franz. *père* und *mère*, sondern auch stellenweise *frère* (*fręr*) als der edlere Ausdruck in die Mundart eingedrungen, u. s. w. Aber im allgemeinen ist Tappolet's Information, was die Dialekte anbelangt, sehr gut. Ich habe mit dem Patois des Vigan bei Nîmes, für das ich einen guten Gewährsmann habe, eine kleine Probe angestellt, die mir gezeigt hat, dass Tappolet wohl orientiert ist. Da es selbstverständlicherweise unmöglich ist, aller Formen aus allen Dörfern habhaft zu werden, wird man also vieles nachzutragen finden, vieles nie erfahren. Die Verhältnisse der Wirklichkeit können bunter, aber auch einförmiger sein, als es aus Tappolet's Darstellung hervorgeht. Wenn z. B. pg. 40 gesagt wird: vgl. Tochter in Basel = Mädchen, so darf darunter nicht verstanden werden, nur in Basel gelte der Ausdruck Tochter soviel wie Mädchen. Die beigegebenen Karten sind die Anfänge einer romanischen Wortgeographie, dürfen aber nicht als definitiv betrachtet werden. Spanien und Portugal mussten wegen Mangel an Material wesentlich en blanc gelassen werden. Trotzdem sind diese Karten sehr willkommen, da sie uns einen interessanten Ueberblick über das vorläufig gefundene Wortmaterial und seine Verteilung auf die romanischen Länder bieten.

Was die Zuverlässigkeit der gebotenen Formen anbelangt, muss allerdings bemerkt werden, dass das Buch sehr viele Druckfehler aufweist, sogar in Ueberschriften, wie pg. 58 *Tardition* statt *Tradition*, pg. 137 *Autenatus* statt *Antenatus*, sodass man auch den Formen gegenüber misstrauisch wird. So scheint mir *papita* aus Tollhausen, der übrigens ein schlechter Gewährsmann ist, zweifelhaft; pg. 57 muss es heissen *brüətš*, nicht *brütš* etc. Im allgemeinen aber sind die Formen wohl richtig.

Das reiche Wortmaterial ist in sehr logischer und übersichtlicher Weise gruppiert und die Betrachtungen aller Art, die der Verfasser daran knüpft und welche eine tiefgehende Kenntnis romanischer Phonetik und sprachlichen Lebens überhaupt verrathen, sind das Wertvollste an der Arbeit. Man wird selten einen Punkt finden, wo man mit dem Autor nicht einverstanden sein wird. So bezweifle ich meinerseits, dass französisches *tante* durch Reduplikation aus *antante* mit Wegfall des ersten *an* entstanden sei. Wodurch liesse sich dieser Wegfall erklären? Ich glaube eher, *tante* sei aus *ante* durch reduplikatorische Vorsetzung eines blossen *t* (Streben der Kinder, den Anlaut der Silben zu vereinheitlichen) entstanden, sowie *kunku* (Onkel) = *k* + *unku*, nicht (*un*)-*kunku*, oder *fanfan* = *enfant* + vorgesetztes *f*. Die Form *segno* (Dompierre, ct. Freiburg) kommt von *seniórem*, nicht vom lat. Nominativ, trotz der klugen Einwände Tappolets, da diese Form an anderen Orten meist auf der zweiten Silbe betont wird, gewöhnlich *chinyâ* geschrieben (Greyerzerland), Haefelin: *ši-ña*, was deutlich auf den Accusativ weist; in Dompierre hat Accentwechsel stattgefunden.

Diese kleinen Aussetzungen sollen den Wert der Arbeit nicht mindern, der namentlich darin besteht, dass sie uns anweist, aus dem ewigen Zirkel der Vokalbetrachtungen herauszutreten und dem Verfasser auf neuen Wegen zu folgen, welche zu wahren Schätzen interessanter Beobachtungen über das Wesen der Sprache führen. Wer die Arbeit von Tappolet studiert, wird eine Fülle von Belehrung für seine Spezialität finden. Allgemeine Gesetze ergeben sich kaum aus dieser einzelnen Untersuchung (vgl. jedoch die Kritik dieser Studie von W. Meyer-Lübke im *Litbl.* 96, Spalte 130 ff.). Es ist aber sicher, dass wir zu solchen gelangen werden, wenn Tappolet auf der so erfolgreich betretenen Bahn unser Führer bleibt und viele ihm nachfolgen.

BERN. L. GAUCHAT.

Delesalle, Georges.[1]) *Dictionnaire argot-français et français-argot; préface* de Jean Richepin. (Paris, Paul Ollendorf, 1896, 8°. XXIV und 426 S.).

In fast gleichem Masse, wie in neuerer Zeit das Argot immer weiter in die Sprache der Gebildeten und in die Werke angesehener Schriftsteller eindringt, mehren sich auch in unseren Tagen die Wörterbücher desselben. Auf das *Dictionnaire d'Argot fin-de-siècle* par Charles Virmaitre (Paris, Charles 1894. 8°. XXIII und 386 S.) und das kleine Buch *La langue verte, Dictionnaire d'Argot et des principales locutions populaires* par Jean la Rue (Paris, Arnould, 16°, préface 63; im Ganzen 186 p.) folgte nun bald das obige Werk, dessen Besprechung uns hier beschäftigen soll. Es wird eingeleitet durch eine Vorrede von Jean Richepin, dem Dichter der *Chansons des Gueux* (1876), die grossenteils selbst in Argot geschrieben sind, und der *Blasphèmes* (1884) wie des Romanes *La Glu* (1881) und vieler Dramen, der selbst zu seinem ersten Werke ein kleines Glossaire argotique von 6 Seiten verfasst hat.

In der kurzen Einleitung zu demselben hatte er auseinandergesetzt, wie die Anfertigung eines wirklichen, allen berechtigten Anforderungen genügenden Wörterbuches des Argot eine sehr schwierige Sache ist, da für seinen historischen Teil, die Ableitung der Wörter, für die „Philosophie" derselben ein Littré nötig wäre, für die genaue Erklärung derselben aber nach ihrem jetzigen Sinne ein aufmerksamer Beobachter, der nicht Bücher studiert, sondern hauptsächlich die Orte aufsucht, wo diese Sprache gesprochen wird und sich immer weiter fortentwickelt, die wie Richepin sagt, *est du vif-argent. Il passe, court, roule, coule, se déforme, se réforme, meurt, renaît, flotte, flue, file, fuit, échappe à la notation.* Ob der nach langen eifrigen Forschungen vor der Herausgabe seines Werkes, das er immer noch nicht für vollendet hielt, gestorbene Delesalle nach allen Beziehungen für diese beiden gleichwichtigen Anforderungen geeignet war, wagt R. nicht zu entscheiden, stellt ihm aber das Zeugnis aus, dass er mit grösster Sorgfalt und von Scharfsinn unterstützter Gelehrsamkeit ausgestattet und streng methodisch gearbeitet habe und dass sein Name mit Recht in dem Martyrologium der Lexikonschreiber eine hervorragende Stelle einnehmen werde. — Auf S. IX bis XX folgt nun ein Abschnitt: *L'Argot depuis son origine jusqu'à nos jours, son histoire et son développement,* der nicht eben ein beredtes Zeugnis für die oben gerühmten Eigenschaften des Autors ablegt. Er spricht von Villons *Jargon* mit

[1]) Georges Delesalle, geboren in Lille am 2. Dezember 1850, starb in Neckarbischofsheim in Baden am 21. April 1895.

Ableitung dieses Wortes aus dem Skandinavischen oder von *jars* (Gänserich), ohne von der längeren Reihe bei Körting *Latein-roman. Wörterbuch* 3609 etwas hinzuzufügen, bringt dann (p. X) 121 Argotwörter aus Villon; aus dem sechzehnten Jahrhunderte ein Sonnet im *langage narquois* oder *soudardant* (Soldatensprache) aus Marc de Papillon's *Capitaine Lasphrise* mit Uebertragung in gutes Französisch und geht sogleich auf das erste Werk bezüglich des Argot über: *La vie généreuse des Mercelots, gueux et boesmiens* von Péchon de Ruby (dieses Pseudonym bedeutet *l'enfant éveillé*) über (Lyon 1596), von welchem er nach Erwähnung des *Jargon ou langage de l'argot réformé* von 1617 und eines von seinem Herausgeber Ollivier Chereau verfassten Akrostichons zum Lobe des Argot, das aber nicht in dieser Sprache geschrieben ist, und einer sehr kurzen Notiz über die Sprache Mercelots auf p. XIII noch ein Mal den vollen Titel und auf XIV 152 Wörter daraus zum Vergleiche mit p. X bringt. Er erwähnt nichts von Raoul Tainguy's *Vocabulaire jargonnesque* (vor 1425), noch von der Rouenner Urkunde vom Jahre 1426, in welcher das Wort Argot vorkommt (v. Casciani in der Histoire de l'Argot vor La Rue 25). In Bezug auf Villon musste doch das, wenn auch in vielen Beziehungen angefochtene Werk von Auguste Vitu, *le Jargon du XV. siècle*, Paris 1881, welches 158 Argotwörter bei Villon aufzählt, und Marthold, *le jargon de Fr. Villon* (Paris) erwähnt werden (vgl. Pierre Dalhem, *le Jargon Jobeline de Fr. Villon* Paris 1892, *Revue critique* 14. 4. 1892, *Moyen-Age* 1889, p. 151, *Franco-Gallia* 9). Um 1445, wo König Karl der Siebente in Niort 3 Messen abzuhalten gestattete, soll die *Corporation des Merciers* ihre besondere Sprache und scharfgegliederte Organisation unter dem Grand Coësre eingerichtet haben, über deren einen Zweig, die camorra-artige Verbindung der Coquillards in Dijon Schwob in der *Revue des deux Mondes* 15. 7. 1892 höchst interessante Notizen gegeben hat. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert hätte noch die *Légende de Pierre Faifeu* vom Argotier Bourdigné erwähnt werden sollen, ebenso für das Hauptwerk des XVI. Jahrhunderts, in welchem die Zigeuner (boesmiens) zwei Mal 1539 und 1560 aus Frankreich verbannt wurden, die ausführliche Besprechung und Angabe aller Ausgaben bei Nisard, *Histoire des livres populaires*, Paris 1864 II, 356 ffgd.

Auf p. XV. folgt bei D. das vorletzte Stück aus dem bis 1838 oft neugedruckten Jargon *Dialogue entre deux argotiers* mit Uebertragung ins Französische, und ein kurzer Vergleich einzelner Wörter bei Chéreau mit den entsprechenden bei Péchon. Für dieses Jahrhundert,[2]) in

---

[2]) Auch die auf den *Jargon de l'Argot* von der Confrérie verfasste *Responce et complaincte au grand Coësre sur le jargon de l'argot réformé* vom Jahre 1634 war als wichtig noch zu nennen (vgl. Casciani p. 29).

welchem der schon lange vorher von Henri Estienne und Montaigne festgestellte Einfluss des Argot und der Pariser Volkssprache immer mehr wuchs und in welchem selbst Malherbe sagte, er hole all sein Französisch von der Place Maubert, hätten aus Nisard, *Etude sur le langage populaire ou patois de Paris* (Paris 1872) p. 125 und 320 ffgd., die dort ausführlich besprochenen Quellenwerke aus den Jahren 1640—49 angeführt werden müssen, denen sich von p. 358 an bis 386 und auf 126 etc. ähnliche aus dem achtzehnten anschliessen. Für dieses letztere bringt D. p. XVI nur 2 Stellen aus Nicolas Ragot de Grandval's Gedichte *Le vice puni ou Cartouche*, Anvers 1725 und eine mässige Erklärung des Wortes Argot aus dem *Dictionnaire* von Leroux 1735, ohne der viel bestrittenen Etymologie des Wortes nahe zu treten, über welche Casciani *l. c.* p. 297 allerhand schnurrige Ansichten beibringt. [Grandval und Furetière wollten es von der Stadt *Argos* oder dem Schiffe der Argonauten, Roquefort von *Ragot*, einem bedeutenden *argotier* im 16. Jahrhundert, Nodier von *narquois*, *nargot*, Genin von *ἱερός*, Clavier vom lateinischen *ergo*, Vitu vom altfranzösischen *argot* „Sporn des Hahns" ableiten; die oben zitierte *Responce* gar von *l'art des Gots*; die wahrscheinlichste Herleitung des Wortes ist aber die von *argutare* v. Körting 726].

Im neunzehnten Jahrhundert übergeht D. ganz Vadé, von welchem Nisard *Langage* p. 127 und 386 (vgl. *Livres populaires* I. 252) weitläufig redet; ebenso *le Nouveau catechisme poissard* par Blague-en-Main und Riche-en-Gueule (Paris 1822). Er bringt nur ein Argotlied aus Vidocq, dessen *Mémoires* 1828 bis 29 und die *Physiologie des Voleurs* 1837 herauskam. Eine zwei Seiten lange *Autobiographie d'un malfaiteur en argot moderne* ohne Angabe der Quelle schliesst diesen Abschnitt gerade da, wo eine ausführliche Besprechung der weiteren direkten oder indirekten Quellen des Argot überaus wichtig gewesen wäre. Eine grosse Menge Argotwörter finden sich in Eugène Sue *Mystères de Paris* (1842); sie wurden zusammengestellt im *Dictionnaire de l'argot moderne* (12⁰, von Worms, Montmartre ediert) und im *Dictionnaire complet de l'argot employé dans les Mystères de Paris* par M. D. (32⁰, Moulins), welche Nisard *Livres populaires* II 368 bis 378 mit Zusätzen abgedruckt hat. Balzac im *Vautrin*, Banville in den *Odes funambulesques*, Flaubert in *Madame Bovary* (1857), Baudelaire in den *Fleurs du Mal*, Arnaud im Drama *Les Zouaves* 1856 brachten das Argot zu litterarischer Geltung; fast zur selben Zeit veröffentlichte dann Francisque Michel seine die Sprache wissenschaftlich zu erläutern bestimmten *Etudes de philologie comparée de l'Argot* (Paris 1856, 8⁰), J. J. Weiss *La littérature brutale* und Halbert d'Angers *Le nouveau dictionnaire complet du jargon de l'argot* (Paris 16⁰).

1860 folgte Lorédan Larchey *Excentricités du langage*, das später unter dem Titel *Dictionnaire historique, étymologique et anecdotique de l'argot français* 1876 und noch 1883 zu Paris umgearbeitet erschien (v. Gegenwart 1876 No. 34). 1862 veröffentlichte V. Hugo seine *Misérables* mit viel Argot darin, Nisard seine oft zitierte *Histoire des livres populaires*; Sardou in *La Famille Benoîton* sagte 1865: *l'argot est le Français de l'avenir.* Delvau gab sein *Dictionnairè de la langue verte* (Paris 1867) heraus, Maxime du Camp einen Artikel darüber in der *Revue des Deux Mondes* 1. 6. 1869, in welchem Jahre auch die unser Gebiet streifenden *Vivacités du langage dans le journalisme parisien. Glossaire raisonné des amabilités, gentillesses, audacités, gracieusetés, honnêtetés, bontés, éloges* etc. *du dit journalisme parisien* (Paris, Devaux-1887) herauskamen. Das bald nach 1870 gegründete *Journal des Abrutis* wie eine ganze Anzahl Journale und Witzblätter, auch Rochefort's *Lanterne* brachten allerhand Argot; M. Schwob et G. Guieysse eine *Etude sur l'argot français* (Paris, Imprimerie nationale 1870, 28 p). Willy, Mitarbeiter des *Gil Blas* sandte Beiträge zu Villattes Buch, Richepin schrieb 1872 seine *Chanson des Gueux* mit *Glossaire*, Lucien Rigaud sein bald vergriffenes *Dictionnaire du Jargon parisien*, und Botzon in einem Progamme des Gymnasiums zu Frankfurt a. O. 1873, F. Gross in der *Gegenwart* 1873 43, wie Paul d'Abrest (id. 1879 21.) behandelten denselben Gegenstand. 1881 kam Rigaud's *Dictionnaire de l'argot Moderne* heraus,1883 Bontmy's *Dictionnaire de l'argot des Typographes* (Paris, 8⁰, Marpon), mit 53 Seiten Einleitung über die Typographes (auf das Wörterbuch folgen p. 39 Coquilles bis 140). Ebenfalls 1883 erschienen B. Macrobe, *La flore pornographique*, *glossaire de l'Ecole naturaliste* (Paris); die neuste Ausgabe von Larchey, und Delvau in neuer Ausgabe mit G. Fustiers' *Supplément* (Paris, Marpon). 1884 brachte Villatte seine öfter aufgelegten *Parisismen* (1888 2. ed., 1895 4. ed.) wozu die *Zeitschrift für neufranzösische Sprache u. Litt.* VI. 4., die *Franco-Gallia* 1888 und das *Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes* 1889. 50 zu vergleichen sind — und Vitu edierte *Le jargon du XV siècle.* 1886 erschien L. Merlin, *La langue verte du troupier, dictionnaire d'argot militaire* (Paris, Lavauzelle), zu welchem der Roman *Les Sous-Off's* und die Heftchen, welche vom *Colonel Ramollot* und von *Ronchonot* u. A. handeln, viele Beiträge lieferten. 1887 sprach Ganderax in der *Revue des deux Mondes* 1. 5. über das Argot, welches Dumas fils, Huysmans, Vast-Ricouard, Zola vor allen in Nana, Assommoir, Germinal, und viele andere neuere Schriftsteller im reichsten Masse verwerten. In demselben Jahre erschien Albert Bavière, *Argot and Slang* (a new French and English Dictionary of the cant words, London, Whitacker 8⁰); 1890 Delvau *Le grand et le petit Trottoir*

(Paris, Marpon), 1892 der oben erwähnte Artikel von Schwob. In den letzten Jahren hat das Argot grosse Fortschritte gemacht und gewinnt immer weitere Gebiete, in denen es sich breit macht trotz aller Bemerkungen dagegen, unter welchen wir nur eine im *Petit Journal pour rire* 384, 1894 über Coppée's *Mon franc-parler* erwähnen wollen und auf diese *Zeitschrift* XV p. 33 verweisen. Der bei der Pariser Polizei angestellte Meténier schrieb Argot in seinem Buche *La Chair*, das ganze Repertoir des *Chat.-Noir*, des *Cabaret du Mirliton*, des *Alcazar*, des Lokals *des Ambassadeurs*, wo die Diva *Yvette Guilbert* ihre Triumphe feiert, ist im Argot verfasst; *Mac-Nab*, *Bruant*, *Meusy*, *Oudot*, *Jules Jouy*, *Xanrof* singen ihre Lieder in der Sprache, zu deren Verständnis Charles Virmaitre, der Verfasser einer grossen Anzahl Bücher unter dem Titel Paris-Documentaire sein Francisque Sarcey gewidmetes *Dictionnaire d'Argot fin-de-siècle* (Paris, A. Charles 1894, XXIII, 336 p.) bestimmte. Nach einer kurzen Vorrede von dem früheren Décadentdichter Léo Tréznick setzt der Verfasser p. XVII bis XXIII in *Explications* besonders auseinander, wie er abweichend von seinen Vorgängern das Argot, dessen Bedeutung und Bildung er kurz schildert, 10 Jahre lang dort studiert habe, wo es Verbrecher, Dirnen und Andere in den Höhlen des Lasters reden. Das Buch selbst bringt auf 336 Seiten sehr viel Interessantes und reichhaltigen Stoff aus allen verschiedenen Gebieten des Argot auch vielfach mit litterarischen Quellenangaben, und hat viele Versehen seiner Vorgänger berichtigt.

Leider ist die alphabetische Ordnung sehr konfus, so dass man oft länger suchen muss; Wörter wie *s'embrochiner*, *se mettre* stehen bei s, *tu -t'en ferais mouqir* bei t u. s. w. Das Geschlecht ist nie bezeichnet, die Etymologie oft sehr schwach oder mehr scherzhaft als wissenschaftlich, während freilich bei manchen Worten das erste Vorkommen genau ermittelt ist. Aber oft stören ungenügende Erklärungen, oder statt derselben findet man Verweisungen, die nichts deutlicher machen; Ungenauigkeit in der Darstellung wie z. B. *gaffe* (statt *porter la gaffe*) erklärt durch *faire le guet*, *gargoter* durch *cuisinière*, *maladie* durch *emprisonné* u. ähnliches, sind sehr häufig. Trotzdem macht es aber überall den Eindruck, dass der Verfasser die Sache ohne jegliche Pruderie gründlich studiert hat. — Ein kleines, aber trotzdem durch seine von Clement Casciani verfasste *Histoire de l'Argot* auf 63 Seiten relativ bedeutenderes und auch bei seinem geringen Umfange auf p. 65—186 vielerlei bietendes Werk ist noch *La langue verte*, *Dictionnaire d'Argot et des principales locutions populaires* par Jean La Rue (Paris, P. Arnould. 1895. 16°.).

Das letzte vor Delesalle das Argot behandelnde Schriftchen kam am 15. März 1894 zum Jubiläum der polytechnischen Schule heraus: *l'Argot de l'X* par Albert Levy et G. Pinet und behandelt die

Spezialausdrücke der Schüler der polytechnischen Schule (von ihnen X genannt).

Von den im obigen erwähnten, für die Geschichte des Argot hochwichtigen Dingen bringt Delesalle am Schlusse seiner Einleitung p. XXI—XXIII nur sehr weniges und ohne Ordnung unter der Rubrik *Observations philologiques*. Er nennt die Namen, welche andere Völker dem Argot geben, lässt aber für das Deutsche verschiedene Bezeichnungen weg, für das Spanische *jerigonza* etc. Ausführlich spricht er von Adrien Timmermans, der ‚*le premier, a consacré à la formation de l'argot une étude approfondie*'.[1])

Die Bildung des Argot, welche Tréznick XII—XV, Casciani p. 45—53 behandeln, macht D. allzu kurz ab und streift kaum die verschiedenen Arten seiner Entstehung 1) durch Umbildung von Worten wie *loufoque* aus *fou*, *l'inspré* aus *inspecteur*; durch Einschiebung einer Silbe wie *calancher* aus *caler;* durch Umwandlung der Endung wie *trèfle* statt *trou*, *sergot* für *sergent*, *Saint-Lago* für *Saint Lazare*, *connobrer* für *connaître*. 2) wirkt sehr häufig die Abreviation das Wort zu entstellen, wie *invalo* statt *invalide*, *prolo* für *prolétaire*, *dégui* für *déguisement* u. a., von denen D. XXIII sagt, sie hätten kein Interesse und könnten alle Augenblicke neu gebildet werden! (dennoch bringt er einzelne wie *pédé* statt *pédéraste* etc.). 3) bildet das Argot unzählige Worte durch Suffixe um. Von ihnen nennt D. nur 13, während ihre Zahl sich zur doppelten Höhe erhebt: so mons*saille*, préfect*anche*, Lill*ange*, mom*aque*, mous*caille*, paque*sin*, Can*elle* statt *Caën*, ic*igo*, amin*che*, m*ézigue*, bur*lingue* für bureau, camar*luche*, flou*manss*, deguis*mar*, paque*mont*, *mouche* aus *mal*, bout*ogue* statt boutique, lis*bonde*, vio*que*, mis*toufle* für *misère*, bon*orgue*, lar*guepé*, levan*qué*, rou*quin*, Maza*co* für Mazas, ar*guche*, me*zièrès*; selbst verdoppelt amin*chemar*; bei Verben besonders morfi*ailler*, pasti*quer*, haut*ocher*, dor*ancher*, lans*quiner* etc. 4) Synonyma, Metonyma, Metaphern, Analogien, Calembourgs, Onomatopoietisches, historische Erinnerungen sind eine reiche Quelle für das Argot, das auch zahlreiche Ausbeute aus fremden Sprachen, Deutsch, Italienisch, Spanisch, Zigeunerisch etc. verwertet. Wunderbar ist die Reichhaltigkeit der Worte für einen und denselben Begriff, wie es z. B. 10 für essen, 20 für trinken giebt, während doch manche Wörter auch sehr verschiedene Bedeutungen haben (v. Casciani *l. c.* 56, 57). — Eine wunderbare Bemerkung schliesst p. XXIII die Vorrede: *nous ne citerons pas les expressions grossières qui n'ont pas l'esprit pour excuse* — wunderbar beim Herausgeber eines Argot-Lexikons, der fast preciöser erscheint, als die schlimmsten Auswüchse des Hotel Rambouillet, wo man *conformez* etc. wegen seiner ersten Silbe

[1]) Man vergleiche über diesen das Neuphilologische Centralblatt. 1896. pag. 47.

unanständig fand. Und dabei ist keine rechte Konsequenz in D. zu bemerken: so fehlt z. B. *accouplée*, während sogar *chipette*, das nicht ein Mal in Virmaitre steht, *agenouillée*, das bei V. fehlende *gamahucher* und *faire minette*, *descendre à la crêmerie* aufgenommen sind; *actif* und *passif* im obscoenen Sinne sind nicht zu finden, obwohl *pédéraste* und seine Synonymen nicht fehlen, aber z. B. *con*, und *membre viril*, für welches nur *ça*, *cas* und *traquemard*, aber ungenau erwähnt sind. *Fille* ist auf vier verschiedene Artikel verteilt, aber doch vermisst man hier noch viele dafür sehr gebräuchliche Argot-Ausdrücke, wie auch bei *onanisme*, *pisser*, *bordel*, *testicules*, *menstrues*, *souteneur* etc. Selbst weniger zotige Ausdrücke wie *grosse*, *enceinte*, *seins*, *garderobe*, *derrière*, ja *ivre*, *mourir* etc. sind ungenügend behandelt, um nicht davon zu reden, dass eine ganze Anzahl im *Moyen de parvenir* und sonstigen älteren Autoren vorkommender Worte unberücksichtigt geblieben sind. Ist *aller voir la feuille à l'envers* im Sinne von *baiser* auch weggeblieben, *parce qu'il n'a pas l'esprit pour excuse*? — Auf p. XXI schliesst die Einleitung mit einer Liste der im Lexikon gebrauchten Abkürzungen, wobei 3 verschiedenartige Kreise: das Argot des *malfaiteurs* (bei Casciani *des classes dangereuses*), das *langage populaire* und das *langage familier* bezeichnen, die freilich wohl nur zum Teil in ein Dictionnaire-*Argot-français* gehören. Die zwei Teile unterscheiden dann durch besondere Abkürzungen: *Cabaliste*, *canotiers*, *chasseurs*, *étudiants*, *francs-maçons*, *marine*, *militaire*, *paysans*, *polytechniciens*, *prostitution*, *Saint-Cyriens*, *théâtre*, *typographes*, *obscène*, während das Argot *des voleurs* (bei Virmaitre), das *de la rue* und *des métiers et d'ateliers* (bei la Rue), das *poissard*, das *sabir*, eine Art aus dem Arabischen gebildeter Verkehrssprache der Soldaten in Algerien mit den Eingeborenen nach Art der Lingua franca im Orient, des Pidgin English in West-Amerika etc., die speziellen Börsenausdrücke, und eine freilich anders geartete Weise der Fachsprachen, die der Justiz, der Salons und der Wissenschaften (über welche Nodier *Examen critique*, p. 47 zu vergleichen) ganz ausgelassen sind und das *javanais* nicht erwähnt wird. — Die 308 Seiten des ersten Teiles enthalten auch selbst ohne die überall vorhandenen zahlreichen populären und familiären Ausdrücke, die nicht streng zum Argot gehören, eine grosse Zahl von Wörtern, welche die Vorgänger zum Teil nicht haben; aber auch grosse Lücken. So fehlt *accareuse* (bei V. *accureuse*), *accidentier*, *accordailles*, *accrocher son paletot*, *achée*, *acqua*, *aczay* (La Rue), *affaler son grelot*, *aide-mari*, *aller à dache*, *au refil* und eine Masse anderer, die wir hier übergehen wollen.

Die Erklärungen sind kurz und bündig, ohne die sich oft bei Virmaitre findenden, häufig unklaren Scherze; auch die Ableitung ist oft berücksichtigt. Wie bei V. fehlen nicht Zitate aus Schrift-

stellern. — Verschiedene Ungenauigkeiten wie bei *armoire*, *as de carreau*, *azor* oder Abweichungen von den anderen Werken wie *affuter ses* (neben *des*) *pincettes*, *alpiou* neben *alpion* bei *la Rue*, Klebiger oder Kleber lassen sich aus den uns vorliegenden Quellen schwer kontrollieren. Wir heben nur einzelne Beispiele heraus, die wir an anderen Stellen des Buches noch bedeutend vermehren könnten.

Der zweite Teil *Français-Argot* (309—426) ist der erste Versuch dieser Art und als solcher mit Freuden zu begrüssen, da er jedem, der über die Reichhaltigkeit des Argot Auskunft wünscht, die Gelegenheit bietet zu erfahren, wie ein beliebiges Wort der französischen Umgangssprache von den Proletariern und der Verbrechergesellschaft in ihrer besonderen Mundart bezeichnet wird. Leider zeigen sich aber auch hier viele Lücken, wie wir schon oben angedeutet haben und zwar selbst bei Worten, die nicht unter die im vorigen besprochenen Kategorien der vom Autor perhorreszierten fallen. Nehmen wir z. B. *gosier* (p. 369), bei dem auf *gorge* verwiesen ist. Hier ist *avaloir* neben *avaloire* wie bei Rigaud (bei V. und La Rue nur das erste); bei *coco* steht im ersten Teile keine Beziehung zu *gosier* unter 3; bei *corridor* fehlt *colidor;* es fehlt *dalle*, das in I steht; bei *fusil* und *jabon* fehlt in I die Bedeutung *gosier; galoubet* ist in I nur als Stimme bezeichnet; *gavion* fehlt dort; über *pivois* ist dort bei *pioe* nichts gesagt. — Bei *mourir* wird auf *avaler* verwiesen, bei dem in I 7 Ausdrücke stehen, von denen hier 2 noch einmal genannt werden, während ein achter: *avaler sa cartouche* in I nicht steht; *boire le bouillon* fehlt in I, wo *bei boire* und *bouillon* nur *boire un bouillon* für im Spiel verlieren genannt ist; für *caner la pégrenne* ist nach Teil I auch blos *caner* sehr häufig, doch nur für Hunger sterben; *casser sa canne*, das bei V. mit *mourir* übertragen wird, steht in I. nur für *dormir*; doch fehlt *cracher dans le son* ganz, und *éternuer dans le son* heisst nur guillotiniert werden, *défiler la parade* ist nur ein Ausdruck für *s'enfuir*, bei V. heisst es: ... *se dit à quelqu'un que l'on chasse; décoller* ist in I nur als *s'en aller, divorcer* erklärt; *dévisser son billard* ist selten, *épouser la veuve* durfte nicht fehlen, wenn oben das gleichbedeutende *éternuer dans le son* erwähnt war; für *faire sa crevaison* ist unter I 86 nur dem Tode nahe sein angegeben; *passer au bleu*, neben welchem *y passer* fehlt, nur als *disparaître* erklärt; *poser sa chique* nur als *se taire;* bei *remercier son boulanger* steht dort auch: *remercier son boucher; se laisser glisser* steht vorn bei *glisser*, hier unter *se*, während auf *laisser* verwiesen ist. Es fehlen aber ganz: *avoir son pain cuit, avoir fermé son vasistas, déboucher sa valise, déboulonner, démonter son chouberski, graisser les bottes, peter son lof, quitter le collier de misère, renverser son casque, renverser sa chaufferette, renverser sa marmite* und *tortiller de l'oeil*, das I 288 angegeben ist. Um aber endlich ein recht eklatantes Beispiel zu geben, wie der sehr gut ge-

meinte zweite Teil doch noch stark verbesserungsfähig ist, wollen wir noch ein kulturhistorisch hochinteressantes Kapitel besprechen, das leider höchst unpraktisch unter *femme, fille, garce, courtisane* und *prostituée* verteilt und auch in diesen einzelnen Artikeln oft unalphabetisch und ohne Kritik in Bezug auf die Zeit, wo das Wort gebraucht wurde, angegeben ist und daher den Ueberblick sehr erschwert. In der recht langen Reihe derer, welche die Frage: *où est la femme?* traurig illustrieren, fehlen bei *prostituée*: *accidentée, apéritive, artiste en chambre, asphalteuse, asticot, araignée à bastringue; amazone* steht bei *fille*; bei *ambulante* fehlt der Zusatz XVIII Jahrhundert, bei *arthurine* selten, bei *agenouillée* das Datum seiner Entstehung 1884; *baladeuse, balayeuse, balconnière, baleine; belle minette* und die ebenfalls fast veralteten *belle petite* und *belle de nuit, biche (d'Alger), bifteck à corbeau, blanchisseuse*, das Seitenstück zum *boudiné* (Dandy) *boudinée* 1883, das 1848 beliebte *boule rouge, boulevardière, boulonnaise* (vom *Bois de Boulogne*), das alte *bourdon, bourre de soie, boîte à vérole*, das aus dem Italienischen schon bei Rabelais entlehnte *bonne robe, branleuse d'engin, Bredastreet* nach der Strasse, wo sie vielfach wohnten; *camelotte, carcan, cascadeuse, catin; calège* (entstanden um 1800)*; ceinture dorée, chair à plaisir, chenille, chiasse, chiffonnée, chouette, colis, conasse, cocodette, cocotte; couille, courtisane; vieux compartiment, crêmeuse, crevette*, das Pendant zum *crevé; créature* kam 1792 auf; *ces dames*, das fast veraltete *petite dame, demoiselle de fortune, dame de moyenne vertu; dégrafée* 1887, *demi-castor, demi-cocotte, demi-mondaine* seit Dumas' Drama wie *dame aux camélias, Demi-Monde, diagonale* 1889, *donzelle*, das seltene *petite dorée* von 1884; *élégante de la rive gauche* und *étudiante* von den Damen der Studenten; *épinglée; farceuse; femme de moeurs faciles, femme en carte, f. du monde, f. galante, f. de la troisième catégorie, f. du terrain, f. du public, f. entretenue; f. omnibus*, die veralteten *femme folle de son corps, f. bordelière, f. amoureuse* (schon im Mittelalter), *fesse; fileuse d'hommes; fille en carte, fille (in)soumise;* die alten *f. de la jubilation, fille de Baal, fille de joie, fille d'amour, fille de marbre* (nach dem Stücke Barrières (1853); *fille des rues, f. de tourneur, f. en numéro, f. aimable, bonne fille; fillette; flibocheuse, flibustière de Vénus* (veraltet); *fouinette; fréquentée; gamelle, gantière, gavrochine; genreuse* um 1889; *gigolette, gironde, glu* (1883), das alte *gladiatrice d'amour; gommeuse, gondine(tte), gonzesse, gougnotte* (lesbisch), *gourgandine* (wofür D. fälschlich *gourdandine* hat); *gousse, gratineuse* (zu *gratin* gehörig), das alte *grenier à coup de sabre*, das um 1800 aufgekommene *grisette; grignoteuse; guinche, guincheuse.* Das neben *Gotòn* angeführte *gothon*, wie es Delvau schreibt, ist wohl falsch, da es von *Margoton* herkommt (vergleiche *catin* etc.); *houlière* und das seit 1883 (nach Aurélien Scholl) sehr gebräuchliche *horizontale; impure, irrégulière; jeanneton* und das alte

Jeanne d'Arc par le courage; lime neben *limace; lionne* (nach Augier's Drama *Les lionnes pauvres* 1858); *lolo*; das schon im XVI. Jahrhundert gebrauchte, aber dann veraltete und erst 1841 von Roqueplan erneuerte *lorette, loulou*; *macette, Mademoiselle du Pont-Neuf, Mademoiselle du bitume, maquillée à soldat; mangeuse de viande crue; marchande de sourires; Marie pique-remparts; Marie sac-au-dos*; *une de marque; marquise de la Franchette; mascotte; matelas ambulant, matelas d'invalides; maubert* (von der *Place Maubert), maubeugienne; merveilleuse* (unter dem Direktorium); *mobilisée de bas étage*; *motte; momentanée* (1884), *mouquette, mousseuse* (1887), *musardine* (Besucherin des ehemaligen Tanzlokals, wo *Musard dirigierte*); *ningle, gros numéro, nymphe* (XVIII), die in I. angegeben sind; *odalisque; omnibusarde, orpheline de Lacenaire* (nach dem berüchtigsten Mörder zu Anfang des XIX. s.); *outil de besoin; ouvrière; paillasse à soldat*; *pampine; pante; panuche* (v. Teil I), *panthère; parfumeuse*; *passade*; *peau de chien, persilleuse*; *péripatéticienne du trottoir*; *pétasse*; *petite femme*; *pièuvre*; *pigeon voyageur*; *piqueuse des trains*; *pitresse*; *ponante*; *ponelle*; *ponifle*; *pont d'Avignon*; *portion*; *poule*; *prêtresse de Vénus*; *puce*; *pucelle de la rue Neufmont*; *rameneuse*; *remontoir à soldats*; *restant de soupe*; *retapeuse*; *ribaude* (alt); *rigolette*; *rivette*; *rôdeuse*; *rognure d'abattoir* (alte Dirne); *rosière du diable*; *ronfle* (in I); *rouchie*; *routière* (in I); *saucisse*; *saute-en krack; sauterelle*; *sauteuse*; *schabraque*; *sommier de caserne*; *soupeuse*; *suivante de Vénus* (veraltet); *subagitatrice* (bei Balzac); *suspendue*; *tata*; *tendresse* (1888); *terrière*; *tireuse de vinaigre*; *torpille (d'occasion)*; *tractatrice* (Balzac); *traînée*; *traîneuse*; *trichine*; *trimardeuse*; *trotteuse*; *trottin*; *le grand et le petit trottoir*; *typesse*; *usine de plaisir*; *usinette*; *vague*; *veau*; *vesse* (veraltet); *vestale*; *vibrion* (nach A. Dumas, *Etrangère* 2. 1); *vilaine*; *villotière*; *voyou vulgivague*; *gonze voyoucratique*; *wagon*.

An Druckfehlern ist mir aufgefallen p. XI *boemien* statt *boesmien*, XVI O*l*ivier (neben O*ll*ivier XII); 220 corpault unter pive, 290 femme travesti, 353 om*m*elette, 407 d*au*ssiere statt d*o*ssière . ., 408 marguin*et*on statt marguin*ch*on (v. p. 174). Der Druck ist im übrigen gut und deutlich.

Das Schlussfazit ist: das Buch ist in vielen Dingen ein Fortschritt und ein achtbarer Versuch, die schwierige Frage zu vertiefen; aber noch sehr fern davon, allen berechtigten Ansprüchen zu genügen und die Vollendung auf diesem Gebiete zu erreichen.

K. SACHS.

Klöpper, Clemens. *Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie,* von Dr. Cl. Kl. Rostock.
I. Heft. *Wiedergabe der deutschen Adjektive, Adverbien, Verben und Präpositionen im Französischen.* Von Dr. Clemens Klöpper. Dresden u. Leipzig, E. A. Koch's Verlagsbchhdlg. 1896.

Wer eine fremde Sprache lehren will, muss sie in doppelter Weise, praktisch und theoretisch, beherrschen. Der empirische Weg, auf dem wir die Muttersprache erlernen, ist gewiss der sicherste, aber auch der längste. Ohne die Theorie, welche das innerlich Verwandte zusammenstellt, würden unsere Schüler auf den Gebieten, in denen wir sie anwenden, nach Jahren erst die praktische Sicherheit erwerben, die wir ihnen in wenigen Stunden geben. Ohne sie würde der Fachmann auch bei fleissigstem Lesen und Uebersetzen und bei wiederholtem und längerem Aufenthalt im Auslande die praktische Sprachbeherrschung, deren er bedarf, sich gar nicht aneignen können, und wenn er sie hätte, wäre er darum noch nicht befähigt, sie andern mitzuteilen. Wie wenig die auf natürlichem Wege erworbene Sprachkenntnis hierzu ausreicht, hat jeder erfahren, der Ausländer in seiner Muttersprache unterrichtet hat. Er selbst ist schon als Kind nie um den richtigen Modus im Deutschen verlegen gewesen; um seine Schüler zu gleicher Beherrschung zu führen, muss er den Modusgebrauch erklären, systematisch ordnen, an Beispielen üben: kurz, den Weg einschlagen, auf dem er selbst den Modus fremder Sprachen lernte. Jeder Gebildete unterscheidet scharf zwischen Stolz, Hochmut, Anmassung; aber wer kann einem Ausländer den begrifflichen Unterschied dieser Ausdrücke auf der Stelle so scharf erklären, dass er sie künftig mit Sicherheit richtig anwendet?

Leider befindet sich ein grosser Teil der theoretischen Fächer, deren Studium dem Neusprachler eben so unentbehrlich ist als dem Arzte Anatomie und Physiologie, Pathologie und Therapie, in sehr wenig entwickeltem Zustande. Trotz des grossen Aufschwungs, welchen die neusprachlichen Lehrmittel namentlich in den letzen 20 Jahren genommen haben, wird es noch grosser Anstrengungen, eifriger Forschungen und vielfältiger Sammlungen bedürfen, bis wir auf diesen Gebieten zu einigermassen befriedigender wissenschaftlicher Erkenntnis und systematischer Ordnung gelangt sind. Einige dieser Zweige — Stilistik, Rhetorik, Bedeutungslehre — fehlen im Englischen noch gänzlich, stecken aber auch im Französischen noch in den Kinderschuhen, wie in beiden Sprachen die Synonymik. Grammatik und Wörterbuch enthalten viel Hierhergehöriges, aber in der Grammatik steht es an der unrechten Stelle, im Wörterbuch ertrinkt es in der Fülle des an ein Stichwort geketteten Stoffes. Kein Wunder, dass so oft unsere besten Hülfsmittel im Stiche lassen. Beispielshalber suche ich den französischen Ausdruck für „ich kümmere mich nicht darum, ob . . .“ (also *je ne me soucie pas de savoir si* . . .). In den Grammatiken verstehe ich ihn nicht aufzusuchen; in Sachs, grosse Ausgabe, unter „sich kümmern“ suche ich vergeblich, ebenso in E. Franke, *Stilistik*, II Seite 9 unter c). — Und dieser Mangel ist nicht das Schlimmste; was will er bedeuten gegen den Mangel jener Anregung zum Selbstbeobachten, die nur die wissenschaftliche Zusammenstellung der Einzelthatsachen gewähren kann?

Unter diesen Umständen ist ein Unternehmen, das es sich zum Zweck setzt, die Ausbildung einiger dieser theoretischen Fächer zu fördern, nur mit lebhafter Freude zu begrüssen. Die stilistische Studie, mit der sich die Sammlung einführt, empfiehlt sich durch zwei wesentliche Vor-

züge, Uebersichtlichkeit der Anlage und Reichhaltigkeit des Stoffes. Die Gefahr, innerlich verschiedenartige sprachliche Erscheinungen unter einem Gesichtspunkte zusammenzufassen, ist im allgemeinen glücklich vermieden; die meisten Kapitel machen einen einheitlichen, geschlossenen Eindruck; die Einzelthatsachen sind leicht auffindbar und an reichlichen Beispielen veranschaulicht. Wegen dieser Vorzüge ist das Buch sowohl zum Privatstudium als namentlich für die Hand des Lehrers beim Unterricht als ein praktisches Hülfsmittel zu empfehlen.

Leider wird sein Wert beeinträchtigt durch eine grosse Zahl von Druckfehlern und Versehen.

In den angehängten Berichtigungen nicht verzeichnete Druckfehler. 4,5 *un ardeur* statt *une ardeur;* 4,10 *préjuges* st. *préjugés:* 4,33 *lassitude, que* statt *lassitude que;* 5,30 *hors de raison* st. *hors de saison;* 9,4 *naufrages* st. *naufragés*; 9,36 *personne* st. *personnes;* 11,34 *procès des* st. *procès, des*; 12,2 *surpériorité* st. *supériorité;* 12,4 *moeurs* st. *mœurs*; 15,27 fehlt *se* vor *joindre*; 22,24 *recompensé* st. *récompensé;* 24,4 *entschuldigt* st. *entschädigt;* 25,5 *reprimandé* st. *réprimandé;* 26,2 *identifique* st. *identique;* 26,11 *susceptible de* zu streichen; 27,16 merkwürdig *wegen* st. *gegen;* 28,4 *exacte* st. *exact;* 28,6 fehlt ein Komma nach dans; 32,33 *absolûment* st. *absolument;* 32,36 *sauvait* st. *saurait;* 34,16 *opiniâtrement* st. *opiniâtrément;* 37,26 fehlt *se* vor *révèle;* 40,12 *chantante* st. *chantant;* 41,27 *pésant* st. *pesant;* 52,1 fehlt *se* vor *battait:* 54,29 *Alexander* st. *Alexandre;* 54,33 *ce maître* st. *le m.;* 66,8 fehlt *le* vor *lendemain;* 66,19 *möglichst* st. *möglich*; 66,26 *plutôt* st. *plus tôt*; 68,1 fehlt *c'était* vor *l'aveu;* 98,13 *importe* st. *emporte;* 71,11 ins Gesicht *lachen* st. *fassen;* 75,6 fehlt, hinter *aucun;* 77,12 *rouer* statt? 88,11 fehlt *faire* hinter *fait;* 90,9 *Barbarousse* st. *Barberousse*; 98,12 la *révolte de 6. et 7. October* st. *la révolte du 6 et 7 octobre*; 98,23 *saurais* st. *saurai;* 98,24 *vu* st. *su;* 99,8 *là* st. *Là*; 99,38 *envoyait* st. *envoyât;* 100,30 *je connais* st. *je sais;* 104,32 *préscrit* st. *prescrit*; 106,29 *où* hinter *heures* zu streichen; 107,6 *voisiner* st. *avoisiner*; 110,18 *Sie* st. *sie;* 111,33 fehlt *un* vor *de ces jours;* 112,5 fehlt vermutlich *lâche* hinter *été;* 112,10 fehlt *pas* hinter *connaît*; 115,8 vermutlich *vous* st. *nous*; 117,3 *je crains* st. *je craignais;* 119,9 *au jour* st. *un jour*; 121,30 *poisson* st. *poison:* 122,11 *dass* st. *das;* 126,7 fehlt hinter *condamnant* vermutlich *la conduite des émigrés;* 126,12 *impérities* st. *impéritie*; 128,4 fehlt *se* vor *place;* 132,10 *colère, où* st. *colère ou*; 140,15 *Vorspiel* st. *Wortspiel*; 141,10 *vergebens* zu streichen; 144,8 fehlt *„im Zaume"* vor *„gehalten";* 144,10 *caval-lerie* st. *cava-lerie;* 145,21 *dilatation* st. *dimension;* 146,24 *fait* st. *faits*; 146,37 *répresentait* st. *représentait;* 147,23 *préserve* st. *présence*; 150,23 *clos* st. *clou;* 150,34 *énorgueillir* st. *s'enorgueillir;* 152,11 *dedommager* st. *dédommager*; 152,23 fehlt *se* vor *risquer*; 155,10 *il l'a légué* st. *il lui a légué.*

Irrtümer und Versehen. 4,5 *ardeur de gloire*, rühmlicher Eifer st. Ruhmsucht; 14,6 sich verständlich machen *faire entendre raison* statt *se faire entendre*; 52,23 und 30: dem *indécise* und *tranquille* entsprechen auch deutsch Adjectiva; S. 98 sind Beispiele für *venir à faire qc, venir de faire qc* aus Versehen unter solche mit *venir faire, aller faire* geraten; 102,23 *je me noyais* heisst: ich war im Begriff zu ertrinken, nicht: ich wollte mich ertränken; 102,27 *marchait* im Anmarsch wäre (richtig), aber falsch: den Marsch antreten wollte; 105,3 nicht: *dass ich — konnte*, sondern *geeignet, mich in den Vordergrund zu stellen*; 107,16 *intercéder qn . . .* ?; 110,19 loslassen nicht: *faire sortir*; 118,16 ff werden unterschieden b) Nebensätze der Ursache, Folge, Wirkung, Bedingung etc. und c) Adverbialsätze. 138,23 ff. wiederholt wörtlich 138,5 ff. — S. 142 werden Ausdrücke gleicher Art Z. 16 als Partizipien, Z. 31 als Sätze bezeichnet.

Mangelhaftes Deutsch ist dem französischen Ausdruck gegenübergestellt: 3,3 Die siegreichen Völkerschaften über das römische Reich in seinem Verfall; 65,10 Er macht sogar mir gegenüber Gelübde; 143 unten: Ich blieb kaltblütig bis zur Verleumdung seines Bruders; 145,2 ein Graben von zehn Fuss; 145,15 den Schrecken unter den Feinden (*la terreur répandue parmi les ennemis*).

Was die Auffassung der stilistischen Erscheinungen und die Form ihrer Darlegung anbetrifft, so ist es nicht meine Absicht, hierüber mit dem Verfasser im einzelnen zu rechten. Aber doch möchte ich es nicht unterlassen, am Schlusse darauf hinzuweisen, dass das von ihm Gebotene, so dankenswert es im ganzen ist, weitere Forschungen über Wesen, Grenzen und Gründe der behandelten stilistischen Verschiedenheiten nicht überflüssig macht. Die Kapitel, welche Erscheinungen gleichen Wesens bieten (z. B. Verbum A bis H), sind doch wertvoller als solche, die Ausdrücke wesentlich verschiedener Form zusammenstellen (z. B. Adjektiv O, Verbum H.) Die Entscheidung, innerhalb welcher Grenzen eine bestimmte Ausdrucksform eintreten kann oder nicht, (also z. B. ob man neben *une armée forte d'environ 4000 hommes* 145,11 auch sagen kann *une armée d'environ 4000 hommes*), ist nicht immer so leicht wie in dem angezogenen Beispiel. Das Schwierigste aber ist wohl die Auffindung der Gründe, welche die Wahl der Ausdrucksform in jedem Falle bestimmen. Hinweise auf die Eigenartigkeit des Sprachgeistes, auf die Bedeutungskraft eines Redeteils erklären nichts; am wenigsten ist an eine durchgehende Ueberlegenheit der fremden Sprache zu denken. Die Unmöglichkeit „am Meere spazieren“ durch *se promener à la mer* zu übersetzen, erklärt sich doch gewiss nicht aus einer im Gegensatz zum Deutschen grösseren Neigung des Französischen zu Bestimmtheit, Anschaulichkeit, Lebendigkeit oder Würde (147,6 ff.), sondern einfach daraus, dass *à la mer*, entsprechend *au jardin, au théâtre* etc. gar nicht am Meere heissen würde, sondern ins Meer oder im Meere, wie in *Un homme à la mer*, Mann über Bord!

OSTERODE a. H. DR. MÜHLEFELD.

Bauer, Dr. Link und Dr. Ullrich. *Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische.* Zusammengestellt von B., Dr. L. und Dr. U. München, Lindauer. 1894. pp. VIII, 229.

Die Verfasser sind sich, wie das Vorwort darlegt, des scharfen Gegensatzes wohl bewusst, in den sie mit diesem Buche zur strengen Reform treten. Sie begründen ihre Stellung mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit dieser Uebungen für die oberen Kurse, während für die unteren das Uebungsmaterial aus der Lektüre genommen werde, die immer und überall der Mittelpunkt des Sprachunterrichts sein soll. Auch wie diese Materialien zu Sprechübungen und zu schriftlichen Exercitien jeder Art verwendet werden sollen, ist von ihnen richtig angedeutet worden; für das engere Vaterland des Verfassers bleibt übrigens das Uebersetzen in die Fremdsprache eine conditio sine qua non, da die bayrische Schulordnung sowohl für Gymnasien als für Realschulen dieselbe fordert und als einen wichtigen Faktor bei den Absolutorien betrachtet.

Referent harmoniert in dieser Beziehung mit den Verfassern, da, von all den übrigen Vorteilen abgesehen, die die Uebersetzung ins Französische gewährt, ihm dieselbe mindestens immer einer der besten Gradmesser sowohl für den Lehrer wie für den Schüler bleiben wird, bis zu welchem Grade und mit welcher Sicherheit der letztere das Erworbene besitzt. Er ist deshalb auch, trotz seiner jahrelangen Anwendung der

Grundzüge einer gemässigten Reform (cf. Breymann, *Die neusprachliche Reformlitteratur*, p. 107. 110) ein Verteidiger jener geblieben, als sie am ärgsten perhorresziert wurde; ihm schien es immer nur auf das richtige Mass und die Art und Weise der Verwendung jener Uebungen anzukommen. Wenn übrigens nicht alle Zeichen trügen, so scheint auch in diesem Einzelpunkte bei der überwiegenden Mehrzahl der Fachgenossen allmählig das Prinzip des goldenen Mittelweges durchzudringen; typisch hierfür sind dem Referenten z. B. die Bemerkungen Münch's (*Didaktik und Methodik des französischen Unterrichtes in* Baumeisters *Handbuch der Erziehung)*, sowie die Debatten zu Gundlachs Vortrag auf der letzten Philologenversammlung in Köln (cf. p. 271 f. in Band XVII, 8 dieser *Zeitschrift*).

Die zweite Frage nach der Berechtigung eines Schulbuches ist die nach seiner praktischen Brauchbarkeit in Bezug auf die modernen Anforderungen im Sprachunterricht. In dieser Hinsicht muss man den Verfassern das Zeugnis ausstellen, dass sie eine mit vielem Fleiss und Geschick ausgewählte Sammlung zusammengestellt haben: ihr Ziel war, dass die Stoffe auf Geist und Gemüt fördernd einwirken, und möglichst reichhaltig und mannigfaltig seien; so sind alle Gattungen der Prosa, nach dem Gesichtspunkte des Inhalts zusammengestellt, vertreten, um dem Schüler ein möglichst vollständiges Spiegelbild der französischen Nation zu bieten, und zwar fast durchwegs den Klassikern entnommen, und zum weitaus grössten Teil dem französischen Wesen und den französischen Realien gewidmet. Dass die Belesenheit der Verfasser in den betreffenden Gebieten umfassend ist, geht daraus hervor, dass die meisten Stücke andere sind wie die in dem reichhaltigen Lesebuch zu findenden, das die beiden ersten Verfasser mit A. Englert (München, Oldenbourg) veröffentlicht haben.

Das Buch ist in 6 Abschnitte geteilt: 1) neun Stücke Fabeln und Parabeln, 2) Anekdoten, Erzählungen und Schilderungen, an Zahl 28, mit wenig Ausnahmen aus dem französischen Leben genommen und teilweise mit kurzen geschichtlichen Anmerkungen versehen; von bekannten Stücken erwähne ich Courier's bekanntes kalabresisches Abenteuer und einige Züge aus Ségur, 3) Bilder aus der Erd- und Völkerkunde, Handel, Naturbilder; von 16 Nummern haben 9 Beziehung auf Frankreich, darunter die Geschichte des Handels aus Breymann's *Lehrbuch* II, die Dampfmaschinen und die Eisenbahnen aus Plötz *Uebungen zur Syntax*, 4) 24 geschichtliche Stücke, darunter doch die Hälfte aus der alten Geschichte, während viele der aus der französischen Geschichte genommenen aus Breymann und Duchassing entlehnt scheinen. Ganz dem französischen Gebiet ist 5) Litteratur und Kunst gewidmet (30 Nummern), worunter viele der französische Klassiker behandelnden Stücke sich finden, die an den bayrischen Mittelschulen als Absolutorialaufgaben gestellt wurden. 6) In der Abteilung: Didaktisches, Reden, Dialoge, Briefe, Rätsel (40), begegnen wir Auszügen, z. B. aus Chateaubriand, *Génie du Christianisme*, aus historischen Reden, Briefen historischen Inhalts, wie z. B. der bekannte *Lettre de Colomb* aus Borel, wie auch solchen aus dem Geschäftsleben, bis herab auf passende Zeitungsannoncen.

Die hervorstechenden Eigenschaften des Buches sind die Reichhaltigkeit meist neuer Materialien, ihre Beziehung auf französisches Leben und ihre Abstammung aus guten französischen Autoren, geschmackvolles Deutsch trotz Festhalten am französischen Text, Bezugnahme auf die ganze Grammatik und nicht auf einzelne Gebiete, ein Standpunkt, der für die oberen Klassen zu billigen ist, und schliesslich die Beigabe eines 71 Seiten starken Wörterbuches, das knappen, aber genauen Aufschluss giebt.

ZWEIBRUECKEN. RICHARD ACKERMANN.

Miszellen.

Verzeichnis der seit 1847 erschienenen Sammlungen französischer Sprichwörter.

Seitdem Duplessis in seiner *Bibliographie parémiologique* (Paris, 1847) die französische Sprichwörterlitteratur verzeichnete, ist sie so mächtig angewachsen und dabei so verstreut, dass es schwer fällt, das Erschienene zu übersehen. Ein systematisch geordnetes Verzeichnis wird daher nicht unwillkommen sein.[1]) Einen grossen Raum nehmen darin, wie man sehen wird, die Sammlungen von Dialektsprichwörtern ein, von denen Duplessis' Übersicht (in Appendix I) noch sehr wenig enthielt. Ich habe mich daher in diesem Abschnitt an das Jahr 1847 als Grenze nicht gehalten, sondern gebe hier ein Verzeichnis der ganzen bisher erschienenen Litteratur, soweit sie auf die Bezeichnung Sammlung Anspruch erheben kann.[2]) Denn einige Sprichwörter enthält eigentlich jedes Patoisglossar und jede Patoisarbeit; diese aber alle zu erwähnen, davon entbindet mich Behrens' treffliche *Bibliographie des Patois gallo-romans*, auf die ich hiermit verwiesen haben möchte (*Franz. Studien.* Neue Folge, Heft I. 1893). Die sich dort findende Einteilung der Dialekte habe ich übernommen, schon weil es sich hier um eine Art Ergänzung des Behrensschen Buches handelt. Das Verzeichnis ist nach folgenden Gesichtspunkten geordnet:

A. Mehrsprachige Sprichwörter-Sammlungen (No. 1—41).
- I. Allgemeinen Inhalts (1—19).
- II. Speciellen Inhalts (20—41).
  - a. Internationale Titulaturen (20—24).
  - b. Sprichwörter der verschiedenen Gewerbe (25—26).
  - c. Mensch und Tier in Sprichwort (27—33).
  - d. Andere Gebiete im Sprichwort (34—41).

B. Sammlungen nur französischer Sprichwörter (42—297).
- I. Gemeinfranzösische Sprichwörter (42—142).
  - a. Altfranzösische und altprovenzalische Sammlungen (42—51).
  - b. Neufranzösische Darstellungen allgemeinen Inhalts (52—91).

---

[1]) Leroux' 1859 erschienene Bibliographie (im 2. Bande des *Livre des prov. fr.*) ist nicht vollständig, obwohl sie einzelne Lücken des Duplessisschen Verzeichnisses ergänzt. Auch in der vorliegenden Bibliographie ist alles, was an Sprichwörtersammlungen vor 1847 erschienen, aber bei Duplessis nicht aufgeführt ist, mit berücksichtigt.

[2]) Die bei Duplessis schon erwähnten Werke sind mit einem entsprechenden Vermerk versehen.

c. Neufranzösische Darstellungen speciellen Inhalts (92—142).
   1. Sprichwörter einzelner Schriftsteller und Litteraturwerke (92—98).
   2. Sprichwörter einzelner Litteraturgattungen (99 bis 106).
   3. Sprichwörter über einzelne Gebiete (107—142).
      α. Geographische Spitznamen (107—112).
      β. Fauna und Flora (113—117).
      γ. Verschiedenes (118—142).

II. Dialektsprichwörter (143—297).

Hoffentlich erweist sich diese Bibliographie als recht vollständig und brauchbar. Der angefügte alphabetisch geordnete Index wird die Benutzung erleichtern.

Abkürzungen: *A. u. A.* = Stengels *Ausgaben und Abhandlungen.*
Arch. = Herrigs *Archiv.*
Archivio = *Archivio per lo studio delle tradizioni popolari.*
Bdlsl. = *Bulletin de la Société liégeoise de littérature wallonne.*
Leroux = Leroux de Lincy, *Livre des proverbes français,* 2 Aufl. 1859.
Mél. = *Mélusine.*
Rdl. = *Revue de linguistique.*
Rdlr. = *Revue des langues romanes.*
Rdpgr. = *Revue des patois gallo-romans.*
Rdph. = *Revue de philologie.*
Rdtrp. = *Revue des traditions populaires.*
Trad. = *La Tradition.*

Verzeichnis.

A. Mehrsprachige Sammlungen.

I. Allgemeinen Inhalts.

1. Cahier, *2228 proverbes, rassemblés en divers pays.* Bruxelles, 1854.
2. Bohn, *A Polyglot of foreign proverbs, comprising french, italian, german, dutch, spanish, portuguese and danish, with english translations.* London, 1857.
3. Delanoue, *Choix des proverbes, maximes, sentences, adages français et étrangers.* Paris, 1857.
4. J. v. Düringsfeld, *Das Sprichwort als Kosmopolit.* 3 Bde. Leipzig, *1863.*
5. *Les meilleurs proverbes français et étrangers.* Paris, 1865.
6. Le Gai, *La Fleur des calembours.* Paris, 1865.
7. Marin, *Ordsprak och Talesätt pa Svenska, Latin, Franska, Tyska, Italienska och Engelska.* Stockholm, 1867.
8. d'E., *Recueil de proverbes français et italiens.* Paris, 1872.
9. v. Reinsberg-Düringsfeld. *Sprichwörter der Germanischen und Romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt.* 2 Bde. Leipzig, 1872 und 1875.
10. Bohn, *A Hand Book of Proverbs,* London, 1882.
11. Klemich und Looss, *Deutsch-fremdsprachliches Citaten-Lexicon. Sammluug gangbarer fremdsprachlicher Sentenzen, Phrasen, Sprichwörter.* Leipzig, 1883.

12. Haller, *Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, verglichen mit den entsprechenden der . . ., der sämtlichen germanischen und romanischen Völker.* 2 Teile. Regensburg, 1883 und 1884.
13. Hood, *The World of Proverb and Parable.* London, 1884.
14. Guericke, *Sammlung lateinischer, französischer, italienischer, holländischer und deutscher Sinnsprüche, geordnet und mit Einleitung nebst freier Uebersetzung veröffentlicht* von Paulsiek. Magdeburg, 1885.
15. Mawr, *Analogous Proverbs, in ten languages.* London, 1885.
16. Loubens, *Les proverbes et locutions de la langue française, leurs origines et leur concordance avec les proverbes et locutions des autres nations.* Paris, 1889. 2. Aufl. 1890.
17. Le Bourgeois, *Deutsche und französische sprichwörtliche Redensarten.* Leipzig, 1891.
18. Delinotte et Noten, *Dictionnaire des idiotismes, proverbes et expressions proverbiales de la langue française et de la langue hollandaise.* Amsterdam, 1892.
19. Chabord, *Les proverbes français les plus usités et leurs formes italiennes correspondantes.* Rieti, 1893.

II. Speciellen Inhalts.

a. Internationale Titulaturen.

20. v. Reinsberg-Düringsfeld, *Internationale Titulaturen.* 2 Bde. Leipzig, 1863.
21. G., *Geographische und ethnographische Spitznamen und Spottgeschichten (Ausland,* 1883, No. 31).
22. Gaidoz et Sébillot, *Etudes du Folklore: Le Blason libre (Rdl.* XVII (1884), 97).
23. Jellinek, *Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern.* I. Serie. Wien, 1886.
24. *Le maldicenze internationali (Archivio* V (1886), 298).

b. Sprichwörter der verschiedenen Gewerbe.

25. Sébillot, *Légendes, croyances et superstitions de la mer.* 2 Bde. Paris, 1886.
26. Sébillot, *Les Mines et les Mineurs. XV. Proverbes* (*Rdtrp.* VI (1891), 436).

c. Mensch und Tier im Sprichwort.

27. v. Reinsberg-Düringsfeld, *Die Frau im Sprichwort.* Leipzig, 1862.
28. Tanini, *La donna secondo il giudizio dei dotti e dei proverbii di tutti i popoli.* 3. Aufl. Prato, 1884.
29. v. Reinsberg-Düringsfeld, *Das Kind im Sprichwort.* Leipzig, 1864.

---

30. Brinkmann, *Der Hund in den romanischen Sprachen und im Englischen* (*Arch.* 46, 425); vgl. dazu Schuchardt (*Arch.* 47, 347).
31. Brinkmann, *Das Pferd in den romanischen Sprachen und im Englischen* (*Arch.* 50, 123).
32. Brinkmann, *Metapherstudien.* (*Arch.* 54, 155 [Esel], 174 [Maultier], 337 [Katze]; 55, 327 [Rind]; 56, 343 [Ziege]; 58, 193 [Huhn und Hahn]).
33. Brinkmann, *Die Metaphern. Studie über den Geist der modernen Sprachen.* I Bd. *Die Tierbilder der Sprache.* Bonn, 1878.

d. Andere Gebiete im Sprichwort.

34. Büchmann, *Geflügelte Worte.* Jubelausgabe. Berlin, 1895.
35. Fournier, *L'esprit des autres.* 6. Aufl. Paris, 1881.

36. Zeuchner, *Internationaler Citatenschatz.* Leipzig, 1884.

---

37. Volkmar, *Paroemiae et regulae juris Romanorum, Germanorum, Francogallorum, Britanorum.* Berolini 1854.
38. Chaisemartin, *Proverbes et maximes du droit germanique étudiés en eux-mêmes et dans leurs rapports avec le droit français.* Paris, 1892.

---

39. v. Reinsberg-Düringsfeld, *Das Wetter im Sprichwort.* Leipzig, 1864.

---

40. Ricci, *I colori nei proverbi* Bologna, 1881.
41. Machado y Alvarez, *Folklore de los colores* (Folklore Betico-Extremeño 1884, 299).

B. Sammlungen nur französischer Sprichwörter.

I. Gemeinfranzösische Sprichwörter.

a. Altfranzösische und altprovenzalische Sammlungen.

42. *Distiques de Dionysius Cato,* en latin et en vers français du XIIe siècle, ms. de la Bibl. Royale no 277, N.-D. fol. 197 ro (Leroux II, 439).
43. *Proverbes de Fraunce*, d'après un ms. de Cambridge du Corpus Christi Collège, extraits communiqués par Fr. Michel (Leroux II, 472).
44. Zacher, *Altfranzösische Sprichwörter*, entnommen dem cod. Voss. Lat. 31 F der Leidener Universitätsbibliothek: *incipiunt Proverbia Rusticana mirabiliter versificata (Zeitschr. f. deutsches Altertum* XI (1859), 114).
45. Robert, *Un vocabulaire latin-français du XIVe siècle, suivi d'un recueil d'anciens proverbes* (*Bibl. de l'Ecole des Chartes* XXXIV (1873), 33.)
46. *Les Proverbes au vilain*, extraits, d'après un ms. de la bibliothèque d'Oxford [Ms. Digby, 86, Bodl. Libary]. (Leroux II, 459).
47. *Li respit del curteis et del vilain* (Stengel, *Handschriftliches aus Oxford*, Behrens' *Zts.* XIV (1892), 154.)
48. Martin, *Les Proverbes au Conte de Bretaigne.* Diss. Erlangen, 1892 (auch als Prgr. der Stud.-Anst. Erlangen *mit Belegen aus german. und roman. Sprachen*).
49. Tobler, *Li Proverbe au vilain*, *die Sprichwörter des gemeinen Mannes.* Leipzig, 1895.
50. Rosières, *Quelques proverbes français du XVe siècle* (*Rdtrp.* V (1890), 449).

---

51. Peretz, *Altprovenzalische Sprichwörter.* Diss. Goettingen, 1887 (auch in *Rom. Forsch.* III.)

b. Neufranzösische Darstellungen allgemeinen Inhalts.

52. *Dictionnaire étymologique, historique et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française.* Bruxelles, 1850. [Gekürzte Raubausgabe des gleichnamigen Buches von Quitard, Paris, 1842].
53. Duplessis, *La Fleur des proverbes français, recueillis et annotés.* Paris, 1851.
54. Hilaire le Gai (Duplessis), *Petite Encyclopédie des proverbes français.* Paris, 1852.
55. Desciseaux, *Recueil des proverbes français.* Paris, 1854.

56. La Charbouclais, *Dictionnaire de la sagesse populaire.* Paris, 1855 (Tome XI de la *Troisième et dernière Encyclopédie théologique* de l'abbé Migne).
57. Cahier, *Quelques six mille proverbes et aphorismes usuels, empruntés à notre âge et aux siècles derniers.* Paris, 1856.
58. Le Roux de Lincy, *Le Livre des Proverbes Français, précédé de recherches historiques sur les proverbes français et leur emploi dans la littérature du moyen âge et de la renaissance.* Seconde édition revue, corrigée et augmentée. 2 Bde. Paris, 1859.
59. Quitard, *Etudes historiques, littéraires et morales sur les proverbes et le langage proverbial.* Paris, 1860.
60. Fath, *La Sagesse des enfants, proverbes écrits et illustrés.* Paris, 1865.
61. Delanoue, *Encyclopédie comique.* Paris, 1865.
62. Brieux, *Origines de quelques coutumes anciennes et de plusieurs façons de parler triviales.* Neudruck. 2 Bde. Caen, 1875.
63. *Anciens et nouveaux proverbes, sentences, maximes, dictons comiques, amusants et curieux.* Paris, 1877.
64. Dupuis, *Vieux proverbes sur de nouveaux airs.* Paris, 1882.
65. Derasmasl, *Proverbes et mots fantaisistes.* Paris, 1883.
66. Martel, *Petit Recueil de proverbes français.* Paris, 1883. 3. Aufl. 1889.
67. Larchey, *Nos vieux proverbes français choisis et commentés.* Paris, 1886.
68. Toubin, *Dictionnaire étymologique et explicatif de la langue française et spécialement du langage populaire.* Paris, 1886.
69. Amory de Langerack, *Les Proverbes. Histoire anecdotique et morale des proverbes et dictons français.* 5. Aufl. Lille, Paris, 1888.
70. Demarteau-Servais, *Le roman des proverbes en action. Recueil de 6500 proverbes.* 2 Bde. Paris, 1890.

---

71. Lorin, *Essai sur quelques proverbes contestés et contestables.* Soissons, 1850.
72. Nisard, *Curiosités de l'étymologie française avec l'explication de quelques proverbes et dictons populaires.* Paris, 1863.
73. Catalan, *Rime et raison, ou proverbes, apophthegmes, épigrammes et moralités proverbiales choisis et mis en vers.* Paris, 1864.
74. Lagarde, *Les proverbes, chansons.* Paris, 1865.
75. Puymaigre et Vaillant, *Proverbes en vers.* Metz, 1866.
76. *Proverbes français (Mél.* 1877, p. 103, 198).
77. Colomb, *Histoires et proverbes.* Paris, 1879.
78. Kirchner, *Paroemiologische Studien* I. II. Zwickauer Schulprogramme, 1879 und 1880.
79. Häutle, *Die Reisen des Augsburgers Philipp Hainhofer nach Eichstädt, München und Regensburg in den Jahren 1611—13, zum ersten Mal herausgegeben und erläutert* (*Zts. des histor. Vereins f. Schwaben und Neuburg*, VIII. Jahrgang, Augsburg, 1881); [eine überaus reiche Sammlung von deutschen, italienischen und französischen Sprichwörtern im Text verstreut].
80. Fleuriot, *Recueil de proverbes français. Auswahl französischer Sprichwörter mit deutscher Uebersetzung und Erklärung.* Breslau, 1885.
81. *Origine de quelques proverbes* (*L'Intermédiaire* 1887 p. 513, 599, 630).

82. Menu, *Quelques proverbes du XVI. siècle* (*Trad.* II (1888), 15. Juli); [aus den *Adages et proverbes* des Solin Devoge, Paris, 1576].
83. Rozan, *Petites ignorances historiques et littéraires.* Paris, 1888.
84. Rolland, *Une lettre en proverbes (Variétés bibliographiques* I (1888), no 8; [aus dem *Recueil de pièces sérieuses, comiques et burlesques,* Paris, 1721, p. 65—76].
85. *Vieux proverbes français notés par J. Ray à la fin du XVII. siècle (Trad.* IV (1890), 195).
86. Matile, *Explication de quelques proverbes et locutions de la langue française* (*Taalstudie* XI (1891), 61).
87. Rosières, *Ancienneté de quelques locutions usuelles* (*Rdtrp.* VI (1891), 321).
88. Freund, *Aus der französischen Spruchweisheit* (*Neuphilologisches Centralblatt* VI (1892), 257, 289).
89. Jeanroy, *Locutions populaires ou proverbiales I [croquer le marmot, prendre la mouche, se brosser le ventre]; (Romania* XXIII (1894), 232).
90. Kreibich, *Die französischen Sprichwörter als Musterbeispiele für syntaktische Regeln* I. Prgr. Prossnitz, 1895.
91. Werneke, *Sprichwörtliche und bildliche Redensarten des Französischen.* Prgr. Merseburg, 1895.

c. Neufranzösische Darstellungen speciellen Inhalts.

1. Sprichwörter einzelner Schriftsteller und Litteraturwerke.

92. *Proverbes cités dans la Farce de Patelin* (Leroux II, 499).
93. Sébillot, *Les traditions populaires et les écrivains.* 1. Villon (*Rdtrp.* III,467). 2. Cyrano de Bergerac (IV,476). 3. Les Menagiana (V,150). 4. Racine (V,242). 5. Molière (V,396). 6. Les Noëls de la Monnoye (V,487). 7. Voiture (V,712). 8. Sarasin (VI,470). 9. Corneille (VI, 551). 10. Boileau (VI,556). 11. Scarron (VIII,99, 182). 12. Malherbe (VIII, 453). 13. Dufresny (IX,582). 14. Regnard (X,286). 15. Montfleury (X,341). 16. La Satyre Ménippée (X,343). 17. Brueys (XI,33). 18. Chapelle et Bachaumont (XI,34).
94. *Proverbes cités dans les poésies de Regnier* (Leroux II, 501).
95. Rech, *Die Sentenzen und lehrhaften Stellen in den Tragödien R. Garniers.* Diss. Strassburg, 1891.
96. *Proverbes cités par La Fontaine* (Leroux II, 505).
97. *Proverbes cités dans les comédies de Molière* (Leroux II, 519).
98. *Proverbes cités dans les comédies de Regnard* (Leroux II, 543).

2. Sprichwörter einzelner Litteraturgattungen.

99. *Proverbes recueillis dans les auteurs français du XIIe au XVIIe siècle* (Leroux II, 485).
100. *Proverbes recueillis dans les poètes et les conteurs des XIIe, XIIIe, XIVe, XVe et XVIe siècles* (Leroux II, 485).
101. Ebert, *Die Sprichwörter der altfranzösischen Karlsepen* (*A. u. A.* 23).
102. Kadler, *Sprichwörter und Sentenzen der altfranzösischen Artusromane* (*A. und A.* 49).
103. Bouchet, *Les proverbes dans l'épopée française* (*Rdtrp.* IX (1894), 384).
104. Loth, *Die Sprichwörter und Sentenzen der altfranzösischen Fabliaux.* 2 Prgr. Greiffenberg, 1895 und 1896.
105. Wandelt, *Sprichwörter und Sentenzen des altfranzösischen Dramas* (1100—1400). Diss. Marburg, 1887.

106. Cnyrim, *Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sentenzen bei den provenzalischen Lyrikern (A. u. A.* 71).

3. Sprichwörter über einzelne Gebiete.

α. Geographische Spitznamen.

107. *Dictons géographiques* (*Mél.* 1877, p. 101).
108. Merlet, *Dictionnaire des noms donnés aux habitants des diverses localités de la France* (*Mél.* 1877, p. 116, 163, 182, 242, 265, 281, 309, 329, 359, 427, 480, 502, 529, 546).
109. Leicht, *L'Italia nei proverbi francesi (L'Ateneo veneto,* Serie IV,1; 1882).
110. Gaidoz et Sébillot, *Blason populaire de la France.* Paris, 1884.
111. Travers, *Les Normands, la chicane et la potence, d'après les dictons populaires (Bulletin de la Soc. des antiquaires de Normandie* XI, 281; Caen, 1884).
112. Watteville, *Etude sur les dévises personnelles et les dictons populaires.* Paris, 1894.

β. Fauna und Flora.

113. Rolland, *Faune populaire de la France.* 6 Bde. Paris, 1877—83.
114. Rolland, *Supplément à la Faune populaire (Variétés bibliographiques,* no 2, 4, 7, 8, 9, 10; Paris, 1888—90).
115. M. A. J. D., *Proverbes, dictons et locutions diverses à propos de chats et de chiens.* 3. Aufl. Paris, 1887.
116. Rolland, *Flore populaire* (*Variétés bibliographiques,* no 5, 6, 7, 8, 9, 10; Paris, 1888—90).
117. Rolland, *Flore populaire de la France.* Bd. I. Paris, 1896.

γ. Verschiedenes.

118. Landes, *Glossaire érotique de la langue française.* Brüssel, 1861.

---

119. Quitard, *Proverbes sur les femmes, l'amitié, l'amour et le mariage.* 2. Aufl. Paris, 1877. 3. Aufl. 1890.
120. Rolland, *La femme dans les proverbes (Variétés bibliographiques,* no 2, 4, 6, 7, 9, 10; Paris, 1880—90).

---

121. Sébillot, *Les Pendus. Proverbes du XVIIe siècle* (*Rdtrp.* VI (1891), 564).

---

122. Catherinot, *Les axiomes du droit français,* publiées par Laboulaye *(Nouvelle Revue historique du droit français et étranger,* 1883, p. 41; Paris; [nur Buchstabe A—C erschienen].
123. Thuriet, *Proverbes judiciaires.* Paris, 1891.

---

124. Peyrat, *Proverbes agricoles.* Paris, 1853.
125. Bouthors, *Proverbes, dictons et maximes du droit moral traditionnel.* Paris-Amiens, 1858.
126. Boudevillain, *L'oracle des champs ou recueil de proverbes à l'usage des gens de la campagne.* Châteaudun, 1869.
127. *Proverbes et dictons agricoles de France.* Paris, 1872.
128. Sébillot, *Etudes maritimes* (*Archivio* III (1884), 429).
129. Rolland, *Proverbes et dictons relatifs à la mer* (*Mél.* 1886, 5 Juni; 1889, 5 Febr., 5. März).
130. Sauvé et Rolland, *Proverbes et dictons relatifs à la mer* (*Mél.* 1886, 5. Okt.).

131. Gaidoz, *Proverbes et dictons relatifs à la mer* (*Mél.* 1886, 5. März).
132. Bonett, *Proverbes et dictons relatifs à la mer (Mél.* 1889, 5. Sept.).
133. Bassett, *Proverbes et dictons relatifs à la mer (Mél.* 1889, 5. Aug.).
134. Prato, *Proverbes relatifs à la mer (Trad.* III, 1889, März).
135. Bayon, *Proverbes et dictons de marins* (*Rdtrp.* V (1890), 35).

---

136. Roucy, *Dictons populaires sur le temps, ou recueil des proverbes météorologiques de la France.* Paris, 1877.

---

137. Sébillot, *Traditions et superstitions des ponts et chaussées I. Les routes (Rdtrp.* VI (1891), 94).

---

138. Sébillot, *Dictons sur les mois* (*Rdtrp.* I, 1, 29, 61, 93, 125; III 345, 392, 434, 507, 473b, 590, 639).
139. Menu, *Les dictons de l'année* [Januar, Febr., März]; (*Trad.* VII (1893), Jan., Febr., Mai, Juni-August).
140. Harou, *Les dictons de l'année* (*Trad.* VII (1893), Sept.—Nov.).

---

141. Gaidoz, *Dictons gastronomiques (Mél.* 1886, 5. März, 18. Juni).
142. le B., *Dictons gastronomiques (Mél.* 1886, 5. Oct.).

II. Dialektsprichwörter.

143. Favre, *Les patois de la France. Recueil de chants, noëls, fables. dictons, dialogues composé en principaux dialectes de la France,* Niort, 1882.

a. Südfranzösische Dialekte.

144. Honorat, *Dictionnaire provençal-français.* 3 Bde. Digne, 1846—47.
145. Fabre, *Manuel du Bon Cultivateur du Midi 1861,* Montpellier.
146. Boucoiran, *Dictionnaire analogique et étymologique des idiomes méridionaux.* Nîmes, 1875.

1. Gascon.

α. Béarnais.

147. Voltaire, *Lous Moutets Guascons deou Marchan (*in: *Le Marchand, traictant des proprietez et particularitez du commerce et negoce,* Toulouse, 1607, p. 129—195). [Duplessis p. 212].
148. Voltoire, *Anciens Proverbes basques et gascons, remis au jour par* G. Bonnet. Paris, 1845. 2. Aufl. Bayonne, 1873; vgl. dazu Roque-Ferrier in *Rdlr.* VI,296. [Duplessis p. 214].
149. Voltoire, *Lous Moutets Guascons deou Marchan* (in: Duplessis, *Bibliogr. parém.,* Paris, 1847, p. 444).
150. Vignancour, *Poésies béarnaises.* 2 Bde. Pau, 1860.
151. Hatoulet et Picot, *Proverbes béarnais, accompagnés d'un vocabulaire et de quelques proverbes dans les autres dialectes du midi de la France.* Paris, 1862.
152. Lespy, *Dictons du pays de Béarn.* Pau, 1875.
153. Lespy, *Proverbes du pays de Béarn.* Montpellier-Paris, 1876 (Bd. II der *Publications spéciales de la Société pour l'étude des langues romanes).*
154. Casteig, *Textes et proverbes en patois des environs de Pau (Rdpgr.* I (1887), 284).
155. Lespy, *Dictons et proverbes de Béarn.* 2. Aufl. Pau, 1892.

β. Bigourdan.

156. Cordier, *Etudes sur le dialecte du Lavedan.* Bagnères, 1878.
157. Sacaze, *La flore populaire de Luchon* (*Revue des Pyrénées* III (1891), 1051.

γ. Landais.

158. Laporterie, *Proverbes et dictons du pays de Chalosse* (*Rdpgr.* II (1888), 109).

δ. Armagnanais.

159. Bladé, *Contes et Proverbes populaires recueillis en Armagnac.* Paris, 1867.
160. Bladé, *Proverbes et devinettes populaires recueillis dans l'Armagnac et l'Agenais.* Paris, 1880.
161. B., *Quelques anciens proverbes du Gers* (*Trad.* III (1889), 140).

ε. Commingeois.

162. Castet, *Proverbes patois de la vallée de Biros-en-Couserans* (*Ariège*) *avec une préface de M. Pasquier* (*Bulletin périodique de la Soc. ariégoise des sciences, lettres et arts* 1888, p. 317). Auch separat: Foix, 1889.

2. Languedocien.

163. Thiessing, *Auswahl der gebräuchlichsten languedocischen Sprichwörter* (*Arch.* 43,65).
164. Rulman, *Les proverbes du Languedoc, annotés et publiés par* Mazel. Montpellier, 1882 (Extrait de la *Rdlr.*, 3e série, III, 42; 1880).
165. Martin-Noulet, *Quelques proverbes languedociens* (*Rdlr.* VIII (1875), 209).

α. Aude.

166. Mir, *Glossaire des comparaisons populaires du Narbonnais et du Carcassez* (*Rdlr.*, 3e série, IV (1880), 277; V, 105; VI, 15, 221; VII, 36; VIII, 29, 116, 243; IX, 81, 170, 237). Auch separat: Montpellier, 1882.
167. *Proverbes Carcassonnais* (*Mél.* 1877, p. 290).
168. *Mémoire adressé à Grégoire par les Amis de la Constitution de Carcassonne p. p.* Gazier (*Rdlr.* V, 426; VI, 575; VII, 107).

β. Tarn.

169. Couzinié, *Dictionnaire de la langue romano-castraise et des contrées limitrophes.* Castres, 1850.

γ. Hérault.

170. Fesquet, *Proverbes et dictons populaires recueillis à Colognac* (*Rdlr.* VI, 103, 330).
171. Espagne, *Proverbes et dictons populaires recueillis à Aspiran* (*Rdlr.* IV, 600, dazu Errata-Verzeichnis V, 236).

δ. Gard.

172. Sauvages, *Dictionnaire languedocien-français.* 2. Aufl. Nîmes, 1785. 3. Aufl. (besorgt durch D'Hombres-Firmas) 1820. [Duplessis p. 217].
173. D'Hombres-Firmas, *Proverbes météorologiques et agronomiques des Cévennols.* Alais, 1822. [Duplessis p. 219].
174. D'Hombres et Charvet, *Dictionnaire languedocien-français.* Alais, 1872 und 1884.

175. *Recueil des proverbes météorologiques et agronomiques des Cévennols* (*Annales de l'Agriculture française*, 2e série, XIX).
176. Mazel, *Les mois en proverbes, dialecte cévennol.* Nîmes, 1889.

ε. Rouergat.

177. Duval, *Proverbes patois* (*Mémoires de la Soc. des lettres, sciences et arts de l'Aveyron* V, 437, Rodez, 1845).

ζ. Quercinois.

178. Michelet, *Proverbes dans le dialecte de Montauban* (in *Mémoires d'un enfant*, Paris, 1867, p. 269).
179. Buscon, *Recueil des proverbes patois usités dans le département de Tarn-et-Garonne* (*Bulletin de la Soc. archéol. de T.-et-G.* III (1877), 49; IV, 73, 137).
180. Pouget, *Contes et dictons en patois de Sénaillac, canton de la Tronquière* (*Rdpgr.* I (1887), 203).

η. Ardèche.

181. Vaschalde, *Dictons et sobriquets populaires du Vivarais.* Marseille, 1875.
182. Vaschalde, *Proverbes et maximes populaires du Vivarais.* Privas, 1875. 2. Aufl. 1882.
183. Forterre, *Comparaisons populaires de la Vallée de La Peyre* (*Rdph.* IV (1890) 135).
184. Fertiault, *Quelques locutions de l'Ardèche* (*Rdtrp.* IX (1894), 513).

3. Provençal.

185. Brueys, *Jardin deys Musos provensalos*, Bd. II, p. 43, 60, 71, 86. Aix, 1628. [Duplessis p. 215.]
186. *Recueil des proverbes provençaux.* Aix, 1736. [Duplessis p. 216].
187. Achard, *Vocabulaire français-provençal et vocabulaire provençal-français* (in Bd. I und II des *Dictionnaire de la Provence et du Comté Venaissin.* Marseille, 1785—87.
188. *Proverbes ou Sentences populaires en langue provençale.* Brignolles, 1821.
189. Garcin, *Le nouveau dictionnaire provençal-français.* Marseille, 1823. [Duplessis p. 217.]
190. *Fablos, contos, epitros et autros pouesios, prouvençalos.* Aix, 1829. [Duplessis p. 218.]
191. Avril, *Dictionnaire provençal-français.* Apt, 1839—40.
192. *La Bugado Provençalo.* Neudruck. Aix, 1859. [Duplessis p. 215].
193. Lieutaud, *Proverbes topographiques provencaux* (in: *Notes pour servir à l'histoire de la Provence*, Marseille, 1874).
194. La Tour-Keyrié, *Recueil de proverbes, maximes, sentences et dictons provençaux.* Aix, 1882.
195. Brunet, *Etude des mœurs provençales par les proverbes et les dictons* (*Rdlr.*, IIIe série, VIII (1882), p. 125 und XII (1884), 5; auch separat: Montpellier, 1884).
196. Brunet, *L'âne dans les proverbes provençaux* (*Trad.* IV (1890), 134, 175, 269, 366; VII (1893), Juni-August, Sept.-Nov.; VIII (1894), Jan.-Febr.).

α. Marseillais.

197. Pellas, *Dictionnaire provençal et français.* Avignon, 1723.
198. Barjavel, *Dictons et sobriquets patois des villes et villages du département de Vaucluse.* Carpentras, 1853.

199. Regis de la Colombière, *Cris de Marseille, locutions, expressions proverbiales.* Marseille, 1868.
200. Astruc, *Prouverbi marsihés (Echo de Marseille,* 19. Dez. 1875).
201. Brunet, *Bachiquello e prouverbi sur la luno.* Avignon, 1876.

β. Niçard.

202. Toselli, *Recuei de 3176 prouverbi, sentensa, massima, conseu, parabola, buoi mot, precet et dic missart.* Nizza, 1878.
203. Colleville, *Proverbes niçois.* (*Trad.* IV (1890), Dez.).

γ. Mentonais.

204. Andrews, *Proverbes mentonnais* (*Rdtrp.* IV (1889), 281).

4. Dauphinois.

205. Pilot de Thorey, *Proverbes Dauphinois, adages et locutions proverbiales usités dès les temps les plus anciens et consignés dans de vieux manuscrits antérieurs au XVe siècle.* 2. Aufl. Grenoble, 1884.
206. Guichard, *Uno pugna de prouverbes doufinens e de coumpareisons de Trièvas* (*Bulletin de l'Académie Delphinale,* 4e série, II,353; auch separat: Grenoble, 1889).

α. Hautes-Alpes.

207. Allemand, *Proverbes alpins spécialement recueillis dans le Champsaur et le Gapençais.* (*Bulletin de la Soc. d'ét. des Hautes-Alpes* 1884, p. 369).

5. Auvergnat.

208. Farges, *Proverbes et devinettes de la Haute-Auvergne* (*Rdtrp.* I (1886), 375).

β. Limousin.

209. Blanchet, *Proverbes limousins* (*Rdph.* I (1887), 221).

a. Bas-Limousin.

210. Beronie, *Dictionnaire du patois du Bas-Limousin* (*Corrèze*). Tulle, 1823.
211. Clément-Simon, *Proverbes recueillis dans le Bas-Limousin* (*Rdlr.,* 3e série, III, 84; IV, 80).
212. Roux, *Prouverbes bas lemouzis* (Gröbers *Zts.* VI (1882), 526).
213. Champeval, *Proverbes bas-limousins.* Tulle, 1886.

β. Haut-Limousin.

214. Iuge, *Changemens survenus dans les mœurs des habitans de Limoges depuis une cinquantaine d'années.* 2. Aufl. Limoges, 1817. [Duplessis p. 220.]

γ. Périgourdin.

215. Menu, *Proverbes du Périgord* (*Trad.* III (1889), 23, 54).

b. Franco-provenzalische Dialekte.

1. Dauphinois im Dép. de l'Isère.

216. *Annales du département de l'Isère* (oct. 1808).
217. Champollion-Figeac, *Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de la France, et en particulier sur ceux du département de l'Isère.* Paris, 1809. [Duplessis p. 219.]

2. Savoisien.

218. Pont, *Origines du patois de la Tarentaise, ancienne Kentronie.* Paris, 1872.

219. Constantin, *Littérature orale de la Savoie, proverbes, devinettes, contes.* Annecy, 1882.
220. Brachet, *Dictionnaire du patois savoyard tel qu'il est parlé dans le canton d'Albertville, suivi d'une collection de proverbes et maximes usités dans le pays.* Albertville, 1883. 2. Aufl. 1889.

3. Franc-Comtois.

221. Perron, *Proverbes de la Franche-Comté.* Besançon, 1876.

α. Haute-Saône.

222. Toubin, *De quelques coutumes, proverbes et locutions du pays de Salins* (*Mem. de la Soc. d'émulation du Doubs*, 1868, p. 283).

4. Dialectes de la Suisse française.

223. *Recueil de morceaux choisis en vers et en prose, en patois, suivant les divers dialectes de la Suisse française.* Lausanne, 1842. [Duplessis p. 219].
224. Bridel, *Glossaire du patois de la Suisse romande, avec un appendice comprenant . . . ., une collection de proverbes, le tout recueilli et annoté par* Favrat. Lausanne, 1866.

α. Fribourgeois.

225. Chenaux et Cornu, *Proverbes patois de la Gruyère* (*Romania* VI (1877), 76).

β. Neuchâtelois.

226. *Le patois neuchâtelois. Recueil de dictons et de morceaux en prose et en vers.* Neuchâtel, 1896.

c. Nordfranzösische Dialecte.

1. Dialecte de l'Ile de France.

227. Fourtier, *Les dictons de Seine-et-Marne.* Provins, 1873.
228. Nisard, *De quelques parisianismes populaires, et autres locutions non encore ou plus ou moins imparfaitement expliquées des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles.* Paris, 1876.

2. Normand.

229. Le Héricher, *Essai sur la Flore populaire de Normandie et d'Angleterre.* Avranches et Paris, 1858 (auch in *Mémoires d'archéologie d'Avranches* II (1859), p. 209; ibid. p. 497: *Additions sur la Flore populaire de N. et d'A*). 2. Aufl. unter dem Titel: *Philologie de la flore scientifique et populaire de la N. et d'A.* Coutances, 1883.
230. Canel, *Blason populaire de la Normandie, comprenant les proverbes, sobriquets et dictons relatifs à cette province.* Rouen, 1859.
231. Joret, *Flore populaire de la Normandie,* Caen et Paris, 1887.

α. Manche.

232. Fleury, *Littérature orale de la Basse-Normandie.* Paris, 1883 (Bd. XI von Maisonneuve's *Littératures populaires de toutes les nations).*

β. Calvados, Orne.

a[1]. Bocage.

233. Lecœur, *Esquisses du bocage normand.* 2. Bde. Paris, 1883 und 1887.

b[1]. Bessin.

234. Pluquet, *Contes populaires, préjugés, patois, proverbes.* Rouen, 1825. 2. Aufl. 1834. [Duplessis, p. 223].
235. *Proverbes du Bessin* (*Mél.* 1877, p. 291, 317).

c[1]. Orne.

236. Chrétien, *Almanach Argenténois pour 1836.* Alençon. [Duplessis p. 223].
237. Letacq, *Météorologie populaire du pays d'Auge.* Argentan, 1890.

3. Westen.

α. Bretagne.

a[1]. Basse-Bretagne.

238. Ernault, *Dictons et proverbes bretons* (*Mél.* IV, 5. Sept. 1889).
239. Brizeux, *Furnez Breiz, Sagesse de Bretagne ou recueil de proverbes bretons.* Lorient, 1855. 2. Aufl. 1856.
240. Le Joubioux, *Proverbes bretons, chants bretons (Bulletin de la Soc. archéol. du Marbihan,* année 1858; auch separat: Vannes, 1860).
241. Krenu-Lavariou, *Proverbes (Almanak Breiz-Izel* 1872).
242. Lavariou-Koz, *Proverbes (*in: Troude, *Dictionnaire breton-français,* Brest, 1876, p. 793—823).
243. Sauvé, *Proverbes et dictons de la Basse-Bretagne.* Paris, 1878.
244. Sébillot, *Les poissons de mer. Noms vulgaires, proverbes, dictons, formulettes, superstitions* (*Rdl.* XIV (1881), 187).
245. Milin, *Proverbes bretons sur les femmes* (*Ile de Batz*); (*Rdtrp.* I (1886), 49).
246. Estourbeillon, *Dictons d'Avessac* (*Morbihan*); *Rdtrp.* IV (1889), 213).
247. Milin, *Notes sur l'Ile de Batz* (*Rdtrp.* X (1895), 234.

b[1]. Haute-Bretagne.

248. Kerdellec, *Adages agricoles à l'usage des fermiers du Bosquily* (anderer Titel: *Trésor des laboureurs ou adages à l'usage des fermiers du canton de Lamballe*). Saint-Brieuc, 1841. [Duplessis p. 224.]
249. Sébillot, *Les oiseaux sauvages, dictons, formulettes et superstitions* (*Rdl.* XIV (1881), p. 1—19).
250. Sébillot, *Littérature orale de la Haute-Bretagne.* Paris, 1881. (Bd. I von Maisonneuve's *Littératures populaires de toutes les nations*).
251. Orain, *Proverbes et dictons de la Haute-Bretagne* (*Mél.* III (1886), 5. Aug.).
252. Sébillot, *Blason populaire de la Haute-Bretagne* (*Ille-et-Vilaine*); (*Rdl.* XIX (1886), 324).
253. Bayon, *Proverbes et dictons de marins I. Haute-Bretagne.* (*Rdtrp.* IV (1889), 391).
254. Bézier, *Blason populaire de la Loire-Inférieure* (*Rdtrp.* VI (1896), 366, 618).
255. Coulabin, *Locutions populaires du bon pays de Renne-en-Bretagne.* Rennes, 1891.
256. Kerbeuzec, *Locutions populaires du pays de Dol-en-Bretagne.* Rennes, 1894.
257. Rodolphe le Chef, *Proverbes de l'Ille-et-Vilaine* (*Rdtrp.* X (1895), 577, 666).

β. Angevin.

258. Soland, *Proverbes et dictons rimés de l'Anjou.* Angers, 1858.

β. Messin.

279. *Proverbes messins* (*Mél.* 1877, p. 269).

9. Wallon.

280. Cambrésier, *Dictionnaire Wallon-Français.* Lüttich, 1787. [Duplessis p. 221].
281. Dejardin, *Dictionnaire des spots ou proverbes wallons.* Lüttich, 1863 (*Bdlsl.* IV). 2. Aufl. (2 Bde.) 1891 und 1893 (*Bdlsl.*, 2e série, XVI, 456 und XVII).
282. Body, *Vocabulaire des poissardes du pays wallon* (*Bdlsl.* XI; 1870).
283. Defrecheux, *Comparaisons populaires wallonnes* (*Bdlsl.*, 2e série, IX (1886), p. 48).
284. Harou, *Blason populaire de la Belgique* (*Rdtrp.* II (1887), 224, 272).
285. Kinable, *Cris des rues* (*Bdlsl.*, 2e série, XI; 1888).
286. Defrecheux, *Vocabulaire de la Faune wallonne* (*Bdlsl.*, 2e série, XII (1889), p. 11).
287. Feller, *Flore populaire wallonne* (*Bulletin de Folklore*, 1891 (2e sem), 1892 (2e sem.), 1894 (2e sem.).

α. Verviétois.

288. Sébillot, *Le Folklore de Malmédy. IV. Quelques spots ou proverbes wallons* (*Rdtrp.* II (1887), 177).

β. Liégeois.

289. Comhaire, *Le Folklore du pays de Liège. IV. Proverbes et sentences populaires* (*Rdtrp.* IV (1889), 594).
290. Harou, *Les Mines et les Mineurs. XVI. Proverbes liégeois* (*Rdtrp.* VI (1891), 485).

γ. Namur.

291. Alexandre, *Li p'tit corti aux proverbes wallons* (*Bdlsl.* IV; Lüttich, 1863).

10. Picard.

292. Carnoy, *Littérature orale de la Picardie.* Paris, 1883. (Bd. XIII von Maisonneuve's *Littératures populaires de toutes les nations*).
293. Ylliatud, *Dictons et sobriquets populaires des départements de l'Aisne, de l'Oise et de la Somme.* Noyon, 1887.
294. Dubois, *Proverbes et dictons picards.* 2 Teile. Amiens, 1889. (Extrait du tome XXX des *Mém. de la Soc. dcs antiquaires de Picardie*).
295. Hécart, *Dictionnaire d. Rouchi-Français.* Valenciennes, 1834. [Duplessis p. 221].

Index.

CARL FRIESLAND.

Zwei französische Sprichwörter.

(Des Papstes Mauleselin. — Die Gesandschaft von Biaron.)

1. Des Papstes Mauleselin.

Im Nord- und Südfranzösischen finden sich mehrere sprichwörtliche Wendungen, welche des „Papstes Mauleselin“ betreffen und sowohl geistige als auch körperliche Eigenschaften derselben hervorheben. So wird sie in einigen als eigensinnig und rachsüchtig geschildert. In Bezug auf erstere Eigenschaft heisst es noch jetzt: *il est quinteux comme la mule du pape, qui ne boit et ne mange qu' à ses heures.*[1]) Schon Rabelais gebraucht diese Wendung mehrfach; so sagt er I,5: „*Ventre Saint Quenet, parlerons de boire; je ne boy que à mes heures, comme la mule du pape*“; unter den Büchern in Sanct-Victor (II,7) befindet sich auch eine *Apologie d'icelluy* (sc. Marforii) *contre ceulx qui disent que la mule du pape ne mange qu' à ses heures*, ein Buch, worin „sich Marforio als verstellter Freund des Papstes des immer gesunden päpstlichen Appetites und Verdauungsvermögens gegen jene sprichwörtliche Beschuldigung annimmt“ (Regis); V,8 heisst es ferner, ebenfalls mit Anspielung auf den Papst, der nur an den höchsten Festen die Messe celebriert: „*Mais, dist Pantagruel, faictes nous icy quelque peu Papegaut chanter, qu'oyons son armonie. Il ne chante, repondit Aeditue, qu' à ses jours, et ne mange qu' à ses heures*“. Leroux de Lincy constatiert (I,38) auch aus dem 16. Jahrhundert: *fantastique c. l. m. d. p.*, eine Wendung, welche Mir im *Glossaire des comparaisons populaires du Narbonnais et du Carcassez (Rev. d. l. rom.* XXII, 30) auch aus dem Neuprovenzalischen belegt; ähnlich heisst es ferner bei Leroux, *Dict. comique* (1718): *fantasque c. l. m. d. p.*[2]) Den rachsüchtigen Character dieser Mauleselin dagegen behandelt dasjenige Sprichwort, auf welches Daudet seine humorvolle Erzählung *La Mule du Pape* gegründet hat. Er sagt darüber im Eingange derselben: „*à quinze lieues autour de mon moulin, quand on parle d'un homme rancunier, vindicatif, on dit: „Cet homme-là! méfiez-vous! . . . il est comme la mule du Pape, qui garde sept ans son coup de pied*“.[3]) Die Erzählung selbst ist frei erfunden[4]), denn es heisst einige Zeilen weiter: „*Francet pense comme moi qu'il y a là-dessous quelque ancienne chronique du pays d'Avignon; mais il n'en a jamais entendu parler autrement que par le proverbe*“. — Von Wendungen, die sich auf körperliche Eigenschaften der Mauleselin beziehen, findet sich in Mir's *Glossaire* (*Rev. d. l. rom.* XVIII,105) der Vergleich: *ba son trin magnific coumo la mulo dal Papo*, und ferner heisst es in Corbière's Seeroman *Le Négrier*: „*Et tu crois à ce sortilège? — Moi? pas plus qu' à la vertu du derrière de la mule du pape.*“

Man ist angesichts dieser Beispielreihe geneigt, mit Daudet anzunehmen, dass während der Zeit der Papstherrschaft zu Avignon (1309—76)

---

[1]) Bei Sachs-Villate heisst es im „Nachtrage“ unrichtig: *la mule du pape ne mange qu' à ses heures: wie reich man auch sein mag, das Essen schmeckt doch erst, wenn der Hunger eintritt.*

[2]) Diese Verbindung ist wohl die Veranlassung, dass *fantasque* im Neuprovenzalischen auch die prägnante Bedeutung *qui est fort délicat pour son manger* hat, vgl. D'Hombres, *Dictionnaire Languedocien-François* s. v.

[3]) Vgl. Mistral, *Tresor* s. v. *muelo: a coumo la muelo dou papo, gardo set an un cop de pied.*

[4]) Als der Dichter die Abneigung der Mauleselin gegen den jungen Védène in der aus der Erzählung bekannten Weise motivierte, hat er sich dabei wohl der eingangs erwähnten Wendung erinnert; schildert er doch die Mauleselin als ein im Trinken und Fressen sehr eigenes und verwöhntes Tier.

eine päpstliche Mauleselin eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, dass es Erzählungen giebt, die darüber berichten und somit die Quelle aller obigen Wendungen bilden. Bei einer anderen, ebenfalls den päpstlichen Hof berührenden Wendung, deren noch Erwähnung geschehen soll, ist die zu Grunde liegende Begebenheit auch wirklich bekannt geworden. Dass es bei der vorliegenden Sprichwörterreihe eine ähnliche Ueberlieferung gegeben hat, ist jedoch ganz unwahrscheinlich. Die von mir durchgesehene, recht umfangreiche einschlägige Litteratur enthält zunächst garnichts, was die Existenz einer solchen Tradition auch nur andeuten könnte. Ausserdem ist der Versuch, diese Sprichwörter zu interpretieren, bisher kaum gemacht, und das ist bei deren starker Verbreitung nur so zu erklären, dass eine Ueberlieferung gänzlich fehlt und eine historische Mauleselin, auf die obige Sprichwörter zurückgehen würden, nie existiert hat. Dazu kommt, dass fast alle angeführten Wendungen ohne den Zusatz *du Pape* nachgewiesen werden können. Selbst das von Daudet angeführte Sprichwort, welches doch am wenigsten allgemein gehalten ist, findet sich in der einfachen Form; so heisst es von den Bewohnern des Departement Doubs: *la rancune d'un mulet dure sept ans selon les uns, trente ans selon les autres.* — Die Sache liegt viel einfacher. Dass der Zusatz *du Pape* integrierender Bestandteil dieser Sprichwörter geworden ist und man die neue Form derselben häufiger liest als die ursprüngliche, ist durch den Doppelsinn von *mule* veranlasst, das nicht nur *Maultier* heisst, sondern auch *Pantoffel* bedeutet (von *mulleus* sc. *calceus*) und besonders von der kostbaren Fussbedeckung des Papstes gesagt wurde.[5]) Die Sprichwörter von *des Papstes Mauleselin* stellen sich uns also als eine Aeusserung des Volkswitzes dar, der sich ein Vergnügen daraus machte, den Zusatz *du Pape*, der nur der einen Bedeutung von *mule* zukam, auch der anderen anzufügen. Es sind relativ junge Bildungen: die ersten litterarischen Belege stammen, wie wir gesehen, aus dem 16. Jahrhundert, und lange vorher können sie nicht entstanden sein, da der Gebrauch, das früher allgemein in der Bedeutung *pantoufle* verwandte *mule* fast nur noch von der Fussbedeckung des Papstes zu sagen, auch in dieser Zeit erst beginnt. Der erste litterarische Nachweis für diese Verbindung findet sich bei Mme de Sévigné (vgl. Littre s. v.) Ich möchte daher die Vermutung aussprechen, dass diese Sprichwörter in der Reformationszeit auf hugenottischer Seite entstanden sind.[6]) — Den ersten Versuch, sie zu erklären, machte Brieux, der in seinen *Origines de quelques coutumes anciennes et de plusieurs façons de parler triviales* (Caen, 1672) unter der Ueberschrift *Plus quinteux que la mule du Pape* p. 171 kurz sagt: „*On dit autrement, ôpiniâtre comme une mule. On ajoute que la mule du Pape, parceque la mule est aujourd' huy la monture des souverains Pontifes.*“ Sehr gelungen scheint mir diese Erklärung nicht. In neuerer Zeit hat Brinkmann in seinen *Metapherstudien* auch die das Maultier betreffenden Sprichwörter behandelt (Herrigs *Archiv* 54,174 ff) und

[5]) Vgl. auch Voltaires (Grécourt fälschlich zugeschriebene) versifizierte Erzählung *La Mule du Pape* (éd. Beuchot XIV, p. 19; Mahrenholtz *V.'s Leben und Werke* I, p. 135).

[6]) Dass das genannte Stück der päpstlichen Garderobe von den kirchlichen Gegnern verspottet wurde, zeigt Strophe XI des nach dem Vorbilde des Villon'schen *Testament* abgefassten hugenottischen Gedichts *Légat de la Vache à Colas*, deren erste Zeilen lauten (Herrigs *Archiv* 45,415):

Carmes et Augustins,
Sus! que ma peau on happe
Pour faire des patins
Et pantoufles au Pape.

dabei einzelnes aus obiger Reihe erwähnt; eine Erklärung versucht er nicht, macht aber darauf aufmerksam, dass *mule* in diesen Wendungen zweideutig sei. — Daudets *Mule du Pape* ist damit ins Reich der Phantasie verwiesen; unsere Bewunderung für des Dichters Kunst zu fabulieren kann aber durch den Umstand, dass er nur das erwähnte Sprichwort für seine Erzählung als Grundlage hatte, nur erhöht werden. —

Schliesslich mag noch der bereits erwähnten sprichwörtlichen Wendung gedacht werden, über deren Entstehungsursache eine gewisse Tradition besteht. Von einem, der sehr auf sich eingebildet ist, sagt man: *il se croit le premier moutardier du pape*. Der Papst Johann XXII (1316—34) war, so heist es, ein grosser Vertreter des Senfes und schuf daher das Amt eines *premier moutardier*, welches er seinem Neffen übertrug. — Daudet hat in der genannten Erzählung diese Tradition benutzt, indem er den jungen Günstling des Papstes bis zu dem Posten eines *premier moutardier* emporsteigen lässt. *Le Moutardier du Pape* ist auch der Titel eines kürzlich (Paris, Dentu) erschienen Romans von P. Ginisty, in welchem mit vielem Humor die Leiden eines *conservateur des hypothèques*, namens Durosel, geschildert werden, der vergebens versucht, ein Drama, welches er unter obigem Titel als Student verfasst hat, in Paris zur Aufführung zu bringen. Ueber den Inhalt dieser Jugendarbeit heisst es im Roman (p. 7): „*C'était, en un acte, une histoire qui se passait au temps des papes d'Avignon, où l'on voyait un personnage mystérieux, quasi-bouffon, en apparence — c'était le Moutardier du Pape — chargé de redoutables fonctions de justicier intime. Ainsi, pour contraindre un jeune seigneur, par un détachement absolu des choses de ce monde à servir aveuglément la politique de l'Eglise, enlevait -il sa fiancée. Et lui, le grotesque, mais le grotesque terrible, il se prenait pour celle-ci d'une passion furieuse. Mais une pitié lui venait de son amour même; il trahissait son maître, le pape, et, avec une héroique abnégation, il rendait l'amante désespérée à son amant échevelé*“. S. 28 wird auch erzählt, dass Durosel gerade auf diesen Gegenstand verfiel „*en passant devant la boutique d'un épicier, rue de l' Ancienne Comédie, où s'étalait une vaste étiquette sur un pot de moutarde gigantesque. Et soudain, une association d'idées s'était faite en son esprit, et il s'était rappelé une vieille chronique provençale, où il était vaguement question d'un Pape d'Avignon et de son „moutardier“, personnage mystérieux, très différent du dignitaire burlesque de la légende*“. *Les moutardiers du Pape* ist schliesslich noch ein Spitzname der Einwohner von Saint-Maixent (Poitou)[7], den Gaidoz und Sébillot im *Blason populaire de la France* p. 258 so erklären: *on raconte à ce sujet que jadis les Saint-Maixentais envoyaient chaque année deux pots de moutarde au pape dans des vases d'argent; une année les vases ne revinrent plus et le tribut cessa, mais non le sobriquet.*[8])

2. Die Gesandschaft von Biaron.

In der *Comédie des Proverbes* III,1 (Anc. Th. fr. IX, p. 64) heisst es: „*nous approchons la verge, où on nous prendra par l'ambassade de Biaron; trois cens chevaux et une mule*“. Oudin, der diese Stelle offenbar im Auge hat, aber Biaronne druckt, interpretiert letzteren Ausdruck in den *Curiosités françoises* p. 11: *quatre personnes à pied* (*trois sans chevaux et une femme*),

---

[7]) Saint-Maixent genoss den Ruf unseres Schilda; eine Reihe von Schildbürgerstückchen werden im *Blason pop.* l. c. erzählt.

[8]) Wie dieser Ort war auch Dijon wegen seines Senfes berühmt, vgl. *Blason pop.* p. 110 s. v. *moutardiers de Dijon;* eine andere Erklärung letzterer Bezeichnung bringt Méry, *Hist. gén. des proverb.* II, p. 315 (vgl. aber Leroux de Lincy I, *Recherches historiques sur les prov. fr.* XXXIII).

der Herausgeber des Anc. Th. fr. (vgl. Glossar s. v. *ambassade*) und Leroux de Lincy (I, p. 319) schliessen sich dieser Erklärung an. Die „Gesandschaft von Biaron" sticht also vor den andern dadurch ab, dass sie nicht wie diese hoch zu Ross reist, sondern zu Fuss einherziehen muss. Auch hier handelt es sich um die Variierung eines bereits bestehenden Ausdrucks. Die Zusammenstellung von *drei Pferden* und *einem Maultier* war keine seltene; bei Raynouard, *Lex. rom.* z. B. findet sich aus Wilhelm von Berguedan (*Mal o fe*): *perdet tres cavals et un mul.* Durch Einschiebung von *sans* entstand dann die vorliegende Wendung, welche in dem angeführten Citat mit Hülfe des Gleichklangs von *cent* und *sans*[9]) variiert worden ist. Später verstand man die Pointe des Sprichworts offenbar nicht mehr, man liess *sans* ruhig fort und glaubte, dass die Eigentümlichkeit der „Gesandschaft von Biaron" darin bestände, dass sie nicht einheitlich und ordnungsgemäss beritten sei; wenigstens geht dies aus der Erklärung des *Dictionnaire des Proverbes* (1750) hervor: „*on dit pour se moquer d'un train en désordre, que c'est l'ambassade de Viaron, trois chevaux et une mule*". Weshalb nun, um auf die richtige Interpretation zurückzukommen, eine unberittene Gesandschaft zu dem Orte Biaron gerade in Beziehung gesetzt wird, entzieht sich unserer Kenntniss; von einer Ueberlieferung ist mir nichts bekannt geworden. Der Grund zu dieser Zusammenstellung wird ein ganz zufälliger und geringfügiger sein. Ein Ort Biaron (Viaron) oder Biaronne existirt übrigens nicht; Leroux denkt an Biarne, ein Juradorf in der Franche-Comté.

CARL FRIESLAND.

Zu Audigier. Die Beliebtheit des parodierenden Epos *Audigier* zeigen mehrfache Erwähnungen und Citate in altfranzösischen Dichtungen. Da diese Stellen nirgends vollständig aufgeführt sind, soll hier zunächst eine solche Zusammenstellung gegeben werden.

1. Adam de la Halle, *Robin et Marion* (*Théâtre fr. au m. âge* p. 132 f.):

Gautiers: *Je sai trop bien canter de geste;*
Me voles vos oïr canter?
Baudons: *Oil.*
Gautiers: *Fai moi donc escouter:*
Audigier, dist Raimberge, bouse vous di . . .

2. Rutebeuf, *Le Pet au Vilain* 70 ff.:

*Or voist (*sc. *l'ame) chanter avoec les raines,*
Que c'est li mieudres qu'il i voie,
Ou el tiegne droite la voie,
Por sa penitance alegier,
En la terre au pere Audigier:
C'est en la terre de Cocuce
Ou Audigier chie en s'aumuce.

3. Aiol et Mirabel 951 ff.:

Et dist li uns a l'autre: „Cousin, voies!
Tout avons de nouvel regaaingnie;
Car chi nous est venus uns chevaliers
Qui samble del parage dant Audengier".
989 ff.: *trestout le porsievent par la chite.*
„*Vasal, chevalier sire, a nous parles!*
Furent ces armes faites en vo resne?

---

[9]) Ausser mit *sans* findet sich *cent* auch mit *sens* (*sensum*) im Wortspiel zusammen, vgl. Rabel. I,12: *il y en a sens davant et sens darriere.*

Fu Audengiers vos peres, qui tant fu ber
Et Raiberghe vo mere o le vis cler?
Iteus armes soloit toudis porter".

4. Octavian 2279 ff.:

„*Beles armes a aportees,*
Dieus, come sont bien escleriees,
Ves, quel heaume et quel escu!
Cis est de chevaliers Arthu,
Qui ocient quanqu'il atainent!
De ses cops li Sarrazins tainent.
C'est li fiuz Audigier sant faille".

5. Roman de la Violette 4507 ff.:

Li traitres l'ot, si s'areste;
*Par orguel li (*sc. *Girart) torna la teste*
En travers, puis dist: „Audigier,
Estes le vous venus vengier?"

Von diesen Stellen enthält die erste ein eigentliches Citat: es ist v. 321 des *Audigier*, welcher lautet:

Audigier, dit Grinberge, bouse vous di.

Adam hat also ein wenig geändert, indem er für Audigiers megärenhafte Gegnerin den Namen seiner Mutter einsetzt. Vom zweiten Beispiele beziehen sich der zweit- und drittletzte Vers auf *Aud.* 7:

Li peres Audigier fu de Cocuce,

der letzte Vers auf *Aud.* 12:

Et quant il a chié plaine s'aumuce,

wo jedoch Audigiers Vater Turgibus Subject ist. Im dritten und vierten Beispiel bieten die Waffen Aiols bezw. Florents Anlass zum Vergleich mit denen Audigiers, von welchen es v. 188—193 heisst:

Haubert li ont vestu blanc et legier,
Quinze sols de marcheis costa l'autrier,
En son chief si lacerent heaume d'acier,
Qui trois ans fu en gaiges por un denier.
Tiarz li çaint l'espée qui molt l'ot chier,
Plus mauvais vavassor de lui ne quier.

Die Octavianstelle ist, wie Foerster in der Einleitung zum *Aiol* p. XXVI. festgestellt hat, den Aiolversen nachgebildet. In der letzten Stelle endlich wird in Rücksicht auf die klägliche Rolle, die Audigier im Epos spielt, sein Name als Schimpfwort im Sinne von *Feigling* gebraucht.

Diesen bisher bekannten Hinweisen auf *Audigier* glaube ich einige neue hinzufügen zu können.

Im Octavian wird der mit den Waffen seines Pflegevaters ausziehende Florent zuerst von den Pariser Bürgern verspottet (2274 ff.), dann von seinem Gegner, dem Riesen, auf welchen er lossprengt (2328 ff.), und schliesslich von den Begleiterinnen der Sultanstochter Marsabile, als er auf deren Zelt zureitet (2600 ff.). Dass an der ersten dieser drei Stellen auf das *Audigier*-Epos angespielt wird, haben wir gesehen; in ähnlicher Weise — auch über die Waffen — äussert der Riese seinen Spott. An der dritten Stelle sagen die Mädchen:

„*Dieu, quel escu et quele lance,*
Vees, com faite contenance!
Cis chevaliers molt nos esmaie,
Molt seroit bons a treu de haie."

Den letzten dieser Verse hat man bislang nicht erklären können.[1]) Ich sehe in ihm eine Anspielung auf folgendes Abenteuer Audigiers (246 ff.):

Audigier se hurta à un buisson,
Jusqu'a prime i pendi par l'esperon.
Quant venz l'en abati enz el sablon,
Adonc sailli en piez li gentix hom,
Et a traite l'espee qu'ot au giron,
Isrieement s'en vait vers le buisson
Si a coupez trois ronces et un chardon,
Molt s'est bien esprouvez li gentix hom.

Der Dichter des Octavian lässt die Mädchen spottend sagen, dass der Ritter wohl fähig sei, ein Loch in eine Hecke zu hauen, indem er mit diesem Ausdruck auf die Verheerungen anspielt, welche Audigier obigen Versen zufolge an dem Busch angerichtet haben soll. Der Hinweis ist ziemlich deutlich, und es scheint, als habe der Dichter nach Benutzung der Aiolstellen seiner Arbeit auch eine *Audigier*-Reminiscenz einfügen wollen.

Auch zwei sprichwörtliche Wendungen scheinen mir dem *Audigier* ihren Ursprung zu verdanken. Zweimal wird der Held von Grinberge im Kampfe besiegt und jedesmal lautet die Friedensbedingung der Alten: *baisez mon cul* (v. 307 und 403).[2]) Die erste aus dieser Situation resultierende Wendung habe ich an zwei Stellen vorgefunden:

Baisez mon cul, la paix est faite.
Coméd. des Proverb. III, 3.

Le chancelier me répondit qu'il voudrait me baiser au cul, et que cela (le projet de la paix) fut exécuté.
Saint-Simon 152, 216.

Diese Wendung entspricht dem Vorgange im Audigier zu deutlich, als dass es möglich wäre, sie direkt mit der häufigen Redensart *baiser le cul* in der abgeblassten Bedeutung *témoigner une soumission servile* in Verbindung zu bringen. Wie bekannt diese Wendung war, geht aus der im Anc. Théâtre fr. X, 181 erzählten Anekdote hervor. — Die zweite in Betracht kommende sprichwörtliche Wendung ist der noch heute gebräuchliche Ausdruck *baiser le cul de la vieille* in der Bedeutung: im Spiel verlieren, ohne einen Stich zu machen. Mit dem Vorkomnis im *Audigier* in Zusammenhang gebracht ist diese seltsame Wendung sofort erklärt.

Carl Friesland

Nachträge zu Zeitschrift XVII., S. 263, und XVIII., S. 60. Als ich bei Gelegenheit der Besprechung von G. Franz' Schulausgabe Coppée'scher Novellen (*Zts.* XVII., 263) den Argot-Ausdruck *persil* erklärte, folgte ich dabei lediglich einem Argot-Lexicon, ohne dass es mir damals möglich gewesen wäre, das Wort bei zeitgenössischen Schriftstellern zu belegen. Ich sehe jetzt, dass dasselbe sich in dem fünften, *L'Amour de Babel* betitelten Bande von Vérons Sittengeschichten-Cyclus *Paris vicieux* in mehreren Verbindungen vorfindet. Heller sagt hierüber in der Besprechung dieses Buches (*Franco-Gallia* III.,303): „Wer unter

---

[1]) Vollmöller bemerkt dazu: „*treu de haie* Vogelscheuche? DC. und Roquefort *treu* = *bluteau*, *blutoir*. Roquef. *treuf* = *paille, épave.* [= *trou?* F(oerster).]"

[2]) Zu diesem alten Kriegsbrauch vergl. Stengel zu *L'Ystoire et la Vie de Saint Genis* 1287 (*A. und A.* XCIII, p. 106); eine andere Verwendung dieses Brauches, als Ausdruck göttlicher Verehrung, konstatiert Foerster zu Aiol 9647.

die Boulevardiers der gewöhnlicheren Art gehen will, . . . findet hier ihre Lebens- und Sprechweise, . . . nebenbei auch die augenblicklich in diesen Kreisen üblich gewordenen Ausdrücke. . . . *le persil quotidien* heisst *le tour des lacs; on revient du persil quotidien,* wenn man bei der Rückfahrt aus dem Bois de Boulogne in die Avenue des Champs Elysées gekommen ist, und zwei der angesehensten Hetären *se partagent les honneurs du persil*". —

In der kürzlich erschienenen Ausgabe des Fabliau *Auberee* giebt der Herausgeber Ebeling in der Anmerkung zu Vers 572 eine Reihe von Beispielen für das Sprichwort *vendre des vessies pour des lanternes,* über welches ich zu Villon *Gr. Test.* 696 (Zts. XVIII., 59 ff) ebenfalls gehandelt habe. Da weder Ebelings noch meine Beispielreihe ganz vollständig ist, möchte ich eine solche darbieten, indem ich die nur von Ebeling aufgeführten Citate hier folgen lasse:

Ne sui mie si enivrés
Que me puissies a ceste fie
Por lanterne vendre vessie. Montaiglon et Raynaud IV.,23.
Renars vessie pour lanterne
Fait a entendre a tous les siens. Renart le nouvel p. 72 (Houdoy).
Me veux-tu faire accroire de vessies que ce sont lanternes? Adage français, XVIe siècle. (Leroux I.,207.)

Ausserdem findet sich bei Raynouard, *Lex. Rom.* noch folgendes Beispiel:

coyre per aur et veissigas per lanternes. V. et Vert. fol. 29.

Wie früh übrigens dies Sprichwort schon Verbreitung gefunden hatte, ergiebt eine 1180 oder 1181 niedergeschriebene Stelle bei Etienne de Tournai (*ep.* 71), wo erheisst: „*Transfigurat se nonnunquam Sathanas in angelum lucis et vesicam pro laterna simplicioribus vendit*" Hist. litt. XV, 541). Die Zusammenstellung von *lanterne* und *vessie* in diesem Sprichwort erklärt sich aus dem bereits bei den Römern sich findenden Brauch, Schweinsblasen zu Laternen zu verwenden; man vergleiche Martials Epigramm *Lanterna de vesica:*

Cornea si non sum, numquid sum fuscior? Aut me
Vesicam contra qui venit esse putat? (XIV, 62).

CARL FRIESLAND.

Zur Entstehung der französischen Nasalvokale. „Nasalierte Formen der Nasalvokale entstehen dadurch, dass das Gaumensegel, anstatt sich an die hintere Rachenwand anzulegen, wie bei den reinen Vokalen, gesenkt wird, so dass der Stimmstrom nicht allein durch den Mund, sondern auch durch die Nase geführt und so die Tonfarbe des Vokals durch die Resonanz der Nasenkammern wesentlich bestimmt wird" (Beyer, *Französische Phonetik etc.* § 42, 1).

Spricht man z. B. ein Mundraum-*a* aus, so ist die Verbindung zwischen Mund- und Nasenraum geschlossen, es wird also der „Stimmstrom" nur durch den Mundraum geführt, und folglich bleibt *a* frei von nasaler Klangfarbe.

Spricht man dagegen z. B. nasales *a* (*ã*) aus, so ist in Folge der Senkung des Gaumensegels die Verbindung zwischen Mund- und Nasenraum offen, der „Stimmstrom" wird demnach durch Mund- und Nasenraum geführt, und eben dadurch erhält *a* nasale Klangfarbe.

Ein jeder der vier neufranzösischen Nasalvokale — nasales *a*, nasales offenes *e*, nasales offenes *o*, nasales offenes *œ* — gründet sich auf

Mundraumvocal + sylbenschliessendes *m* oder *n*.[1])

denn, wo in der Schrift dem *m* oder *n* noch ein Consonant nachfolgt (z. B. *amant, mont)*, ist derselbe, mindestens ausserhalb der Bindung, verstummt. Nicht erst der Bemerkung bedarf es, dass, wo dem Nasalvokal ein noch lautender sylbenschliessender Consonant nachfolgt (z. B. in *chant*[*e*]), dieser Consonant ursprünglich den Anlaut einer folgenden Sylbe bildete (z. B. *chan-te)*.

Ein französischer Nasalvokal entsteht also dadurch, dass bei der Aussprache eines Vokals, dem ursprünglich ein — in der Schrift noch beharrendes — sylbenschliessendes *m* oder *n* nachfolgte, das Gaumensegel gesenkt wird, während es ursprünglich erst bei Aussprache des nachfolgenden *m* oder *n* gesenkt wurde. Es beruht demnach die französische Nasalvokalität auf einer lautlichen Vorwegnahme (Prolepse): es wird bei der Aussprache eines Mundraumvocals ein Lautvorgang (Senkung des Gaumensegels) vollzogen, welcher erst bei Aussprache des dem Vokal nachfolgenden Nasals vollzogen werden sollte. Diese lautliche Vorwegnahme ist zugleich eine Anpassung des Vokals an den ihm nachfolgenden Consonanten, eine Anpassung, welche darin besteht, dass der Vokal einen Lautbestandteil des ihm nachfolgenden Consonanten sich aneignet und dadurch dem Consonanten sich nähert. Aehnliches geschieht z. B., wenn *á* in der Verbindung *av* + *u* zu *o* wird (*clavu[m]* > *clou)*.

---

[1]) Ausgenommen im Falle, dass die nächstfolgende Sylbe mit *m* oder *n* anlautet, bezw. anlautete (z. B. *femme, homme, hennir)*, wird im Neufranzösischen Vokal + *m* oder *n* im Sylbenauslaut stets zu Nasalvokal vereinfacht (Fremdworte, wie *Jérusalem* etc., bleiben selbstverständlich ausser Betracht). Ein *e* ist in solchem Falle durch Einfluss des Nasals zu *a* gewandelt worden, was auch mit *o* geschehen ist z. B. in *dame* aus *dom* [*i*] *na*. Meyer-Lübke, Grammatik der romanischen Sprachen I. 308, nimmt (nach dem Vorgange anderer) an, dass in derartigen Worten einst vollständige Nasalierung und dann wieder Entnasalierung eingetreten sei, also z. B. *fem* [*i*] *-na* > *fem-me* > *fẽ-me* > *fã-me* > *fam-me* (geschrieben *femme*). Ja, er geht noch weiter, indem er einstige Nasalierung und spätere Entnasalierung eines sylbenauslautenden Vokals auch vor sylbenanlautenden *m* oder *n* behauptet, z. B. *poma* > *põ-me* > *pom-me*, oder *bo-na* > *bõ-ne* > *bon-ne* (das *nn*, bezw. *mm* soll Nachwirkung der früheren Nasalierung des *o* sein), ebenso auch plẽ-*ne* aus *ple-na.* Aber gerade das letztere Beispiel muss bedenklich machen. Die Schreibweise *pleine* deutet unzweifelhaft darauf hin, dass in *plēna* das geschlossene (und lange) *e* gerade so behandelt, d. h. gerade so diphthongiert worden ist, wie z. B. das *ē* in **stela* > altfranzösisch *esteile* oder in *vēra* > altfranzösisch *veire.* Es hätte also nicht *e*, sondern der daraus entstandene Diphthong *ei* nasaliert werden müssen, also *plēna* > *pleĩ-na* (wo *eĩ* den nasalen Diphthong *ei* bezeichnen soll). Da nun **fenum (foenum)* > *(fein* >*) foin* geworden ist, wäre zu erwarten, dass **pleĩ-ne*, bezw. **plein-ne* zu **ploĩ-ne*, bezw. **ploinne* hätte werden müssen, dies aber ist sicherlich nicht geschehen, sondern *pleine* hat sich behauptet. Um deswillen erscheint auch die Ansetzung von *bõ-ne* und *põ-me* als sehr fragwürdig. Die Schreibung mit *nn*, bezw. *mm* kann nichts beweisen. Die Verdoppelung des *n* im Feminium *bonne (= bona)* beruht doch wohl nur auf doktrinärer Duchführung der Regel, dass der auslautende Consonant des Masculinum im Femininum verdoppelt wird, eine Regel, die zum Teil etymologisch begründet ist (z. B. *gras-grasse*, *muet-muette*), zu einem anderen Teile auf dem Streben nach phonetischer Schrei-

Der Nasal *(m, n)* nach nasaliertem Vokale hätte sich behaupten können, es hätte z. B. *an* [*num*] als *ãn* (= *ã* + *n*) verbleiben können, denn dass solche Lautverbindung an sich sehr wohl möglich ist, ersieht man z. B. aus *emmener,* das mit *ã* + *m* anlautet.

Die Lautentwickelung ist aber noch einen Schritt weiter gegangen, indem der dem nasalierten Vokale ursprünglich nachfolgende Nasal — falls ihm nicht wieder ein Nasal oder ein Vokal folgte, wie einerseits in *emmener* und *ennoblir* oder andrerseits in *enivrer* und *eunuyer* — geschwunden ist.

Worauf beruhen nun die lautliche Vorwegnahme, vermöge deren ein Vokal vor sylbenauslautendem Nasal nasale Klangfarbe annimmt, und der dann eintretende Schwund dieses sylbenschliessenden Nasals? Gewiss auf derselben dem Französischen eigenen Sprachneigung, aus welcher sich die „Bindung" und die Verstummung der nachtonigen Auslautvokale und zum Teil auch der Auslautkonsonanten erklären. Auf der Neigung nämlich, begrifflich zusammengehörende Sylben, bezw. Worte möglichst zu einer straffen Lauteinheit zusammenzufassen. Es sind die erwähnten Lautvorgänge nichts Anderes, als Sandhi-Erscheinungen.[2]) Die Bindung verkettet die auf einanderfolgenden Worte; der Wegfall nachtoniger Laute erleichtert und beschleunigt den Uebergang von Wort zu Wort; gleiche Wirkung hat der Schwund des Nasals nach Vokal, aber nicht nur in Bezug auf diesen Uebergang von Wort zu Wort, sondern auch im Wortinlaut für den Uebergang von Sylbe zu Sylbe, denn leichter, als sylbenauslautender Nasal (*m*, *n*), verbindet sich sylbenauslautender Vocal mit folgendem sylbenanlautenden Consonanten, falls dieser nicht wieder ein Nasal ist.

Es werde dies kurz erläutert. Will man z. B. in *chan-te*, *tam-pon* das sylbenschliessende *n*, bezw. *m* aussprechen, so muss man zu diesem Behufe einen Verschluss bilden, welcher sylbentrennend wirkt. Der Verschluss muss überdies wieder gelöst werden, um die Aussprache des dem *n*, bezw. *m* nachfolgenden sylbenanlautenden Consonanten zu ermöglichen. Beide Notwendigkeiten fallen selbstverständlich hinweg und zugleich werden die zur Bildung des Verschlusses erforderliche Zeit und Kraft erspart, wenn man auf die Aussprache des sylbenschliessenden *n*, bezw. *m* verzichtet. Dieser Verzicht kann aber um so leichter erfolgen, weil die Möglichkeit vorliegt, dem Vokale, welcher dem Nasalen vorangeht, nasale Klangfarbe zu geben, also den kennzeichnenden Bestandteil des Nasals in den Vokal aufzunehmen und dadurch die Aussprache des Nasals entbehrlich zu machen. Es wird eben auf diese Weise der Nasal zwar beseitigt, und doch bleibt sein eigentliches Wesen, die Nasalität, erhalten, indem dasselbe auf den vorausgehenden Vokal übertragen wird. Man möchte sagen, dass

---

bung beruht (*mortel-mortelle* = **mortèle*, vergleiche *appelle* neben *appeler* und *gèle*). Das *mm* in *pomme* aber erklärt sich aus Angleichung au *homme*, *somme*, *comme*, *nomme*. Meyer-Lübke beruft sich auf *aîné* aus *ains né*, d. i. *ẽsné,* und *aine* aus *inguine* über *ẽne*. Diese Berufung ist schon um deswillen nicht zutreffend, weil man nach Meyer-Lübke's Theorie **aînné* und **ainne* erwarten müsste. Will man sie aber dennoch gelten lassen, so wird dadurch nur bewiesen, dass sylbenauslautender Nasalvokal vor sylbenanlautendem Nasal entnasaliert worden ist, nicht aber dass sylbenauslautender Vokal (wie in *plẽ-na*) vor sylbenanlautendem Nasal ursprünglich nasaliert worden sei. Nach *ennoblir* = *ã-noblir* muss man übrigens urteilen, dass auch ein *fã-me* sich erhalten haben würde.

[2]) Man erkennt dies recht deutlich, wenn man sich der Regeln erinnert, nach denen im Sanskrit sylbenschliessendes *n* oder *m* durch den Anusvâra ersetzt wird.

der vermöge seiner Räumlichkeit sylbentrennende Körper des Nasals schwindet, der Geist des Nasals aber in dem vorausgehenden Vokale fortlebt. Etwas dem ganz Aehnliches geschieht, wenn in dem palatalen *l* der *l*-Bestandteil schwindet, der palatale Bestandteil aber als halbvokalisches *j* dem vorausgehenden oder dem nachfolgenden Vokale sich anschliesst (*détail* = *détai̯*, *papillon* = *papi-i̯õ*). Es wird auch in diesem Falle die Verbindung von Sylbe mit Sylbe, bezw. von Wort mit Wort erleichtert, beschleunigt und inniger gestaltet, indem die Bildung eines sylbentrennenden Verschlusses vermieden wird.

Die neufranzösische Rede strebt eben nach möglichst leichter und möglichst enger Sylben- und Worverbindung, nach Sylbenbindung innerhalb des Wortes, nach Wortbindung innerhalb des Satzes. Sie eilt im Worte dem Wortschlusse, im Satze dem Satzschlusse zu und trachtet darnach, die Hindernisse zu beseitigen, welche ihrem raschen Verlaufe sich entgegenstellen. Zu diesen Hindernissen aber gehören auch die sylbenschliessenden Nasale —, sie sind beseitigt worden durch Schaffung der Nasalvokale.

KIEL. G. KÖRTING.

Karl Reissenberger. *Zum armenischen Märchen „Der Fuchs und der Sperling“.* (Bielitzer Programm 1894/95.) 1895. 9 S. In einem Nachtrag zu seiner im vorigen Jahr hier besprochenen Publikation *Des hundes nôt* behandelt Reissenberger ein armenisches Märchen ähnlichen Inhalts aus der Bukowina, das sich in M. von Wlislockis *Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier* (Hamburg 1891. S. 17 f.) findet und R. erst nach Abschluss seiner Arbeit zu Gesicht gekommen war, und sucht dessen Stellung innerhalb der Ueberlieferung und namentlich dessen etwaige Beziehungen zum mhd. Gedicht zu fixieren. Hierüber lag bereits eine Meinungsäusserung von Schullerus vor, der in einer Besprechung von *des Hundes Not* (*Correspondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde* 1893, S. 108 ff.) das armenische Märchen angeführt hatte und hierbei zu dem Schluss gekommen war, „dass der Verdacht litterarischer Beeinflussung des Märchens durch das mhd. Gedicht sehr nahe liege“ — wie Schullerus auch die in derselben Sammlung enthaltene Erzählung „Von der rechten Liebe“ als Ausfluss des Armen Heinrich betrachten will. Gegen diese Auffassung protestiert R. mit guten Gründen: weil die Uebereinstimmungen zwischen dem Gedicht und dem armenischen Märchen sich nicht auf diese beiden Versionen allein beschränken und weil neben diesen Uebereinstimmungen auch eine Anzahl Differenzen stehen. Was allerdings den abweichenden Schluss anlangt — bei den Armeniern ewige Freundschaft zwischen Sperlingen und Füchsen — so wäre, glaube ich, immerhin die Möglichkeit gegeben, dass hier der alte Schluss durch eine Neuerung verdrängt worden wäre. Was aber den Ausschlag geben muss, ist die Einleitung, die nach Reissenbergers einleuchtender Vermutung, in der That weiter nichts als eine Verstümmelung jenes anderen Märchens von dem den Vogel um seine Jungen betrügenden Fuchs (Typus II in meiner Anzeige) zu sein scheint. Der mit Nahrung Gelabte ist hier nicht der Hund, sondern der Fuchs, voraus geht eine Unterhaltung zwischen ihm und dem Sperling, dieser sitzt hoch oben auf dem Baum wie dort die Taube. Damit würde sich das armenische Märchen zu der Gruppe der combinierten Märchenform (Typus III und IIIa stellen), und zwar wäre es noch dazu eine sehr entstellte Variante dieser Gruppe, sodass sie an das Ende der ganzen Entwicklungsreihe gehören würde, während das mhd. Gedicht umgekehrt am Anfang derselben steht. Aus demselben Grunde halte ich es auch für unwahr-

scheinlich, dass die Armenier den Stoff durch Vermittelung ihrer asiatischen Brüder aus Indien bekommen hätten, das ja nur die einfache, nicht die combinierte Form aufweist, und pflichte den Ausführungen Reissenbergers bei, der in dem armenischen Märchen Züge der europäischen Fassung erkennt. Ob nun die Armenier das Märchen von den Siebenbürgen oder von den umwohnenden Slaven empfangen haben, muss freilich eine offene Frage bleiben, die auch R. nicht zu entscheiden wagt. Sie hängt zudem eng zusammen mit der weiteren Frage, woher denn die Siebenbürgen ihr Märchen haben. Hier vertritt R. mit allem Nachdruck die schon früher von ihm verfochtene Ansicht, dass sie es aus ihrer alten Heimat am Niederrhein mit nach ihrem jetzigen Wohnsitz gebracht haben. Das ist recht wohl möglich, aber es zu beweisen wird schwierig sein. Combinierte Formen, zu denen ja das Siebenbürgische Märchen zählt, finden sich im Westen (Frankreich) wie im Osten (Russland und Südslaven), und selbst die reducierten Formen (der Fuchs zugleich Bedroher und vom Vogel Gelabter: Typus IIIa) finden sich dort (Gascogne) wie hier (Siebenbürgisch, Russisch, vielleicht auch Armenisch). Bei Reissenbergers Anschauung würde die Erzählung des *Roman de Renart*, resp. die von dem Dichter benutzte mündliche Ueberlieferung die nächste Verwandte zu dem Siebenbürgischen Märchen sein, und man könnte dabei sogar in Anschlag bringen, dass noch das möglicherweise aus dem Siebenbürgischen abgeleitete Armenische Märchen den Sperling aufweist wie der Roman de Renart, was freilich ebensogut Zufall sein kann. Viel hätte des Verfassers Annahme noch an Gewicht gewonnen, wenn er uns mitgeteilt hätte, weshalb er auf Grund der gegenwärtig bekannten Versionen die andere Möglichkeit für ausgeschlossen hält, dass die Siebenbürgen das Märchen erst in der neuen Heimat kennen gelernt hätten. Es liegt allerdings kein Grund vor, die Uebertragung des Märchens von den Rheinlanden nach Siebenbürgen für unwahrscheinlich zu erklären, aber nach dem bisher vorgelegten Material wird man auch die umgekehrte Möglichkeit gelten lassen müssen. Der von Reissenberger angedeutete Nachweis wäre in mehr als einer Beziehung interessant.

TUEBINGEN. CARL VORETZSCH.

Zu Zeitschrift XVIII,4, S. 128 fg. Der mit grosser und für uns, die wir an dem Kölner neusprachlichen Januarkursus mitgewirkt haben, wohl thuender Wärme geschriebene Bericht veranlasst mich zu der Bemerkung, dass ich, mehrfacher und von verschiedenen Seiten an mich gelangten Aufforderungen folgend, meine in Frankfurt (1890) und Köln (1890) gehaltenen Vorträge in extenso zu drucken gedenke. Es liegt in der Natur von solchen Berichten, dass sie, den jeweiligen Studien, Neigungen u. s. f. der Berichtenden entsprechend, nur diejenigen Punkte, welche sie interessirt haben, bringen, das übrige mehr streifen oder nur erwähnen können, und nur in seltenen Fällen den Gedankengang des Vortragenden mit voller Treue wiedergeben. — Was nun den vortrefflichen Bericht über Köln betrifft, so ist Herrn Direktor Wehrmann besonderer Dank dafür schuldig, da er sich seiner schweren Aufgabe nach Kräften entledigt hat. Ich möchte blos zwei Kleinigkeiten berichtigen (anderes geringeres übergehe ich), dass nämlich S. 131 der Lyoner Grammatiker (Meigret) dem 16. Jahrhundert angehört, u. S. 129, dass die vortonigen Silben des Französischen in der sorgfältigen Aussprache, im scharfen Gegensatz zu der deutschen Art, ebenso genau zu artikuliren sind wie die betonten (aber nicht, dass die vortonigen Vokale gleich lang sind — ich hatte gegen eine halbe Stunde vom Accent (im Wort und Satz) gehandelt, zahlreiche Beispiele gegeben,

zu dem letzteren Kurven auf die Tafel gezeichnet und dann auf die für den Deutschen so wichtige Thatsache, dass das Französische auch vortonige lange Silben, was im Deutschen ganz unmöglich ist, besitzt, hingewiesen, sie mit zahlreichen Beispielen belegt und endlich erklärt, dass diejenigen deutschen Orthoepiker, welche den Franzosen unsern deutschen Wortton auf der ersten Silbe zuschreiben, dazu durch die ihnen fremde und unverständliche Länge der vortonigen Silbe, wie in *tīrer* u. s. f. verführt worden sind, da sie Accent und Länge verwechselten). Auch die S. 131 mir zugeschriebene Befürchtung, dass, wenn es so weiter gehe, bald jedes -x wie ks am Wortschlusse wieder gesprochen werden würde, teile ich nicht, einmal weil dieses -x überhaupt nie als ks gesprochen worden, sondern ursprünglich eine paläographische Abkürzung für -us gewesen ist, des anderen, weil die ganze in französischer Sprache von mir vorgelesene Stelle ein genau belegtes Zitat aus Havet's bekannter Reformschrift war.

Auch die „Neueren Sprachen“ brachten in ihrer Mai-Nummer einen sehr warm gehaltenen Bericht von Herrn Dr. Prollius. Dort habe ich die zwei Druckfehler: S. 110, Z. 13, v. u. „*Girard*“ (l. „*Gréard*“) und ebenda Z. 11 v. u. „Besten“ (l. letzten) wahrgenommen.

W. FOERSTER.

In meiner Textausgabe des Kristian'schen Erec und Enide sind folgende Versehn stehen geblieben, die ich vor dem Gebrauche des Buches zu bessern bitte. S. XI, Z. 23 lies: dreimal: 2454, — XII, 23 streiche *De jolif cuer* — XII, Anm. 3 l.: Z. 4 — XIII, 4 u. XLV, 32 l.: Densusianu — Z. 6 l.: lautet — XXII, 14 l.: „konnte“ — XXIX, 14 v. u. l.: „XXXIII des grossen Erec.“ — XXX, 6 u. XLV, 33 l.: „Liverpool“ — XXXVIII, 31 l.: „(j. 4645)“. Im Text V. 67 l. *l'ajornee*; 258 *loer*; 305 *Bien*; 760 Punkt; 1422 *liier*; 2862 (st. 2682 der Errata *aloigniees*); 2907 *mis.*; 5379 *de cel*; 5536 A] viell. *Trest.* — Im Glossar, l.: „*aïr*“ — *aovrir* l.: „Pt.“ — *besoing* l.: „Anstrengung, Eile“ — *chiere* l.: 5588, *dain* l.: „Damhirsch“ — *feire* l.: *faire* — *ferain* l.: „wildes“ — *foiiee* l.: „*une f.*“ — *ganchir* — *garant* l.: „Gewährsmann“ — *livreison* (nur eine Glosse) — *oreillier* — *passer* l.: „vorbeigehn, gegen J. vorgehen, ihn angreifen“ — *pooir* l. „nach Kräften“ — *ruer* l.: 373.

W. FOERSTER.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue de dessins relatifs à l'histoire du théâtre conservés au département des estampes de la Bibliothèque nationale, avec description d'estampes rares sur le même sujet récemment acquises de M. Destailleur; par Henri Bouchot. In-8°, 87 p. Paris, Bouillon. Extrait de la Revue des bibliothèques (octobre 1895-mars 1896).

Catalogue général des manuscrits français; par Henri Omont. Ancien Supplément français. III. Nos 13091-15369 du fonds français. In-8°, x-444 pages. Paris, Leroux.

Catalogue des incunables et des éditions rares de la bibliothèque publique d'Orléans; par *Ch. Cuissard.* In-8°, 127 p. Orléans, imp. Michau et Ce. (1895).

Anzeiger f. neuere Sprachen u. Litteraturen. Red.: J. H. Ehlers. 1. Jahrgang. Apr. 1896—März 1897. 6. Nrn. gr. 8°. (Nr. 1. 16 S.) Dresden, C. A. Koch.

Jahresbericht, kritischer, üb. die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkg. v. üb. 100 Fachgenossen hrsg. v. Karl Vollmöller. Mitred. v. G. Baist, Otto E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, C. Salvioni. II. Bd. 1891—1894, 1. Hälfte. 4 Hfte. gr. 8°. (1. Hft. 128 S.) L. Renger. Mk. 18.

Vidier, A., Répertoire méthodique du moyen âge français. Histoire, littérature, beaux-arts. Première année, 1894 [extrait du Moyen âge, année 1895). Paris, Bouillon, 1995. 118 S. 8°.

Verhandlungen der 43. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner in Köln vom 24. bis 28. Septbr. 1895. Im Auftrage des Präsidiums red. v. E. Oehley-Köln. gr. 8°. (248 S.) L., B. G. Teubner.

Bericht über die Verhandlungen des II. Sächsischen Neuphilologentages in Meissen am 14. Juni 1896.

Stengel. E., Zu Friedrich Diez' Gedächtnis. Vortrag, gehalten auf dem sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentage zu Karlsruhe. Hannover, Druck von A. Grimpe. 1896. 11 S. 8°.

Bastia, Le conditionnel après *si* [In: Revue de l'instruction publique en Belgique XXXIX,2].

Blanc, A., Les transformations du latin *judaicus* à Narbonne [In: Annales du Midi VIII, 195—199].

Brachet, A., A Historical grammar of the French language. Rewritten and enlarged by *Paget Toynbee.* Oxford, Clarendon Press. XXIV, 340 S. 8°.

Braun, Th., Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischer Wörter deutscher Herkunft [In Zts. f. rom. Phil. XX., S. 354—372].
Bréal, M., Fr. *madré* [In: Mém. de la Soc. de linguistique IX, S. 168].
Cameron, A., France, Filology, foneticisme and poetic formular [In: Mod. Lange. Notes XI, 129—146].
Clédat, L., Grammaire classique de la langue française. Paris, Le Soudier. 380 p. in-12. Fr. 3.
Gaidoz, H., Quelques mots gallois d'origine latine [In: Zs. f. celtische Philol. I,1].
Henry, V., Fr. *fous fol* = lat. *follis follem* [In: Mém. de la Soc. de Ling. IX, S. 169].
Henze, W., Ueber die bevorstehende Reform der französischen Orthographie durch die Académie française. Progr. Berlin 1896. 23 S. 4°.
Horning, A., Die Suffixe *accus, iccus, occus, ucus (uccus)* im Romanischen [In: Zts. f. rom. Phil. XX, S. 335—353].
Hosch, S., Französische Flickwörter. Ein Beitrag zur französischen Lexikographie. Teil II. Progr. Berlin 1896. 24 S. 4°.
[J. D.] Ray, aco ray [In: Revue de Gascogne 1895. S. 305—306].
Kalepky, Th., Zur französischen Syntax V (Von den infinitiven Verbformen im Neufranzösischen), VI (Uebersicht über die Verbformen des Neufranzösischen) [In: Zts. f. rom. Ph. XX, S. 277—315].
Keuntje, H., Der syntaktische Gebrauch des Verbums bei Amyot. Leipz. Dissertation. 67 S. 8°.
Kluge, F., Das französische Element im Ormulum [In: Engl. Studie XXII, S. 179—182].
Koschwitz, E., Proben Pariser Aussprache. 2e Edition revue et corrigée. Paris, H. Welter. XXXII, 153 S. 8°. Mk. 3,60
Kluge, F. u. *Baist, G.*, Altfranz. *dh.* (ð) in altenglischen und altdeutschen Lehnworten [In: Zts. f. rom. Phil. XX, S. 322—334].
Kurth, G., La frontière linguistique en Belgique et dans le nord de la France. Tome I. Brüssel, Société belge de libr. [Mém. cour.] de l'Acad. roy. de Belg. vol. 48].
Lesieur, A. — Nouveau Dictionnaire usuel de la langue française. Mame et fils (1895).
Le Foyer, H., De la survivance de l'accusatif du gérondif en français [In: Mém. de la Soc. de Ling. IX, S. 168].
Levy, E., provenzialisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzgn. zu Raynouards Lexique roman. 6. Hft. gr. 8°. (2. Bd. S. 129—256.) Leipzig, O. R. Reisland. 4.—
Lindsay, W. M., Breton and old French glosses in the Harleian Nonius [In: Zs. f. celtische Philologie I, 1].
Menger, L. E., German *w-* into French *gu-* [In: Mod. Lang. Notes XI, 252—254].
Meder, F., Zur französischen Satzlehre. Prg. Stolp 1896. 32 S. 8°.
Neue, Frdr., Formenlehre der lateinischen Sprache. 3. Bd.: Das Verbum. 3. Aufl. v. C. Wagener. 7—9. Lfg. gr. 8°. (S. 385—576.) B., S. Calvary & Co. Subskr.-Pr. 1.50.
Nerz, F., Perfectum und Imperfectum respective Passé défini u. Imparfait. Progr. Nürnberg. 31 S. 8°.
Neumann, W., Zur Syntax des Relativpronomens im Französischen. Prgr. Iglau. 19 S. 8°.
Perle, F., Das stilistische Deutlichkeitsmoment im Französischen beim Ausdruck der Vorstellung. I. Teil. Progr. Halberstadt 1896. 17 S. 4°.

Prou, M., Nouveau recueil de fac-similés d'ecritures du XII[e] au XVI[e] siècle (manuscrits latins et français) accompagnés de transcriptions. Paris, Picard et fils. 12 Taf. mit Text. 4°.
Rolland, E., Flore populaire, ou Histoire naturelle des plantes dans leurs rapports avec la linguistique et le folklore. Tome I. Paris, E. Rolland. 1895, in-8, III, 272 p.
Rousselot, Principes de phonétique expérimentale. Paris, Welter. 1 vol. 8°. Avec beaucoup de fig. Fr. 7.50.
— La prononciation française. D'après la méthode expérimentale. Paris Welter. 1 vol. 8°. Avec figures à l'appui. Fr. 4.50.
Stauff, Erik, Le suffixe *-arius* dans les langues romanes. Thèse. Upsale 1876. 160 S. 8°.
Thomas, A., Etymologies françaises: *Ensouaille; Esse*, *Eusse; Lente*; *Lingue; Loinseau; Murger; Oyen; Rinceau; Suage; Tertre; Vignoble; Wirewite.*
— L'eslau d'un moulin [In: Anales du Midi VIII, 200 f.].
Thomas, R., Ueber die Möglichkeiten des Bedeutungswandels [In: Blätter für das Gymnasialschulwesen 3 und 4].
Thomas, O., Egennavne sprogrödder i Fransk. Kjöbenhavn, Klein, 60 S. 8°.
Thurneysen, R. und *Baist, G.* Wilhelm von Malmesbury, [In: Zts. f. rom. Ph. XX, S. 316—321].
Trogan. — Les Mots historiques du pays de France. Texte par Trogan Illustrations de Job. In-4°, 92 p. et grav. en coul. Tours, Mame et fils.
Vernier, L., Observations sur la phonétique du latin vulgaire (Suite) [In: Rev. de phil. frç. et prov. IX, S. 269—295].

Hirschfeld, O., Aquitanien in der Römerzeit. [In: Sitzungsber. der Kgl. preuss. Ac. d. Wissenschaften zu Berlin. 1896. XX. S. 429—456].
Seelmann, E., Das Deutschtum in Artois [In: Globus, Bd. LXIX, Nr. 21].

Comte, Ch., Le texte de Marguerite de Navarre [In Revue de métrique et de versification I,3].
Johannesson, F., Zur Lehre vom französischen Reim. I. Berlin, Gärtner, 26 S. 4°. [Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1896].
La Grasserie, R. de. — Etudes de rythmique et d'esthétique. Du rôle de l'*e* muet dans la versification française. In-8°, 57 p. Paris, Maisonneuve.
Marcou, P. B., The Origin of the rule forbidding Hiatus in French verse [In: Publ. of the modern language associat. of America. XI,3 S. 331 bis 335].
Theys, A. J. Métrique de Victor Hugo. Lüttich, J. Godenne. 8°. Fr. 5.

Ackerknecht, Jul., methodische Anleitung zur französischen Aussprache, zunächst f. süddeutsche Schüler. Schülerausg. gr. 8°. (31 S.) St., J. B. Metzler's Verl. — 35; Lehrausg. (VI. 100 S.) Kart. 1,50.
Bahrs, H., deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische f. die oberen Klassen v. Realgymnasien und Oberrealschulen. Im Anschluss an die Lehrbücher der französ. Sprache v. Dir. Prof. Dr. Strien hrsg. gr. 8°. (VIII, 157 S.) Halle, E. Strien. Geb. 1.80.
Banderet., P. et *Ph. Reinhard*, grammaire et lectures françaises à l'usage des écoles allemandes. II. partie. Pronoms-verbes en ir-re-evoir. 4 éd. g. 8°. (IV, 103 S.) Bern, Schmid, Francke & Co.

Baumgartner, A. u. *A. Zuberbühler*, neues Lehrbuch der französischen Sprache. 1. u. 2. Tl. 8°. (VI, V, 240 u. 4 S.) Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Kart. à 1.25.
— Grammaire française. Französische Grammatik für Mittelschulen. Zürich, Orell Füssli. X, 160 S. 8°.
Beck, Frdr., französische Grammatik f. humanistische Gymnasien, m. besond. Berücksicht. des Lateinischen. gr. 8°. (11, XVII, 230 S.) München, Piloty & Loehle. Geb. 2.50.
— Uebungs- u. Lesebuch zur französischen Grammatik f. humanistische Gymnasien. 1. Tl. (§ 1—75.) gr. 8°. (IV, 140 S.) Ebd. Geb. 1.50.
— französisches Vocabular f. Gymnasien. 8°. (136 S.) Ebd. Geb. 1.20.
Beljame. — Handy Guide to french conversation and correspondence, for students and travellers; *Fifth edition.* In-32, 256 p. Paris, Hachette et C[ie] 1 fr. 50.
Berlitz, M. D., Methode Berlitz f. den Unterricht in den neueren Sprachen 3. Aufl. Deutscher Tl. 1. Buch. Europäische Ausg. gr. 8°. (95 S.) B., S. Cronbach. Geb. 2.50.
— méthode Berlitz pour l'enseignement des langues modernes. Édition illustrée pour les enfants. Partie française. Éd. européenne. gr. 8°. (108 S.) Ebd. 2.—; geb. 2.50.
Bierbaum, Jul., methodische Anleitung zum Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. 3. Aufl. gr. 8°. (30 S.) L., Rossberg. —60.
Böddeker, K., die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Ein Repetitorium f. die Oberklassen höherer Lehranstalten jeder Art, f. Lehrerinnen-Seminarien und Lehrer-Fortbildungsanstalten. Mit Beispielen zur Anschauung und Belegstellen, zum grössten Teile neueren Autoren entnommen. gr. 8°. (VIII, 132 S.) L., Renger. 2.—
Boissseau, G., Le Vocabulaire de l'enfance. Etude raisonnée et intuitive des mots usuels de la langue française. Plus de douze cents mots et 500 gravures et figures d'ensemble. Petit in-4°, VII-121 p. Paris. Cours élémentaire des écoles primaires et classes préparatoires des lycées et collèges.
Buchner's Lehrmittel f. den französischen Unterricht. Französisches Uebungsbuch f. die Oberstufe (Ausg. B.) v. Albr. Reum. gr. 8°. (XIII, 110 u. Wörterverzeichnis 20 S.) Bamberg, C. C. Buchner Verl. Geb. in Leinw. u. geh. 2.—
Cahier de conjugaisons françaises. In-4°, 16 p. Paris, Poussielgue. Alliance des maisons d'éducation chrétienne.
Ducotterd, X., u. *W. Mardner*, Lehrgang der französischen Sprache, auf Grund der Anschaug. u. m. besond. Berücksicht. des mündl. u. schriftl. freien Gedankenausdrucks bearb. 1. Tl. 1. Abtlg. 6. Aufl. gr. 8°. (VIII, 96 S. m. 3 Bildern.) Frankfurt a/M., C. Jügel's Verl. Geb. 1.30.
— — dasselbe. Schlüssel f. die Hand des Lehrers zum 1. Tl. (1. u. 2. Abtlg.) u. 2. Tl. gr. 8°. Ebd. 3.60.
Fetter, Joh., französische Sprachschule f. Bürgerschulen u. verwandte Lehranstalten. 1. Thl. 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 80 S.) Wien, Bermann & Altmann. —.90.
Hahn, Th., u. *E. Roos*, französischer Sprech-, Schreib-, Leseunterricht f. Mädchenschulen. 3. Stufe, bearb. von Th. Hahn. gr. 8°. (VIII, 180 S.) Halle, H. Gesenius. 1,80.
Grammaire française. Cours moyen et cours supérieur. In-18 jésus, IV-216 pages. Tours, Poussielgue. [Enseignement primaire. 4[e] série: Éléments de la langue française.]

Konjugations-Tabellen, französische. gr. 8°. (IV, 51 S.) Heidelberg, F. W. Buchheim. —.75.

Laurent et Richardot. — Petit Dictionnaire étymologique de la langue française, rédigé conformément au Dictionnaire de l'Académie, à l'usage de l'enseignement secondaire et de l'enseignement primaire, contenant les mots de la langue usuelle groupés par familles, avec l'indication de leur origine. 2e édition. In-18, VI-505 p. Paris, Delagrave.

Mähliss, J. Frdr., französischer Vokabel-Schatz. Geordnet nach den Accenten u. dem Geschlecht der Hauptwörter. gr. 8°. (34 S.) Halle, C. A. Kaemmerer & Co. —.60.

Meurer, Karl, französische Syonymik. Mit Beispielen, etymolog. Angaben u. 2 Wortregistern. Für die oberen Klassen höherer Schulen bearb. 4. Aufl. gr. 8°. (VIII, 184 S.) L., H. Bredt. 2.—.

Montagnon, F., — Leçons de composition et de style. In-16, 234 p. Lyon, Vitte (1895).

Neufeld's Sprachführer f. Haus u. Reise. Französisch. Enth. die Hauptregeln der Aussprache u. französ. Grammatik, sowie e. reiche Sammlg. v. nützl. Gesprächen, nebst eingeordnetem systemat. Vokabular. 4. Aufl., besorgt v. G. Glanz. gr. 16°. (VIII, XXXII, 242 S.) Ebd. 1.—; geb. 1.50.

Ohlert, Arnold, Französisches Lesebuch f. die Mittel- u. Oberstufe höherer Lehranstalten. Ausg. A. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 231 S.) Hannover, C. Meyer, 1.60; geb. 2,—. Lese- u. Lehrbuch der französischen Sprache f. die Unterstufe. Ausg. A. 2. Aufl. gr. 8°. (VI, 78 S.) Ebd.

Ploetz, Gust., u. *Otto Kares,* kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Schlüssel zu den Ausg. C. u. D. 8°. B., F. A. Herbig. C. (77 S.). 1,—. — D. (88 S.) 1.25. Werden nur an Lehrer abgegeben.

— dasselbe. Uebungsbuch, verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. A. 2. Hft. Syntax (Wortstellung u. Verbum). 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 88 S.) Ebd. —.90.

— dasselbe. Ausgabe B. (f. Gymnasien u. Realgymnasien). 3. Aufl. gr. 8°. (XIV, 280 S.) Ebd. 2.—; Einbd. —.30.

— dasselbe. Schlüssel zur Ausg. C. f. Real- u. Oberschulen). 8°. (197 S.) Ebd. 2.—. [Wird nur an Lehrer abgegeben.]

— dasselbe. Alphabetisches Wörterbuch zum Uebungsbuch (Ausg. A, B u. C). Verf. v. DD. Gust. Ploetz u. Otto Kares. 2. Aufl. gr. 8°. (52 S.) Ebd. —.50.

Ploetz, Gust., u. *Otto Kares,* kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. B. Für Gymnasien u. Realgymnasien. 3. Aufl. gr.. 8°. (XVI, 229 S.) B., F. A. Herbig. 1.70.

Röpper, L., Causeries sur les Quatre Saisons d'après les tableaux de Hölzel. Progr. Frankfurt 1896. 8 S. 8°.

Rouzé. C. — Cours complet de grammaire française à l'usage des lycées et des collèges, rédigé d'après les nouveaux programmes et accompagné de nombreux exercices. Division élémentaire. Classes de huitième et de septième. 3e édition. In-12, 204 p. Paris, Belin frères.

Sahr, J., Lessing, Minna von Barnhelm, zum Uebersetzen in das Französische, bearbeitet von J. S. 3. Aufl. Dresden, L. Ehlermann. Mk. 1.20.

Seeger, H., Elemente der lateinischen Syntax mit systematischer Berück-

sichtigung des Französischen. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1895. VIII, 270 S. 8°.

Sensine, H., L'emploi des temps en français à l'usage des étrangers. Lausanne, F. Payot. 138 S. 8°.

Stier, Geo., Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den Bestimmgn. des königl. preuss. Unterrichts-Ministeriums vom 31. Mai 1894 bearb. 3. Tl. Unterrichtsstoff f. die 4. Klasse. gr. 8°. (VII, 120 S.) L., F. A. Brockhaus.

Strien, G., Schulgrammatik der französischen Sprache. 2. Abtlg.: Satzlehre. Ausg. A.: Für lateinlose Schulen. gr. 8°. (VIII u. S. 81 bis 156.) Halle, E. Strien. —.75 (kplt. in 1 Leinwbd.: 1.80).

Thum's, Rud., neue französische Grammatik u. Neubearbeitung derselben v. Jos. Sarrazin. Deutsch-französ. u. französisch-deutsches Wörterverzeichnis dazu. gr. 8°. (88 S.) L., G. A. Gloeckner.

Wilke u. *Dénervaud*, Anschauungsunterricht im Französischen m. Benutzung v. Hölzel's Bildern. 5.—9. Heft. gr. 8°. L., R. Gerhard. 1.80.

Winderlich, Versuch der Verwertung der Pfeifferschen Wandbilder im fremdsprachlichen Unterricht. Progr. Brandenburg 1896. 21 S. 8°.

Arcambeau, Edme, De l'enseignement des langues vivantes en France [In: Deutsche Zs. f. ausl. Unterrichtswesen I, S. 234—254].

Baetgen, L., der französische Unterricht. [Aus: „Reins encyklopäd. Handbuch der Pädagogik".] gr. 8°. (40 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Eidam, Ch., Das Französische am humanistischen Gymnasium nach der neuen bayerischen und preussischen Schulordnung [In: Bayer. Gymn.-Blätter].

Gerhardt, O., Ueber die gegenwärtige Gestaltung des höheren Schulwesens in Frankreich. Progr. Berlin 1896. 27. S. 4°.

Jansen, Ist bei dem neusprachlichen Unterricht der Mittelklassen eine Chrestomathie oder ein Schrifsteller vorzuziehen? [In: Zs. f. lateinlose höh. Schulen 7,3].

Jerusalem, W., die Psychologie im Dienste der Grammatik u. Interpretation. Vortrag. [Aus: „Oesterr. Mittelschule".] gr. 8°. (23 S.) Wien, A. Hölder. —.56.

Kron, Rich., zur Verwertung der bildlichen Anschauung im neusprachlichen Unterricht. 4°. (14 S.) L., G. Fock. 1.—.

Lange, Dr. *Aug.*, vom Sprechen, Lesen u. Schreiben. Progr. gr. 4°. (28 S.) Hamburg (Herold's Verl.). 1.60.

Löwisch, M., Die Neugestaltung unseres französischen und engl. Unterrichts. In: Jahresbericht des Grosshgl. Realgymnasiums zu Eisenach. 23 S. 4°.

Péronne, J., Ueber den neusprachlichen Unterricht. Beobachtungen und Erfahrungen. Progr. Berlin 1896. 25 S. 4_0.

Rossmann, Ph., Ein Studienaufenthalt in Paris. Programm der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden. 25 S. 4°.

Seeger, H., Dürfen die humanistischen und die realistischen Gymnasien sich beim Unterricht in der lateinischen Syntax eines und desselben grammatischen Lehrbuches bedienen? Begleitschrift zu dem Lehrbuch des Verfassers: Elemente der lateinischen Syntax, mit systematischer Vergleichung des Französischen. — Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1895.

Spencker, Dr. *Frz.*, die französische Grammatik in der Realschule. Progr. gr. 4°. (36 S.) Hamburg (Herold's Verl.). 2.40.

Stange, Einige Bemerkungen über unsere Schullektüre im Französischen. Progr. Minden 1896. 9 S. 4°.

Arbois de Jubainville, H. d'. — Deux manières d'écrire l'histoire. Critique de Bossuet, d'Augustin Thierry et de Fustel de Coulanges. In-18 jésus, XXVII-260 p. Paris, Bouillon.

Becker, H., Zur Alexandersage. Der Brief über die Wunder Indiens bei Johannes Hartlieb und Sebastian Münster. [In: Festschrift, zum 70. Geburtstage Oscar Schade dargebracht. Königsberg, Hartung].

Bédier, J., Les fêtes de Mai et les commencements de la poésie lyrique au moyen âge. [In: Revue des deux mondes, 1. Mai 1896, S. 146—172].

Benoist, A., Le théâtre d'Émile Augier. [In: Rev. des universités du Midi II, Nr. 2, S. 183 ff.].

Boutié, P.-L., ·Fénelon. [In: Études rel., philos., hist. et litt. 1895, 14 Déc.].

Broc de. — La Fontaine moraliste; par le vicomte de Broc. In-18 jésus, 263 pages. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Brun, P., La bourgeoisie au XVIIe siècle d'après les „Caquets de l'accouche". [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 192—203].

Brunetière, F. — Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française. 5e série. 2e *édition.* In-16, 305 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Carette, P., Les assemblées provinciales de la Gaule romaine. Paris, Picard et Fils. 1895.

Cartier, A. et Chenevière, A., Antoine du Moulin valet de chambre de la reine de Navarre. [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 218—244].

Claudin, A. — Les Libraires, les Relieurs et les Imprimeurs de Toulouse au XVIe siècle (1531-1550), d'après les registres d'impositions conservés aux archives municipales. Documents et notes pour servir à leur histoire, publiés et annotés. In-8°, 71 p. Paris, Claudin. (1895). [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Clédat, L., Oeuvres dramatiques d'Adam de la Halle. [Analyses et extraits traduits. [In: Rev. de phil. franç. et prov. IX, S. 241—268].

— Le Théâtre en France au moyen âge. In-8°, 239 p. et reproduction d'après une miniature de Jean Fouquet. Lecène, Oudin et Ce. Collection des classiques populaires.].

— Quelques corrections au texte des Pensées de Pascal. [In: Rev. de phil. fr. et prov. X, S. 60—62].

Cohn, C., Zur litterarischen Geschichte des Einhorns. Progr. Berlin, Gärtner. 30 S. 4°. 1.—.

Comparetti, Dom., Virgil in the Middle Ages. Transl. by E. F. M. Benecke. With an introduction by R. Ellis. London, Swan Sonnenschein. XVI, 376 S. 8. Sh. 7,6.

Cours abrégé de littérature; par F. J. In-16, VIII-216 p. Tours. Mame et fils. Paris, Poussielgue. (1895.) [Extrait du Cours de littérature et mis en rapport avec les Leçons de langue française (cours supérieur].

Crescini, V. — La Question des cours d'amour, étude. Traduite de l'italien, de V. Crescini, par A. Martel, du Félibrige latin. In-8°, 36 pages. Montpellier, imp. Hamelin frères.

Dippe, Osk., die fränkischen Trojanersagen. Ihr Ursprung und ihr Einfluss auf die Poesie u. die Geschichtsschreibg. im Mittelalter. Progr. gr. 4°. (XXX S.) Wandsbek, L. G. Fock.) 1.—.

Doumic, R. — Etudes sur la littérature française. Ire série. (Froissart, saint François de Sales, Gourville, Montaigne; l'Opéra et la Tragédie; Diderot, Chamfort et Rivarol, Florian, Joseph de Maistre, Benjamin Constant, Mérimée, la Duchesse de Broglie; Litterature et Dégénérescence; l'Enseignement du latin.) In-16, XI-319 p. Paris, Perrin et Ce.

Droz, Taine, introduction à l'histoire de la littérature anglaise. La recherche des causes générales en histoire. [In: Rev. des cours et conférences 22].

Ducourtieux, P. — Les Barbou, imprimeurs (Lyon-Limoges-Paris, 1524-1820). Les Barbou de Limoges (1566-1820). In-8°, 144 p. Limoges, Ducourtieux. (1895.) — Les Imprimeurs de Brive à l'Exposition du livre limousin. Quatrième centenaire du livre à Limoges (1493-1895). In-8°, 26 p. Limoges, Ducourtieux. [Extrait du Bulletin de la Société scientifique, historique et archéologique de la Corrèze (t. 17).]

— Les Imprimeurs de Tulle à l'Exposition du livre limousin. Quatrième centenaire du livre à Limoges (1493-1895). In-8°, 14 pages. Limoges, Ducourtieux. [Extrait du Bulletin de la Société des lettres sciences et arts de la Corrèze (4e livraison, 1895).]

Dutrait, M. — Etude sur la vie et le théâtre de Crébillon (1674 bis 1762). In-8°, 570 pages. Bordeaux, imprim. Cadoret (1895).

Eggert, C. A., Goethe and Diderot on actors and acting [In: Mod. language notes XI, 205—220].

Engel, E., Die französischen Dekadenten und Symbolisten [In: Cosmopolis. I,3].

Epstein, S., Paul Bourget als Lyriker. 12°. 47 S. L. W. Friedrich. Mk. 1.

Eylac, d'. — Alexandre Dumas fils et la bibliophilie. In-8°, 14 pages. Châteaudun, imprim, de la Société typographique.

Firmery, J., L'Enéas et la traduction de Veldeke [In: Rev. de phil. fr. et prov. X, S. 34—39].

Gaidoz, H., Saint-Eloi III [In: Melusine VIII, Sp. 30—31].

Gaster, B., Vergleich des Hartmann'schen Iwein mit dem Löwenritter Crestiens. Diss. Greifswald 1896. 152 S. 8°.

Grouchy, de. — La Presse sous le premier Empire, d'après un manuscrit de la bibliothèque de l'Opéra. In-8°, 52 p. Paris, Leclerc et Cornuau. Extrait du Bulletin du bibliophile.

Harisse, H., La vérité sur la mort de l'abbé Prévost [In: La Rev. de Paris. 15. Mai 1896].

Harrisse, H. — L'Abbé Prévost. Histoire de sa vie et de ses œuvres, d'après des documents nouveaux. In-18 jésus, 470 p. Paris, C. Lévy; Libr. nouvelle. 3 fr. 50.

Heinecke, O., Ueber Voltaire's comédies larmoyantes. Progr. Apolda 1896. 11 S. 4°.

Hinstorff, C. A., Kulturgeschichtliches im Roman de l'Escoufle und im Roman de la Rose ou de Guillaume de Dole. Ein Beitrag zur Erklärung der beiden Romane. Heidelberger Dissert. 69 S. 8°.

Histoire de la langue et de la littérature française, des origines à 1900, ornée de planches hors texte en noir et en couleur. Publiée sous la direction de *L. Petit de Julleville.* T. Ier : Moyen âge (des origines à 1500). Première partie. Ier fascicule. In-8°, p. *a* à *v* et p. 1 à 80. Paris, Colin et Ce. L'ouvrage complet formera 8 volumes.

Janet, P. — Notice sur Benjamin-Constant Martha. In-8°, 16 p. Versailles, imp. Cerf. et Ce. Extrait du Bulletin de l'Association des anciens élèves de l'Ecole normale pour 1896.

Joret, Ch., J.-B. Gaspard d'Ausse de Villoison et la cour de Weimar (suite) [In: Rev d'hist. litt. de la Fr. III, S. 161—191].

Jorga, N., Philippe de Mézières (1327—1405) et la croisade au XIV[e] siècle. Paris Bouillon, in-8, XXXV-555 pages. [Bibliothèque de l'École des Hautes Études, fasc. 110].

Julleville, Petit, de, Les origines de la Renaissance en France: Nicolas Oresme [In: Revue des cours et conférences 22].

Jullian, C., La tombe de Roland à Blaye [In: Romania XXV, 161—173].

Kirschstein, H., Analyses des tragédies du Cid, d'Horace, et de Phèdre. Progr. Elbing 1896. 22 S. 8°.

Klein, J. B. — Clovis, fondateur de la monarchie française (quatorzième centenaire du baptême de Reims, 25 décembre 1896). In-8°, XV-341 p. Lyon, Vitte.

Knörich, W., Litterarisch-gesellige Bestrebungen, besonders der Damen, und ihr Vorbild. sowie die Frauen-Emanzipation in Frankreich während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts [In: Zts. für Kulturgeschichte III, S. 385—416].

Kreiten, Pascals „Gedanken" [In: Stimmen aus Maria Laach L,2]

Kurth, G., Clovis. Mame. Tours. 1895.

La Bouillerie, Histoire de l'imprimerie à la Flèche [1575—1789]. Paris, Lamulle et Poisson.

La Bouralière, A de. — Les Imprimeurs et les Libraires du département de la Vienne (hors Poitiers). In-8°, 146 pages. Roy et C[e].

Le Breton, A. — Rivarol: sa vie, ses idées, son talent, d'après des documents nouveaux. In-8°, VII-395 pages et portrait. Paris, Hachette et C[e]. 7 fr. 50. 1895.

Meilleur, le, Ami de *Lamartine*: M. Edouard Dubois. In-8°, 40 p. Cluny, Lamamte.

Landau, M., Zur Quelle der Turandot-Dichtung des Kellners [In: Zs. f. vgl. Litteraturgesch. N. F. IX,S. 371—373].

Langenieux, La France chrétienne dans l'histoire. Paris, Didot.

Larroque, Ph., Tamizey, de, Notice inédite de Guillaume Colletot sur Marc Antoine Muret, suivie d'une lettre de Muret également inédite. [In: Rev. d'hist. litt. de la France III, S 270—285].

Laumonier, P., Montaigne précurseur du XVII[e] siècle. [In: Rev. d'hist litt. de la Fr. III., S. 204—217].

Lecoy de la Marche, A. — Le Treizième Siècle littéraire et scientifique. In-8°, 366 p. Lille. Desclée, de Brouwer et C[e] (1895).

Lemaître, J. — Les Contemporains. Etudes et Portraits littéraires.. 6[e] série. (Louis Veuillot; Lamartine; Influence récente des litteratures du Nord; Figurines; Guy de Maupassant; Anatole France.) In-18 jésus, XII-398 pages. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. Nouvelle Bibliothèque littéraire.

Lion, H. — Les Tragédies et les Théories dramatiques de Voltaire. In-8°, XI-477 p. Paris, Hachette et C[e]. 7 fr. 50.

Longhaye G. — Histoire de la littérature française au XVII[e]. siècle. T. 4. Quatrième et cinquième parties. Les Ecrivains hors rang: Sévigné, Maintenon, Saint-Simon; Tableau de la fin du siècle. In-8°, 508 p. Paris, Retaux.

Lot, F., Etudes sur la provenance du cycle arthurien (fin). [In: Romania XXV, S. 1—32].

Loth, J., Die Sprichwörter und Sentenzen der altfranzösischen Fabliaux nach ihrem Inhalte zusammengestellt. (Forts.) Progr. Greifenberg. 12 S. 4°.

Mahrenholtz, R., Fénelon, Erzbischof von Cambrai. Ein Lebensbild. Leipzig, Renger. VIII, 188 S. 8. Mk. 4.

Marsh, A. R., The comparation study of Literature [In: Publ. of the mod. langu. association of America XI,2. S. 151—170].

Maxwell, S. — Montesquieu avocat, discours prononcé le 6 janvier 1896, à la rentrée solennelle des conférences du stage du barreau de Bordeaux. In-8°, 32 p. Bordeaux, imp. Cadoret.

Meyer, F., Jugenderziehung im Mittelalter, dargestellt nach den altfranzösischen Artus- und Abenteuerromanen. Progr. Solingen 1896. 28 S. 8°.

[*Mérimée Prosper*]. Une correspondance inédite de P. M. [In: Rev. d. d. mondes 1er Mars, S. 5—40. 15. Mars S. 1er Avril, S. 565 592].

M[eyer], P., Le roman du comte et de la veuve du jongleur, d'après Bracton [In: Romania XXV, S. 310—311].

Momméja, Rabelais et les monuments préhistoriques [In: Correspondance histor. et archéol. 25].

Munier, J., La plaidoirie dans la langue française, cours libre professé à la Sorbonne. 1re année: XVe, XVIe et XVIIe siècles. Paris, Chevalier-Marescq, 1896. In-8, X-357 p.

Nielsen, O., Evangeliesagn. Oldfranske Legendedigte om Jomfru Marias og Kristi Liv. Kopenhagen, Klein. [= Studier fra sprog og oldtidsforskning, 21]. 89 S. 8°

Nourrisson. — Voltaire et le voltairianisme. In-8°, 675 p. Paris, Lethielleux.

Ollive. — Les Médecins dans le théâtre moderne, discours prononcé dans la séance de la Société académique de la Loire-Inférieure du 9 décembre 1895, à la salle des Beaux-Arts. In-8°, 28 pages. Nantes, imprimerie Mellinet et Ce. (1895.)

Pailhès, G. — Chateaubriand, sa femme et ses amis. In-8°, XIV-593 p. et portrait. Paris, Libraires associés. 12 fr. 50. Etudes critiques avec documents inédits.

Paris, G., Les dernières poésies de Marguerite de Navarre [In: Journal des Sav. Mai 1896, S. 273—288].

— De l'Académie française, Penseurs et Poètes. James Darmesteter, Frédéric Mistral, Sully Pradhomme, Alexander Bida, Ernest Renan, Albert Sorel. Paris, C. Lévy. Fr. 3,50.

Phené, King Arthur and saint George [In: Transactions of the royal society of Literature sec. series, XVII,2.]

Philipot, E., Un épisode *d'Érec et Énide:* La Joie de la Cour. — Mabon l'enchanteur. [In Romania XXV, S. 258—294].

Piaget, A., Un prétendu manuscrit autographe d'Alain Chartier [In: Romania XXV, S. 312—314].

Pugh, A. Reese, Note upon some similarities between *Le Grand Cyrus* and *Le Misanthrope* [In Modern Lang. Not. XI. S. 169—173].

Rambeau, A., Maître Adam d'Arras and the Beginning of French Comedy. Abstract of a paper read before the University Philological Association, May 15, 1896. [From the Johns Hopkins University Circulars, Vol. XV, No. 126, June, 1896.]

Régnier P. — Le Tartuffe des comédiens. Notes sur Tartuffe. In-8°, XIX-223 p. Paris, Ollendorff. 7 fr. 50.

Ritter, E., La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau. Paris, Hachette et Cie. Fr. 3,50. [Bibliothèque variée, 1re série.]

Salomon, M. — Etudes et Portraits littéraires. (Taine, Barbey d'Aure, villy, Guy de Maupassant, Pierre Loti, E. et J. de Goncourt, E. Lin tilhac, Ollé-Laprune, Mme Séverine, Ch. Vincent, le Père Ollivier

Waldeck-Rousseau, Jules Tellier, Amiel.) In-18 jésus, 299 p. Paris, Nourrit et Cie. 3 fr. 50.

Savigny de Moncorps, de. — Un précieux autographe d'Alfred de Vigny. In-8°, 5 p. Châteaudun, imp. de la Société typographique.

Schirmacher, K., Théophil de Viau [In: Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Litt. XCVI].

Schröder, R., Marktkreuz und Rolandslied [In: Festschrift zur 15jährigen Doctorjubelfeier Karl Weinholds am 14. Januar 1896. Strassburg, K. J. Trübner].

Schulze, O., Desaix' erster Feldzug in Aegypten und die Darstellung desselben bei Thiers [In: Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. u. Litt. XCVI, S. 179—186].

Simon, J. — Quatre portraits (Lamartine, le cardinal Lavigerie, Ernest Renan, l'empereur Guillaume II), suivis du discours prononcé pour le centenaire de l'Institut. In-18 jésus, 339 p. Paris. C. Lévy; Librairie nouvelle. 3 fr. 50.

Stern, A., La vie de Mirabeau traduit par M. H. Busson. Paris, E. Bouillon, 2 vol.

Stern, Chr. L., Ein irisches Leben der heiligen Margarete [In: Zs. für celtische Phil. I,1].

Teichmann, Merope im italienischen und französischen Drama. Progr. Borna 1896. 27 S. 4°.

Texte, J., A propos de Rousseau et du cosmopolitisme littéraire [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. III, S. 286—291].

Texte, J., Klopstock, Wieland et Lessing en France aux XVIII[e] siècle [In: Revue des cours et conférences 22].

Thomas, A., La date de la morte de Nicolas de Clamanges [In: Romania XXV, S. 131—133].

De la Tour, Imbart, Les paroisses rurales dans l'ancienne France, du IV[e] au XI[e] siècle. Premier article. [In: Revue historique LX (1896) S. 241—271].

Treichel, A., Sir Cleges. Eine mittelenglische Romanze. I. Einleitung. Diss. Königsberg 1896. 34 S. 8°.

Vapereau, G. — Eléments d'histoires de la littérature française, contenant: I, une esquisse générale de l'histoire de la littérature française; II, une suite de notices sur les époques, les genres et les principaux écrivains, avec un choix d'extraits de leurs ouvrages. T. 1[er]: Des origines au règne de Louis XIII. 3[e] édition. In-16, VII-395 p. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. 50.

Van de Valde, Alex. Dumas fils and his plays [In: Fortnightly Review 1886, Januar].

Verdunoy et Thierry. — Les Auteurs français. 2[e] édition. II: Dix-huitième siècle; Dix-neuvième siècle. In-18 jésus, 524 p. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet. [Baccalauréat de l'enseignement secondaire classique (programmes de 1890 et 1895)].

Vianey, J. — Mathurin Regnier. In-8°, XIX-325 p. Paris, Hachette et C[e].

Vogüé, E M. de. — Devant le siècle. (Au panorama du siècle; le Comte d'Antraigues; Lareveillère-Lépeaux; le Comte Chaptal; le Maréchal Ney; la Duchesse de Broglie; le Maréchal Canrobert; Premier septembre; le Legs de Pasteur; Hippolyte Taine; les Trophées de J. M. de Heredia; Deux bronzes; Emile Montégut; Images finales.) In-18 jésus, 348 p. Paris, Colin et C[e].

Wege, B., Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires. II. Berlin, Gärtner,

30 S. 4°. [Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Leibnitz-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1896].

Walcker, K., Montesquieu als Polyhistor, Philosoph, Vorkämpfer der germanisch-protestantischen Kultur und als politischer Prophet. Leipzig. Rossberg. 31 S. 8°.

Weyhe, E., Boileaus Episteln in freier Nachbildung. Leipzig, A. Oehmigke's Verlag 1895. 64 S. 8°.

Wyndham, G., La Pleïade [In: Cosmopolis, April 1896. Vol. II. No. IV. S. 28—48].

Zimmer, H., Beiträge zur Erklärung irischer Sagentexte [In: Zs. f. celtische Phil. I,1].

Meyer, P., Notice du manuscrit fr. 17177 de la Bibliothèque nationale [In: Bulletin de la Soc. des anciens textes fr. XXI,2].

L'antidotaire Nicolas. Deux traductions françaises de l'Antidotarium Nicolai, l'une du XIVe siècle, suivie de quelques recettes de la même époque et d'un glossaire, l'autre du XVe siècle, incomplète, publiés, d'après les manuscrits français 25327 et 14827 de la Bibliothèque Nationale, par le Dr. Paul Dorveaux. Préface d'Antoine Thomas. Paris, Welter, 1896, in-8, XXIII—122 p.

Version anglo-normande en vers de *l'Apocalypse* p. p. *P. Meyer* [In Romania XXV, S. 174—257].

Pierlas, Cais de, Chronique niçoise de *Jean Badat* (1516—1567) [In: Romania XXV, S 33—79].

Barlaam and Joasaph. English lives of Buddha, edited by *J. Jacobs.* Londres, Nutt, 1896. CXXXII, 56 S. 12°.

Chansons françaises inédites du manuscrit de Modène p. p. *A. Jeanroy* [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 241—269].

Le dit des Jardiniers, épithalame pour le mariage d'Antoine de Disimieu et de Pernette de Montouagnard. Farce morale, du XVIe siècle, publiée et annotée par *Fr. Mugnier.* Paris, Champion, 78 S. 8°.

Documents provençaux tirés des Archives municipales d'Arles et des minutes de notaires p. p. Roboly. [In: Rev. d. l. r. XXXIX, S. 234—237. 269—280].

Documents tirés des livres de comptes des ouvriers de Notre Dame la Major d'Arles (suite) p. p. *Roboly* [In: Rev. des l. rom. XXXIX, S. 145—159].

Fragments d'une paraphrase provençale du Pseudo-Caton p. p. P. Meyer [In: Romania XXV, S. 98—110].

Kristian von Troyes Erec und Enide. Neue verbesserte Textausgabe mit Einleitung und Glossar hrgb. von *W. Foerster* [Romanische Bibliothek No. 13]. XLV, 230 S. 8°. Halle, M. Niemeyer.

Le livre et mistere du glorieux seigneur et martir saint Adrien, publié, d'après le manuscrit de Chantilly, avec introduction, table et glossaire, par *E. Picot.* Imprimé pour le Roxburghe Club. 1895. XXXIV, 206 S. 4°.

Monk of Fife, the, Being the chronicle written by Norman Leslie of Pitculls. Concerning marvellous deads that befell in the realm of France in the years of our redemption, MCCCCXXIX—MCCCCXXXI. Now first done into English out of the French by *Andrew Lang.* London, Longmans. 404 S. 8°. Sh. 6.

Old french romances. Done into English by *W. Morris.* With an introduction by J. Jacobs. London, G. Allen. XXXII, 169 p. 8°. Sh. 4,6

Poésies provençales inédites, tirées des manuscrits d'Italie p. p. C. Appel. [In: Revue d. l. r. XXXIX, S. 177—216].

Rolandslied. Das älteste französ. Epos, übers. v. *G. Shmilinsky.* 122 S. [In: Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes No. 907. 908. à 0,25].

Chanson (la) de *Roland.* Texte, critique, traduction et commentaire, grammaire et glossaire par Léon Gautier. 22e édition, revue avec soin. Edition classique, à l'usage des élèves de seconde. In-18 jésus, LII-606 pages. Tours, Mame et fils.

Rôles gascons, transcrits et publiés par *Charles Bémont.* Supplément au t. 1er (1254-1255). In-4°, CXXXIII-225 p. Paris, Imprim. nationale. [Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par les soins du ministre de l'instruction publique. 1re série: Histoire politique].

La contemplacio de la passio de Nostre Senhor, testo catalano-provenzale p. p. C. Salvioni. [In: Studj di fil. romanza. Fasc. 19. S. 132 bis 168].

La *louange* du muliebre et feminin sexe, poème inédit du XVIe siècle pour le mariage de M. André Despois et de Mlle. Louise Kortz). Paris, 8. avril. Imprim. Protat frères. Mâcon.

Agrippa d'Aubigné. — Les Aventures du baron de Fæneste. Avec une préface et des notes explicatives par Gaston de Raimes. In-16, XXXVII-260 p. Paris, Flammarion. 1 franc.

— Histoire universelle. Edition publiée pour la Société de l'histoire de France pour le baron Alphonse de Ruble. T. 8 (1588-1593). In-8°, 427 pages. Paris, Laurens. 9 francs. (1895.)

Boileau. — Satires; le Lutrin. In-32, 192 p. Paris, Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Bossuet. — Sermons choisis. Edition classique par le chanoine Féron. 6e volume: Choix d'homélies. In-8°, 156 p. Lille. Desclée, de Brouwer et Ce. (1895.)

Chansonnier (le) français, contenant un choix de plus jolies chansons des auteurs du bon vieux temps: Piron, Çollé, Gallet, Dorat, Lattaignant, Panard, etc. In-18, 108 pages. Paris, Delarue.

Corneille. — Œuvres complètes de P. Corneille. Suivies des Œuvres choisies de Thomas Corneille. T. 6. In-16, 407 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Œuvres des principaux écrivains français].

Des Granges C. — Les Contes de Perrault, mis en vers par Charles Des Granges. Illustrations de Mlle Ch. Dufau. In-4°, 56 pages. Paris, Delagrave.

Diderot. — Le Neveu de Rameau, suivi des Salons de 1761, 1766, 1769 (Greuze). Précédé d'une étude de Goethe sur Diderot. In-32, 191 p. Paris. Pfluger. 25 cent. [Bibliothèque nationale].

Goncourt, de. — Journal des Goncourt. (Mémoires de la vie littéraire.) 3e série. 3e volume. T, 9. (1892-1895.) Suivi d'un index général des noms cités dans les neuf volumes. In-18 jésus, 434 pages. Paris, Charpentier et Flasquelle. 3 fr. 50. [Bibliothèque Charpentier.]

Nouvelle correspondance inédite de *Victor Jacquemont* avec le capitaine de vaisseau Joseph Cordier (fin) p. p. *H. Omont* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. III, S. 245—269].

La Fontaine. — Contes. In-18, 108 pages. Paris, Delarue.

Lamartine. — Œuvres. Graziella. In-16, 191 p. Paris, Hachette et Ce.; Jouvet et Ce. 1 fr. 25. [Edition publiée par la Société propriétaire des œuvres de Lamartine.]

Lesage. — Pages choisies des grands écrivains par P. Morillot. In-18 jésus, XV-344 p. Colin et Ce. Lectures littéraires.

Marguerite de Navarre. — Les Dernières Poésies. Publiées pour la première fois, avec une introduction et des notes, par Abel Lefranc, secrétaire du Collège de France. In-8°, LXXVII-466 p. et portrait. Paris, Colin et Ce. 12 fr. [Publication de la Société d'histoire littéraire de la France.]

Michelet, J. — Œuvres complètes. Histoire de France. Edition définitive, revue et corrigée. T. 11: Richelieu; la Fronde. In-8°, 624 p. Paris, Flammarion.

— Œuvres complètes. Histoire de France. Edition définitive, revue et corrigée. T. 12: Louis XIV et la révocation de l'édit de Nantes. In-8°, 434 pages. Paris. Flammarion.

Molière, Œuvres, Variantes, commentaire et glossaire. S. VI. Paris, A. Lemerre.. 10 fr.

— Œuvres de Molière. Illustrations par Maurice Leloir. Les Fourberies de Scapin. Gr. in-4°, XII-134 p. Paris, Testard.

— Œuvres, d'après l'édition de 1734, illustrées des dessins et des culs-de-lampe de Boucher et du portrait de Molière par Coypel. 2 vol. In-16. T. 1er, XIX-492 p.; t. 2, 507 p. Coulommiers, imp. Brodard.

— Les Fourberies de Scapin, comédie en trois actes. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XII-120 p. Paris, Flammarion. 6 fr.

Montaigne. — Extraits des Essais. Avec introduction, notes, glossaire explicatif des mots difficiles et sentences détachées par E. Talbot. 3e édition. In-16, XVI-174 pages. Paris, Delalain frères. 2 francs.

Regnard. — Théâtre. Le Légataire universel: le Bal. In-32, 160 pages. Paris, Pfluger, 25 cent. Bibliothèque nationale.

Renan. — Lettres intimes 1842—45 d'Ernest Renan et d'Henriette Renan. Précédées de „Ma sœur Henriette, par E. Renan." Paris, 1896. 8°. 7 M. 50 Pf.

Rousseau, J.-J. — Extraits. Avec notice et analyse par Jules Guy, agrégé de l'Université. In-18 jésus, 87 p. Paris, Delagrave. 75 cent. Petite Bibliothèque des grands écrivains.

— Du contrat social. Edition comprenant, avec le texte définitif, les versions primitives de l'ouvrage collationnées sur les manuscrits autographes de Genève et de Neuchâtel, une introduction et des notes par Edmond Dreyfus-Brisac. In-8°, XXXVI-431 p. Paris, F. Alcan. 12 fr.

Sales, saint F. de. — Introduction à la vie dévote. Réimpression textuelle de la 3e édition (1610). Bibliographie par A. Perrin; étude iconographique par John Grand-Carteret. 2 vol. In-8° avec gravures dans le texte et hors texte. T. 1er, CLVII-152 p. et autographes; t. 2, 651 p. Moutiers, Ducloz. (1895.)

Staël, Mme. de. — Extraits des œuvres de Mme de Staël. Avec une introduction, une notice biographique et littéraire et des notes par P. Jacquinet. In-18 jésus, LVIII-370 p. Paris, Belin frères.

— Essai sur les fictions (1795) m. Goethe's Uebersetzung (1796), hrsg. v. J. Imelmann. gr. 8°. (VII, IX, 89 S.) B., G. Reimer.

Sévigné, Mme de. — Lettres choisies. 2e volume. In-8°, 178 pages. Lille, Desclée, de Brouwer et Ce. (1895.)

— Lettres choisies de Mme de Sévigné. Edition classique. 1er volume. In-8°, 172 p. Lille, Desclée, de Brouwer et Ce. (1895.)

Taine, H. — Les Origines de la France contemporaine. La Révolution.

T. 2: la Conquête jacobine. 17e édition. In-8°, II-491 pages. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50.
— Derniers essais de critique et d'histoire. In-16, VIII-264 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. Bibliothèque variée.
Zola, E. — Les Trois Villes. Rome. In-18 jésus, 755 pages. Paris, Charpentier et Fasquelle. 3 fr. 50. Bibliothèque Charpentier.

Tuetey, L. — Anthologie des fabulistes franc-comtois. In-18 jésus, X-161 p. Dôle, Bernin (1895).

Bechtel, Adf., erstes französisches Sprech- u. Lesebuch f. Mädchen. 2. Aufl. gr. 8°. (XI, 140 S.) Wien, A. Hölder.
Bibliothèque française à l'usage des écoles. Collection Friedberg & Mode. Nr. 20. 8°. B., Friedberg & Mode. n. 1.20; Wörterbuch (58 S.). — 30. 20. Hommes célèbres de l'histoire romaine v. Duruy. Für untere und mittlere Klassen höherer Lehranstalten. Mit kulturgeschichtl. Anmerkgn., 2 Karten u. e. Wörterbuche. Bearb. u. hrsg. v. Oberrealsch.-Oberlehr. H. W. Glabbach. 2. Aufl. (VIII, 158 S.). 1.20.
Collection d'auteurs français. Sammlung französ. Schriftsteller für den Schul- u. Privatgebrauch, bearb. u. m. Anmerkgn. versehen v. G. van Muyden u. Ludw. Rudolph. Fortgeführt unter Mitwirkg. des Dir. Prof. Dr. A. Hamann. II. Serie. 10. Lfg. 8°. Altenburg, H. A. Pierer. II, 10. Napoléon à Moscou. Épisode de l'histoire de Napoléon et de la grande armée par Paul-Philippe de Ségur. 4. éd. (89 S.)
Freytag's Sammlung französischer u. englischer Schriftsteller. Molière, les femmes savantes. Comédie. Für den Schulgebrauch hrsg. von Eugène Pariselle. 1. Tl.: Einleitung u. Text. 2. Tl: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (XXII, 146 S.) L., G. Freytag. Geb. u. geh. 1,50; Ausg. f. Mädchenschulen. 1,50.
— dasselbe. Scribe et Legouvé, bataille des dames ou un duel en amour. Comédie. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Alb. Hamann. 1. Tl.: Einleitung u. Text. 2. Tl.: Anmerkungen u. Wörterverzeichnis. 8°. (X, 118 S.) Ebd. Geb. u. geh. 1,20; Ausg. f. Mädchenschulen. 1,20.
Gerhard's französische Schulausgaben. Nr. 4. 2 Tle. 8°. Leipzig, R. Gerhard. 4. T. Combe. Pauvre Marcel. Ouvrage couronné. Im Auszug f. den Unterricht hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen von Lehrerin Meta v. Metzsch. 1. Tl.: Text. 2. Aufl. (VIII, 142 S.) 1,25. — II. Tl.: Anmerkungen u. Wörterbuch. (48 S.) — 25.
— 5, I. Par Henry Gréville. Im Auszug f. den Unterricht hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen von Lehrerin Meta v. Metzsch. 1. Tl.: Text. (VIII, 167 S.) 1,30. — II. Anmerkungen u. Wörterbuch. (37 S.) — 25.
Gropp, Ernst, u. *Emil Hausknecht,* Kommentar zur Auswahl französischer Gedichte v. G. u. H. (Französische u. englische Schulbibliothek, Reihe B, 1. Bd.). Nebst e. Abriss der französ. Verslehre u. e. Auswahl metr. Uebersetzgn. 2. Aufl. 8°. (VIII, 195 S.) L.. Renger. Geb. 2,—
Hildesheimer, J. le petit chansonnier. Sammlung französ. Gedichte, bekannten Melodien angepasst u. f. den Schulgebrauch zusammengestellt. 2 Hfte. gr. 8°. (à 40 S.) Berlin, F. A. Herbig. à — 80.
Jost, G., et A. Cahen. — Lectures courantes, extraites des écrivains français, publiées avec une introduction, des notes, des exercices, à l'usage des écoles primaires et des classes élémentaires de l'enseignement secondaire. 1re série: Contes; Fables; Proverbes et Récits

